This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

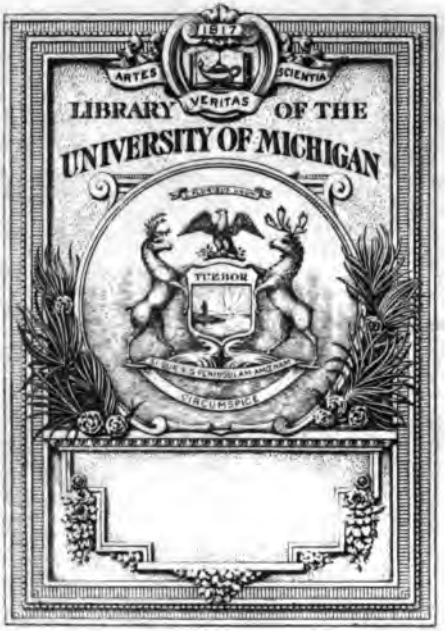
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

A 948,702


ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
SIRCUMSPICE

Z
1007
.A39

JOHANN IGNAZ
VON FELBIGER.
Rentius pinx.
Schlauen fc.

Allgemeine deutſche Bibliothek.

P.V.H

Des neunzehnten Bandes erſtes Stück.

Mit Königl. Preußl. Churfürſtl. Sächßl. und Churf. Brandenburg. allergnädigſten Freyheiten.

Berlin und Stettin,
verlegts Friedrich Nicolai,
1773.

Verzeichniß

der in diesem ersten Stück des neunzehnten Bandes recensirten Bücher.

I. Die wichtige Frage von der freyen Aus- und Einfuhr des Getraids ꝛc. ꝛc. 3
Beurtheilung ꝛc. ꝛc. 3
Anmerkung ꝛc. ꝛc. 3
Die Kunst theure Zeiten zu machen ꝛc. ꝛc. 3
Anmerkungen über die dermalige Fruchtsperre. 7
II. *C. A. de Martini* Ordo historiae juris civilis, in usum auditorii vulgatus. Editio III. 24
III. C. F. Gellerts sämmtliche Schriften. 1ter bis 7ter Theil. 29
Derselben Anhang, oder vermischte Gedichte. Zweyerley Ausgaben. 29
Derselben 6ter und 7ter Th., worinn die moralischen Vorlesungen enthalten. 29
C. F. Gellerts moralische Vorlesungen, 2. B. nach des V. Tode herausgegeben von J. A. Schlegel, und G. L. Heyern. 29
Leçons de Morale ou Lectures Academiques faites dans l'Université de Leipzig, par feu Mr. *Gellert*. II. Tom. 32
Vermischte Anmerkungen über Gellerts Moral, seine Schriften überhaupt, und seinen Charakter. 32
Ueber den Werth einiger deutsch. Dichter, und über andre Gegenstände, den Geschmack und die schöne Literatur betreffend. 1. St. 34
Ueber den Werth einiger deutschen Dichter und über andre Gegenstände, den Geschmack und die schöne Literatur betreffend. 2. St. 52
IV. Katechismus der Sittenlehre für das Landvolk. 56

Praktiſcher Katechiſmus zur chriſtlichen Sittenlehre für das Landvolk. Nebſt moraliſch. Regeln zur feinern Bildung deſſelben. 63
Verſuch eines Schulbuches für Kinder der Landleute, oder zum Gebrauch der Dorfſchulen. 69
Unterweiſung zur Glückſeligkeit nach der Lehre Jeſu. 78
Entwurf eines Unterrichts in der chriſtlichen Religion für meine Catechumenen zwiſchen 13. und 17. Jahren. von J. E. Troſchel. 82
Kurzer Grundriß der chriſtlichen Lehre zur Unterweiſung der Jugend. 88
Die Glaubenslehren der Chriſten zum Gebrauch der Schulen. 90
Rechtgläubige Lehre, oder kurzer Auszug der chriſtlichen Theologie, von Jaromonach Platon. 96
Prüfung des Religionsſyſtems für junge Leute von guter Erziehung. 98
Populärer Religionsbegrif für evangel. Schulen und Gymnaſien. 101
V. Oden (von Klopſtock.) 109
VI. B. Hederichs, gründliches mythologiſches Lexicon — vermehrt und verbeſſert von J. J. Schwaben. 124
VII. Reiſen von London nach Genua durch England, Portugall, Spanien und Frankreich von J. Baretti. 1. und 2ter Th. 134
VIII. 1. Leben und Charakter C. A. Klotzens, von C. R. Hauſen. 146
2. Leben, Thaten und Charakter C. R. Hauſen, als eine nöthige Beylage zu dem Leben des H. Klotz, von H. Fuhrmann. 147
3. Ueber das von dem H. P. Hauſen entworfene Leben des H. Klotz. 147

4. Vita

4. Vita et memoria Viri illuſtris *C. A. Klotzii* etc. a *C. E. Mangelsdorfio.* 147
5. C. G. von Murr, Denkmal zur Ehre des ſel. H. Klotz. 147
6. Briefe deutſcher Gelehrten an den H. Klotz. 1ter Th. von J. C. A. von Hagen. 148
7. Ueber die Briefe des H. v. *S.* an H. *Klotz. J. L.* 148
IX. W. A. Tellers Wörterbuch des Neuen Teſtaments zur Erklärung der chriſtlichen Lehre. 180

Kurze Nachrichten.

1) Gottesgelahrheit.

Predigten nach dem Geſchmack der drey erſten Jahrhunderte der Chriſtenheit, ſamt einer Rede bey dem Begräbniſſe des ſel. Hn. G. Terſtegens. Erſte Samml. 205
Predigten über die Sonn- und Feſttäglichen Epiſteln, nebſt beygefügten auserleſenen Liedern ꝛc. 2ter Th. 206
Lobrede auf den Meßias. Von C. Baſtholm. 210
Die Lehre von der chriſtlichen Mäßigkeit und Keuſchheit, in zwölf Predigten von D. G. Leß. 214
Apoſtoliſche Glaubens- und Sittenlehre ꝛc. von P. G. Bulffer. 1ter und 2ter Band. 217
S. Korn, friedſame Religion ꝛc. 220
R. P. E. a *Jeſu* quaeſtiones ſacrae reſponſionibus concinatoriis pro omnibus anni dominicis ac praecipuis feſtis in utilitatem concionatorum explanatae. Tom. I. II. III. IV. 222
Heiliges Communionbuch, eingerichtet nach der göttlichen Lehre des Evangeliums ꝛc. von *R. P. Friderico* a *Jeſu.* 223
Sittliche Gleichniſſe über verſchiedene Gegenſtände aus berühmten Schriften geſammelt, und in eine alphabetiſche Ordnung gebracht, von F. X. Schmid. 223
M. Zirk, heilſame Wahrheiten über den Ausſpruch Salomons. Eccl. I. 14. 2ter Theil. 224
M. Zirk, heilſame Wahrheiten über den Ausſpruch Salomons. Eccl. XII. 5. 1ter und 2ter Theil. 224

S. Sailer, geistliche Reden, bey mancherley Gelegenheiten und über verschiedene Materien gesprochen. Dritter Band. 225
Ebendesselben Marianisches Orakel. 1ter und 2ter Band. 225
Sammlung auserlesener heiliger Reden auf die bekanntesten Festtage der kathol. Kirche ꝛc. 1. 2. 3. u. 4ter Th. 227
Allgemeines Mission-Fragbüchlein, von P. J. Parhamer. 227
Der Catechist nach seinen Eigenschaften und Pflichten, von M. J. Schmidt, aus dem Latein. übersetzt durch B. Strauch. 229

2) Rechtsgelahrheit.

Opuscula varia de Latinitate ICtorum veterum &c. animadvers. adjecit C. A. *Dukerus*. 231
Kritisches Wörterbuch über juristische Sachen. 231
A. F. Schotti opuscula juridica. 233
D. Nettelbladts Abhandlung von dem ganzen Umfange der natürlichen und der in Deutschland üblichen positiven gemeinen Rechtsgelahrheit ꝛc. 236
H. J. F. Eisenharts Erzählungen von besondern Rechtshändeln. Sechster Theil. 238

3) Arzneygelahrheit.

Nomenclator botanicus, enumerans plantas omnes in systematis Naturae Edit. XII. Specier. Plantarum edit. II. & Mantissis binis a illustri D. *C. Linnaeo*. 238
D. *I. C. D. Schreberi*, Specilegium Florae Lipsicae. 239
P. J. Buchoz, Sammlung auserlesener Briefe zur Erhaltung der Gesundheit und durch den Bau und die Erziehung der Gewächse sich in kurzer Zeit zu bereichern. Erster Theil. 239
Gedanken von der Arzneywissenschaft und den Aerzten, von D. C. G. Gruner. 242
Neuverbessertes Dispensatorium oder Arzneybuch. Zweyter Theil. 244
H. D. R. Brocklesby, ökonomische und medicinische Beobachtungen zur Verbesserung der Kriegeslazarethe und der Heilart der Feldkrankheiten. Aus dem Engl. übersetzt, von D. C. G. Selle. 244

4) Schöne

4) Schöne Wissenschaften.

K. C. K. S. vermischte Gedichte. Erste Sammlung. 248
Versuche in kleinen Gedichten. 250
Phantasien, nach Petrarka's Manier, von *K. E. K. Schmidt.* 251
Briefe vermischten Inhalts. 252
M. C. J. Sucro kleine deutsche Schriften, von G. C. Harles. 253

5) Schöne Künste.

Die Apotheke, eine komische Oper in zween Akten, in Musik gesetzt von C. G. Neefe. 256
Amors Guckkasten, eine komische Operette, in Musik gesetzt, von C. G. Neefe. 257

6) Romanen.

Die Abentheuer des D. S. von Konsalva. 2 Theile. 258
Landbibliothek für die Deutschen. Erster Theil. 259
Versuche in rührenden Erzählungen. 260
Der Graf von Pontis, oder der von seinem Sohne ermordete Vater. 260
Angenehmer Zeitvertreib bey langen Winterabenden. 1tes, 2tes und 3tes Stück. 261

7) Weltweisheit.

Ueber die moralische Schönheit und Philosophie des Lebens. 262
A. von Joch, über Belohnung und Strafe nach türkischen Gesetzen. 263
Erstes Sendschreiben an Hn. A. v. Joch. v. Alex. v. Frey. 263
Zweytes Sendschreiben an H. A. v. Joch. v. Alex. v. Frey. 263
A. von Joch über Belohnung und Strafe nach türkischen Gesetzen. 2te Auflage. 263

8) Mathematick.

J. E. Bode monatliche Anleitung zur Kenntniß des Standes und der Bewegung der Planeten und des Mondes ꝛc. 267
J. E. Bode kurzgefaßte Abhandlung nebst einem deutlichen Entwurf der partialen Mondsfinsterniß ꝛc. 267
J. E. Bode, monatliche Anleitung zur Kenntniß des Standes und der Bewegung der Planeten und des Mondes ꝛc. 268

J. E. Kreuſe zuverläßiger und geſchwinder Wechſelſcheider. 268
Berechnung der Luftmaſchiene, welche in der Niederungariſchen Bergſtadt zu Chemnitz bey der Amalia Schacht, vom Hrn. J. A. Höll, Oberkunſtmeiſtern erfunden, erbauet, und im Jahre 1753. den 23 März iſt angelaſſen worden. 269
Die Urſachen der Bewegung der Planeten, der Schwere, und des Zuſammenhanges der Körper, von A. A. Hamberger. 271

9) Erziehungsſchriften.

Wochenblatt für rechtſchaffene Eltern. Erſten Bandes erſte Abtheilung. 273
Wochenſchrift zum Beſten der Erziehung der Jugend. 1ter Band. 274

10) Naturlehre und Naturgeſchichte.

D. H. D. Gaubius ꝛc. Entwürfe von verſchiedenen Inhalt. Aus dem Lateiniſchen überſetzt von D. A. M. Siefert. Herausgegeben und mit Anmerkungen begleitet von D. W. H. S. Bucholz. 276
Entwurf einiger Grundſätze der Geſellſchaft von Verbreitung der Patriarchalphyſick. 279

11) Philologie, Kritick und Alterthümer.

Figurae variaeque formae litterarum. Obtulit ſocietati Regiae ſcientiarum. 281
Einleitung in Mythologiſche Tabellen von *H. C. A. Klotzii* Lectiones Venuſinae. 283
285

12) Geſchichte, Diplomatick und Erdbeſchreibung.

Entwurf von dem Charakter und fürnehmſten Lebensumſtänden des höchſtſeligen Prinzen W. Adolph von Braunſchweig und Lüneburg. 287
Ebauche du Caractere et des principaux traits de la vie de *A. S.* le Prince *J. Adolph.* de Brunſvic. & de Lüneburg. 288
Neuverändertes Rußland, oder Leben Catharina der zweyten Kaiſerin von Rußland. 1ter Theil. 3te Auflage. 2ter Th. 288
Verſuch einer Reformations- und Kirchengeſchichte der Grafſchaft Erbach und Herrſchaft Breuberg, aus archi-

valischen und andern bewährten Urkunden. Herausgegeben von J. P. W. Luk. 295
Sammlung der besten und neuesten Reisebeschreibungen in einem ausführlichen Auszuge ꝛc. 10ter Band. 296
Entwurf von den Kirchengeschichten des N. T. 3ter und letzter Theil. Ausgefertiget von D. P. F. Hane. 297

13) Gelehrte Geschichte.

Trauerrede auf H. Gerard, Freyherrn van Swieten s. w. gehalten von J. Wurz. 298
Lobrede auf den Freyherrn Ger. van Swieten, gehalten von L. G. Baldinger. 298
Lobrede auf den Hn. F. C. Casimir Freyh. von Creuz. 300
Litterarisches Wochenblatt, oder gelehrte Anzeigen mit Abhandlungen. 1ter Band. 301
— — — Zweyter Band. 301

14) Finanzwissenschaft.

Ists dem Staate besser, dumme oder aufgeklärte Unterthanen zu haben. 302
D. D. G. Schrebers Reise nach Carlsbad; nebst Hrn. M. J. G. Schwarzens Untersuchung der Frage: ob und was für Vortheil in der Natur ein Erdbeben verschaffen könnte. 304
Des Abts A. Genovesi, Grundsätze der bürgerlichen Oekonomie. Nach der neuesten und verbesserten Ausgabe aus dem Italienischen übersetzt, von A. Witzmann. 305

15) Haushaltungskunst.

Abriß zu einer allgemeinen Landbienenzucht, nebst einer Fortsetzung von Bienenbetrachtungen. 2ter Theil, durch C. L. Hase. 307
Der Kunsterfahrne Mälzer und Brauer, oder praktische Anweisung auf englische, deutsche, böhmische und viele andere Art herrlich Bier zu brauen. Nebst einem Unterrichte, das verdorbene Bier gut zu machen. 311
Zusätze zu dem Bedenken über die Frage: Wie dem Bauerstande Freyheit und Eigenthum in den Ländern, wo ihm beydes fehlet, verschaffet werden könne. 312
Berliner Beyträge zur Landwirthschafts-Wissenschaft sowohl aus der Theorie als Erfahrung. 1tes bis 6tes Stück. 312

Monatliche Beschäftigungen für einen Baum- und Plantagen-Gärtner. Als eine Zugabe zum fünften Theile des Hausvaters. 312

J. F. Mayers zwote Fortsetzung der Beyträge und Abhandlungen zur Aufnahme der Land- und Hauswirthschaft ꝛc. 313

G. Rammelt gemeinnützige Abhandlungen zum Besten der Gärtnerey und Landwirthschaft. 2ter Th. 314

Allgemeine Gründe der ökonomischen Wissenschaften vornehmlich des Ackerbaues, der Handlung, des Cameralwesens. Aus dem Französischen übersetzt. 2ter und 3ter Theil. 314

Hrn. Guiot kurzgefaßtes Forst-Handbuch größtentheils aus des Hrn. du Hamel du Monceau allgemeinen Abhandlung von den Wäldern herausgezogen. 315

Der wohlunterwiesene Landwirth, aus dem Französischen übersetzt. 315

16) Vermischte Nachrichten.

Gerichtliche Akten, betreffend eine Recension der Goezischen Betrachtungen über das Leben Jesu auf Erden, in No. LVIII. der Frankfurter gelehrten Anzeigen, von 1772. Zur Rechtfertigung des Hrn. Pastors, des Recensenten und des Verlegers. 315

Rettung der Unschuld des Hrn. Hauptpastor Goeze, gegen boshafte gedruckte geschriebene und mündlich ausgesprengte Lügen und Verläumdungen. 319

1) Schreiben des Frankfurt. Recensenten von Goetzens Betrachtungen an den Verleger der Frankfurt. gelehrten Anzeigen. 320

2) Aus *Miltons* Areopagita, in der Collection complete of his historical political and miscellaneous Works. 335

Lob des Krieges. In einigen Gesprächen entwickelt. 2ter und letzter Theil. 337

J. Severini, Hungari, Pannonia veterum monumentis illustrata, cum Dacia Tibiscana. 341

Nachricht. 341

Todesfälle. 342

I.

Die wichtige Frage von der freyen Aus- und Einfuhr des Getraids ꝛc. ꝛc.

Beurtheilung ꝛc. ꝛc.

Anmerkung ꝛc. ꝛc.

Die Kunst theure Zeiten zu machen ꝛc. ꝛc.

Wir liefern hiemit die Fortsetzung des im vorigen Stück unserer Bibliothek abgebrochenen Urtheils über obige vier Schriften.

Ein anderer geschickter Mann, welcher nach dem Herrn Reimarus über denselbigen Gegenstand geschrieben hat, Herr J. L. F. Scharnweber aus dem Hannöverschen, widerleget in einer besondern Abhandlung die Möglichkeit und den Nutzen der in den Göttingischen allgemeinen Unterhaltungen vorgeschlagenen gesetzlichen Bestimmung des Kornpreißes. Ein solcher Vorschlag ist, so gut und menschenfreundlich er auch gemeynt ist, so weit von aller Ausführbarkeit und von aller Gerechtigkeit entfernet, daß er keiner weitläufigen Widerlegung bedurfte. Indessen verdienet Herr Scharnweber allen Dank, daß er diese Widerlegung unternommen hat, indem er dadurch Anlaß gehabt hat, die Nützlichkeit des freyen Getraidhandels in einem Gesichtspunkt zu zeigen, der zwar Hn. Reimarus scharfen Einsicht nicht entgangen ist, den wir aber mit Vergnügen von einem Bürger eines landwirthschaftlichen Staates noch ausführlicher beleuch-

tet sehen. Wir meynen die verderblichen Folgen des Zwanges für die Blüthe der Landwirthschaft und die unendlichen Vortheile, welche die Freyheit allein dieser ersten Quelle des allgemeinen Wohlstandes gewähret. Herr Sch. stützet wie Hr. Reim seine Meynung auf Gründe, welche von den französischen Oekonomisten und insbesonder von Hn. Herbert und von Hn. du Pont, mit vielem Eifer in das helleste Licht gesetzet worden sind. Hr. Scharnweber thut anbey noch einen Vorschlag, durch den er hoffet allem Getraidmangel in einem Lande vorzubiegen. — Er verwirft mit den französischen Oekonomisten die auf Unkosten des Staates errichteten Vorrathshäuser. Er glaubet aber, daß in jedem Lande von einem gewissen Umfange Handlungsgesellschaften gestiftet werden sollten, welche über sich nähmen, immer einen gewissen Vorrath von Getraide auf Magazinen zu halten, solchen in Zeiten, wo der Landwirth gewöhnlich sein Getraid nicht wohl anbringen kann, einzukauffen, und in den Zeiten, da es die öffentlichen Bedürfnisse erfordern, denselben mit einem gerechten Gewinnste an die Einwohner abzugeben.

Da Hr. Sch. für seine Handlungsgesellschaft keine ausschliessenden Vorrechte verlanget, da er einheimische und fremde ohne Unterschied neben ihnen kauffen und verkauffen läßt: so finden wir für den Landwirth, für den Verzehrer, und für den Staat selbst diese Gesellschaften unendlich viel vortheilhafter, als die auf Rechnung des Staates errichteten Vorrathshäuser. Wir vereinigen also unsere Wünsche mit den seinigen, daß bey schicklichen Zeiten in allen Ländern solche Handlungsgesellschaften, jedoch ohne ausschliessende Vorrechte, errichtet werden möchten. Nur bleibt uns noch der Zweifel übrig, ob dieses ohne Verlust und ohne Nachtheil der Theilhaber geschehen

können.

könne. Dieſes müſſen wir Männern zu entſcheiden überlaſſen, welche in Handelsſachen größere Einſichten und Erfahrung haben. Uns dünket einmal, die Verbindlichkeit die aufgeſchütteten Früchte nur im Lande zu verkauffen, ſetze die Geſellſchaft der Gefahr eines allzugroßen Verluſtes aus. Es könnte ſogar ſeyn, daß eine Geſellſchaft, welche dieſe Verbindlichkeit auf ſich hätte, alle andern Handelsleute abſchreckete, Getraid ins Land zu ziehen, und daß ſie alſo mehr zur Verminderung als zur Vermehrung des Vorraths und der Einfuhr beytrüge. —

Herr Scharnweber hat in der Vorrede ſeiner wichtigen und merkwürdigen Abhandlung eine Stelle aus Hrn. Herberts Werkgen über die Getraidpolicey eingerücket, welche mit dem größten Nachdrucke die Unbequemlichkeiten der obrigkeitlichen Vorrathshäuſer darthut. Wir geſtehen es, daß wir den darinn enthaltenen Gründen nichts entgegen ſetzen können, welches zureichend wäre, dieſelben zu entkräften, wenn wir die Sache nur in dem Geſichtspunkt anſehen, daß bey dem ordentlichen und durch den Unverſtand der Menſchen nicht geſtörten Laufe der Natur in jedem Lande der größte mögliche Vorrath von Getraide in dem beſten und gerechteſten Preiße erhalten werde. —

In dieſem Geſichtspunkt ſind unſtreitig alle öffentlichen Vorrathshäuſer eher ſchädlich als nützlich. Allein, da durch die herrſchenden Vorurtheile, von denen ſich diejenigen, welche an der Spitze der Geſchäfte ſtehen, immer zuletzt befreyen, viele Staaten ſich der Gefahr ausgeſetzet ſehen, auf jedem Eigenſinn ihrer Benachtbarten der Zufuhr beraubet zu werden: ſo müſſen die Vorſteher dieſer Staaten immer mit einem Vorrathe verſehen ſeyn, der ſie in den Stand ſetzte, in dem Nothfalle die leidende Armuth zu erleichtern. Da ferner Krieg, Peſt, epidemiſche Krankheiten und

Viehseuchen den gewöhnlichen Lauf der Handelschaft in allen Staaten plötzlich hemmen können: so ist auch auf diese Fälle die Errichtung öffentlicher Vorrathshäuser eine Fürsorge, welche eine gesunde Politick zu erheischen scheinet.

Es muß aber dieselbe mit der äussersten Fürsicht vorgenommen werden. — Errichtet man solche Vorrathshäuser, oder ergänzet man dieselben bey einer würklichen oder nur befürchteten Theurung, so vermehret man das Uebel, das man vermindern, und so erzeuget man dasjenige, dem man zuvorkommen will. Sobald in einem Lande Käufe auf Unkosten eines Staates geschehen, so wird darinn das Zeichen zur Erhöhung des Fruchtpreises gegeben. Jedermann weis, daß es den Gewalthabern öffentlicher Verwaltungen nur darum zu thun ist, viel und nicht wohlfeil zu kaufen. Es dörfte also in Ländern, wo man der Erhöhung des Fruchtpreißes vorbeugen will, am übelsten gethan seyn, wenn man benachbarten Fürsten und Staaten erlaubet auf ihre Rechnung Getraid einzukaufen. Wenn man einige Käuffe verbieten sollte, so sind es solche. Nur in wohlfeilen Zeiten soll man solche Anfüllungen und Ergänzungen der Vorrathshäuser selbst vornehmen oder andern erlauben, wenn man noch glaubet, daß man in diesem Stücke etwas erlauben oder verbieten soll. In solchen Zeiten ist es allgemein nützlich durch die vermehrte Einkauffung der Früchte, die Landwirthschaft aufzumuntern.

Auch der Gebrauch dieses von dem Staate aufgeschütteten Getraides muß mit aller Fürsicht geschehen

Soll man dieselben zum Besten der Armen unter dem lauffenden Preiße weggeben? Es muß wohl seyn, wenn es der alleräusserste Nothfall erheischet, und wenn keine bessern Anstalten in einem Staate möglich sind.

ſind. Wo es aber immer möglich iſt, ſo muß man dieſes nicht thun, um nicht die Einfuhr abzuſchrecken, und noch mehr, um nicht den Bürgern den ſchädlichen Gedanken beyzubringen, daß der Staat verbunden iſt, ſie zum Theile, oder ganz zu ernähren, und um nicht dadurch den Hang zum Betteln und zum Müßiggange zu ſtärken. Es ſoll alſo, wenn es immer ſeyn kann, der Bürger, welcher vermögend iſt zu arbeiten, nicht durch wohlfeileres und noch weniger durch geſchenktes Brod, ſondern durch Arbeit, die ihm der Staat gewähret, unterſtützet werden. — Das größte Uebel in ſchlimmen Zeiten iſt der Mangel an Arbeit und an Verdienſte. — Der Landesherr, welcher dieſem begegnet, iſt der wahre Wohlthäter ſeines Volkes, und ſolte es auch durch Arbeiten ſeyn, welche den geringſten Nutzen nicht haben. Der Nutzen, daß ein Menſch nicht zum Müßiggange gewöhnet werde, iſt ſchon ein unendlicher Gewinnſt. Allein es iſt kein Staat wo nicht nützliche Arbeiten, für alle Arten von Leute, ausfündig gemachet werden können, wenn nur diejenigen, welche ſie regieren, ſich die Mühe geben wollen und können, darauf bedacht zu ſeyn. Was der Staat hier ſelbſt nicht thun kann, dazu kann er doch reiche und begütterte Bürger, durch Beyfall oder durch wirkliche Unterſtützung, aufmuntern. —

Ein ungenannter Schriftſteller, welcher aus dem Reiche zu ſeyn ſcheinet, hat ebenfalls in dem Jahr 1771.

Anmerkungen über die dermalige Fruchtſperre

herausgegeben. Dieſer Verfaſſer behauptet, es ſey kein wahrer Mangel an Getraide an der gegenwärtigen Theurung ſchuld. Sie kömmt nach ihm daher,

weil, als man im Jahr 1770. eine Erndte voraus sah, die wenigstens im Halme oder in den Garben mager ausfallen würde, die Eigenthümer der großen Vorräthe mit dem Verkaufe einhielten, in der Hofnung solche nach der Erndte besser anzubringen. Es wurde also damals bey vermehrter Menge der Käufer die Anzahl der Verkäufer vermindert, und also natürlicher Weise der Preis der Waare erhöhet. Als die Erndte würklich schlecht ausgefallen war, wurde durch die vermehrte Erwartung eines vortheilhaften Verkaufes, die Zurückhaltung der großen Eigenthümer noch gröſſer. Der Preis stieg. Man glaubte es wären keine alten Früchte mehr vorhanden. — Einige Landesherren, in der Hofnung das Getraid was noch im Lande war, darinnen zu behalten, fiengen an zu sperren; dieses verstärkete aller Orten bey den Käufern die Furcht des Mangels, und bey den Verkäufern die Hofnung eines noch stärkern Preises. So wurde auch wirklich der Preis noch höher getrieben, und alles in Schrecken gesetzet. Dadurch wurde eine beynahe allgemeine Sperrung veranlasset, und durch diese wurde das Uebel immer vermehret. Jeder Staat verschloß sich die äussere Zufuhr, und erhöhete den inländischen Preis. Noch mehr jeder vermehrete die heimliche Ausfuhr, welche immer für die gewinnsüchtigen Leute und für eigennützige Beamte, welche dieselben beschützen, große Vortheile hat; und welche immer den Preis weit mehr erhöhet, als die öffentliche, weil der Verkäufer seinem Beschützer seinen Schutz, und der Käufer dem Verkäufer neben diesem Schutzgelde auch seine übrigen Gefahren vergüten muß. Die nicht gesperrten Länder hatten also immer mehr Getraid als diejenigen, welche gesperret worden waren. Jedermann führte vorzüglich seine Waare dahin, wo er wußte, daß ihm das Eigenthum derselben versichert blei-

bleiben würde, — und die Stadt Cölln, wo dieſer Handel frey war, hatte nicht nur für ſich Ueberfluß an Getraide, ſondern ſie ſpeiſte noch durch ihre Handelsleute ganze Provinzen in Deutſchlande. Denſelbigen Vortheil würden alle übrigen deutſchen Länder genoſſen haben, wenn ſie nicht durch ihre Sperrungen dem aus Holland kommenden Getraide den Zugang verſchloſſen hätten, und die Früchte würden aller Orten wohlfeiler geweſen ſeyn. Man ſtelle ſich vor, wie man in dem Reiche einen vortheilhaftern Getraidpreis hätte erwarten können, wenn die der Handelſchaft und dem allgemeinen Beſten ſo nachtheiligen Zölle auf dem Rheine und anderswo, abgeſchaffet wären. Unſer Verfaſſer machet daher den Schluß, daß die Aufhebung der Sperrungen in dem Reiche unumgänglich nöthig ſey, wenn der Getraidpreis wieder in ein gerechtes Verhältnis kommen ſoll.

Aber warum nur in dem Reiche? Sollte der Herr Verfaſſer in den Gedanken ſtehen, die auch ſchon von andern geäuſſert worden ſind: daß die Reichsſtände nur unter ſich einander Pflichten der Menſchlichkeit ſchuldig wären, und daß zu ihrem Wohlſtande nichts mehr erfordert würde, als daß ſie freyen Verkehr mit einander hätten? haben ſie keine auswärtigen Nachbaren, von denen ſie Vortheile zu hoffen haben und mit denen der Verkehr ihren Provinzen unendlich nützlich iſt, da ihnen hingegen der gezwungene Handel mit ihren entfernten Mitbürgern nur ſchädlich ſeyn kann und oft unmöglich iſt. Einige franzöſiſche Schriftſteller denken in Betrachtung ihres Reiches auf dieſelbige Weiſe. Allein was in einem Reiche von Provinz zu Provinz und von Fürſtenthum zu Fürſtenthum gut iſt, das iſt in dem großen Staate, den alle Reiche der Erden unter einander ausmachen, auch von Reich zu Reiche gut. Wir werden alle durch daſſelbige Ge-

ſetz der Natur beherrſchet; Wir ſind alle Bundsgenoſſen und Brüder, wir ſtehen alle unter einem gemeinſamen Oberherrn, der unendlich viel größer iſt als derjenige, der zu Frankfurt gekrönet, und als derjenige, der zu Rheims geweihet wird.

Ein andrer ungenannter Schriftſteller hat die Theurung in einem weitern Umfange betrachtet. Er hat in einem Brief über die Kunſt, ohne Mißwachs theure Zeiten zu machen, nebſt den bewährteſten Mitteln darwider, dieſen Gegenſtand weitläufig erwogen. Er behauptet, wie obiger, daß die dermalige Theurung eine gemachte und nicht eine natürliche Theurung ſey. Wir geben ihnen hierinn in ſo fern Beyfall, als es richtig iſt, daß die Theurung niemals würde ſo groß geworden ſeyn, wenn nicht menſchliche Hände das Uebel vermehret hätten. Indeſſen mag die Theurung herkommen wo ſie will, ſo ſind es immer wichtige Fragen, wie derſelben in allen Zeiten könne vorgebogen und wie, wenn ſie da iſt, derſelben könne abgeholfen werden. Der Verfaſſer des Sendſchreibens richtet ſeine Betrachtungen auf beyde dieſe Fragen.

Um ſeinen Gegenſtand in ein vollkommenes Liche zu ſetzen, gehet er bis auf den erſten Grundſatz der geſelligen Rechte. Dieſer iſt nach ihm das allgemeine Beſte der Geſellſchaft. Iſt dieſe Geſellſchaft nur eine Familie, ſo iſt es das allgemeine Beſte des Hauſes; iſt es ein Dorf oder eine Stadt, ſo iſt es das allgemeine Beſte des Dorfs oder der Stadt; iſt es ein Staat, ſo iſt es das allgemeine Beſte des Staates; iſt es die ganze menſchliche Geſellſchaft, ſo iſt es das allgemeine Beſte aller Menſchen — Nach der Entwicklung dieſer Begriffe, lehret uns der Verfaſſer, daß die bürgerliche Vereinigung die vielfaltigen Bedürfniſſe zum Grunde habe, welche die

Men-

Menſchen nach der Verſchiedenheit ihrer Umſtände durch ihre wechſelsweiſen Dienſte einander gewähren können. Die Ackersleute, die Menſchen, welche ſich mit der Viehzucht ernähren, die Handwerker, die Künſtler, die Handelsleute machen zuſammen einen Staat aus und in dem Staate iſt jedes Mitglied verbunden, das allgemeine Wohl der ganzen Geſellſchaft und jedweder einzelner Mitglieder derſelben zu befördern. Der Herr Verfaſſer ſetzet voraus, jeder ſey von freyen Stücken und mit dieſem Bedingniſſe in die bürgerliche Geſellſchaft getreten. Nach ihm hat der Ackersmann dem Viehhirten ſeine Waiden, dieſer jenem ſeine Fluren, der Handwerker ihnen ihr Land, ſie ihm das Recht, ſeinen Beruf zu treiben, überlaſſen, unter dem Bedingniſſe, daß jeder dem andern ſeine Arbeit gegen die ſeinige abtreten müßte, und daß der, ſo es nicht thut, von dem Mitgenoſſen, der ſeiner Arbeit oder ſeiner Waare bedarf, von dem Landesherrn, oder von der Obrigkeit dazu gezwungen werden könne; indem der Beſitz alles Eigenthumes für jeden nur eine vergünſtigte Sache ſey.

So einleuchtend dieſe Sätze uns überhaupt ſcheinen: ſo verworren kommen ſie uns vor. Wo wird der Verfaſſer dieſe Verkommniß finden, durch welche die verſchiedenen Stände der bürgerlichen Geſellſchaft und die Glieder derſelben ihr beſonderes Eigenthum zu einem allgemeinen Eigenthume gemacht haben? Ein ſolcher geſellige Vertrag iſt das Werk einer philoſophiſchen Einbildung und gewiß nicht daſſelbe der Natur. Puffendorf und Rouſſeau haben ſolche Chimären erdichtet, aber daß Gott etwas dergleichen geſtiftet habe, oder daß nur in einem Lande Menſchen freywillig einen ſolchen Vertrag errichtet haben, dieſes haben ſie nicht bewieſen. Dieſes hingegen iſt ein

unwandelbares Geſetz der Natur, daß alles bewegliche und unbewegliche, welches der Menſch durch ſeinen eigenen Fleiß geſammelt, angebauet und zu Stande gebracht, oder ohne Betrug und ohne Gewaltthätigkeit von denjenigen erhalten hat, die es geſammelt, angebauet oder zu Stande gebracht haben; daß alles dieſes ſo eines jeden Eigenthum worden iſt, daß es ihm niemand wider ſeinen freyen Willen wegnehmen und zu dem beſondern Eigenthume eines andern machen kann. Es mag alſo ein Menſch durch die Geburt, durch die Gewalt, durch einen freywilligen Beytritt, oder auch ſonſt irgend eine mögliche Weiſe, das Mitglied einer Geſellſchaft geworden ſeyn: ſo kann kein beſonders Glied davon ein Recht auf ſein Eigenthum erwerben, er ſtehe es ihm denn freywillig zu, oder es berechtige daſſelbe dazu durch eine Verletzung ſeines Eigenthumes oder ſeiner Sicherheit. Auch jede Geſellſchaft kann auf keine andre Weiſe von keinem ihrer Glieder mehr fordren, als einen gerechten und dem Beytrage aller übrigen Glieder verhältnißweiſe gleichen Beytrag zu Beſtreitung der Unkoſten, welche erfordert werden, um die Abſichten der Geſellſchaft zu erreichen.

So bald ein Mitglied verhältnißweiſe mehr beſchweret oder eingeſchränket wird, als alle andern, ſo bald entſtehet in dem Staate eine Ungerechtigkeit, das iſt das gröſte Uebel, das unter Menſchen entſtehen kann. Dieſes geſchiehet auch in den meiſten Staaten alle Augenblicke, weil darinne nach den geſelligen Grundſätzen unſers Verfaſſers gehandelt wird; und dieſes iſt die vornehmſte Quelle der Uebel, unter denen ſie alle ſeufzen und ſelbſt der Theurung, der unſer Verfaſſer durch die Kränkung des von ihm ganz willkührlich gemachten Eigenthumes abhelfen will. Ein Schauer muß jeden Redlichen befallen, wenn

er

er die Folgen dieſer Grundſätze in ihrem ganzen Umfange betrachtet; wenn er ſich die unendlichen Uebel vorſtellet, welche unter dem ſcheinbaren Vorwande des allgemeinen Beſten, dem menſchlichen Geſchlechte täglich zugefüget werden.

Unſer Verfaſſer heget indeſſen gröſtentheils viel geſündere Begriffe als wir nach ſeinen Grundſätzen vom Eigenthume erwarten ſolten. Wir haben ſchon geſagt, daß er die Mittel wider die Theurung in allgemeine und in beſondre eintheile. —

Jene ſind die gute Einrichtung des Landweſens, die beſtmöglichſte Benutzung der natürlichen Produkte, vermittelſt der Künſte und der Handwerke, und drittens die vollkommenſte Freyheit der Handlung. Ueber alle dieſe drey Stücke ſagt der Verfaſſer ungemein viel Gutes und er verdient inſonderheit den Dank aller Redlichen, daß er die Schädlichkeit der ausſchlieſſenden Vorrechte (privilegia excluſiva) obwol zur Schande der meiſten deutſchen Cammern mit ſolchem Nachdrucke dargethan hat. Mit einigen Arten dieſer Vorrechte ſcheinet er uns indeſſen noch etwas zu gelinde umgegangen zu ſeyn. Nicht weniger haben uns ſeine Gedanken von dem Gelde gründlich und bündig geſchienen. Vortreflich widerlegt er den ungereimten und chimäriſchen Grundſatz, daß man kein Geld aus einem Lande laſſen müßte, *) und zeiget er, daß durch An-

*) Geld in ein Land zu ziehen iſt eine ſehr nützliche und nothwendige Sache. In einem Landwirthſchaftlichen Staate wird es indeſſen gleichgültig ſeyn, ob es für heraus geſandte Produkten hereinkomme oder für verarbeitete Waaren, deren Arbeiter doch dem Lande weiter nicht nützen, als daß ſie durch die Verzehrung den darinn gewachſenen Nahrungsmitteln einen Werth geben, und daß ſie die Hervorbringung aufmuntern. Wenn ein Staat die Nahrungsmittel und Produkte theurer

Anſtalten, die man durch denſelben rechtfertiget, die Unterthanen tyranniſiret und die Landesherrn betrogen werden. Um zu verhüten, daß kein Geld aus dem Lande gehe, macht man insgemein, daß die Unterthanen keines haben, und doch iſt es unſtreitig, daß viele reiche Unterthanen, und inſonderheit reiche Landwirthe, der größte wirthſchaftliche Seegen eines Landes ſind. Ein Land kann höchſt elend ſeyn und einige reiche Kaufleute haben, die, indem ſie alles Geld der andern Stände an ſich ziehen, allmählig gar alle Quellen des Wohlſtandes vertrocknen machen.

Ehe unſer Verfaſſer die zulänglichen und möglichen Mittel der Theurung abzuhelfen, verhandelt, verwirft er erſtlich diejenigen, die er für unwirkſam, oder für untauglich hält. Das erſte iſt die Errichtung öffentlicher Magazine. Er mag in verſchiedenen Rückſichten Recht haben, aber ſo lange Theurung, Krieg und Peſt zu befürchten ſind: ſo lange werden gewiſſen, und vielleicht allen Ländern, Vorrathshäuſer ſehr nützlich ſeyn. Die zweyte Anſtalt, die unſerm Verfaſſer unzureichend ſcheinet, iſt die Brodtaxe. Hierinnen

rer aus dem Lande verkaufen und die verarbeiteten Waaren wohlfeiler darein ziehen kann: ſo ſind ihm die inländiſchen Manufakturen eher ſchädlich als nützlich; ſo hält er ſich mit Rechte an die Landwirthſchaft allein. Wenn ein ſolcher hingegen die Nahrungsmittel wohlfeiler von auſſen erhalten und die Früchte ſeiner Emſigkeit auswärts wohl anbringen kann: ſo iſt er für einen handelnden Staat beſtimmet. Wenn er ſeine Produkte nicht mit Nutzen auswärts anbringen kann: ſo wird ihn die Natur ſelber dahin leiten, Manufakturen und Handelſchaft mit dem Landbaue zu vereinigen. Alles aber kann nicht anders recht gedeyhen, als in ſo fern es die Frucht der Freyheit iſt. Der Zwang kann nur alles zu Grunde richten. Blos handelnde Staaten können nur klein und ihr Wohlſtand muß ſehr zufällig und ſehr abhängig ſeyn.

innen hat er gewiß vollkommen Recht. Wir kennen Oerter, in welchen noch vor kurzer Zeit das Brod theurer war, als in andren, wo das Getraid um fünf und zwanzig vom Hundert höher verkauft wurde. Hier hätte indessen unser Verfasser mit einer Brodtaxe helfen wollen: aber das Beste würde ohne Zweifel gewesen seyn, jedermann zu erlauben, Brod zu verkaufen. Alle diese Taxen sind nichts anders als gesetzliche Ungerechtigkeiten, durch welche die Bürger vor andren gesetzlichen Ungerechtigkeiten geschützet werden sollen. Das Beste ist, alle Ungerechtigkeiten mit einander abzuschaffen.

Nach den allgemeinen Mitteln wider die Theurung erwägt unser Verfasser die besondern. In diesem Stücke scheinet er uns nicht so glücklich gewesen zu seyn, als in dem erstern, und dieses ist ganz natürlich. Er gründet seine Vorschläge erstlich auf seine irrigen Grundsätze von dem Eigenthume und von den geselligen Gerechtsamen, und zweytens gehet er dabey vollkommen von den gesundesten Grundsätzen ab, die er selbst anerkennet. Ueber jene haben wir unsere Gedanken bereits eröfnet. Diese wollen wir hersetzen, damit wir ihn nach ihm selbst beurtheilen können.

„Was hilft es dem Landmanne, sagt er S. 98., „wenn er gleich noch so wohl weis, wie er seinen Acker„bau, seine Viehzucht und sein Hausweſen auf einen „bessern Fuß setzen kann, wenn er nicht die Freyheit „hat, seine Produkte so gut zu verkaufen, als er „will? oder mit öffentlichen Abgaben dergestalt be„schweret ist, daß er die Kosten nicht anwenden kann, „die darzu erfordert werden? Wie soll die Anzahl der „Einwohner *) durch die mehrere Ausbreitung des „Acker-

*) Unser Verfasser scheinet die Bevölkerung, als die vornehmste Absicht der Staatskunst anzusehen, und als das

„Ackerbaues vermehrt, und die Macht des Staats „verstärkt werden, wenn man denen nicht den nöthi„gen Vorschuß an Vieh, Gelde, Freyheit von öffent„lichen Abgaben angedeyhen läßt, welche das Land „anbauen wollen. Was hilft alle Verbesserung der „Künste, Handwerker und noch so vorzügliche Ein„richtung der Handlung, wenn alle Gewerbe versper„ret sind, und niemand ausser unsern Mitbürgern „uns etwas abkaufen will, oder darf?„ Noch deutlicher sagt er S. 57. „Was hilft uns der Ueberfluß „unsers Getraides und unserer Waaren, wenn wir „die Freyheit nicht haben, sie zu verkaufen und zu „Gelde zu machen? Wenn es uns nicht erlaubt ist, „von unsern Nachbaren gute Waaren, um einen so „leidlichen Preiß zu kaufen, als man sie gern lassen „will; sondern wir gezwungen werden, schlechte und „nichtswürdige Waaren eben so theuer zu bezahlen, „als die allerbesten.„ S. 40. sagt er: „Warum ich „keine Theurung eher als ein göttliches Strafgericht „erkennen will, bis der Mißwachs allgemein sey, ist „die Ursache; weil ich vermöge meiner Theorie nicht „nur die Einwohner in einem Staate, sondern alle „Einwohner der Welt, oder alle und jede Staa„ten derselben überhaupt, als eine einzige große Ge„sellschaft ansehe, welche alle verbunden sind, sowol „ihr allgemeines Beste, als das Beste eines jedwe„den Mitgliedes insbesondre zu befördern. Um wie „vielmehr also haben wir die nächsten Nachbarn als „Glieder eben derjenigen Gesellschaft anzusehen, zu „wel-

sicherste Mittel, einen Staat blühend zu machen. Allein, es scheinet mehr als genug erwiesen zu seyn, daß die Bevölkerung nur alsdenn ein wahrer Vortheil ist, wenn ein Staat sich in einem blühenden Zustande befindet, daß sie eine unzertrennliche Folge, nicht aber die Quelle des Wohlstandes sey.

„welcher wir gehören. Ist aber dieses, so sind ja „unsere Nachbarn, wenn sie z. E. mehr Land haben, „als sie gebrauchen, schuldig, uns für Geld und gute „Waar etwas zu überlassen. Wollen sie dieses nicht, „so sind wir berechtiget, sie darzu zu zwingen, wenn „wir können; weil wir sowol Glieder der allgemeinen „menschlichen Gesellschaft sind, als sie, und mithin „an den nothwendigen Bedürfnissen des menschlichen „Lebens mit ihnen, und destomehr gleiches Recht ha„ben, wenn wir sie bezahlen wollen.„

Wir unterschreiben mit Vergnügen diese Gedanken. Nur dieses Zwangrecht können wir nicht in den Grundsätzen der natürlichen Gerechtigkeit gegründet finden.

Welch eine Verwirrung würde nicht in der menschlichen Gesellschaft der Grundsatz anrichten, daß ein Volk, welches an Nahrungsmitteln Mangel hat, befugt sey, seinen mit solchen gesegneten Nachbaren, ihren Ueberfluß mit gewaffneter Hand wegzunehmen.

Die Natur hat keinen Menschen zu dem Meister über das Eigenthum eines andern gemachet. Sie hat nur jedem das Recht gegeben, dasselbe durch eine freywillige Uebergabe zu erwerben, und den Trieb, das seinige demjenigen zu überlassen, der ihm dagegen dasjenige abtritt, was er darfür verlanget. Mehr brauchte es auch nicht, um das gesellige Band aller Stände, auf das vesteste zu knüpfen. Derjenige Landesherr, welcher durch Gesetze, die dasselbe auflösen, die Rechte der Menschheit verletzet, vollziehet an sich selbst und an seinem Volke die von der Natur auf dieses Vergehen gesetzte Strafe. Er beraubet sie der Vortheile, die aus dem wechselsweisen und freyen Verkehre fliessen, den die Gottheit als das einzige Mittel eines wahren wirthschaftlichen Wohlstandes, zwischen

allen Menschen gestiftet hat, die einander erreichen können.

Er vermindert den Wohlstand und den Reichthum seines Volkes und erschwächet sein eigenes Einkommen. Nur der höchste Nothfall, wo der Mensch aufhöret ein Mensch, ein geselliges Wesen zu seyn, wo die Empfindung der Vernunft und der Gerechtigkeit in seiner Seele verschwindet, kann die Gewaltthätigkeit in einem solchen Falle entschuldigen, er kann aber weder zwischen Menschen und Menschen, noch zwischen Staat und Staate zu einem wahren Rechtsgrunde werden. Wir können daher nicht begreifen, wie unser Verfasser S. 43. den abscheulichen Ausspruch hat thun können, durch welchen er das Volk aufmuntert, die Vorrathshäuser seiner Mitbürger zu erbrechen, um ihr Leben und ihre Gesundheit zu erhalten. Hat er bedacht, welch eine abscheuliche Hülfe es seyn würde, um der wahren oder vermeynten Noth eines Augenblickes zu begegnen, solche für beständig zu verursachen? Menschlich und höchstrichtig hingegen ist der Satz S. 45., daß man die Unterthanen gewöhnen und anhalten müßte, durch Arbeit sich in den Stand zu stellen, dem Landwirthe und dem Eigenthümer ihr Getraid in einem gerechten Preise zu bezahlen. Wenn ein Mensch, der arbeiten kann, es nicht thun will, so auferlegt die Natur ihm die Strafe zu darben, oder zu sterben, nicht einem andern, die Verbindlichkeit ihn zu nähren. Für die wenigen, so ausser Stande sind zu arbeiten, soll der Staat sorgen, aber ohne jemand Unrecht zuzufügen, und wenn der Staat diese Pflicht nicht erfüllet, so fordert die Menschlichkeit und die Religion die Bürger dazu auf. Wenn Gesetze in einem Staat sind, wie vielleicht aller Orten solche sind, welche einen Theil der Bürger arm machen, so soll die Last dieser Ungerechtigkeit nicht mehr

auf

auf den fleißigen und schätzbaren Landmann und auf den nützlichen Kaufmann fallen, als auf andre vermögliche Glieder der Gesellschaft.

Wir kommen nun auf die besondern Mittel, welche unser Verfasser wider die Theurung vorschlägt. Er will S. 101. „denen die Kornböden visitiren, welche „bisher den Ackerbau am meisten, oder mit dem Getraid Handlung getrieben haben„ — alsdenn, fährt er fort, „wird es sich gleich zeigen, daß niemand Ursache hat über Mangel zu klagen.„ Nach dieser bewundernswürdigen Verrichtung, will er dem Getraide einen mittlern Preiß bestimmen, und jedermann bey einer Strafe zwingen, seinen Vorrath um diesen Preiß wegzugeben. Hierinnen bestehet sein ganzes Geheimniß.

Der Verfasser der Anmerkungen über die dermalige Fruchtsperre, hat S. 14. die Unzulänglichkeit dieser Untersuchungen, und Herr Reimarus S. 7. hat die Ungerechtigkeit der gesetzlichen Fruchtpreisse und die bedenklichen Folgen von den einen sowol als von den andern, auf das bündigste erwiesen. Und diese Ungerechtigkeit kann eben so leicht aus unsers Verfassers eigenen Grundsätzen dargethan werden. Nach diesen S. 98., ist es eines der vornehmsten Erfordernisse eines blühenden Nahrungsstandes, daß der Landmann die Freyheit habe, seine Produkte so gut zu verkaufen, als er will. Wie kann aber diese Freyheit mit den gesetzlichen Preissen bestehen.

Nach ihm ist ferner kein Staat berechtiget, seinem Benachbarten die Zufuhr abzuschlagen, deren er benöthiget ist. Will aber unser Verfasser auch für die Fremden einen Preiß bestimmen; dieses wäre ganz wider alle Grundsätze der Gerechtigkeit und der Wirthschaft; oder will er sperren — Dieses wäre den Benachbarten Anlaß zum Kriege gegeben. Vortrefli-

ches Mittel einer Hungersnoth abzuhelfen! Beyde Mittel also, welche unser Verfasser vorschlägt, sind nach seinen eigenen Grundsätzen, wie nach den Grundsätzen andrer einsichtsvoller Leute, ungerecht und untauglich.

Setzen wir aber, es liesse sich noch die Gerechtigkeit derselben im allgemeinen Gesichtspunkt vertheydigen, so zeigen sich doch immer bey der Ausführung derselben so viele besondere Schwierigkeiten, daß sie nur durch diese verwerflich werden. Dieselbige Getraidart kann in ihrem Werthe nach der mehreren oder mindern Güte der Waare, um Zehn oder mehr von Hunderte verschieden seyn. Wie will man da alle Verschiedenheiten gesetzlich bestimmen, und wie will man die daher entstehenden Streitigkeiten entscheiden. Wenn ein Preiß bestimmet ist, nach deme die Besitzer des Vorraths zu verkaufen gezwungen werden sollen; sollen sie sodenn alle auf einmal verkaufen? Wer wird kaufen, um gezwungen zu seyn, morgen wieder zu verkaufen. Sollen sie allmählich verkaufen? Wer soll zuerst — wer nach diesem, wer zuletzt verkaufen, oder zu Markt fahren? Welch eine Mühe dieses zu bestimmen; und wenn auch dieses geschehen ist, wer vergütet demjenigen seinen Schaden, der durch einen gezwungenen, allzufrühen, oder allzuspäten Verkauf einen Verlust erlitten hat? Wie wollte man allen Mißbräuchen vorbeugen, die sich hier einschleichen? Gelinde Strafen schrecken nur Arme und Redliche, und harte sind ungerecht. Die vielfältigen Vorkehrungen, welche die Handhabung solcher Verordnungen erheischet, beschäftigen ungemein viel Menschen, die besseres thun könnten, und geben einer Menge kleiner Tyrannen Anlässe, unzählige Ungerechtigkeiten ungestraft zu verüben. Alle diese Unbequemlichkeiten sind bey den Sperrungen noch viel größer und viel mannichfaltiger. Wenn alle die unnützen Leute, die man ge-

gebrauchet den Schleichhandel zu verhüten, und die man durch die Sperrung aufmuntert, dieſen Handel zu treiben, zu nützlichen Arbeiten gebrauchet würden, und wenn das Geld, welches zu dieſem Ende unnütz verſchwendet wird, zur Aufmunterung der Landwirthſchaft verwendet würde: ſo würde dadurch auf die wirkſamſte Weiſe allem Mangel vorgebogen ſeyn, und unſere Nachkömmlinge werden nicht begreifen können, daß noch im achtzehnten Jahrhunderte die Todesſtrafe auf Handlungen hat geſetzet werden können, welche eher gerecht und nützlich, als nur gleichgültig ſind.

Da indeſſen noch viele erleuchtete Leute über dieſen wichtigen Gegenſtand ganz anders denken, ſo wäre ſehr zu wünſchen, daß die Landesherren ſelbſt denſelben genauer unterſuchen lieſſen, um durch die Erfahrung die Grundſätze zu prüfen, welche zu beveſtigen die Theorie allein nicht zureichend ſcheinet.

Wir wünſchten deshalben vor allen Dingen, daß auf Veranſtaltung der Regierungen der Länder, welche ſich durch ſolche ſcharfe Verordnungen zu helfen glaubten, die Marktpreiſſe der vornehmſten Handelsplätze von Europa, und dieſelbigen von ihren eigenen Ländern, und von denſelbigen ihrer Benachbarten geſammelt und gegen einander verglichen würden.

Es wird ſich nicht leicht eines finden, dem nicht zur Zeit der größten Noth aus Hamburg, aus Holland, aus Marſeille, aus Trieſt, oder von irgend einem andern Orte das Getraid wohlfeiler hätte zugeführet werden können, als es freywilligen Verkäufern in dem Lande ſelbſt bezahlt worden iſt. Unſtreitig würde ſolches ohne die Sperrungen noch wohlfeiler geweſen ſeyn, und unſtreitig würde es in jedes Land noch viel wohlfeiler haben gebracht werden können, wenn zur Erleichterung der Zufuhr, der Getraidhandel, anſtatt ſchlimmer Geſetze und erdrückender Zölle, gute

Straſſen und gutes Recht von dem Meere an, bis in den Mittelpunkt des beſten Landes gefunden hätte; wenn aller Orten die Einfuhr und die Ausfuhr gleich begünſtiget worden wären. Und wenn man nun die Vergleichung aller dermaligen Marktpreiſſe vornähme, ſo würde man ſich am beſten verſichern können, ob die Sperrungen nicht den Preiß in den meiſten Ländern zum allgemeinen Nachtheile eher erhöhen als erniedrigen, indem ſie denſelben in einigen zu einem eben ſo großen allgemeinen Nachtheile fallen machen?

Zweytens wünſchten wir nicht weniger, daß alle Landesherren die Urſachen des Verfalles der Landwirthſchaft in ihren Staaten genau unterſuchen lieſſen, um auf die wahre Quelle der Theurung zu kommen. Sie werden da gewiß andre Uebel entdecken, als die Ausfuhr und den Getraidshandel, durch deren Hemmung ſie alles herzuſtellen glauben. Den Landmann in der Sklaverey und in der Armuth; die Manufakturen, die Handelſchaft und die Handwerker aller Arten auf die Unterdrückung des landwirthſchaftlichen Standes gegründet, und deshalben ſelbſt, wie es Kinder verdienen, welche ihre Eltern ſchlagen, dem Untergange nahe; den Luxus aller Stände und inſonderheit der niedrigen auf einen ſo hohen Grad getrieben, daß der Gewinnſt keines Standes, mehr deſſen Aufwand ertragen mag, ohne die andern zu berauben und zu entkräften; den Großen und den Reichen nur darauf bedacht, wie er alle Beſchwerden auf den Armen und Schwachen wälzen könne, den er noch ärmer und ſchwächer machet; und die ganze Laſt des Staates auf einem immer ſchwächern Grund zuſammengehäufet, der endlich ſelbſt zuſammenfallen und das ganze Gebäude der Geſellſchaft nach ſich ziehen muß; wenn nicht, wie wir es von dem allmählich ſich ausbreitenden Lichte verhoffen, die irrigen wirthſchaftlichen Grundſätze, die

die uns bisher beherrſchet haben, mit beſſern verwechſeln werden.

Wir ſind überzeuget, daß eine gründliche Erwägung der Berichte, welche auf dieſe mit Redlichkeit und mit Verſtande vorgenommenen Unterſuchungen einlangen würden, ganz andre Anſtalten veranlaſſen würde, als Verordnungen über den Getraidhandel. Verordnungen, welche, um mit Herr Reimarus zu ſchlieſſen „zwar wohl gemeynet ſeyn, aber nicht ſchlimmer erſonnen werden könnten, wenn man ausdrücklich allen Vorrath aus dem Lande verbannen und im „Lande vernichten wollte. Wir haben hingegen durch „klare Erfahrung beſtätiget geſehen, daß viele und „ungeſtöhrte Aufkäufer dem Staate den ſicherſten und „reichlichſten Vorrath verſchaften und erhalten. Dieſe „vielen Aufkäufer und folglich vielen Verkäufer und „auch viele Anbauer würden allenthalben von ſelbſt „entſtehen und durch ihr eigenes Zudrängen auch von „ſelbſt die angemeſſenſten und beſten und am wenigſten wandelbaren Preiſſe verſchaffen, wenn ſie nur „jederzeit durch die natürliche Ausſicht zum Gewinn, „nemlich durch ungezweifelte Erhaltung ihres Eigenthumsrechtes und immer freyen Handel aufgemuntert und erhalten würden. Dieſes zu verordnen, zu „befördern und zuverſichtlich zu beſtätigen, iſt die „gröſte wirthſchaftliche Wohlthat, welche eine Landesobrigkeit dem Staate leiſten kann; und jemehr „ihre Verordnungen dem Handel die Laſten, Einſchränkungen, Furcht und Hinderniſſe zu Waſſer und „zu Lande benehmen, jemehr ſie den Betrieb erleichtern und befördern, deſtomehr ſchaffen ſie gewiß Ueberfluß und Glückſeeligkeit im Lande. Können wir „beſſere Mittel wählen, als welche die allweiſe Vorſicht uns anzeiget, da ſie durch ſichere Triebfedern „alles in der Welt zum Beſten zu lenken weis, und

„aus allen, wenigstens physischen Uebeln, Gutes „entspringen läßt, und allen Unfug, Unordnung, „Bosheit in gehörigen Schranken hält und auch des „Eigennützigen, obgleich ohne sein Wissen und Wil„len, doch sicherlich zum allgemeinen Wohl arbeiten „heisset.„ So weit Herr Reimarus.

Px.

II.

Caroli Antonii de Martini, S. C. R. A. M. in supremo judicior. tribunal. a consiliis aulicis et P. P. O. Ordo historiae juris civilis, in usum auditorii vulgatus. Editio III. Viennae, typis Trattnerian. 1770. 270 S. gr. 8. ohne Vorrede und Register.

Da wir schon so viele gute, und das vortreffliche Bachische Lehrbuch über die Geschichte des Römischen Rechtes haben: so schlugen wir bey aller unsrer Achtung gegen den Verf. das gegenwärtige Buch mit ziemlicher Gleichgültigkeit auf, in der völligen Ueberredung, daß wir Compilation, alte Sachen in einem neuen Röckchen, Iliade nach Homer finden würden. Aber siehe, wir fanden uns auf eine so angenehme Weise, als lange nicht betrogen. Wir lernten einen Mann kennen, der sich an den Quellen genährt hat, der nicht Nachbeter, sondern Selbstdenker ist, und der sich den Genius der wahren römischen Sprache in so hohem Grade zu eigen gemacht hat, daß man auch in diesem Betracht sein Buch mit wahrem Vergnügen liest. Aus eben dieser Ursache, wegen der Güte des Buches, und weil es verdient in

unſern Gegenden bekannter zu werden, wollen wir es weitläuftiger, als ſonſt bey wiederholten Ausgaben gewöhnlich iſt, anzeigen. Hier iſt der Plan des Verf. *Cap.* 1. de legibus variarum gentium Romanis antiquiorum. *Cap.* 2. de legibus Regiis Rom. *Cap.* 3. de legibus Rom. ſub libera rep. usque ad XII. tabb. *Cap.* 4. de progreſſu juris Rom. poſt XII. tabb. usque ad Caeſarem Auguſtum. *Cap.* 5. de progreſſu juris Rom. ab Auguſto ad Hadrianum. *Cap.* 6. de ſtatu jur. Rom. ab Hadriano ad Conſtantinum M. *Cap.* 7. de facie juris Rom. a Conſtantino M. usque ad Juſtinianum. *Cap.* 8. de compilatione legum Romanar. ſub Juſtiniano, illarumque fatis in utroque imperio. Im 4. 5. 6. und 7. Capitel ſind die einzelnen Geſetze und die Rechtsgelehrten jeder Periode in chronologiſcher Ordnung verzeichnet; Was wir bey dem Durchleſen gedacht haben und was uns im Buche vorzüglich merkwürdig ſchien, war ungefehr folgendes.

S. 27. iſt richtig bemerkt, daß Tacitus Ann. XI. 32. nicht accurat ſpricht, wann er ſagt, dem Romulus ſey lege curiata das Regiment gegeben worden; indem damals noch keine curiae, folglich auch keine leges curiatae exiſtirten. Aber wann der V. S. 28. glaubt, Dionyſius rede S. 87. per prolepſin, indem er erzählt: Romulus juris quod vel *naturæ* dictat, vel *pacta* et *tabulae* ſanciunt curam egit; ſo ſind wir ſeiner Meynung nicht. Die prolepſis wäre doch arg, und müſſen dann tabulae gerade die leges XII. tabb. ſeyn?

Richtig iſt es S. 28., daß man den Dionyſius, der unter des Romulus Regierung dem Volk das Recht die Magiſtratsperſonen zu wählen, zuſchreibt, ohne Grund eines Irrthums beſchuldigen. Aber

Bachs

Bachs unparth. Critik. 6. B. hätte angeführt werden sollen, wo dieses schon ausführlich bewiesen ist.

S. 33. vermissen wir Cannegieters schöne Dissertation ad legem Numae pellex aram Junonis ne tangito, die in Fellenbergs Sammlung steht.

Ein Gesetz des stolzen Tarquins S. 38. hat, wo wir nicht irren, noch niemand in der Rechtsgeschichte angeführt, das Gesetz: ut feriae in memoriam foederis cum populo latino renovati quotannis celebrarentur.

Daß Heineccius in opusc. minor. das Fragment des Granius Flaccus aus dem Buche de indigitamentis mit einem eignen Commentar erläutert hat, hätte S. 39. doch sollen gesagt werden; und Hr. Justi in Wien, der in seinen Observationen diese Abhandlung für gestohlen erklärt, hat die Asche des Heineccius unverantwortlich beleidigt. Aber eine gute Conjektur dieses Autors ist es, daß man bey dem Servius Aen. XII. 234. anstatt Elaus, Flaccus lesen müsse, Servius also uns hier ein bisher unbekanntes Fragment des Granius Flaccus erhalten habe; und dies wäre, so wie S. 40. die in Kupfer gestochene fasti capitolini in Piranesi Werken (Rom. 1761.) anmerkungswürdig gewesen.

Wie konnte es einem Manne, als der V. ist, einfallen, S. 43. Pitisci lexicon antiquitatum zu citiren? Was ein jeder Vernünftiger bey dem Anblick dieses schändlichen Cento denkt, hat *Ducker* ad Liv. VII. 21. vortrefflich ausgedruckt. Wenn die Stelle nicht zu lang wäre, würden wir sie vielen Schullehrern zur Lehre und Züchtigung abschreiben.

Die Püttmannische Erklärung von des Pomponius: placuit publica auctoritate decem constitui viros per quos peterentur leges a graeciae civitatibus

tibus ist vermuthlich dem V. noch nicht bekannt gewesen. Sonst würde er sie S. 45. angeführt haben.

Daß die Stelle *Cyprian.* epist. ad *Donat.* pag. 5. die Existenz der 12 Tafeln im Jahrhundert nicht ausser Zweifel setze, ist S. 48. wohl bemerkt.

Criminum reis notae censoriae inscriptae würden wir S. 65. nicht gesagt haben. Daß ein Ritter vor dem Censor gähnte, war doch wohl kein crimen.

Wir glauben mit dem V. S. 68. daß die Decemviri stlitibus judicandis und recuperatores zu dem collegio centumvirorum gehörten. Aber wie ist das große Räthsel zu lösen, daß Cicero so viele Sachen als Objekte der Centumviralcognition angiebt, und doch in allen Exempeln von Centumviralgerichten bey den Alten der Gegenstand nie eine andere als eine Erbschaftssache ist? vielleicht auf folgende Weise. Ein Centumviralgericht in eigentlichem Verstande war nur das, wo alle Centumviri cognoscirten, und dies wurde nur über Erbschaftsstreitigkeiten gehalten. In weitläuftigerer Bedeutung heißt Centumviralgericht, auch schon das, — welches von Richtern aus dem collegio C. virorum gehalten wird, und in diesem Significat gebraucht Cicero das Wort. S. 77. hätte einer der besten Schriftsteller in dem Streit über die edicta praetorum nicht vergessen seyn sollen, *Seger* in var. jur. civ. obs. Lipsi. 1767.

Bey den Rathsschlüssen, wovon S. 80. die Rede ist, hätten die beyden Streitfragen gehörig unterschieden werden sollen. Einmal ist controvers: Galt ein SC. das der Senat in seinem Departement gemacht hatte, nur ein Jahr lang? und dieses können wir nicht glauben, weil es höchst seltsam und unbegreiflich ist. Unser V. der es behauptet, gründet sich zwar mit andern auf die Stelle des Dionys S. 85. wo es die Consuln bey einem Zank mit den Tribunen sagen. Aber finder

det man dann bey dergleichen Gelegenheiten nicht mehr solche aus der Luft gegriffene erdichtete Entschuldigungen? Es fällt uns jetzt nur die Stelle Liv. IX. 33. ein, wo Appius sagt, die leges centuriatae verbänden nur die Magistratspersonen, unter deren Regierung sie gemacht worden seyen, und Liv. IX. 46. wo ein Pontifex Cornelius die Lüge sagt, nur ein consul und imperator können einen Tempel einweihen. Die zweyte Frage ist: konnte der Senat in causis *privatis* — leges *generales* — *novas* machen. Dies behauptet Bach und niemand hat ihn gründlich widerlegt, als Seger in den vorhin angeführten Observationen, die der V. aber noch nicht gekannt hat.

S. 85. wird die gemeine Meynung, daß das Jus Flavianum durch die neue Formeln abgeschaft worden sey, bezweifelt. Wir müssen uns hier das amplius quaerendum vorbehalten, und überhaupt endlich einmal daran denken, daß wir eine Recension und keinen Traktat schreiben. Doch noch eine oder zwey Anmerkungen. S. 229. hätten wir eine Anzeige erwartet, ob unsre Novellensammlung von Justinian veranstaltet oder nicht veranstaltet sey.

Auf der S. 249. steht eine Nachricht, um deren willen wir dem V. und der ganzen Zunft der Rechtsgeschichtschreiber ein wenig den Text lesen müssen. Das Ding hat dem Recens. lange auf dem Herzen gelegen. In des Fabrottus Ausgabe sollen 41. libri Basilicorum stehen. Das sagt nun freylich Fabrottus selbst in der Vorrede. Aber gleichwol ist es nicht wahr, und Fabrottus specificirt sogleich 21. Bücher, die er nicht genuin habe liefern können. Er widerspricht sich also; dann die Basiliken haben bekanntlich überhaupt nicht mehr als 60. Bücher. Aber nun schlage man alles nach, was nur je die Feder angesetzt hat, über die Basilica zu schreiben. Alle deren

sie

ſie dem Fabrottus nach, ohne die Unwahrheit und die Contradiction zu bemerken. Unſer V. bemerkt die letzte, aber die erſte nicht. Kurz, Fabrottus hat nur ſieben und dreyßig Bücher vollſtändig, zwey fragmentenweiſe, und ſtatt der ein und zwanzig übrigen eine Compilation aus andern griechiſchen Geſetzbüchern geliefert; wie der Recenſent das alles nächſtens ausführlicher an einem andern Ort zeigen wird.

⊙

III.

C. F. Gellerts ſämmtliche Schriften. Erſter, bis fünfter Theil. Leipzig, bey Weidmanns Erben und Fritſch, 1769. in 8.

Derſelben Anhang, oder vermiſchte Gedichte. Zweyerley Ausgaben, in gr. 8. und in klein 8. Leipzig, bey Fritſch, 1770.

Derſelben ſechſter und ſiebenter Theil. Leipzig, ebend. 1770. 8. worinn die moraliſchen Vorleſungen enthalten, die auch einzeln abgedruckt ſind.

C. F. Gellerts moraliſche Vorleſungen, zwey Bände, nach des Verf. Tode herausgegeben von Johann Adolf Schlegeln, und Gottlieb Leberecht Heyern. Leipzig, bey Weidmanns, 1770. in gr. 8.

Dieſe vollſtändige Sammlung der Gellertiſchen Schriften zeigen wir nicht in der Abſicht an, um das Publikum erſt damit bekannt zu machen; denn ſie iſt ſchon zu lange heraus, und in den

Hän-

Händen der Mehresten. Sondern wir wollen diese Anzeige nur als eine Gelegenheit nutzen, eins und das andre über Gellerts Genie und Schriften zu erinnern, und über die Art, wie man beyde bisher geschätzt, bewundert, oder getadelt hat. Unmittelbar nach dem Tode dieses Mannes ward alles Geräusch der Bewunderung, das ihn schon lebend umschallt hat, mit verstärkter Macht wieder rege, und ergoß sich in eine Menge von Leichengedichten, über die wir zu seiner Zeit geredet haben. Aber auch der Tadler schwieg nicht, und suchte bald jenes Geräusch durch das helltönende Metall seiner Stimme, und den ungemäßigten Ton seines Widerspruchs zu übertäuben. Auch diesem wollen wollen wir bey dieser Gelegenheit einige Worte sagen. Itzt, da das Geschrey von beyden Zeiten, sich schon ziemlich verlohren hat, glauben wir ruhiger urtheilen zu können, und hoffen, kaltblütiger angehört zu werden, als vorhin.

Also, nur ein paar Worte von der neuen Auflage der ersten fünf Bände. Sie ist noch von dem seligen Verfasser selbst veranstaltet, und mit einer Zueignungsschrift an den Churfürsten von Sachsen, und einem kurzen Vorberichte begleitet. Verbesserungen sind nirgend anders, als in den Lustspielen angebracht; und auch diese sind nicht sehr erheblich. Die Veranlassung dazu waren einige Bedenklichkeiten des Dichters über Stellen, die er für zu frey und anstößig hielt. Bey dem fünften Bande befinden sich drey, vorhin noch ungedruckte Zusätze, nemlich Abhandlungen: Von der Vortrefflichkeit und Würde der Andacht; Lehren eines Vaters für seinen Sohn, den er auf die Akademie schicket; und: Von den Ursachen des Vorzugs der Alten vor den Neuern in den schönen Wissenschaften, besonders in der Poesie und Bered-

redsamkeit, eine dem Churfürsten gehaltene öffentliche Vorlesung.

Der Anhang, oder die vermischten Gedichte, muß entweder die Frucht einer unverständigen Zuneigung zu allem was der sel. Gellert geschrieben hat, oder einer gewinnsüchtigen Gesinnung seyn. Er enthält Gedichte, die Gellert in seine Werke aufzunehmen nicht würdig geachtet hatte, und die hierdurch sehr unnöthiger Weise denselben doch einverleibet werden sollen.

Die beyden letzten Bände enthalten die moralischen Vorlesungen, ein Vermächtniß des sel. Gellert, dessen Bekanntmachung nach seinem Tode er seinen beyden Freunden, Herrn Schlegel und Heyer auftrug, von denen auch diese Vorlesungen mit einer Vorrede, und einigen Anmerkungen begleitet sind. In der erstern findet man von der Bewandniß, die es mit dem Buche selbst hat, und der Vorbereitung desselben zum Drucke, die der Verf. selbst machte, umständlichere Nachricht, auch eine kurze Anzeige des sel. Gellerts von der eigentlichen Einrichtung und Bestimmung dieser Arbeit. Das Uebrige der Vorrede betrift die Ausgabe einiger prosaischen und poetischen Arbeiten des Verf., die man bald nach seinem Tode, ohne Rücksicht, ob sie des Dichters würdig wären, zu voreilig, und vielleicht auch zu gewinnsüchtig dem Drucke übergeben hatte. Vielleicht hätte alles, was die Herren Herausgeber zu sagen hatten, bündiger, und mit geringerm Aufwande von Worten gesagt werden können; so sind uns auch verschiedne ihrer Anmerkungen, besonders zu der dritten Vorlesung, theils unerheblich, theils ziemlich weitschweifig, vorgekommen. Die, worinn auf die neuern Basedowischen Schriften angestichelt wird, sind offenbar mit den Haa-

ren herbeygezogen, und gereichen, unsers Erachtens, den Herausgebern nicht zur Ehre.

Von den moralischen Vorlesungen selbst dürfen wir nicht nur voraussetzen, daß die meisten, wo nicht alle unsre Leser sie schon aus eigner Lektur kennen, und folglich sowol von ihrer Beschaffenheit, als von ihrem Werthe unterrichtet sind; sondern, daß es auch deren nicht wenige geben wird, welche diese Vorlesungen aus dem eignen Munde des sel. Gellerts, vielleicht mehrmals, angehört haben, und sich der Rührungen, und des wohlthätigen Eindrucks derselben, mit Vergnügen erinnern werden. Besser, als alles, was wir über dies Buch sagen könnten, ist dasjenige, was der Verf. folgender Schrift darüber gesagt hat, die wir bey dieser Gelegenheit anzeigen wollen.

Die moralischen Vorlesungen, sind auch unter folgendem Titel ins französische übersetzt:

Leçon de Morale ou Lectures Academiques faites dans l'Univerſité de Leipzig, par feu Mr. *Gellert*. II Tomes, gr. 8. à Utrecht, chez I. van Schoonhoven, 1772.

Der Uebersetzer ist Pajon zu Berlin. Die Uebersetzung scheint sehr richtig und flieſſend zu seyn. Sie kann sehr gut dienen, dieses nützliche Buch, in fremden Ländern bekannt zu machen, wovon wir schon in den französischen und engländischen Journalen, worinn sie mit Lobe angezeigt worden, bemerkt haben. Uebrigens ist derselben auch eine Uebersetzung des folgenden Aufsatzes beygefügt:

Vermischte Anmerkungen über Gellerts Moral, seine Schriften überhaupt, und seinen Charakter.

rakter. Leipzig, bey Dycks, 1770. 2½ Bogen, in gr. 8.

Der Verf. dieses Aufsatzes, den man auch im zwölften Bande der neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften und freyen Künste, zu Anfange des zweyten Stücks findet, ist Hr. Prof. Garve in Leipzig. Er ist mit nicht gemeiner philosophischer Einsicht, und mit sehr gesunder Kritik geschrieben und in die blühendeste Schreibart gekleidet; und wir empfehlen ihn allen denen recht sehr, die gern den rechten Gesichtspunkt kennen möchten, aus welchem sie den Schriftsteller, von dem die Rede ist, und dessen Schriften anzusehen haben. Vielleicht sind die Gränzen seines poetischen Genies etwas zu weit angegeben; wir werden uns unten darüber erklären; im übrigen haben uns die Urtheile des Verf. ungemein befriedigt. Man sehe hier zur Probe den Charakter, den er gleich Anfangs von der Gellertischen Moral angiebt: „Wer Gellerten kannte, mußte schon voraussehen, was das Eigenthümliche dieser Moral seyn würde. Er konnte keine tiefsinnige Untersuchungen über die ersten Triebfedern unsrer Natur, und die ersten Gründe von Verbindlichkeit erwarten; aber er konnte wissen, daß Gellert die Religion zum Grunde der Moral gesetzt; daß er die einzelnen Tugenden sorgfältig erklärt; ihre Bewegungsgründe auf die eindringendste Art eingeschärft; die Mittel zu ihrer leichtern Ausübung aus der Erfahrung geschöpft; daß er durchgängig Eifer für die Religion, Zärtlichkeit für die, welche er belehrte, daß er in den Begriffen Deutlichkeit ohne mühsame Zergliederungen, und Ordnung ohne strenge Methode; daß er im Vortrage Anmuth und Beredsamkeit, den rührenden Ton väterlicher Ermahnungen, und die eindringende Stimme eines tugendhaften Freundes

finden würde. Wer dies in diesem Werke suchet, der findet es gewiß, und er wird Gellerten darinn erkennen. — — — In der That sehen wir bey gewissen Stellen das Bild dieses ehrwürdigen Mannes wieder vor uns; wir denken uns sein leidendes, aber liebreiches Gesicht; wir hören den Ton seiner Stimme; wir erklären, wir verstärken uns alles, was wir lesen, indem wir uns das hinzudenken, was seine Worte nicht auszudrücken vermochten, was aber in seiner ganzen Person, und noch mehr in seinem Umgange und seinem Leben sichtbar wurde u. s. f. „ — Durchgehends erkennt man in dem Verf. dieser kleinen Schrift einen Mann von gesetztem, und genährtem Geschmacke. Von einem solchen wird man also eben so wenig blinde und übertriebne Bewundrung, als übereilten und auf Muthwillen oder Sonderbarkeit gegründeten Tadel erwarten. Beydes ist, wie wir schon oben gesagt haben, dem würdigen Gellert nach seinem Tode zu Theile worden. Von der übertriebnen Bewunderung seiner Verdienste, besonders seiner poetischen, haben wir schon zu seiner Zeit, bey Gelegenheit seiner Leichensänger, Anzeige und Beyspiele gegeben; und von einem eben so sehr übertriebnen Tadel dieses Dichters ist folgende Schrift voll, deren Beurtheilung uns der Anlaß seyn mag, auch unsre versprochnen Gedanken über den Werth und Charakter der Gellertischen Schriften mitzutheilen:

Ueber den Werth einiger Deutschen Dichter, und über andre Gegenstände, den Geschmack und die schöne Literatur betreffend. Ein Briefwechsel. Erstes Stück. Frankf. und Leipzig, 1771. 312 Seiten in 8.

Da dies ganze erste Stück fast durchgehends Gellerten betrift, so glauben wir es an diesem Orte auf die schicklichste Art beurtheilen zu können. Wir wollen es gern glauben, daß dieser Briefwechsel wirklich zwey verschiedene Verfasser hat, und glauben davon auch in der abstechenden Schreibart einige merkliche Spuren zu finden; auch mag unsertwegen der Herausgeber eine dritte Person seyn. Dieser letztere machte uns auf den Inhalt der Briefe selbst sehr neugierig; denn, nach seiner Versicherung sollen sie viel Wahres, Neues, und Nützliches enthalten. Nur darein konnten wir uns nicht recht finden, daß er S. 12. das Urtheil über diese Briefe sehr bescheiden dem Publiko überläßt, und nicht lange darauf S. 14. mit aller Verläugnung seiner vorigen Bescheidenheit, von eben diesem Publiko sagt, daß der gröste Theil desselben noch ziemlich ungebildet sey, daß Jedermann lese, aber kein Mensch verstehe und goutire, was er lese. Doch, wir kommen auf die Briefe selbst.

Gleich in dem ersten werden wir auf eine ungewöhnliche Bemerkung neugierig gemacht, die der Verf. seinem Freunde mitzutheilen verspricht, und finden sie endlich, nach einer Vorbereitung von drittehalb Seiten. Sie betrift nemlich das Betragen der deutschen Nation, die bey Gellerts Grabe so viel Klagelieder anstimmte, und bey Rabeners Tode so kaltsinnig that. Dieses Betragen kann der Verf. nicht billigen, und er macht aus demselben auf den Geschmack der Nation einen nachtheilgen Schluß. Aber waren denn jene paar Dutzende von Leichensänger die Dollmetscher der Nation? waren sie gröstentheils wohl solche Leute, deren Lob oder Stillschweigen das verhältnißmäßige Verdienst der gedachten beyden Schriftsteller bestimmen konnte? Und endlich, waren die

vielen guten Thaten, durch welche ſich Gellert als Menſch, vermöge ſeiner Situation und ſeines wohlthätigen Charakters, ſo viele einzelne Perſonen verbindlich gemacht hatte, nicht natürlicherweiſe eine Aufmunterung für ſo viele, ihm, ein Jeder nach dem Maaße ſeiner Kräfte, bey ſeinem Grabe ein Opfer der Erkenntlichkeit darzubringen?

„Gellert, ſagt der Verf. ferner, iſt der Lieblings„dichter der deutſchen Nation! Welch ein nachtheiliger „Schluß, für ihn könnte nicht hieraus gezogen wer„den!„ — Für dies feine Kompliment mag ſich die Nation bey dem Verf. bedanken. Wir, unſern Theils, ſehen die Folgerung, die hierinn liegen ſoll, nicht recht ein. Iſt derjenige der Lieblingsdichter der Nation, der am allgemeinſten gekannt, geleſen und gefaßt wird; ſo trift dieſe Benennung freylich auf keinen ſo ſehr zu, als auf Gellerten; aber was läßt ſich nun daraus entweder zum Nachtheile der Nation, oder zum Nachtheile dieſes Lieblingsdichters ſelbſt ſchlieſſen? Liegt der Grund ſeines Beyfalls nicht offenbar in der, ſeiner Dichtungsart eigenen, und ihm vorzüglich geglückten, populären Faßlichkeit ſeiner Fabeln? Das poetiſche Verdienſt, und die Fodrungen, welche die Kritik auch an dieſe Dichtungsart macht, muß man hier gar nicht ins Spiel miſchen. Gebührt Gellerten gleich nicht der Rang eines Dichters von ſehr lebhaftem Genie und blühender Einbildungskraft, ſo gebührt ihm doch unſtreitig der Ruhm eines Schriftſtellers, der den Ton der Menge glücklich zu treffen, meiſtens ohne Niedrigkeit faßlich, und eben durch dieſe Faßlichkeit ſo ausgebreitet nützlich zu ſchreiben wußte. Der Nation hingegen gebührt für ihr Bezeugen gegen dieſen Schriftſteller das Lob eines geſunden moraliſchen Geſchmacks, und einer dankbaren Erkenntlichkeit gegen denjenigen, der denſelben bey ihr

zu

zu nähren und zu stärken suchte. Allerdings trieben viele diese Erkenntlichkeit, und die daraus entspringende Bewunderung, zu weit. Sie glaubten, den Mann, weil er in Versen schrieb, nun gleich zum Dichter, und weil er so nützlich schrieb, auch zum besten Dichter machen zu müssen; aber braucht es mehr, als die ersten Begriffe von Poesie und Kritik, um diese Folgerungen falsch zu finden? und bedarf es des aufgebrachten Eifers, in welchen der Verf. des angezeigten Briefwechsels darüber zu gerathen scheint? der bittern Vorwürfe, die Er, Einer aus allen, dem ganzen Publiko macht? und der entscheidenden Machtsprüche, womit er dasselbe zurechte weisen will? Zwar, er lenkt S. 34. etwas wieder ein; er verehrt Gellerts Verdienste um den sittlichen Geschmack, und schätzt die Moralität seiner Schriften. Indeß glaubt er doch, er hätte schwerlich so verdienstvoll von dieser Seite werden können, wenn er in seinen Schriften größer erschiene. Der Verf. glaubt also wohl, daß sich Moralität und dichtrisches Genie nicht mit einander vertrage? Aber er lasse einmal den sittlich guten Schriftsteller auch dichtrisches Genie besitzen; und er sollte nicht noch verdienstvoller, nicht noch weit größer erscheinen?

Der Ton, der im zweyten, und allen mit geraden Zahlen bezeichneten Briefen herrscht, ist um ein merkliches dreister und zuversichtlicher. Diesem Verf. ist das deutsche Publikum stockblind, und kaum scheint er es seiner Beyhülfe werth zu achten. Publikum und Blinde, Kunstrichter und Marktschreyer sind ihm gleichbedeutend. Den Einfluß der letztern auf die erstern weis er so genau, und zugleich so allgemein zu bestimmen! so, daß wir nach Durchlesung dieses Briefes dem Verf. folgende Worte voll Verwunderung nachsprechen: „Ich hätte nicht geglaubt, daß

„eine Nation, deren Literatur in der Welt einige „Figur macht, ein so abgeschmacktes Publikum „hätte!„

Der Verf. des dritten Briefes mischt nun in die Flüche seines Freundes auf den verderbten Geschmack, seine mildern Seufzer. Auch giebt er schon mehr nach, und wagt es schon, durch die Herzhaftigkeit seines Correspondenten ermuntert, Gellerten gerade zu einen durchgehends sehr mittelmäßigen Schriftsteller, ohne einen Funken von Genie, zu schelten. Sonderbar ist es, daß diese Leute in Gellerten durchaus dichtrisches Genie und dichtrische Schönheiten auftreiben wollen, und sich durch den Mangel derselben berechtigt halten können, ihn für einen verwerflichen Schriftsteller zu erklären; daß die, vielleicht übertriebene, Bewunderung der Nation gegen diesen Mann nun gerade auf einer irrigen Meynung von seinen ausserordentlichen Dichtergaben, und nicht vielmehr auf andern sehr schätzbaren Verdiensten beruhen soll, auf die er unstreitig nicht blos in Ansehung seines moralischen, sondern auch seines schriftstellerischen Charakters Anspruch machen durfte

Im vierten Briefe ist noch immer einerley Geschrey über das stockblinde Publikum. Indeß verschreibt die Menschenliebe des Verf. uns doch eine Panacee, nemlich eine Schrift, die dem Publiko zeigen muß, was es lesen, und was es nicht lesen soll. Was dies für eine Schrift, und von welchem Verfasser sie seyn soll, erräth man bald. Aber freylich ist das nicht viel anders, als wenn ein Arzt, der die Wiederherstellung des Gesichts bey einem Blinden unternahm, am Ende nichts weiter thut, als daß er ihm einen kleinen Knaben beygesellt, der ihn leiten soll; seine Blindheit mag er denn behalten. Noch bewundern wir den mehr als politischen Scharfsinn, wo-

womit dieser Mann die Epochen unsers Geschmacks, die Zeitläufte unsrer Literatur, und die Triebfedern des Lobes beym Publiko, und der Mäßigung bey den Kunstrichtern anzugeben und zu beurtheilen weis — Sehr sinnreich nennt er Gellerten „den Dichter der „Dorfpastoren und ihrer Töchter, und andrer Leute „von diesem Caliber!„ Unter die letztern werden wohl alle die Leute von hohem und niedern Stande gehören, die bey der Erziehung ihrer Kinder keinen unsrer Dichter bequemer fanden, das zarte Alter zu vergnügen, und dessen Gedächtniß und Empfindung auf eine angenehme und lehrreiche Art zu beschäftigen? — In der Folge des Briefes wird der Ton noch dreister, oder vielmehr unverschämt; Gellert wird nicht blos für einen Dichter ohne Genie, sondern gerade heraus für einen Stümper erklärt. — Der erste Angriff auf ihn geschieht von der Seite, die freylich wohl bey ihm die schwächste ist. Noch nie haben Kunstrichter oder Leser von Kenntniß den Gellertischen Briefen große Lobsprüche ertheilt, ob man ihnen gleich auf der andern Seite nie einen so schädlichen Einfluß zugetraut hat, wie der Verf. thut. In dem weichen, wimmernden Tone dieser Briefe, der freylich nur halb naif ist, nahm man doch immer noch etwas charakteristisches wahr, vollends, wenn man den Verfasser derselben persönlich kannte. Uebrigens hielt man sie, als eine Sammlung für das Publikum betrachtet, allemal für die schwächste und gleichgültigste seiner Arbeiten. Zwar unser Briefsteller kennt noch was schlechtres von ihm, seine Komödien, die, seiner Meynung nach, unter aller Kritik sind. Wir sind uns der Langenweile noch gar wohl bewußt, die uns ihre Vorstellung zuweilen gemacht hat; theatralisch sind sie wohl nicht genug; und das kann an der Verabsäumung einiger mechanischen Regeln liegen.

Aber wir wissen, daß entschiedene Kenner der dramatischen Kunst sie noch immer wegen des vielen Eigenthümlichen und Nationalen in den Sitten sowol, als in der ganzen Oekonomie, im Werthe halten; und so mögen sie doch wohl nicht so ganz unter aller Kritik seyn.

Die schwedische Gräfinn hat der Verf. des fünften Briefes, seinem Freunde zu gefallen, aufs neue gelesen, und mit dem größten Eckel. Vielleicht wäre das Maaß desselben geringer gewesen, wenn das apodiktische Urtheil dieses seines Freundes in dem vorigen Briefe, der Roman sey eckelhaft, und unerträglich matt, ihn nicht zum voraus dawider eingenommen, und seiner Geschmeidigkeit diese Erklärung abgedrungen hätte. Daß es mit dem ganzen Buche nicht viel sey, wollen wir ihm indeß gerne zugeben. Das ganze Gewebe dieses Romans ist zu widernatürlich und unwahrscheinlich; aber das ist doch wohl offenbar zu viel gesagt, daß der erste Theil desselben das abgeschmackteste sey, was nur jemals geschrieben worden. — Auch giebt es ohne Zweifel Kritiken, die noch trivialer seyn können, als die Gellertischen über seine Fabeln aus den Belustigungen. Die paradoxesten Urtheile sind oft gerade die trivialesten. So widersprechend das klingt, so getrauen wir uns doch, auf Verlangen, es zu beweisen; und werden die Gründe und Beyspiele dieses Beweises nicht weit suchen dürfen. Uebrigens wird in diesem fünften Briefe über das moralische und kritische Gefühl manches Gute gesagt.

Der sechste Brief ist ein neuer, heftiger Ausbruch der Galle seines Verfassers, und fast sollten wir glauben, er habe seine Invektiven gegen Gellerten und die deutsche Nation in irgend einer trüben Stunde, unter den Anfällen des Hypochonders, geschrieben, der unsern Augen alles so schwarz und böse vorzustellen

len pflegt. Denn ein kaltblütiger Beobachter wird bey aller Aufmerksamkeit auf den Zustand unsrer Literatur, den allgemeinen schädlichen Einfluß nicht wahrnehmen können, den Gellerts Verse auf den deutschen Geschmack haben sollen; eben so wenig, als die Allgemeinheit der abgöttischen Bewunderung seiner Werke, die der Vers. der Nation Schuld giebt. Mögen doch diejenigen, die unter ihm in Leipzig studirten, ihm ihre poetischen Arbeiten vorgelegt, und sich durch sein richtiges, feines Gefühl vielleicht oft haben belehren, und auf ihnen vorhin fremde Feinheiten verweisen lassen; oft vielleicht durch seinen mit Schüchternheit untermischten Eigensinn von höhern und edlern Schwüngen des Genies zurückgehalten seyn; aber wenn ist er je, auch nur in den Augen der Sachsen, ein infallibler Pabst des Parnassus, und Statthalter des Apolls auf Erden gewesen?

Seine Schäferspiele, die Silvia so gut, als das Band, werden wenig mehr gelesen, und noch weniger gelobt; sein Orakel erkennt Jedermann, der es mit dem Stücke des Saintfoix zusammenhält, für eine ziemlich schwache Kopie, und für ein sehr unmusikalisches Gedicht.

Nun schreitet der Verfasser zu seinem Angriffe auf unsern Dichter in seiner Hauptfestung, wie er es nennt, in seinen Fabeln und Erzählungen. Ohne zu bestimmen, welche Art des Vortrages der Fabel eigentlich nothwendig und wesentlich sey, haben wir immer geglaubt, daß diejenige Manier, welche Lafontaine, Gellert, und andere, wählten, ihren guten Nutzen und ihre angenehme Seite habe, von welcher sie sich vornemlich der Jugend und Leuten von mäßigen Einsichten gefällig und nützlich erweisen kann. Den Beweis davon findet man fast in jeder Familie; und hierauf, wie wir schon oben erinnerten, nicht auf

einer

einer überzeugten Bewunderung dichtrischer Talente, gründet sich Gellerts ausgebreiteter Beyfall. Das Maaß der dichtrischen Talente, welche diese poetische Gattung fodert, ist in der That so gar groß nicht; aber Gellert scheint uns doch auch davon nur einen Theil gehabt zu haben. Leichtigkeit des Versbaues im hohen Grade; auch eine gewisse natürliche Laune und Treuherzigkeit, wiewol weniger, als Lafontaine; aber vielleicht nicht genug wahre Naivetät. Daher so viel matte Reflexionen, so mancher leere Vers, so manche verfehlte und unschickliche Ausweichung. Die Kritik findet also bey diesem Dichter mit leichter Mühe eine Menge Fehler; aber dem ungeachtet bleiben seine Fabeln für die Erziehung sehr brauchbar; und von dieser Seite ist uns noch immer ihr Verdienst sehr ehrwürdig, und erinnert uns an die Sitte der ältern Griechen, welche die ersten Züge der Weisheit und des Unterrichts aus ihren Dichtern schöpften. Verwahrlosung des Geschmacks ist dabey nicht zu besorgen; auch sind die Fehler nicht von der Art, daß der heranwachsende Zögling, so bald er lernt, was Poesie, und was der Charakter und die Erfordernisse der Fabelpoesie besonders sind, in dieselben zu verfallen, oder sie für Schönheiten zu halten Gefahr liefe. Wenn man so urtheilt, so kann uns das Geschrey der Halbkenner nicht entrüsten, die Gellerts Verdienst dadurch zu erhöhen, oder erst richtig zu bestimmen glauben, wenn sie ihn für einen großen Dichter ausgeben. Bey Mißverständnissen dieser Art kann man ganz ruhig seyn; gewaltsamer Widerspruch dient nicht so bald, sie zu heben, als der Lauf der Zeit.

Gellerts geistliche Lieder hält der Verfasser des siebenten Briefes für dasjenige, was ihm allein Ehre bringen kann. Der Charakter, der S. 132. f. von denselben gemacht wird, scheint uns sehr richtig zu seyn;

ſeyn; nur können wir folgende hier vorkommende Widerſprüche nicht wohl zuſammenreimen: „Bey Verfertigung der geiſtlichen Lieder kam Gellerten ſein Mangel an Genie nicht wenig zu Hülfe.„ — „er mußte populär dichten; und aus dieſem Geſichtspunkte betrachtet, kann man unmöglich Gellerts geiſtliche Lieder zum Maaßſtabe ſeines Genies machen; „ — und dann: „das Paßionslied halte ich allein für dasjenige, worinn ſich Spuren von Genie zeigen.„ — Und nach dieſem allem ſcheint der Verf. es doch an dieſen Liedern auszuſetzen, daß ſie keinen Funken von dem Feuer verrathen, welches einen Rouſſeau und Klopſtock begeiſterte. Aus dieſer Inkonſiſtenz mit ſich ſelbſt ſollte man faſt argwöhnen, der Verf. habe die Gellertiſchen Kirchenlieder doch nicht aus dem rechten Geſichtspunkte beurtheilt, wenn er nicht dieſen Geſichtspunkt vorhin ſelbſt angegeben hätte. Vielleicht hat er alſo die erhabenere geiſtliche Poeſie in ſeinen Gedanken nicht genug von der populären geiſtlichen Liederpoeſie abgeſondert, die eine ganz andre Gattung für ſich ausmacht, und, da ſie in den Mund des großen Haufens gelegt wird, auch nothwendig den Begriffen und der Faſſung deſſelben gemäß ſeyn muß. Dieſen Zweck ſcheinen uns Gellerts Lieder vollkommen erreicht zu haben; nur muß man ihn nicht für einen geiſtlichen Odendichter nehmen, wenn er gleich ſelbſt durch die Aufſchrift ſeiner Sammlung auf dieſen Rang Anſpruch zu machen ſcheint.

Der achte Brief enthält in der That einige recht gute Bemerkungen, die Theorie der Fabel und Erzählung betreffend. Es giebt indeß wohl nicht, wie der Verf. meynt, zwey Arten von Fabeln, ſondern nur zwey verſchiedne Arten des Vortrages und der Einkleidung, die man der Fabel ertheilt. Denn ſie ſelbſt bleibt immer die ſinnliche Erläuterung und Realiſirung

eines

eines moraliſchen Satzes; nur kann die Methode, dieſes zu bewerkſtelligen, verſchieden ſeyn; entweder kurz und ohne allen Schmuck; oder mit Verzierungen, eingewebten Reflexionen, u. ſ. f. Es fragt ſich nun, welche von den beyden Methoden dem Weſen und dem Zwecke der Fabel am gemäſſeſten ſey; und da hat, wie uns dünkt, Hr. Leßing es hinlänglich bewieſen, daß es die erſtere ſey, jene alte griechiſche Manier, die auch er zum Vortrage ſeiner Fabeln wählte. Aber unſer Briefſteller beſchuldigt ihn der Vergeſſenheit eines Umſtandes, der, wie er glaubt, dieſe Gattung von Fabeln heutiges Tages unnöthig macht. In jenen ältern Zeiten nemlich wären dergleichen moraliſche Sätze den meiſten unbekannt geweſen; jetzt, da ſie ſchon ſo bekannt wären, müßte die Fabel durch die Einkleidung reizen. Wenn man aber bedenkt, von welcher Art die moraliſchen Sätze waren, die bey den griechiſchen Fabeln gewöhnlich zum Grunde lagen, und von welcher Art ſie auch ſeyn mußten, um durch keine Demonſtration, ſondern blos durch ein ſinnliches Bild erläutert werden zu dürfen; wenn man ferner nur einen allgemeinen Blick auf den damaligen Zuſtand der griechiſchen Nation, ihrer Erziehung, Literatur und Weltweisheit wirft; ſo wird man finden, daß hier der Fall zwiſchen ihnen und uns ſo gar verſchieden nicht iſt. Bey ihnen erſetzte der mündliche Unterricht, der ſich ſo ſehr mit der Moral beſchäftigte, was bey uns in dieſer Abſicht die Lektüre leiſtet. — In der zweyten Gattung des Vortrages glücklich zu ſeyn, iſt allerdings ſo leicht nicht, und die Bemerkung des Verf. (S. 141.) daß dieſelbe nicht blos die niedere, ſondern eine nach Maaßgebung des Inhalts verſchiedentlich modificirte Schreibart fodre, iſt wohl, unter gehörigen Einſchränkungen, ſehr richtig. In dieſer Abſicht verdient Gellert allerdings Tadel, der

dieſe

diese Abänderungen von so glücklicher Wirkung fast ganz aus der Acht ließ; so, wie in Betracht der Ordonnanz und sorgfältigen Wahl der Nebenumstände. — Ueber die von der Fabel verschiedne Dichtungsart der Erzählung, und über die Manier der Franzosen in derselben, findet man in diesem Briefe gleichfalls viel Gutes; und man mag dafür dem Verf. das Vergnügen an seinem Ariost gönnen, der sein Abgott unter den Dichtern, und nach seiner Meynung, in allen Stücken ganz vollkommen ist.

Der oft gerügte Streit, ob ein Lehrgedicht Poesie sey, wird im neunten Briefe aufs neue vorgenommen; wir glauben mit dem Verfasser desselben, daß poetische Bilder, glückliche Wendungen, schicklich angebrachte Episoden es vornemlich dazu machen müssen. Aber, wenn er meynt, wir hätten eigentlich nur Einen Lehrdichter, nemlich Wieland, nur ein einziges wahres Lehrgedicht, seine Musarion, und wenn dies sein Ideal, und der Inbegrif seiner Fodrungen von dieser Dichtungsart ist, so können wir ihm unmöglich beystimmen. Der Ton dieses Gedichts ist allerdings größtentheils didaktisch; aber die Haupteinkleidung ist doch Erzählung; und man kann es nur als ein indirektes Lehrgedicht ansehen. Bey einem Gedichte hingegen, welches den Unterricht in gewissen Pflichten, in einer gewissen Kunst, u. s. f. vorträgt, ist dieser Unterricht allemal der Hauptzweck, mit dem sich eine eingestreute Erzählung freylich sehr gut vertragen kann, aber nur als untergeordnet, nur als ein Mittel, jenen Zweck desto vollkommner zu erreichen, und die Trockenheit des einförmigen Lehrtons desto leichter zu vermeiden. Die zweyte Gattung des Lehrgedichts, welche der Verf. S. 198. angiebt, würden wir daher lieber unter die Gattung der Erzählung rechnen; folglich auch Virgils Episoden nicht das

vorzüglichste, sondern das am meisten poetische in seinem Landgedichte nennen, und unsern Landesleuten über die Verabsäumung dieser Episoden weniger harte Vorwürfe machen.

Gellerts Lehrgedichte geben freylich einer genauen Kritick viel Blöße; sie wird in denselben viel Mattes, Weitschweifiges, Kraftloses und Unbelebtes finden. Das alles fällt durch die hier angestellte Vergleichung einzelner Stellen mit ähnlichen beym Uz und Hagedorn, noch deutlicher in die Augen. — Den Schluß dieses Briefes lassen wir lieber ganz unberührt; er enthält Anzüglichkeiten, die ihrem Urheber nicht viel Ehre machen, und doch wohl ihrer nachtheiligen Absicht verfehlen dürften.

So würden wir auch den Eingang des zehnten Briefes ganz überschlagen, wenn wir es nicht für Pflicht hielten, dem Verfasser desselben den dadurch bey uns, und ohne Zweifel auch bey jedem andern unpartheyischen Leser, rege gemachten Unwillen ganz zu verheelen. Ist er es doch selbst, der sich hier die Maske abreißt, die dem gutherzigen Leser vielleicht bisher seine eigenthümliche, wahre Miene zu seyn schien, die Maske eines zwar strengen, aber ernsten und gerechten Kunstrichters. Die Kritick, vollends gegen Schriftsteller von gewissem Ruhme, oder gar gegen ein ganzes Publikum, verlangt allemal eine gewisse Würde dessen, der sie ausübt, die ihr auch niemals fehlt, so bald sie reif, gründlich und wohlgemeynt ist. Aber Schadenfreude, kindisches Hohngelächter, ausgelassener Muthwille, verunehren beydes die Kritik und den Kunstrichter, verrathen den Mangel der Reife, und einer durch Zucht und Uebung gebildeten Denkungsart, und machen ihn auf einmal alles Zutrauens, alles Eindrucks unwerth und verlustig. Wir werden uns wohl hüten, die muthwilligen

Spöt-

Spöttereyen des Verf. über den guten Gellert hier zu wiederholen; aber die Rechtfertigung unsers Eifers gegen sein Betragen ist die 215. und 216te Seite seines Briefwechsels, deren er sich, bey reifer Ueberlegung, herzlich zu schämen hat. Kann er es, nach der Auslassung eines so armseligen Witzes, auch wohl erwarten, daß man seine beleidigenden Urtheile über den Witz eines Kästners für gültig erkennen, oder zur Rechtfertigung desselben nur Ein Wort verlieren sollte?

Freylich sieht der Verf. des eilften Briefes das Verfahren seines Freundes mit ganz andern Augen an. „Dieser hat, als ein tapferer Ritter sein Thurnier mit Gellerten gehalten, und er, sein treuer Lanzenträger, ist, nicht wenig über das Gefechte vergnügt, ein glaubwürdiger Zeuge seines Sieges gewesen.„ Allen Komplimenten, die ihm nun das erleuchtete Publikum darüber zu machen hätte, hat er selbst durch die auf ihren Verfasser angewandte Gellertische Fabel vorgegriffen; besonders durch deren Schluß:

Der Mann war blos berühmt gewesen;
Weil Stümper ihn gelobt, eh Kenner ihn gelesen.

Nur noch Ein Umstand scheint des Verf. kritisches Gewissen zu beunruhigen. Gellert ist doch noch in seinen Augen schätzenswürdig, als moralischer Schriftsteller, und als ein Mann, der keinen geringen Einfluß auf die Beförderung des guten Geschmacks gehabt hat. Wenn ihm doch sein Freund auch noch diese günstige Meynung, die ihm beschwerlich zu werden anfängt, wegraisonniren könnte!

Und wie sollte er nicht? Aus einem Gewebe seltsamer psychologischer Digreßionen entwickelt sich endlich der noch seltsamere Ausspruch: „Gellerts Moral ist gut, und ist schlecht, wie mans nehmen will.„ Die Erklärung dieses Paradoxons läuft am Ende

darauf hinaus, sie sey ein sehr gemeinnütziges Werk für den ungelehrten, weniger unterrichteten Theil der Leser; ein seichtes Werk hingegen, wenn man sie wissenschaftlich betrachtet, für Leute von Kenntniß und Einsicht. Wir dürfen es wohl nicht erst anmerken, daß die erstere Klasse bey weiten die größte sey, und daß man sonach das Buch, wie es ist, in Ansehung seiner Brauchbarkeit weit höher zu schätzen habe, als wenn es so wäre, wie der Verf. es gerne haben möchte. Hiezu nehme man die nächste Bestimmung dieser moralischen Vorlesungen, die wirksamen Eindrücke und Rührungen, welche sie bey einer solchen Menge von Zuhörern hervorbrachten, und die auch der Bemerkung des Verf. nicht können entgangen seyn. Daß diese Eindrücke oft nur auf der Oberfläche gehaftet, daß sie zuweilen nur eine scheinbare Aussenseite sanfter und wohlthätiger Empfindungen, statt aufrichtiger Ergiessungen des Herzens, hervorgebracht haben, kann man doch wohl nicht weder dieser Moral selbst, noch ihrer Methode, zur Last legen. Auch haben wir bey jener niemals die Motiven des moralisch Guten vermißt; vielmehr dringt Gellert allezeit auf die edelsten und stärksten Bewegungsgründe, die sowol Vernunft als Religion zur Ausübung der Tugend an die Hand geben. Wie dreist und unerweislich ist daher das Urtheil: „Gellert trägt schwankende Begriffe vor. Es ist nichts zusammenhängendes, nichts richtig schliessendes in seinem Vortrage. — Alles, sogar die Wahrheit, ist bey ihm Vorurtheil.„

Uebrigens geben wir dem Verf. gerne zu, daß Gellert, aber ohne seine Schuld, viele Schüler gehabt habe, die eine übelverstandene Gutherzigkeit, eine weiche, gefühlvolle Gesinnung, eine allgemeine, gleich vertheilte Menschenliebe, und eine übertriebene Delikatesse des sittlichen und kritischen Geschmacks mehr

vorgaben, als wirklich besaßen, und oft dadurch ins Abgeschmackte verfielen. Gellerten selbst waren jene Eigenschaften alle natürlich, sie waren seinem Charakter, seinem Temperamente völlig gemäß. Vielleicht nahmen ihn auch Leute dieser Art am ersten ein, seine Seele neigte sich williger zu denen, mit welchen sie, oft nur dem Anscheine nach, zusammenstimmte; und so kam es, daß mancher sich unter seinen Augen hinter die Maske eines Frommen, Gutherzigen, und Empfindsamen verbarg, dessen Wandel und Gesinnung nichts weniger, als wohlthätig und edel war.

Die Vernachläßigung der alten Literatur kann man Gellerten und seinem Beyspiele doch wohl nicht ohne Ungerechtigkeit Schuld geben. Er selbst hatte sie nicht ganz verabsäumt, und empfahl sie, in seinen Schriften sowol, als in seinem mündlichen Vortrage, zum öftern. Viele von seinen Verehrern haben sich in derselben Ruhm und Namen erworben. Und wenn er sie auch weniger geschätzt hätte, als er wirklich that, so würde doch sein Beyspiel an einem Orte, wo Ernesti lehrte, und wo sich bisher noch die würdigsten Kenner der Alten zuerst gebildet haben, von keiner überwiegenden Gewalt gewesen seyn.

Fast eben so sonderbar, als der angeführte Ausspruch, den der Verf. des letztern Briefes über die Gellertische Moral that, ist die Einschränkung, welche sein Freund, in dem dreyzehnten Briefe, diesem Ausspruche zu geben sucht. Er glaubt nemlich, sie sey dienlicher für Seelen von gewisser Härte und Rauhigkeit, um sie biegsamer und geschmeidiger zu machen, als für weiche, gefühlvolle Herzen, die dadurch weichlich und weibisch werden könnten. Wir wissen uns in der That in diese Absonderung nicht recht zu finden. Denn, bildet die Gellertische Sittenlehre einmal das gute sittliche Gefühl, und ist dieses eine Tu-

gend, eine begehrungswürdige Eigenschaft, zu welcher auch Leute von härterer Denkungsart gewöhnt werden müssen; so muß sie nothwendig für Jedermann gleich brauchbar seyn, und bey solchen, deren Seelen die Natur aus feinerm Stoffe bildete, dem ihnen schon eigenen Gefühle eine bessere moralische Richtung geben, und es eben dadurch bessern und verschönern.

Beyläufig nur ein paar Worte über das Urtheil, das in diesem Briefe über den Dr. Young, und über seinen Einfluß in den Geschmack und die Schreibart unsrer Nation gefällt wird. Schon manche, besonders unsre tändelnden Sänger der Freude, haben diesen Dichter aus einem ganz irrigen Gesichtspunkte angesehen; ihre Einbildungskraft schuf die Nacht und Finsterniß um ihn her, die man hernach für sein Geschöpf hielt. Wenn man sich recht mit ihm bekannt macht, wenn man ferner die ganze Situation überdenkt, worinn er so dachte und schrieb, und die nächste Bestimmung seiner Nachtgedanken; so wird man den Ton derselben zwar traurig, aber nicht wimmernd oder murrend, und den Geist des Dichters zwar ernsthaft, aber nicht menschenfeindlich und freudenlos finden. Doch, hierüber kann er nicht besser gerechtfertigt werden, als sein vortreflicher Ueberseßer in dem schönen poetischen Briefe an den Prof. Schmid Braunschweig gethan hat. Dem Geschmacke Deutschen, besonders in der geistlichen Beredsamkeit, hat vielleicht die Ueberseßung der Nachtgedanken zufälligerweise einigen Eintrag gethan; aber auch nur bey solchen, die zu kurzsichtig waren, die Gränzen des poetischen Ausdrucks und der edlen prosaischen Schreibart, den dichtrischen Lehrton von dem Vortrage fürs Volk zu unterscheiden.

Aeuf-

Aeusserst übertrieben ist es, wenn der Verf. behaupten will, die ganze Bekanntschaft mit der englischen Literatur sey der unsrigen schädlich gewesen, und die englische Nation mache, wie sich der Verf. ausdrückt, in dem Fache der Dichtkunst eine weit geringere Figur, als man gewöhnlich dafür hält. Shakespear und Milton, den ersten noch dazu nicht ohne Einschränkung, ausgenommen, findet er ihre übrigen Dichter mehrentheils auf eine übertriebne Art verehrt, zur wahren Dichtkunst fehlt ihnen das feinere Gefühl und eine biegsame Sprache, u. s. f. Eine Frage möchten wir dem Manne, der so reden kann, wohl ins Gewissen schieben, ob er nemlich die Sprache und die Dichter dieser Nation jemals sorgfältig studiert hätte? Hat er das, so sey er ja gegen sein Gefühl mißtrauisch, wenn der die wahre Sprache der Leidenschaft und der Empfindung in ihnen vermißt. Eben so übertrieben erhebt er auf der andern Seite die italienischen Dichter. Wer wird die mannichfaltigen Schönheiten derselben verkennen? Aber wenn sich die Dichter unsers Vaterlandes nun einmal nach Ausländern bilden wollen, so paßt das Modell der englischen Poesie ohne Zweifel für sie besser, als der italienischen. Man kann sich hier durch die Erfahrung belehren. In den ersten dreyßig Jahren des gegenwärtigen Jahrhunderts war bey unsern Dichtern die Nachahmung der Italiener fast allgemein; was gewann der Geschmack dabey? oder vielmehr, wie viel verlohr er nicht dadurch! Freylich war auch Mangel an Kritik und prüfendem Geschmacke, in der Wahl sowol, als in der Nachahmung, Schuld daran; aber die Gefahr, zu verunglücken, war hier wenigstens doppelt so groß, als bey der Nachahmung der Engländer. Selbst der sel. Meinhard, auf den sich der Verf. S. 293. beruft, war zum mindesten ein eben so großer Verehrer der

Englischen, als der Italiänischen Poesie, und dachte über die Vorzüge der erstern, und über die Mängel der letztern so, wie sie einem Manne von geschärftem Auge, der beyde genau kennt, von selbst sichtbar werden müssen.

Wir sind es müde, uns auf alle die unbesonnenen, halb verdauten, und zudringlichen Urtheile einzulassen, von denen dieser Briefwechsel so voll ist; sonst würden wir noch eins und das andre gegen die Anschuldigung, Gellert habe mehr zur Verzärtelung als Bildung des Geschmacks gethan, vorbringen, die im letzten Briefe ausgeführt wird. Auch ist fast alles Wiederholung dessen, was der Verf. oft schon mehrmals wiederholt hat. Jahre und mehrere Einsichten werden vielleicht die Verfasser dieser Briefe richtiger und billiger denken lehren; und dann werden sie auf diese rohe, unvollkommne Arbeit ihrer Jugend, mit Unzufriedenheit, vielleicht auch mit Reue, zurücksehen.

Ueber den Werth einiger deutschen Dichter und über andre Gegenstände, den Geschmack und die schöne Literatur betreffend. Ein Briefwechsel. Zweytes Stück. Frankf. und Leipz. 1772. 8. 254 Seiten.

Da wir über das erste Stück dieses Briefwechsels, in der Anzeige der Gellertischen Schriften, ziemlich ausführlich geworden sind, so können wir jetzt von diesem zweyten Stücke um so viel kürzer unsre Meynung sagen. Wenn wir in demselben gleich hie und da gemäßigtere Urtheile und richtigere Bemerkungen angetroffen haben; so herrscht doch überhaupt noch eben der entscheidende Ton, eben die Unbilligkeit gegen verdienstvolle Schriftsteller, eben die einseitige,

oft

oft ganz mißlungene Kritik darinn, welche wir an dem ersten Stücke mit Unzufriedenheit bemerkten. Gleich in dem ersten Briefe wird Gellerts Schriften, ausser seiner Moral, geradezu aller moralische Nutzen abgesprochen; Young wird für einen Thoren, und seine Nachtgedanken für das unvernünftigste und schädlichste Buch erklärt, das dem Verf. bekannt ist; das deutsche Publikum abermals für einen Haufen blinder und kenntnißloser Leser, und Rabener, im siebzehnten Briefe, für einen Idioten. Dieser letztre Schriftsteller wird von dem ihm bisher zuerkannten Range sehr herabgesetzt; und Liskow dagegen für den ersten und vortrefflichsten unsrer satirischen Dichter ausgegeben. Von der Satire überhaupt äussern beyde Verfasser allerley Begriffe und Grundsätze, die mit sich selbst nicht die gehörige Konsistenz haben, und größtentheils einer Berichtigung bedürften, in die wir uns hier nicht einlassen können. Es soll z. E. gar kein Genie dazu gehören, nach Art der Alten Satiren zu machen; die Stelle des Horaz, worauf man sich S. 14. deswegen beruft, ist ganz unrichtig angewandt, und beweist das noch mehr, was wir sogleich bemerken, daß der Verf. Genie überhaupt, als Geistesfähigkeit genommen, von dem eigentlichen dichtrischen Genie nicht gehörig absondert. Was ist es ferner gesagt, daß die Wahl des Inhalts bey einem Gedichte völlig gleichgültig sey? daß die Poeten alle keinen unmittelbaren Einfluß auf die Sitten haben sollen? u. s. f. Auch der Vorschlag, daß es unter gewissen Einschränkungen dem Satiriker von Obrigkeitswegen verstattet seyn sollte, Individua zu schildern, und kenntlich, auch wohl namentlich vor der Welt an den Pranger zu stellen, ist gewiß, besonders von Seiten des politischen Einflusses, nicht genug überdacht. Unter gewissen Einschränkungen ist es ihm schon verstattet,

und wir möchten nicht rathen, einen Schritt weiter in den Gränzen dieser Freyheit zu gehen. Die Merkmale, welche der Verf. S. 28. als Kennzeichen eines wahren satirischen Genies anstieht, finden sich vielleicht bey Niemanden mehr ausgezeichnet, als bey ihm selbst, und wenn es damit seine Richtigkeit hat, so hat wohl Niemand mehr Beruf, als er, unser Satirenschreiber von der ersten Größe zu werden. „Sollte „ich, sagt er, einen finden, der beym Lesen des Lis„kows entzückt wäre, an seinen Einfällen Geschmack „fände, und dieselben über die Rabnerschen setzte, dies„sem würde ich rathen, ein Satirenschreiber zu wer„den. Die Natur hätte sicher dazu einen Grund bey „ihm gelegt.„

Vom achtzehnten Briefe an lassen sichs die Verfasser nicht wenig sauer werden, eine Klassifikation und Rangordnung unter den deutschen Dichtern anzustellen; eine Mühe, die ihnen das Publikum vielleicht eben so wenig zugemuthet hätte, als verdanken wird. Der Maaßstab ist, wie billig, das Genie; aber von diesem haben die Verfasser doch, so sehr sie auch die Begriffe darüber berichtigen zu wollen scheinen, noch ziemlich schwankende und unzuverläßige Vorstellungen. Wenigstens schränken sie den Umfang desselben zu sehr ein; und aus dieser Einschränkung entstehen in ihren Urtheilen und Raisonnements seltsame Behauptungen, und öftere Widersprüche. Die Nation und das Publikum bekommen dabey noch immer einen derben Verweis über den andern. Uz und Hagedorn werden mit dem größten Rechte gelobt; aber Haller mit eben so großem Unrechte getadelt, und von der Zahl der Dichter ausgeschlossen. Das Verdienst, daß er der erste war, der von jenem wässerichten Modeton abwich, der zu seinen Zeiten herrschte, hätte ihm wohl ein wenig höher angerechnet werden können; und es

ist

ist immer wunderlich, seine didaktische Poesie mit der lyrischen des Horaz zusammen zu halten. Die Vergleichung der letztern mit einer Ode von Uz ist schon weit passender. — Die Bemerkungen über die geistliche Poesie (S. 137. ff.) enthalten viel Gutes; aber auch hier ist, wie bey der Kritik über Gellerten, als geistlichen Liederdichter, der Zweck und Ton des Kirchenliedes von dem erhabenern Schwunge der Ode, deren Inhalt die Religion ist, nicht genug abgesondert. Der Vorschlag, mehr historisches in die Lobgesänge auf die Gottheit einzuweben, ist nicht verwerflich; nur muß man nicht alles von diesem Hülfsmittel erwarten. — Die römische Religion hat freylich einen weit reichern Vorrath von Bildern und sinnlichen Vorstellungen; aber wird das Irrige und Uebertriebene derselben nicht dem Wahren und auf wahre Vorfälle Gegründetem, dem es eingemischt wird, Eintrag thun? — In Hagedorns lyrischen Gedichten ist unstreitig mehr Englische als Italiänische Manier zu entdecken; wiewol das Meiste darinn sehr original und eigenthümlich ist. — Den Begriffen von dem Zwecke und der wahren Wirkung der Poesie, welche im drey und zwanzigsten Briefe geäussert und entwickelt werden, läßt sich ohne Zweifel vieles entgegen setzen. Wie kann man allen moralischen Nutzen der Poesie, alle Erhöhung der sittlichen Eindrücke durch ihre Beyhülfe so gerade weg läugnen? Freylich wird der Dichter durch seinen Vortrag den moralischen Satz selten durch neue und ausgeführte Beweise, aber er wird ihn dadurch eindringender machen, daß er, poetisch eingekleidet, sinnlicher, und eben dadurch annehmlicher wird. Und so wird die Lesung der Dichter nicht blos den Vorrath unsrer Gedanken und Begriffe erweitern, sondern auch denselben eine gewisse Richtung geben, die nicht ohne Einfluß auf den Willen,

auf unſre Entſchlüſſe und Handlungen, bleiben kann. — Auf ſeine vorausgeſchickte Begriffe von dem Zwecke der Poeſie gründet der Verf. in der Folge dieſes Briefes ſeine Vertheidigung der erotiſchen Dichter, hauptſächlich aus dem Grunde, daß ſie das ſympathetiſche Gefühl erhöhen, und die ſanftere, geſellige Tugend befördern. Ein ſeltſamer Widerſpruch, daß der Verf. zuerſt der Poeſie allen moraliſchen Einfluß abſpricht; und hernach doch die Dichter der Liebe und der Freude gerade wegen ihrer Wirkungen in Anſehung der Moralität vertheidigt; Dichter, denen man ſonſt gerne erlaubt, blos zu vergnügen, und nur dann in Anſpruch nimmt, wenn ihre Gedichte von ſchädlicher und verführeriſcher Wirkung ſind. — Dem Verfaſſer des vier und zwanzigſten Briefes hätten wir ſeine weitſchweifigen, zuweilen richtigen, aber größtentheils ſeichten, Anmerkungen über eine Stelle aus Wielands Diogenes gerne geſchenkt. — Das fehlte noch, daß am Schluſſe dieſes Briefwechſels auch Leßingen das dichteriſche Genie abgeſprochen würde!

Mo.

IV.

Katechiſmus der Sittenlehre für das Landvolk. Frankfurt am Mayn, bey J. L. Eichenbergs ſel. Erben, 1771. 8. 136 Seiten.

Eine wohlgerathene, gemeinnützige Schrift, die den Hrn. Hofrath Schloßer zu Frankfurt am Mayn, zum Verfaſſer hat. Er erdichtet einen alten würdigen Verwalter auf dem Landgute ſeines Freundes, einen Mann von ungemeiner Rechtſchaffenheit und Wiſſenſchaft, der den Sitten des dortigen

Lan-

Landvolks nicht allein durch sein tugendhaftes Beyspiel, sondern auch dadurch eine glückliche Bildung gegeben, daß er Kinder und Erwachsene in eigenen Lehrstunden mit Freundlichkeit und Ernsthaftigkeit über ihre Pflichten belehrt hätte. Aus den Lectionen, die er, Hr. Sch. mit angehört, und solche nachher jedesmal zu Papier gebracht hätte, wäre dieser Katechismus, den wir lieber Sittenbuch für das Landvolk genannt hätten, entstanden.

Wir wollen uns bey der Einleitung nicht aufhalten. Der V. scheint dabey besonders auf unsre Landgeistlichen sein Absehn gerichtet zu haben, denen wir dieses Büchlein auch bestens empfehlen. Wenn der größte Theil dieser Herren sich so edelmüthig für den Unterricht der Landjugend interessirte, als der rechtschaffene Verwalter es that, wie viel gutes könnten sie stiften. Folgende Stelle können wir uns nicht enthalten, ganz herzusetzen. S. 39. folg. „O! meine „arme kleine Brüder und Freunde auf dem Lande, „wie werdet ihr versäumt! Es war also nicht genug, „daß man euch der Armuth, der Sklaverey und einer „so unverdienten Verachtung übergab; mußte man „euch auch die Mittel versagen, wodurch ihr allein „die große Kunst lernen konntet, alles dieses und noch „mehr zu ertragen?

„Der größte, der einzige Lehrer der Bauern, ist „meist ihr Pfarrer, höchstens noch ihr Schulmeister. „Es ist genug an einem, wenn er seine Schuldigkeit „thut. Aber laßt uns nicht uns selbst schmeicheln. „Wer denkt noch bey Bestellung der Pfarrdienste auf „dem Lande an den erhabenen Endzweck, welchem „diese Stellen gewidmet sind? Seit dem die Religion „eine Kunst geworden ist, seit dem haben wir unter „hundert kaum zween Prediger zu sehen bekommen, „welche im Stande wären, die Pflichten eines wah-

„ren

„ren Lehrers der Tugend zu erfüllen. Das Feld der „Gottesgelahrtheit ist so groß, daß es noch niemand „ganz durchlaufen hat. Gesegnet sey, wer sich mit „einem ihm angemessenen Verstande, und mit einem „rechtschaffenen Herzen hineinwagt. Aber warum „muß man es einem jeden eröfnen? — Beynahe für „eine jede Kunst hat man gewisse Auszüge gemacht, „die ein jeder nach seiner Fähigkeit und dem Stande, „wozu er bestimmt ist, benutzen kann. Nur den „Lehrer von einer Gemeine von etlichen und funfzig „Bauern, die selten weiter sehen, als man ihnen die „Augen öfnet, nur einen solchen führt man an, als „ob er das große Werk der Heiden und Judenbeke„rung ausführen sollte. Der künftige Dorfpfarrer, „der in seinem Leben oft nichts weiter suchte, nichts „verlangte, als ein Dorfpfarrer zu werden, wird in „alle Geheimnisse der Weltweisheit und der Geschichte „und der Sprachen, und, was ärger ist als alles, „der Polemik und der Homilie, die oft alle — An„lagen der Natur zur Beredsamkeit zerstören, auf „das feyerlichste eingeleitet. Selten ist sein Verstand, „nie seine Zeit hinreichend, diese Dinge in ihrem Zu„sammenhange zu übersehen und an ihre rechte Stelle „zu setzen — Hat er einige Fähigkeit, oder ist er „mit Gewalt gezwungen worden, dieses oder jenes „auswendig zu lernen, so wird er seine Bauern mit „lauter Grundtext und Polemik martern. Hat er „aber seinen gründlichen Endzweck, einen Pfarrdienst „zu erhalten, mit mehr Freyheit zu erreichen gesucht, „so lernt er, ich wette, mehr nicht, als eine Stunde „lang an einem fortzuschwätzen, und zu taufen und „zu copuliren. O! sind denn unsere Nebenmenschen „nur da, um beprediget, getauft und copulirt zu wer„den? Es scheinet fast! denn, wer das kann, muß „sehr unglücklich seyn, wenn er keinen Pfarrdienst be-

„komme.

„kommt. Fern sey es von mir, einen Stand zu ver„spotten, der alle Ehrfurcht verdient. Aber wenn „mich mein Mitleiden über meine arme verwahrloste „Nebenmenschen nicht betrübte, so würde ich über „euch lachen, die ihr unsere künftige Geistliche unter„richtet.

„Man hat in unsern ökonomischen Zeiten eine neue „Professur der Oekonomie errichtet, und sie der phi„losophischen Fakultät beygeordnet; sollte man nicht „auch der theologischen noch eine beyordnen, die man „ohngefehr die Professur der praktischen Gottesge„lahrheit nennen könnte? Der Lehrer, der diese Pro„fessur übernimmt, braucht keiner von den hochstu„dierten Gelehrten zu seyn; aber er müßte noch ein „wenig mehr, er müßte ein rechtschaffener und ver„nünftiger Mann seyn; ein Mann, der seine Schü„ler nur gerade soviel lehrte, als hauptsächlich zu der „Religion der Christen gehört, — der sie zugleich zu „rechtschaffenen Menschen und Lehrern eines Volks „machte, das nicht alles wissen muß, was man wis„sen kann, sondern nur soviel als es braucht, um „glücklich zu seyn. Nähme man dann aus diesen „Schülern die Dorfgeistlichen u. s. w.

„Wie soll aber ein Mann, der so wenige Gelehr„samkeit hat, dem Feind der Religion, wie soll er „seinen eigenen Zweifeln widerstehen? Er? Wenn „einer seiner Bauern ein Feind der Religion ist, so „soll er desto eifriger seyn, das Herz dieses elenden „zu bessern; und kommt ein Fremder, und verfolgt „die Religion bis in die ruhige, sanftmüthige Gesell„schaft seiner Gemeine, so soll er — ihn bitten, sich „Gelehrte zu suchen, die gerne widerlegen. Zweifelt „er aber selbst — Mein Gott! wenn alle die, die „manchmal zweifeln, immer ein Collegium über die „Polemik hören müßten, wo würden wir Professoren

„ge-

„genug hernehmen? habt ihr den Mann gelehrt, ein „rechtschaffener Mann zu seyn; habt ihr ihn so weit „gebracht, daß er erkennet, wie wenig ein Mensch „im Stand ist, und daß er fühlt, daß die Religion „ihn immer glücklich, nie unglücklich macht, so wird „er nicht lange zweifeln; so wird sein Zweifel ihm „nicht schaden.„ Gewiß sind diese Gedanken aller Aufmerksamkeit würdig.

Nachdem der V. noch seine gegründeten Ursachen angegeben, warum in diesem Büchlein so wenig von der Religion vorkomme, so schließt er die Einleitung mit einer rührenden Anrede an die Großen der Erde, ohne welche keine Sittenverbesserung zu hoffen ist.

Nun folgt der Katechismus der Sittenlehre, oder vielmehr der zusammenhängende Vortrag darüber, selbst. Der verständige Mann, den Hr. Schloßer reden läßt, spricht mit den Kindern, in einem rührenden faßlichem Vortrage, erstlich von den Pflichten gegen den Körper, als der Gesundheit, Arbeitsamkeit, Reinlichkeit; gegen die Seele und das zeitliche Vermögen; hernach von den Gesellschaftspflichten, über den Ursprung der bürgerlichen Gesellschaft, der Könige, Obrigkeiten und Gesetze, wovon er ihnen im kurzen eine sehr richtige und faßliche Vorstellung macht; darauf von den Obliegenheiten gegen die Obern, und bey den besondern Gesellschaftspflichten vom Todschlage, Diebstahle, von der Untreue im Handel, von der Aufrichtigkeit, vom Eide, von Ersetzung des unverschuldeten Schadens, der andern zugefüget worden; dann von den Pflichten der Geselligkeit, oder den so genannten unvollkommenen Pflichten, der Dienstfertigkeit, dem Neide, der Verläumdung und Unfreundlichkeit, dem Zorn, der Verschwiegenheit, Unversöhnlichkeit und Undankbarkeit; endlich von den Pflichten gegen die häus-

häusliche Gesellschaft, gegen die Armen und gegen das Vieh. Vorstellungen über die Glückseligkeit des Landlebens, das Gewissen und die Religion machen den Beschluß.

Alles unterrichtend für Kinder und zugleich ihren Fähigkeiten angemessen, weil die Dinge, worüber die Tugend belehrt wird, ihr sehr anschauend gemacht werden. Auf die Weise wird die Tugend, soviel dabey auf menschliche Unterweisung ankommt, dem kleinen künftigen Weltbürger interessant und liebenswürdig gemacht, denn des Lehrers Ermahnungen gehen alle dahin, daß das Kind früh einsehen und empfinden lerne, wie unmittelbar der eigene Vortheil eines jeden mit der Ausübung seiner sittlichen Pflichten verbunden sey. Mehrentheils ist der Vortrag so einfach, der Ausdruck so ungekünstelt, die Begriffe sind so leicht, und die Beweisgründe so sinnlich gewählt, daß die Kinder es gewiß verstehen müssen. — Die eingemischten Erzählungen, die einzelnen Beyspiele von Tugend und Laster, die er immer bey der Hand hat, haben uns besonders gefallen. Z. E. S. 69. da er den Kindern das lesen und schreiben empfiehlt. S. 94. wenn er sie vor Untreue im Handel warnet. S. 105. wenn er ihnen die Freundlichkeit und Dienstfertigkeit gegen jedermann anpreiset. S. 113. die Erzählung, bey den Pflichten gegen die Armen. Eine und die andere moralische Schilderung möchte vielleicht zu übertrieben seyn, als daß sich ein Original dazu fände.

Manche Leser wird es vielleicht befremden, daß so wenig von der Religion und deren Bewegungsgründen zur Tugend in diesem Buche vorkommt. Allein wer die S. 46. ff. davon angeführten ganz guten Gründe will gelten lassen, der wird solches nicht mißbilligen, und was am Ende von der Religion kurz gelehrt wird, das zeiget hinlänglich, wie der V. den gan-

ganzen Werth derselben und ihren Einfluß auf die menschliche Glückseligkeit den Kindern wichtig mache, und ihre Lehren als unentbehrlich dazu vorstelle.

Zur Vollständigkeit der Sittenlehre bedürfte das Buch noch einiger Zusätze. Manche Pflichten hätten wir noch etwas ausführlicher vorgetragen gewünscht. Z. B. die Pflichten der Kinder gegen ihre Eltern, die unserm Bedünken nach zu kurz berührt sind Treffende Beyspeile von glücklich gewordenen gehorsamen, und unglücklich gewordenen ungehorsamen Kindern; Erinnerungen, was einen gut gearteten klugen Kinde bey den Fehlern und Untugenden thörigter oder gar böser Eltern obliege; wie Kinder sich zu verhalten haben, wenn sie aus der väterlichen oder mütterlichen Gewalt sind, wenn die Eltern alt, hülfsbedürftig oder arm werden u. d. g., wären da, wie wir glauben, am rechten Ort und ebenfalls nothwendig gewesen. Des Selbstmordes ist bey den Pflichten gegen den Leib nicht Erwehnung geschehen, vielleicht mit Fleiß. Die Kinder werden ermahnt, künftig einmal mit ihrem Gesinde gut umzugehen. Hätte ihnen nicht auch vorgestellt werden müssen, was sie dereinst zu beobachten hätten, wenn sie selbst einmal Dienstboten würden? Die Sorge für unsern guten Namen wäre ebenfalls wohl noch näher zu empfehlen gewesen. Insonderheit hätten wir den V. von den Pflichten der Keuschheit wohl mögen reden hören. Gesagt muß doch der Jugend das nöthige darüber werden. Aber wie soll man es ihr, ohne den geringsten Nachtheil davon zu besorgen, mit kluger Feinheit sagen? Dies ist die Frage, und da wären wir begierig gewesen, in einer so delicaten Sache von dem V. zu lernen.

So viel gutes wir mit Wahrheit von diesem Buche gesagt haben, so viel schlimmes ist gleichwol schon öffentlich dagegen geschrieben. Ein christlicher Politi-

kus

kus sogar, hat sich daran gestossen, und, „um selbi„ges zu einem bessern Gebrauch einzuleiten, damit „dessen Lesung niemanden schädlich und anstößig werde„ in einer kleinen gesitteten Gesellschaft auf dem Lande über dasselbe, und bey dieser Gelegenheit über die christliche Moral, Vorträge gehalten, welche denn der Herausgeber unter dem Titel hat drucken lassen:

Praktischer Katechismus zur christlichen Sittenlehre für das Landvolk. Nebst moralischen Regeln zur feinern Bildung desselben. Leipzig, bey Johann Gottfried Müllern, 1772. 8. 164 Seiten.

Man findet hier unter vier Abschnitten 1. von den Grundlehren der christlichen Moral. 2. Von dem menschlichen Verderben und der Gnadenhülfe Gottes zur christlichen Tugend. 3. Von den allgemeinen Mitteln zur Förderung der wahren Tugend. 4. Von den Hindernissen, Bewegungsgründen und Kennzeichen der christlichen Tugendübung in einem zusammenhangendem Vortrage das gewöhnliche, was man in allen, auch den schlechtesten dogmatischen und moralischen Lehrbüchern lesen kann. Der christliche Politikus will die Lehrart des Hrn. Schloßers nachahmen, aber zum Unglück hat er weder die Erfindungskraft, noch den Geschmack, noch den Verstand und Witz, der diesen mit so viel Leichtigkeit und edler Einfalt sprechen lehrte. Jener wußte sich in die Fähigkeiten, Umstände und Empfindungen seiner jungen Schüler hineinzudenken, darum sind seine Vorstellungen mehrentheils so treffend. Dieser will seine Rede auch auf den Ton stimmen, mischt deshalb überall auch ländliche Erzählungen und Geschichte in seinen Vortrag, aber es ist alles verfehlt, es kommt alles

ſchielend heraus. So ſehr er ſich zwingt, was populäres zu ſagen, ſo hört man doch vom Anfange bis zum Ende den ganzen geiſtlichen oder weltlichen Pedanten. Wer ein Correktivmittel gegen den Schloſſerſchen Katechiſmus nöthig hat, der mag verſuchen, ſich mit dieſem Buche zu helfen. Der Rec. muß wohl bekennen, daß ihm nichts ketzeriſches in jenem aufgeſtoſſen, und er mit keinem Gedanken darauf gefallen ſey, ob Hr. Sch. auch wohl die Unterweiſung der Jugend in der chriſtlichen Religion und Sittenlehre für überflüßig halten, oder auf die großen Bewegungsgründe zur Tugend, welche in der Lehre Jeſu liegen, einen geringern Werth, als auf die von ihm gebrauchten Motive aus der natürlichen Moral, legen möchte. Es zeigt ſich gar zu deutlich, wie jener nur wolle, daß man in dem moraliſchen Unterricht mit jungen Leuten Stuffenweiſe gehe, vom leichteren, von dem, was den Kindern ſinnlich zu machen iſt, anfangen und zu dem ſchwereren, wozu ſchon mehr Nachdenken und Vernunftſchlüſſe gehören, fortſchreiten ſolle; aber nie daran gedacht haben, die Sittenlehre des Evangeliums von der natürlichen Moral zu trennen, oder die eine der andern entgegen zu ſetzen, da ſie ohne dies in einen Punkt zuſammen fallen. Durch die lebhafte Empfindung, wie liebenswürdig und vortheilhaft ſchon für dieſes Leben die Tugend ſey, ſoll das junge Gemüth nur vorbereitet werden, die damit zuſammenſtimmenden höheren Lehren und Vorſchriften des Chriſtenthums, welche Gott durch die Bibel bekannt gemacht hat, deſto williger anzunehmen, und ihnen aus dem ſtarken Bewegungsgrunde zu folgen, daß ſolche von dem liebreichen Herrn und Vater der Menſchen herkommen, und der Gehorſam dagegen die Verheiſſungen einer unſterblichen Glückſeligkeit habe. Dies erhellet aus demjenigen, was Hr. Sch. den Kindern

zu-

zuletzt über das Gewiſſen und die Religion ſagt, ganz deutlich. Daher wird derſelbe auch gegen die Sittenlehren des praktiſchen Katechiſmus, und gegen die dringenden Bewegungsgründe, durch welche das Evangelium die Menſchen zur Tugend beweget, ganz und gar nichts einzuwenden haben, ſondern ſolche vielmehr gerne zugeben. Hätte der Herausgeber dieſes Katechiſmus uns nicht in dem Vorberichte mit einem Fingerzeige darauf gewieſen, was ſeinem chriſtlichen Politikus anſtößig bey dem Manne wäre, den er ſich zum Gegner ſchafft, ſo würden wir nicht gewußt haben, wozu er eigentlich ſeine ſchon tauſendmal beſſer geſagte und geſchriebene Gedanken hätte drucken laſſen.

Wenn man aber den geleſen hat, ſo ſieht man wohl, daß der V. zu den Herren gehöre, denen eine jede leichtere und beſſere Methode in Unterweiſung der Jugend, als unſere ſieben Väter in Gewohnheit gehabt haben, eckelhaft iſt, und die daher von nichts als von verderblichen Neuerungen in der Chriſtenheit ſprechen. Hr. Schloßer iſt ihm auch einer „von „den neumodiſchen Sittenlehrern, welche die chriſt„liche Moral in die heidniſche verwandeln, deſſen Ka„techiſmus die Menſchen blos äuſſerlich zu ehrbaren „Menſchen macht, aber nicht zu Jeſu führt und da„her die Tugend ſowol verſtümmelt, als aus falſchen „und unzulänglichen Bewegungsgründen lehret.„ Der Politikus iſt unzufrieden mit jenem, daß er ſeine Sittenlehre nur auf Grundſätze der natürlichen Religion, und nicht auf die Bibel gebauet, folglich zur Bildung eines chriſtlichen Herzens und Wandels keine Anweiſung gegeben; imgleichen, daß er die Motive zur Tugend nicht aus dem Gehorſam gegen den göttlichen Willen, ſondern aus den unmittelbaren Vortheilen, die ſie uns ſchaffet, abgeleitet hat. — Wenn es bey der Tugend, meynet er, blos auf Vortheile an-

käme, so würden viele gute Handlungen, die mit keinen Vortheilen, sondern mit Schaden im irrdischen verbunden wären, unterbleiben, und in manchen Fällen das Laster so liebenswürdig werden, als die Tugend. (Dieser Einwurf gründet sich auf bloßen Mverstande der Sache, und würde von Bedeutung sei wenn zwischen wahren und betrüglichen Vortheilen, zwischen solchen, die eine kurze Zeit währen, aber hernach einen desto größeren Schaden mit sich führen, und zwischen solchen, die dauerhaft und beständig sind, kein Unterschied wäre; und wenn die innerliche Fr und Ruhe der Seele, welche die Tugend versch ft, worauf in jenem Katechismus ein so großer Werth gelegt wird, nicht alle zeitliche Vortheile des Lasters w überwögen, und allen äusserlichen Schaden, der einer tugendhaften Handlung begleitet seyn kann, endlich ersetzten. Hätte der V. nur bedacht, d ter dem Glück der Tugend solche Freuden und Vo theile zu verstehen wären, welche niemals in wahrhaftes Elend und Mißvergnügen ausarten, nien die Seele mit Reue und Schaam und ängstlicher U ruhe erfüllen, so würde er nimmermehr haben sa können: „Wenn die Tugend in einer Fertigkeit be„steht, sich unter allen Umständen so glücklich zu ma„chen, als man kann, (wie sie Hr. Sch. erklärt hatte) „so ist der Räuber auch ein tugendhafter Mensch; „denn der beweiset eine Geschicklichkeit, sich so glück„lich zu machen, als man kann, wenn er soviel „bet, als er kann, und vom Raube sich ernährt, „lange es zureichen will.„ Dergleichen Instan scheinen etwas sagen zu wollen, und im Grunde nichts dahinter. Man muß mit den Worten ei Schriftstellers, den man widerlegen will, nicht ganz andere Begriffe, als er gethan hat, verbinden, sonst verletzt man die Billigkeit und Vernunft, mit der ein

Ge-

Gelehrter disputiren sollte, und macht aus dem Streit eine bloße kindische Logomachie.

Ein ähnliches Beyspiel von Wortstreit findet sich S. 18. Vorr. „Man soll nicht die menschliche Glück„seligkeit, sondern den Gehorsam gegen Gott zum „Hauptzweck der Tugend machen. Die Tugend sey „des Menschen höchstes Gut, aus welchem die Glück„seligkeit von selbst erfolge.„ Als wenn das nicht gleich viel wäre. Hat denn etwa Hr. Sch. geleugnet, daß der Gehorsam gegen Gott die höchste Tugend sey? oder gelehrt, daß eine Verbindlichkeit der Menschen zur Tugend seyn könne, wenn kein Gott wäre? Wir haben nichts davon gefunden. Glückseligkeit ist offenbar der Zweck, nach welchem ich als ein vernünftiger Mensch strebe. Die Tugend, oder der Gehorsam gegen Gott, ist das Mittel dazu, aber nicht der Zweck. — Das Resultat von Hrn. Schloßers ganzem Vortrage ist der: Kinder seyd fromm und tugendhaft, denn dabey könnet ihr allein so glücklich werden, als euch Gott, von dem ihr alles habt, machen will, wie er euch in der Bibel hat sagen lassen. Nun kommt der christliche Politikus und spricht: „Kinder, „ich will es euch deutlich sagen, wie es seyn muß. Ihr „sollet von Herzen fromm seyn und nach Gottes Worte „leben, als guten Christen gebührt, weil er es so „haben will und ihr verbunden seyd, ihm zu gehor„chen. Das ist die Hauptlehre. Wer das thut, „demselben wird Gott in Zukunft eine unendliche Glück„seligkeit geben u. s. w.„ Damit lernt das Kind aber noch nicht, daß Gott nichts von uns wolle, als was uns selbst gut ist, und daß die Ausübung der Tugend uns schon in diesem Leben glücklich mache. Dies soll es aber nach Hrn. Sch. Absicht zu allererst lernen. — Der alte Verwalter erzählt, seine Bauren wären manchmal aus Schaam und Liebe für ihn gegen ein-

ander dienstfertig gewesen. Bey solchen Erzählungen glaubt der christliche Politikus Unlauterkeiten bemerkt zu haben. Wenn sein Auge kein Schalksauge gewesen wäre, hätte er sie nicht bemerkt. Auch mißfällt ihm die Abschilderung vieler schlechten Dorfpfarrern, die doch wirklich nach dem Leben getroffen ist. (Hr. Sch. sagt ja nicht, daß sie allen, sondern nur den meisten ähnlich sähe.) Er findet darinn Stolz und Selbsterhebung. Allein, setzt er hinzu: „Was kann „man von einem Manne gutes erwarten, der nicht „einmal weis, was Tugend sey und heisse?„ Besser konnte sich die armselige Prahlerey des politischen Kunstrichters nicht helfen. — Nachdem er darauf die ganz gegründeten Ursachen, warum Hr. Sch. in seinem moralischen Katechismus nicht mehr von der Religion geredet, in einem ganz falschem Lichte vorgestellt hat, so unterbricht ihn endlich ein gutherziger Greis aus der Gesellschaft mit einer Rede, die man nur einem alten schwachmüthigen Manne zu gute halten kann: „Nun „ich höre wohl, sagt er, wie das Ding soll zu verste„hen seyn, nemlich wir sollen erst gelehrte und ver„nünftige Heiden, und hernach Christen, nach die„ser neuen Sittenlehre, werden. — Wir wollen den „Kindern Belohnungen und Strafen vorhalten, und „uns, von diesem neumodischen Sittenlehrer nichts „neues vorschreiben lassen, damit wir den lieben Gott „nicht meistern, noch sein Wort tadeln, in welchem „er an sein Gesetz beydes, nemlich Strafen und Be„lohnungen angehängt hat.„ — Der V. hat übrigens diesen Katechismus dem hochwürdigen Hrn. Dr. Winkler, hochverdienten Hauptpastori ꝛc. und dem hochedelgebohrnen Hrn. Dr. und Rechtsconsulenten Winkler in Hamburg, seinen beyderseits hochgeehrtesten Gönnern, zugeeignet.

Ganz

Ganz anders, als der christliche Politikus, hat ein christlicher Cavalier von dem Schloßerschen Katechismus geurtheilt und selbst ein ähnliches Buch unter diesem Titel geschrieben:

Versuch eines Schulbuches für Kinder der Landleute, oder zum Gebrauch der Dorfschulen. Berlin, bey Friedrich Nicolai, 1772. 8. 158 Seiten.

Der V. (welches der Hr. v. Rochow, Prälat des Stifts zu unsrer lieben Frauen und Domherr in Halberstadt, Erbherr auf Reckahn, ist,) hatte seine Arbeit schon bis auf das letzte Kapitel geendiget, als jener heraus kam. Er las ihn und „auffallend, „schreibt er in der Einleitung, rührte mich die Aehn„lichkeit unserer Absichten, die gleiche Lehrart und „Gesinnungen gegen den zahlreichsten, aber verach„tetesten Theil unserer Mitmenschen. Wir sind, so „dachte ich, einander völlig unbekannt und schreiben „fast zu einer Zeit, an entfernten Orten in Deutsch„land, über einen Vorwurf. Vielleicht ist dieses ein „Wink der Vorsehung. Ich will ihn nicht verach„ten. Und so entschloß ich mich, meinen Versuch „durch den Druck bekannt zu machen.„ Jeder christliche Patriot, dem die größere Aufklärung und sittliche Besserung der Landleute, deren erste Erziehung bisher eben so, wie die Erziehung des gemeinen Volks in Städten, so sehr vernachläßiget worden, am Herzen liegt, wird dem Hrn. v. R. ausnehmend dafür verbunden seyn. Gerade an einem solchen Buche, das einem verständigen Schulmeister zur Anleitung dienen könnte, die Kinder des Landmanns, von frühen Jahren an, das auf eine gute Art zu lehren, wobey sie einmal in ihrer Lebensart für sich glücklich und

für die Welt brauchbar werden, hat es bisher noch gefehlt. Diese Lücke ist durch den gegenwärtigen Versuch eines solchen Schulbuchs ausgefüllt, der einer der ersten in dieser Art, aber gewiß so glücklich gerathen ist, daß viel dazu gehören wird, ihn zu übertreffen. Von allen nöthigen und nützlichen Kenntnissen, die innerhalb der Sphäre eines Landwirths, sowol des vermögenden reichen Bauern, als des armen Hüfners und Tagelöhners liegen, ist nichts darinn vergessen. Das Kind wird eben sowol angewiesen, wie es einmal künftig den Acker düngen, die Pferde füttern und das Wirthschaftsgeräthe in Ordnung halten, als wie es ein Christ werden soll, damit es Gott gefalle und ewig glücklich sey. Durch diesen größern Plan, den sich der V. dabey gemacht hatte, unterscheidet sich sein Buch von dem Schloßerschen Katechismus, der sich nur auf die Unterweisung der Landjugend in der Sittenlehre hat einschränken wollen. Die schwere Kunst, mit Kindern von allerley Dingen sinnlich, faßlich, auf so eine Art, daß sie dabey interessirt und aufmerksam erhalten werden, zu sprechen, die Gabe, angenehm und treffend zu erzählen und durch einzelne Beyspiele zu lehren, besitzen sowol Hr. Schloßer als Hr. v. Rochow. Aber auch abstrakte, metaphysische und ontologische Begriffe einem Bauernkinde so intuitivisch klar und leicht zu machen, als der Hr. Domherr die mehresten darunter zu machen gewußt hat, das will noch mehr sagen.

Schon in dieser Betrachtung allein finden wir den Versuch meisterhaft. Wahrhaftig, wer Kinder zu unterrichten hat, sollte dieses Buch und den Schloßerschen Katechismus dazu, lesen. Wir bitten alle Eltern, auch in Städten, sie ihren Kindern in die Hände zu geben, oder noch besser, sie zu lesen, und über die gelesenen Sachen bisweilen mit den Kindern

zu ſprechen. Wir wollen jetzo ſehen, wie Hr. v. R. den Schulmeiſter abgerichtet hat, in ſeiner Unterweiſung fortzuſchreiten, und deshalb den Inhalt der Kapitel herſetzen. 1. Aufmerkſamkeit und Wißbegierde. Mit dieſem Kap., welches auf unzählige Arten verändert werden kann, ſollen die Kinder faſt ein halbes Jahr lang geübt werden, weil alsdenn, wenn ſie erſt aufs Wort und auf die Sachen merken lernen, der Unterricht für Lehrer und Lernende eine Luſt iſt. In die Anwendung deſſelben ſetzt der V. die ganze Kunſt des Lehrers, dem er deshalb die Hülfe dabey zu geben ſucht. 2. Urſache und Wirkung, damit das Kind nicht blos auf die Autorität des Lehrers und deſſen Wort etwas annehme, ſondern ſo früh als möglich die Gründe davon einſehen, und ſo ſeine Vernunft gebrauchen lerne. S. 13. „Seht Kinder, ſo kann man, „wie auf einer Leiter, von Wirkungen zu Urſachen, „und von Urſachen zu Wirkungen herauf und herun„ter ſteigen. Wenn man aber auch alle möglichen „Urſachen erforſchte; ſo müßte man doch am Ende „bey einer Urſache ſtehen bleiben, welche die erſte Ur„ſache wäre. Und dieſe erſte Urſache nennen wir „Gott. Der Gott, zu dem eure Aeltern vor dem „Tiſche beten, daß er die Speiſe ſegnen und gedeyen „laſſen wolle, dieſer Gott iſt die erſte Urſache aller „Dinge.„ 3. Vom Ergründlichen und Nicht ergründlichen. 4. Wahrheit, Gewißheit, Wahrſcheinlichkeit, Irthum. 5. Glauben, ungläubig ſeyn, leichtgläubig ſeyn, abergläubig ſeyn. Die in den drey letzten Kapiteln klar gemachte Sachen ſollen zum Vorbericht in der Religion dienen. 6. Vom Verhältniß, worinn die Menſchen mit Gott ſtehen, oder von der Religion. Der Begrif, was Verhältniß ſey, iſt zwar in der Folge ſehr klar gemacht, vielleicht hätte ſich aber ein leichteres Wort dafür brau-

„den Mittag wird der Mann ſehr krank, da mußte „die Frau zu Hauſe bleiben, und ohne ihre Aeltern „ſollten die Kinder nicht ins Schauſpiel gehen. Da „weinten die Kinder ſehr, daß von ihnen dieſe Luſt „vergebens gehoft wäre. Das eine Kind war ſo „unwillig, daß es gar ſagte: „Warum mußte der „Vater eben heute krank werden? Eben heute, da „wir einmal eine Luſt haben ſollten? Aber hört, Kin„der, was geſchah? den Abend kam Feuer im Schau„ſpielhauſe aus, es brannte bis auf den Grund ab; „und die meiſten Zuſchauer wurden erdrückt im Ge„dränge, oder erſtickten vom Rauch, oder verbrann„ten in der Flamme.

„Da merkten die Aeltern, das die Krankheit des „Vaters eine wohlthätige Schickung und Regierung „Gottes geweſen, und lobten Gott dafür. Ihre Kin„der aber lehrten ſie an dieſem Exempel: Daß Gott „auch bey zugeſchickten Leiden die beſte Abſicht habe, „und daß, wenn wir oft nicht zugleich wiſſen, wozu „das Leiden uns gut iſt, wir doch hernach erfahren „werden, wie gut es unſer himmliſcher Vater mit uns „meyne.„

8. Von der Geſellſchaft und der Obrigkeit, von Geſetzen und Soldaten. Einen kürzeren und deutlicheren Abriß ihres Urſprungs für Kinder, kann man nicht leſen. 9. Vom Verhältniß. Hier macht der V. den Begrif dieſes im vorhergehenden oft gebrauchten Worts ſo klar, daß ihn ein Kind gar wohl faſſen kann. Vielleicht hätte dieſes Kapitel anderen vorgehen können. 10. Von der Höflichkeit im Umgange und im Reden; und vom nöthigen Briefſchreiben, wozu einige Muſter gegeben werden. 11. Etwas von der Rechenkunſt, als eine Uebung des Verſtandes. Die fünf ſimpeln Species werden den Kindern bekannt gemacht. 12. Etwas von Ausmeſ-

messung der Flächen und Körper, und etwas Mechanik; dem ein Verzeichniß der gewöhnlichsten Längenmaße und Gewichte ꝛc. vorgesetzt ist — Es ist wohl durch ein Versehen in der Druckerey geschehen, daß die Figur des größern Feldes, S. 101. auf dem Papier weniger Raum einnimmt, als die Figur des kleineren, wo der Augenschein des Kindes die Demonstration des Lehrers zur Lügnerin machen könnte. 13. Vom Augenmaaß uud Betruge der Sinne. S. 109. „Sehet diesen Stock in dem „Glase mit Wasser! Ist er gerade oder krumm? — „Du irrst, mein Sohn! Er ist nicht krumm, sondern „gerade; aber im Wasser schien er dir krumm.„ 14. Von natürlichen Dingen zur Vermehrung nützlicher Erkenntniß — Hier wird den Kindern von Himmel und Erde, vom künstlichen Bau des menschlichen Körpers; von den mannichfaltigen Arten der Thiere, Gewächse, Feldfrüchte ꝛc. eine sehr nützliche Vorstellung gemacht. S. 114. wird ihnen beyläufig gesagt: „Die Thiere, deren eine unzähliche Menge, „groß und klein auf der Erde, oder im Wasser leben, „sind zu eurem Nutzen da. Ihr dürft sie tödten, aber „hütet euch, daß ihr sie nicht unnöthig martert. Der „Gerechte erbarmet sich auch seines Viehes, sagt die „Bibel. Ich weis gewiß, daß es euch schädlich ist, „wenn ihr unbarmherzig mit den Thieren umgeht. „Die bösen Kinder pflegen im Frühling und Sommer die Vogelnester zu zerstöhren. Lasset das nicht „von euch gesagt werden. Die Vögel singen euch „ihren Gesang, und die meisten darunter schaffen die „Raupen und anderes Gewürme weg, die Früchten „und Menschen schädlich werden könnten, wenn sie „sich zu sehr vermehrten ꝛc.„ — 15. Von den Mitteln, die Gesundheit zu erhalten; und einige einfache Vorschläge, die verlohrne Gesundheit wieder her-

„Sind wir nicht Haushalter Gottes? Sollen wir „nicht sein Reich vermehren, und das Reich der Fin„sterniß zerstöhren helfen? Ach daß doch dieser edle „Eifer in allen Seelen entbrennen möchte! daß allge„meine Menschenliebe hier keinen Stand ansehen; „daß durch Ausbreitung einsichtsvoller Tugend, in „jedem Dorfe Glückseligkeit wohnen, und daß Ge„rechtigkeit und Frieden sich überall begegnen möchte!„

Mit goldenen Buchstaben möchten wir diese Worte über die Thüren und an den Wänden aller Kammer und Finanzcollegien angeschrieben wünschen. viel Ruhm, wie viel ausnehmende Hochachtung dient ein Weltmann, der das nicht blos schreibt, sondern auf seinen Gütern selbst die Schulen darnach richtet, reichlich besoldete Schulmeister aus seinem e nen Vermögen hält, welche die Kinder nach diesem sehr schönen Buche, welches verdiente überall in l Landschulen eingeführt zu werden, unterrichten müssen, wie der Hr. Domherr v. Rochow thut. S ie möchten die in der ersten Generation gewiß schon me liche Verbesserung des Landes sehen, wo der Regent auf seinen Domainen und der vermögende Adel auf s nen Rittergütern es eben so machte.

Bey dieser Gelegenheit wollen wir denn noch ein andere zum Unterricht der Jugend im Christenthu geschriebene Bücher anzeigen. Das vorzüglich darunter ist:

Unterweisung zur Glückseligkeit nach der Lehre Jesu. Berlin, bey Friedrich Nicolai, 1772. 8. 95 Seiten,

welche den Hrn. Oberconsistorialrath Diterich zu Berlin, zum Verfasser hat. Noch haben wir unter allen Schriften dieser Art, welche seit einiger Zeit heraus-

ge-

gekommen sind, keine gelesen, die uns so befriediget hätte. Sie ist ihrem Zweck völlig gemäß eingerichtet, und trägt die eigentlichen, zur christlichen Religion gehörigen Glaubens- und Sittenlehren, in einer fruchtbaren Kürze, und doch mit der nöthigen Vollständigkeit vor. Die Schriftstellen, welche für eine jede Lehre angeführt werden, sind so gewählt, daß wir keine gefunden haben, die das nicht bewiese, was sie beweisen soll. Sie sind auch wörtlich beygedruckt, welches zur Ersparung der Zeit, welche die Katechumenen sonst mit Aufschlagen der Bibel zubringen, sehr vortheilhaft ist. Der ganze Plan des Büchleins ist kürzlich dieser:

Die Einleitung. Wir Menschen haben nicht nur einen Leib, sondern auch eine vernünftige Seele, deren Hauptverlangen dahin geht, wir wollen gerne auf ewig glücklich seyn. Dabey ist uns zu wissen nöthig, ob wir es auch werden können, und wenn es geschehen kann, wie wir es anfangen müssen, um zu unserm Zweck zu kommen. Die Lehre Jesu, oder das Evangelium, welche wir in der h. Schrift aufgezeichnet finden, kommt uns in dieser wichtigen Angelegenheit mit ihren Unterweisungen zu statten. Ihr Inhalt ist unter zwey Hauptstücke gebracht.

Sie lehret uns I. Wir können auf ewig glücklich werden, denn 1. es ist ein Gott. 2. Dieser kann uns auf ewig glücklich machen, weil er a) der vollkommenste Geist (hier werden die göttlichen Eigenschaften nach der Reihe abgehandelt) b) Herr über alles ist. (Hier steht die Lehre von der göttlichen Vorsehung und Regierung) 3. Er will uns auch ewig glücklich machen, weil er a) unsere Natur dazu fähig gemacht; b) alles, was wir dazu bedürfen, veranstaltet hat, nemlich Versicherung der göttlichen Begnadigung, weil wir sündige Menschen sind, Kraft

zur Besserung des Gemüths und gewisse Hof des ewigen Lebens. Alles dieses ist uns durch Jesum Christum zu Theil worden. (Mit einer unmein fruchtbaren Kürze wird unter diesem Abschnitt erstlich die Geschichte Jesu und dessen, was er z Beförderung der menschlichen Glückseligkeit geth hat, erzählt, und dann von den eben erwähnten geistlichen Gütern, die wir aus Gottes Vorsorge durch Christum erlangen können, eine so wahre und biblische Vorstellung gemacht, als man es sonst in christlichen Lehrbüchern eben nicht gewohnt ist.

Nun folgt die christliche Moral, denn die Le e Jesu unterweiset uns auch II. was wir thun mi um auf ewig glücklich zu werden. Wir müssen n lich gut gesinnt werden und wandeln. Hier wird zeigt 1. was zu einem guten Sinn und Wandel höre, nemlich gegen Gott, wahre Verehrung i selben durch Dankbarkeit, Gehorsam, Vertraue Gebet, Beförderung der Ehre desselben bey ande und Abwartung des öffentlichen Gottesdienstes gen uns selbst, aus wohlgeordneter Selbstliebe, i Sorge für unsere geistliche Wohlfarth; für die l liche Wohlfarth; die Erfordernisse dazu, als Selb verleugnung, Selbstbeherrschung, Keuschheit, M sigkeit und gegen andere Menschen, sowol gegen je den ohne Unterscheid die allgemeine Menschenli Aufrichtigkeit, Gerechtigkeit, Barmherzigkeit, Die fertigkeit zur Beförderung seiner geistlichen und leib chen Wohlfarth, mit allen Zweigen, in welche diese Tugend ausbreitet — als gegen diejenigen M schen, welche mit uns in näherer Verbindung ste hen, nemlich Eltern und Kinder, Ehegatten, Herr schaften und Dienstbothen, Obrigkeiten und Unter thanen. 2. Wie wir zu einer solchen guten Gesinnung a) gelangen (wo die Natur der Bekehrung eines

Men

nschen, die Mittel und Kennzeichen derselben vor-
mmen) und b) dabey bleiben, durch den fleißigen Umgang mit unserm Gewissen, Beschäftigungen des Gemüths mit der göttlichen Wahrheit, Uebung des Gebets, Uebung im guten Wandel.

Den Beschluß machen die Beweisgründe für die Zuverläßigkeit der christlichen Lehre. 1. Worauf sie sich gründet, nemlich auf ihre innerliche Vortreflichkeit selbst, auf Begebenheiten und ausserordentliche Thaten Jesu. 2. Wozu sie uns verpflichtet, nemlich zum Glauben an diese Lehre und zum Bekenntniß derselben, dazu auch die Taufe und das Abendmahl von Christo verordnet worden.

Man sieht leicht, wie wohl überlegt und regelmäßig geordnet dieser ganze Plan sey. Wie sehr gut er bearbeitet und ausgeführt worden, davon mögen sich alle diejenigen überzeugen, die das wichtige Geschäft auf sich haben, eine christliche Jugend bey heranwachsenden Jahren in der Religion zu unterrichten. Wer sich dazu eine gute Anleitung und ein Buch zu haben wünscht, das er zum Grunde seines katechetischen Unterrichts legen, und welches zugleich den jungen Leuten zur Wiederholung der gehörten Lection dienen kann, dem können wir dieses als das beste, das uns bisher bekannt ist, empfehlen. Zum Gebrauch bey kleinen Kindern müßte sich der Lehrer einen Auszug daraus machen. Auch die erwachsenen Christen könnten und sollten für sich einen sehr heilsamen Nutzen daraus ziehen. Es hat in der That ein solches Buch, worinn alle in das Christenthum gemengte Menschenlehren weggelassen, und die ächten, göttlichen Wahrheiten des Evangeliums unverfälscht vorgetragen sind, bis jetzt noch gemangelt. So leicht es gemacht zu seyn scheint, so viel Schwierigkeiten entdeckt man dabey, wenn man wirklich an die Aus-

arbeitung kommt. Schon mehrere haben ganz
Versuche darinn gewagt. Dem V. war es vor
ten, seine Vorgänger zu übertreffen. Wir bezeu
ihm unsern öffentlichen Dank für eine so gemeinn
Bemühung, und sind versichert, daß dadurch in
Folge viel junge Gemüther zur herzlichen Annehmung
eines aufgeklärten und praktischen Christenthums wer
den gebracht werden.

Wir kommen von dieser Schrift auf eine andere, und schon ältere ähnliche:

Entwurf eines Unterrichts in der christlichen
ligion für meine Catechumenen zwischen 13.
und 17. Jahren. Jacob Elias Troschel.
Berlin, in Verlag der Buchhandlung der
Realschule, 1771. 8. 114 Seiten.

Der Hr. V. ist Prediger bey der Kirche in der
penickischen Vorstadt zu Berlin. Auch
Büchlein verdienet Lob. Einige Sachen, die m
nicht in den christlichen Unterricht zu gehören dünk
ausgenommen, hat es unsern Beyfall. Das n
davon ist wohl die Einkleidung des Vortrages in e
Anrede an die Katechumenen, welche durchs gan
fortgeht. Der Gang, den der V. genommen
ist folgender: I. Natürliche Religion. Es ist e
Gott. Gottes Eigenschaften. Einheit. Seele. Pf
des Geistes. Erhaltung und Regierung der
Unsterblichkeit. Seelsorge. Natürliche Pflic
schwache Beruhigung. Mängel der natürlichen Re
ligion. II. Christliche Religion. Geschichte Jesu.
Apostel und ihre Schriften. Göttlichkeit der Schrift.
Lehren der heiligen Schrift. 1. Ursprung und ur
sprünglicher Zustand des Menschen. [Engel] 2.
Abfall und Verschlimmerung des Menschen. (Die
Er-

Erzählung des Moses vom Fall des Menschen wird von dem Verf. nach dem Buchstaben genommen. Dem Rec. dünkt es aus den stärksten Gründen entschieden zu seyn, daß die Mosaische Vorstellung durchaus poetische Allegorie sey, welche den Ursprung des moralischen Bösen sehr richtig und treffend abbildet. Wo sagt denn Moses, oder wo steht es sonst, (die Off. Joh. ausgenommen) im A. oder N. T., daß die Schlange die böse Substanz ausser dem Menschen, die wir Teufel nennen, gewesen sey? Und wie ist es möglich, daß der Teufel die Schlange hat können menschlich sprechen lehren, da ihre Organen nicht zum sprechen eingerichtet sind? Kann er etwa mehr, als Gott? Kann er sogar Unmöglichkeiten wirklich machen? Und Gott hat doch, wenn es ja ein mögliches Wunderwerk gewesen, dies Wunder gewiß nicht gethan, denn sonst wäre er der Urheber der Sünde. Der V. meynt, 1 Tim. 2, 14. und 2 Cor. 11, 3. beweisen, daß Moses eine wahre Geschichte erzählt habe. Dem Rec. kommt das gar nicht so vor. Wenn es wahr ist, daß das Weib die Verführerinn des Adams gewesen, warum sollte der Apostel Paulus nicht unter der bekannten, vom Moses gebrauchten bildlichen Vorstellung davon sprechen? Er sagt nichts weiter, als: die Schlange hat Hevam verführt, ohne sich zu erklären, ob die Schlange ein böser Geist ausser dem Menschen gewesen sey, oder ob die mit so schlauer Schlangenlist uns berückende Sinnlichkeit darunter abgebildet werde.) Natürliches Verderben. (Ob alles, was hierüber von dem V. nach dem theologischen Lehrbegrif wahres gesagt wird, auch exegetisch wahr sey? das ist eine andere Frage.) Wirkliche Sünde. Strafbarkeit und Strafe. (Sollte es wohl wirklich Strafen Gottes geben, die nicht aus der Sünde selbst folgen? Gott, der nie willkührlich

arbeitung kommt. Schon mehrere haben ganz gute Versuche darinn gewagt. Dem V. war es vorbehalten, seine Vorgänger zu übertreffen. Wir bezeugen ihm unsern öffentlichen Dank für eine so gemeinnützige Bemühung, und sind versichert, daß dadurch in der Folge viel junge Gemüther zur herzlichen Annehmung eines aufgeklärten und praktischen Christenthums werden gebracht werden.

Wir kommen von dieser Schrift auf eine andere, und schon ältere ähnliche:

Entwurf eines Unterrichts in der christlichen Religion für meine Catechumenen zwischen 13. und 17. Jahren. Jacob Elias Troschel. Berlin, in Verlag der Buchhandlung der Realschule, 1771. 8. 114 Seiten.

Der Hr. V. ist Prediger bey der Kirche in der köpenickischen Vorstadt zu Berlin. Auch sein Büchlein verdienet Lob. Einige Sachen, die uns nicht in den christlichen Unterricht zu gehören dünken, ausgenommen, hat es unsern Beyfall. Das neue davon ist wohl die Einkleidung des Vortrages in einer Anrede an die Katechumenen, welche durchs ganze fortgeht. Der Gang, den der V. genommen hat, ist folgender: I. Natürliche Religion. Es ist ein Gott. Gottes Eigenschaften. Einheit. Seele. Pflicht des Geistes. Erhaltung und Regierung der Welt. Unsterblichkeit. Seelsorge. Natürliche Pflicht; schwache Beruhigung. Mängel der natürlichen Religion. II. Christliche Religion. Geschichte Jesu. Apostel und ihre Schriften. Göttlichkeit der Schrift. Lehren der heiligen Schrift. 1. Ursprung und ursprünglicher Zustand des Menschen. [Engel] 2. Abfall und Verschlimmerung des Menschen. (Die Er-

Erzählung des Moſes vom Fall des Menſchen wird von dem Verf. nach dem Buchſtaben genommen. Dem Rec. dünkt es aus den ſtärkſten Gründen entſchieden zu ſeyn, daß die Moſaiſche Vorſtellung durchaus poetiſche Allegorie ſey, welche den Urſprung des moraliſchen Böſen ſehr richtig und treffend abbildet. Wo ſagt denn Moſes, oder wo ſteht es ſonſt, (die Off. Joh. ausgenommen) im A. oder N. T., daß die Schlange die böſe Subſtanz auſſer dem Menſchen, die wir Teufel nennen, geweſen ſey? Und wie iſt es möglich, daß der Teufel die Schlange hat können menſchlich ſprechen lehren, da ihre Organen nicht zum ſprechen eingerichtet ſind? Kann er etwa mehr, als Gott? Kann er ſogar Unmöglichkeiten wirklich machen? Und Gott hat doch, wenn es ja ein mögliches Wunderwerk geweſen, dies Wunder gewiß nicht gethan, denn ſonſt wäre er der Urheber der Sünde. Der V. meynt, 1 Tim. 2, 14. und 2 Cor. 11, 3. beweiſen, daß Moſes eine wahre Geſchichte erzählt habe. Dem Rec. kommt das gar nicht ſo vor. Wenn es wahr iſt, daß das Weib die Verführerinn des Adams geweſen, warum ſollte der Apoſtel Paulus nicht unter der bekannten, vom Moſes gebrauchten bildlichen Vorſtellung davon ſprechen? Er ſagt nichts weiter, als: die Schlange hat Hevam verführt, ohne ſich zu erklären, ob die Schlange ein böſer Geiſt auſſer dem Menſchen geweſen ſey, oder ob die mit ſo ſchlauer Schlangenliſt uns berückende Sinnlichkeit darunter abgebildet werde.) Natürliches Verderben. (Ob alles, was hierüber von dem V. nach dem theologiſchen Lehrbegrif wahres geſagt wird, auch exegetiſch wahr ſey? das iſt eine andere Frage.) Wirkliche Sünde. Strafbarkeit und Strafe. (Sollte es wohl wirklich Strafen Gottes geben, die nicht aus der Sünde ſelbſt folgen? Gott, der nie willkührlich

handelt, straft auch nie willkührlich.) 3. Gnädige Anstalten Gottes zur Wiederherstellung des sündhaften Menschen. — Die besondere Fürsehung und Regierung. — Die Erlösung durch Jesum Christum. a. Persönliche Beschaffenheit Christi. b. Verschiedener Zustand Christi. (Dem theologischen System ist über diese beyden Punkte ebenfalls nichts vergeben worden. S. 61. hätten wir nicht 1 Joh. 5, 20. zur Beweisstelle für die wahrhafte Gottheit Christi angeführt. Man sehe die Stelle recht an, sie handelt gewiß vom Vater, denn das: dieser ist ꝛc. hindert daran nicht. Sollte das οὗτος nothwendig auf den zuletzt erwähnten Sohn Gottes gehen, so müßte nach 2 Joh. 7., wo eben diese Wortfügung vorkommt, Jesus Christus auch der Verführer und der Widerchrist seyn. Der ganze Contexte giebt es auch, daß der Vater gemeynt sey. — Der Gedanke, den wir so oft gelesen, und der auch hier vorkommt; nemlich, daß wir glauben und wissen müssen, Jesus sey wahrhaftiger Gott gewesen, „weil wir nur da„durch versichert seyn können, daß Jesus die voll„kommene Tüchtigkeit besitze, unser Erlöser zu seyn„ kommt uns immer ungegründet, und gewissermassen seltsam vor, so gewöhnlich er auch ist. Wir Menschen wollen darüber raisonniren, was unser Mittler seiner Person nach hat seyn und nicht seyn müssen, wenn der Zweck seiner Sendung in die Welt hat erreicht werden sollen. Ist das nicht sonderbare Klügeley? Woher wollen wir denn die Gründe dazu nehmen? Wenn mir Gott sagen läßt, und ich bin sonst nur gewiß versichert, daß Er es mir sagen lässet: den, und den habe ich zu deinem Erlöser verordnet, und wenn du seiner Lehre glaubst und folgst, so sollst du deiner vormaligen Vergehungen ohnerachtet, dennoch begnadiget und selig werden; so setzt mich die Unwis-

sen-

senheit über seine eigentliche metaphysische Natur, worüber die Theologen von Anbeginn an bis jetzt disputirt haben, und verschiedener Meynung gewesen sind, in nicht den mindesten Zweifel, ob er auch wirklich mein Erlöser sey. Das Zeugniß Gottes, auf welches am Ende doch alles dabey ankommt, dienet mir zu meiner völligen Beruhigung, statt aller Vernünfteley. — Hr. Troschel, der gelegentlich seine christlichen Predigten etlichemal citirt, verweiset auch diejenigen, welche sich bey seinem von Christi Person gegebenen Unterricht nicht beruhigen können, (Seine Katechumenen, sollten wir denken, würden sich alle beruhigen) und von diesem wichtigen Lehrpunkt eine ausführliche, nicht schulgelehrte Erkenntniß haben wollen, auf die zehnte und eilfte Predigt. Uns dünkt aber, als wenn diese beyden Predigten sehr voll gelehrter Schulwissenschaft wären.*) Wenn der sonst gewiß aufgeklärte, und über soviel andere Sachen richtig urtheilende V., das, was er dort hierüber vor dem Volke geprediget hat, mit den eigenen Reden Jesu, bey dem Johannes, wo derselbe deutlich genug von seiner Person spricht, noch genauer vergleichen möchte, so kommt es uns vor, als ob er manches davon künftig selbst noch wohl einmal in seinem Privaturtheil zurücknehmen dürfte. Wir halten es für unmöglich, daß jemand, der diese lichtvollen und deutlichen Behauptungen Jesu von sich selbst, ohne Kenntniß des theologischen Systems läse, folglich auch ganz ungewohnt wäre, ihren Sinn nach demselben zu drehen, aus ihnen das herausbrächte, was die mehresten Schriftausleger darinn finden wollen. — Auch die biblischen Redensarten von Versöhnung und Opfer Christi möchten wohl nicht nothwendig die Erklärung leiden

*) A. d. B. XIII. 1. S. 234.

müssen, die ihnen der V. mit andern giebt. — Daß der Mensch Christus Jesus nach vollbrachter Erlösung in die unaufhörliche Vereinigung mit der Gottheit wieder aufgenommen worden (S. 65.) davon kann sich der denkende Gelehrte, geschweige das Kind, keine vernünftige Vorstellung machen. Es sind auch nur die scholastischen Theologen, die sich so darüber ausdrücken. In der Bibel steht nicht ein Wort davon; denn daß Petrus Apostelgesch. 2, 24. und Paulus Hebr. 2, 7-10. so etwas gelehrt hätten, können wir, nach der natürlichen Bedeutung ihrer Worte, ganz und gar nicht finden.) c. Summe dessen, was Christus geleistet hat. 4. Rechte Anwendung der Lehre von der Erlösung Jesu. Sehr richtig wird hier S. 71. gesagt: „Die Lehre von der Erlösung Jesu „ist noch nicht die christliche Religion selbst, sondern „ihr müßt lernen, wie ihr sie zu eurer sichern Beruhigung und Hofnung — zu eurer innerlichen Herzensbesserung, zu euren wohlgefälligen Gottesdienst „und äusserer Tugend, brauchen könnet und wollet. „Dies alles muß beysammen seyn, und das heißt „denn erst christliche Religion. Beruhigung und „Hofnung allein von Christo suchen, ohne christliche „Besserung und Tugend, heißt Christum entehren — „und anstatt einer vernünftigen Religion, wie die „christliche seyn muß, in Aberglauben verfallen.„ a. Gleichnißvorstellung dessen, was Gott dazu thut, und was jeder Christ thun muß. — Sie ist von einem erhabenen, reichen Herrn hergenommen, der jemanden, welcher unter einem verarmten, elend und ungesittet gewordenem Volke wohnet, durch seinen Sohn den Antrag thun lässet: Komm zu mir, du sollst es bey mir besser haben; ich will dich zu einen klugen, gesitteten Menschen erziehen, dich auf immer reichlich versorgen, und so glücklich machen, als du

dir

dir nur vorstellen kannst. — Das Gleichniß ist gut und passend, nur fällt es sehr ins gezwungene, wenn der V. die Erklärungen der biblischen Ausdrücke: Berufung, Busse oder Bekehrung, Erleuchtung, Glaube, Rechtfertigung durch den Glauben, Wiedergeburt (ist ja nur ein anderes Wort für Bekehrung!) Heiligung und Erhaltung, alle darnach zu formen sucht. b. Tugend — Gesetze Gottes und Jesu. — 5. Aeussere Mittel zum Glauben und Tugend. a. Lesung der heil. Schrift. Dabey werden nöthige und brauchbare Regeln gegeben. Der Rec. hätte die Anzahl der bibl. Bücher, welche alle Christen vorzüglich lesen sollen, noch kleiner gemacht. Wie vieles steht in dem Moses, den alten Geschichtbüchern, dem Hioh und den Propheten, das gar nicht für die gemeinen Christen gehört, und auch nicht verstanden wird, wenn sie es gleich lesen. — Daß nicht alle historische Wahrheit in der Bibel eigentlich zu dem göttlichen Worte gehöre, hätte vielleicht auch wörtlich bemerkt werden sollen. b. Gebet. c. Sacramente — Taufe. Abendmahl. Der Schluß S. 105. hat uns befremdet: „Weil Jesus Brod und Wein an die Stelle sei„nes Leibes und Blutes gesetzt hat, und es auf sein „Wort eben soviel gelten soll, so geniesset ihr auch „wirklich seinen Leib und Blut.„ Ein ganz neues Argument für Luthers Lehre! Der schwerste und leichteste Beweis für die Wahrheit der christlichen Religion. Er ist kurz dieser: „Nehmt die Lehre Jesu „an, lebt darnach, so werdet ihr gewiß wissen: das „Christenthum muß wahr, muß göttlich seyn, das „uns so gut und glücklich macht.„ Beschluß des Menschen und der Religion. Tod. Auferstehung. Gericht. Ewigkeit.

Wir würden die beyläufigen Anmerkungen nicht gemacht haben, wenn uns nicht der Entwurf des V.

in dem übrigen recht wohl gefiele. Er gehört gewiß mit zu den guten und brauchbaren Schriften dieser Art; sowol wegen der Faßlichkeit und Popularität, womit das meiste darinn gesagt wird, als auch deswegen, daß der V. vieles von Lehrsätzen, Erklärungen und Beweisen, was man sonst der Jugend zu sagen pflegte, und wohl sagen zu müssen glaubte, weislich weggelassen hat, weil die Erfahrung ihn auch gelehrt hatte, daß es die jungen Leute nur überhäufte, sie verwirrte, hernach doch vergessen würde, und ihnen zu ihrem guten Christenthum ganz entbehrlich sey. Eben aus dieser Ursache hätte wirklich noch mehreres wegbleiben können. Solches ist in der folgenden kleinen Schrift geschehen:

Kurzer Grundriß der christlichen Lehre zur Unterweisung der Jugend. Bützow und Wismar. In der Berger und Bödnerischen Buchhandlung, 1772. 8. 59 Seiten.

Ihr V. ist Hr. Hermes, Präpositus zu Wahren im Meklenburgischen. Der Grundriß theilt sich in zween Abschnitte. Der erste handelt von Gott, seinen Eigenschaften und Werken, in acht Sätzen; der zweyte von dem Menschen in seinem verschiedenen Zustande, wo der V. alles, was zur christlichen Heilsordnung für den Menschen gehört, auf vier und zwanzig Sätze zurück geleitet hat. Dieser wohlgerathene Aufsatz, der sich durch seine acroamatische Kürze auszeichnet, ist für solche Kinder bestimmt, mit welchen man den Anfang machen will, ihnen die christliche Lehre im Zusammenhange beyzubringen. Er kann dem Lehrer zur Handleitung bey dem Unterricht der Jugend, und den Kindern als ein Hülfsmittel zur Wiederholung der erlernten Wahrheiten dienen. Zur

Pro-

Probe der richtigen Denkungs- und Lehrart des V. wollen wir nur den achten Satz des 2ten Absch. S. 32. hersetzen: „Der Glaube an Jesum ist auf unserer „Seite die Ordnung, in welcher wir wirklichen An„theil an den Verheissungen des Evangeliums erlan„gen. So wie nun der Glaube überhaupt diejenige „demüthige, kindliche und gebesserte Gemüthsfas„sung anzeiget, nach welcher man Gott auf sein Wort „trauet, und zum Gehorsam gegen seine Befehle wil„lig ist; so bestehet auch besonders der Glaube an „Jesum, in der aufrichtigen und willigen Annahme „seiner ganzen Lehre, sowol was die darinn enthal„tenen Verheissungen, als auch die Forderungen der„selben betrift„ (Hr. Dr. Ernesti hat zwar neulich gegen einen in manchen Fächern grösseren Gottesgelehrten, als er selbst ist, der natürlicher Weise auch diesen Begrif mit dem Glauben an Christum verbindet, bey Gelegenheit, da er dessen Buch von der Nutzbarkeit des Predigtamts in seiner N. Theol. Bibl. 2. B. 4. recensirte, S. 352. denselben in einem sehr entscheidenden Ton, für sicherlich falsch erklärt; aber er ist sicherlich wahr, und das verbum doctoris ex cathedra dictum dasmal sicherlich falsch. Das ganze neue Testament, das ausser diesem gelehrten Mann, sonst auch noch von vielen seines gleichen recht gut verstanden wird, bestätigt die Richtigkeit der gegebenen Erklärung vom Glauben an Christum) „der „Gläubige trauet auf die Zusagen, welche ihm sein „Erlöser gegeben, und erwartet die Seligkeiten, welche „er ihm theuer erworben hat. Er ist aber auch in „eben dem Augenblick von ganzen Herzen willig, ihm „in allen Stücken zu gehorchen, und beweiset dies „ohne Unterlaß durch die That u. s. w.„

So

So kurz der angezeigte Grundriß ist, so ungeheuer weitläuftig sind

Die Glaubenslehren der Christen zum Gebrauch der Schulen. Mit einer Vorrede Hrn. Joh. Jul. Heckers, K. Preußl. O. C. Raths ꝛc. von der Veranlassung, dem Zweck, der Einrichtung, und dem Gebrauch dieses Werks. Neue, vermehrte und verbesserte Auflage, wobey ein Anhang von der Augspurgischen Confeßion. Berlin, im Verlag des Buchladens der Realschule, 1772. 8. 520 Seiten. Anhang 128 Seiten.

Gott sey der Schuljugend gnädig, die das alles lernen soll, was in diesem Buche steht. Das heißt recht, die christliche Religion, deren Erkenntniß man doch befördern will, in eine trockene Schulwissenschaft verwandeln, wenn man, wie in diesem Buche geschehen ist, nicht allein die Theorie davon unendlich weitläuftig macht, sondern auch die jungen Leute martert, ihrem Gedächtnisse eine Menge von Wörtern, Redensarten, Definitionen, Distinktionen und Lehrsätzen einzuprägen, wobey der gesunde Verstand so wenig denken, als ihr Herz etwas empfinden kann. Nach dem Freylinghausenschen Compendium und dessen dogmatischer Theologie, in tabellarischer Methode ein Buch schreiben, das diese beyden Bücher noch wieder mit unzählbaren Zusätzen erweitert und bereichert, und dann ein solches Buch zum Grunde des Unterrichts der Schüler legen, um Gotteswillen! ist das wohl der Weg, den jungen Leuten die Erkenntniß Gottes und des Christenthums verständlich, leicht, angenehm, wichtig, nützlich zu machen? Heißt das

den

den Saamen der göttlichen Weisheit und Tugend in ihre Gemüther pflanzen? Läßt sichs denken, daß man damit künftige erleuchtete und gute Christen bilden werde? — Vielleicht rechte Kerntheologen der lutherischen Kirche? Das könnte seyn, wenn die Bekanntschaft mit allem theologischen Spitzfindigkeiten und scholastischen Lehrsätzen der Dogmatick, wenn das Auswendiglernen der Formeln des Systems den Gottesgelehrten ausmacht — Indessen der jetzige Ostfriesländische Generalsuperintendent Hr. Hähn, der als damaliger Inspektor der Realschule die Glaubenslehren zum Gebrauch der Schulen verfertiget hat, muß geglaubt haben, glaubt es noch, und wirds bis an sein Ende glauben, daß sich auf die Weise gute Christen und gründliche Theologen erziehen lassen, und was noch mehr ist, der sel. O. C. R. Hecker hat es gebilliget. Uns geht es nichts an, aber der Himmel verhüte es, daß ein solches Lehrbuch in alle Schulen eingeführt werde, welches gerade unter allen unbrauchbaren das unbrauchbarste ist. Denn was werden nach diesem Buche nicht alles für Dinge zur christlichen seligmachende Lehre gerechnet. Was für weitschweifige Erklärungen, unnütze Distinktionen, seltsame Schriftauslegungen, muß der Schüler im Christenthum aus einer solchen Dogmatick lernen, und auf was für elende Beweisgründe wird oftmals der Lehrsatz, den er glauben soll, gebauet. Nur etliche Pröbchen von jeder Art. Z. B. S. 454. die Definition vom Glauben. „Der Glaube ist ein 1) von Gott 2) durchs Wort „des Evangelii 3) in einem zerknirschtem Herzen 4) „angezündetes himmlisches a) Licht, dadurch man Je„sum α) recht erkennet β) als seinen Heiland: er ist „eine göttliche b) (es läßt sich nicht errathen, was für „ein Wort hier ausgelassen ist) „dadurch man zu Jesu „α) fliehet, β) ihn annimmt, in Jesu und auf das „Wort

So kurz der angezeigte Grundriß ist, so ungeheuer weitläuftig sind

Die Glaubenslehren der Christen zum Gebrauch der Schulen. Mit einer Vorrede Hrn. Joh. Jul. Heckers, K. Preußl. O. C. Raths ꝛc. von der Veranlassung, dem Zweck, der Einrichtung, und dem Gebrauch dieses Werks. Neue, vermehrte und verbesserte Auflage, wobey ein Anhang von der Augspurgischen Confeßion. Berlin, im Verlag des Buchladens der Realschule, 1772. 8. 520 Seiten. Anhang 128 Seiten.

Gott sey der Schuljugend gnädig, die das alles lernen soll, was in diesem Buche steht. Das heißt recht, die christliche Religion, deren Erkenntniß man doch befördern will, in eine trockene Schulwissenschaft verwandeln, wenn man, wie in diesem Buche geschehen ist, nicht allein die Theorie davon unendlich weitläuftig macht, sondern auch die jungen Leute martert, ihrem Gedächtnisse eine Menge von Wörtern, Redensarten, Definitionen, Distinktionen und Lehrsätzen einzuprägen, wobey der gesunde Verstand so wenig denken, als ihr Herz etwas empfinden kann. Nach dem Freylinghausenschen Compendium und dessen dogmatischer Theologie, in tabellarischer Methode ein Buch schreiben, das diese beyden Bücher noch wieder mit unzählbaren Zusätzen erweitert und bereichert, und dann ein solches Buch zum Grunde des Unterrichts der Schüler legen, um Gotteswillen! ist das wohl der Weg, den jungen Leuten die Erkenntniß Gottes und des Christenthums verständlich, leicht, angenehm, wichtig, nützlich zu machen? Heißt das

den

den Saamen der göttlichen Weisheit und Tugend in ihre Gemüther pflanzen? Läßt sichs denken, daß man damit künftige erleuchtete und gute Christen bilden werde? — Vielleicht rechte Korntheologen der lutherischen Kirche? Das könnte seyn, wenn die Bekanntschaft mit allem theologischen Spitzfindigkeiten und scholastischen Lehrsätzen der Dogmatick, wenn das Auswendiglernen der Formeln des Systems den Gottesgelehrten ausmacht — Indessen der jetzige Ostfriesländische Generalsuperintendent Hr. Hähn, der als damaliger Inspektor der Realschule die Glaubenslehren zum Gebrauch der Schulen verfertiget hat, muß geglaubt haben, glaubt es noch, und wirds bis an sein Ende glauben, daß sich auf die Weise gute Christen und gründliche Theologen erziehen lassen, und was noch mehr ist, der sel. O. C. R. Hecker hat es gebilliget. Uns geht es nichts an, aber der Himmel verhüte es, daß ein solches Lehrbuch in alle Schulen eingeführt werde, welches gerade unter allen unbrauchbaren das unbrauchbarste ist. Denn was werden nach diesem Buche nicht alles für Dinge zur christlichen seligmachende Lehre gerechnet. Was für weitschweifige Erklärungen, unnütze Distinktionen, seltsame Schriftauslegungen, muß der Schüler im Christenthum aus einer solchen Dogmatick lernen, und auf was für elende Beweisgründe wird oftmals der Lehrsatz, den er glauben soll, gebauet. Nur etliche Pröbchen von jeder Art. Z. B. S. 454. die Definition vom Glauben. „Der Glaube ist ein 1) von Gott 2) durchs Wort „des Evangelii 3) in einem zerknirschtem Herzen 4) „angezündetes himmlisches a) Licht, dadurch man Je„sum α) recht erkennet β) als seinen Heiland: er ist „eine göttliche b) (es läßt sich nicht errathen, was für „ein Wort hier ausgelassen ist) „dadurch man zu Jesu „α) fliehet, β) ihn annimmt, in Jesu und auf das „Wort

„Wort göttlicher Wahrheit γ) beruhet, dadurch man „auch a) von Gott gerechtfertiget und b) geheiliget „wird.„ Aus der Schule sollte man doch den Docenten jagen, der so wenig Logik versteht, daß er nicht einmal eine simpele und bey aller Kürze, adäquate Erklärung von einer Sache machen kann — S. 265. folg. „Die Gnade Gottes nach ihren Wirkungen und „Stuffen, muß der junge Mensch lernen, wird ein„getheilt in die gratia miserans, oder forensis oder „applicans oder medicinalis; ferner in die praeve„niens, praeparans, operans oder convertens, „cooperans„ und dann die Beschreibung einer jeden dazu. Nun hat der Schüler im Christenthum wohl rechte Begriffe und Empfindungen von der Gnade Gottes bekommen? — Zum Beweise der Gottheit Christi aus der Vergleichung des A. mit dem N. Testament, wird S. 136. unter andern der Grund angeführt: „Es. 6, 1. Ich, (Esaias) sahe den Herrn, (Je„hova) sitzen, auf einem hohen und erhabenen Stuhl ꝛc. „Verglichen Joh. 12, 40. 41. Solches sagte Jesaias, „da er seine (des Meßiä) Herrlichkeit sahe ꝛc. Ps. „68, 18. Der Wagen Gottes ist viel tausendmal tau„send: der Herr ist unter ihnen im heiligen Sinai. „Verglichen Eph. 4, 8. Er, (Christus) ist in die „Höhe gefahren ꝛc.„ Geben wir Theologen nicht den Spöttern des Christenthums recht erwünschte Gelegenheit, ihr Spiel mit uns zu treiben, wenn wir die Wahrheit einer Lehre, von welcher wir sie überreden wollen, auf so elende Argumente gründen? Wer hat Schuld, wenn auf die Art Bibel und Theologie bey Leuten von Verstand lächerlich werden? — Damit der künftige Christ oder Theologe ja nicht glaube, daß es ausser der Christenheit auch tugendhafte Menschen gebe, und jemand, der von Leuten einer gewissen Sekte nicht für bekehrt gehalten wird, doch wohl

gute

gute Handlungen verrichten könne: so wird ihm gelegentlich wohl eingeschärft, „daß die Tugenden solcher „Menschen splendida vitia wären.„ Dergleichen Lehren, zumal wenn sie mit einer gewissen feyerlichen Heiligkeit den jungen Gemüthern eingepredigt werden, helfen unvergleichlich dazu, daß es der Kirche niemals an intoleranten aufs verketzern abgerichteten Priestern aus des h. Augustinus Schule fehle.

Das Werk, von dem wir sprechen, sey indessen eingerichtet, wie es wolle. Genug es ist abgegangen, und die Buchhandlung der Realschule hat seit zwey Jahren bey Hrn. Hähn um eine neue vermehrte und verbesserte Auflage wiederholte Ansuchung gethan. Ihre Besorgung nahm der Hr. Gen. Sup. im Monat März 1772. über sich, „als ihm Gott nach seiner „wunderbaren und weisen, aber recht gnädigen Re„gierung, dafür er ihm nicht genugsam danken kann, „eine solche Muße und Ruhezeit gegönnet, als er in „seinem Leben noch nie gehabt, und er an einem ru„higen und stillem Orte leben konnte, dafür Gott, wie „er schreibt, seinen Wohlthätern aus Gnaden, die „stolze und ewige Erquickung in den Häusern des Frie„dens wolle geniessen lassen„ (S. Vorr.) Die Vermehrung dieser Auflage besteht hauptsächlich in der vorstehenden Einleitung in die Theologie und dem angehängten Abdruck der Augsburgischen Confeßion. Diese ist aus dem Grunde hinzugefügt, damit die evangelisch lutherische Jugend auch bey Zeiten darinn unterrichtet werde, und solche kenne, wenn sie bey ihrer Confirmation in den Schoos der lutherischen Kirche, als ächte Glieder, soll aufgenommen werden; (Also das künftige Dienstmädchen und der künftige Handwerksbursche soll nicht eher confirmirt werden, bis sie wissen, was in A. der Conf. steht? Woran denkt Hr. H.?) insonderheit aber um derer willen, die Theologie stu-

die-

dieren und Pfarrern werden sollen; (die könnten sie aber leicht anderswo lesen) „welches, wie Hr. Hahn „sagt, die Gefahr unserer jetzigen Zeit um so nöthi„ger gemacht, da die Symbolischen Bücher, selbst „von Lehrern der evangelischen Kirche angegriffen, „verachtet und verspottet würden, und dieser krebs„artige Schade immer weiter um sich griffe.„ — Hr. H. beurtheilt diese Sache nicht recht. Die A. Conf. verachtet und verspottet eigentlich kein verständiger Mann, geschweige ein rechtschaffener Theologus; er schätzt sie vielmehr als ein ehrwürdiges Denkmal der christlichen Religionserkenntniß unserer ruhmvollen Reformatoren. Ihr Hauptverfasser war auch um ein gut Theil gelehrter und erleuchteter als manche Aebte und Gen. Superintendenten unserer Zeit. Aber für die Geistlichen, denen es an wirklicher theologischer Gelehrsamkeit fehlt, die sich über streitige Lehrsätze der Dogmatick niemals selbst auf eine unpartheyische Untersuchung eingelassen, weil es ihnen an Kopf oder an Willen dazu gefehlt hat, und allen Untersuchungsgeist in dieser Art mit vielen andächtig klingenden Worten, als vorzüglich heilige Männer Gottes, für verderblich ausschreyen; für die Geistlichen, welche zu träge, oder zu schwachmüthig, oder zu stolz sind, noch alle Tage zuzulernen, und in der theologischen Erkenntniß weiter zu kommen, als man vor ein paar hundert Jahren war; welche alles, was der in ihren Augen untriegliche Luther noch nicht eingesehen oder gelehrt hat, als Seelen verderblichen Irthum verdammen, wovon sich Leute, die es nicht beurtheilen können, auch leicht durch allerhand Vorspiegelungen bereden lassen; — für diese Herren fängt man jetzt an etwas weniger Hochachtung, als sonst, zu hegen, und es scheint, als wenn es sich mit ihrem lutherisch päbstlichem Reiche je länger je mehr zum

Ende

Ende neigte. Da Hr. H. dieſe Saite berührt hat und ſie ſehr laute tönen läßt, ſo daß er manche Lehrer und Bücher (diejenigen nemlich, welche die Symbola der Kirche nicht über ihren Werth erheben) beſchuldiget: „ſie verwirrten die Ungelehrigen und Leicht„fertigen, ſie brächten die wankenden Gemüther zum „Zweifeln, Unglauben, wo nicht gar zur Verleug„nung und zum Abfall von der evangeliſch-lutheri„ſchen Lehre, wozu ſie durch dieſelben gar leicht wil„lig, bereit und fertig gemacht würden:„ ſo wird er es uns nicht übel nehmen, wenn wir ihm bey dieſer Gelegenheit nicht leiſer, als er den Ton angegeben hat, ſagen: daß gerade die Männer, über welche er ſich beſchwert, und die er für ſo gefährlich erklärt, durch ihre Schriften ſchon manches wankende Gemüth in der chriſtlichen Wahrheit befeſtiget und mehr als einen Zweifler zum überzeugten Glauben an die geſunde Lehre Jeſu Chriſti zurückgebracht haben; dahingegen Schriften, wie Er ſie in die Welt ſchickt, indem ſie das an ſich nahrhafte, Vernunft und Geiſt ſtärkende Evangelium, in eine wäſſerichte, ungeſalzene und dadurch ganz unſchmackhaft werdende Speiſe verwandeln, viel dazu beytragen, daß es nun geſunden Leuten gar widrig ſchmeckt, und manche einen Eckel dafür bekommen, den ſie ſonſt nicht haben würden. Denn warlich, ſo lieb und ſo verehrungswürdig mir die chriſtliche Lehre in ihrer Lauterkeit iſt, und ſo gewiß ich von ganzer Seele daran glaube, ſo geſtehe ich doch freymüthig, daß ich mich mit ehrlichem Gewiſſen von dem Bekenntniſſe des Chriſtenthums losſagen, und mich blos an die natürliche Religion halten würde, wenn das alles, was in den Hähnſchen Schriften, und auch in den angezeigten Glaubenslehren für ſeligmachendes Chriſtenthum ausgegeben wird, es wirklich wäre. Zum Glück weis ich

mit vielen andern Christen und Gottesgelehrten sehr gewiß, daß es das nicht ist, und ich preise die göttliche Fürsehung, daß sie bey dem gegenwärtigen Zustande der Religion und der Wissenschaften zum besseren Bau des Reiches Christi manche vortrefliche Männer erweckt, welche in ihren gründlichen Schriften die Rechte der evangelischen Wahrheit und ungeheuchelten Gottseligkeit, die sich gar merklich von Andächteley unterscheidet, so vertheidigen, daß ein vernünftiger Mensch, der sie lieset und mit Ernst darüber nachdenkt, ja dazu sagen und Hochachtung gegen die Religion der heil. Schrift gewinnen muß. Nur die jungen Leute in den Schulen, deren Vorgesetzter Hr. Hähn ist, sind zu bedauren, daß sie es sich soviel vergebliches hören und lesen und lernen müssen kosten lassen, um in die dunkeln unverständlichen Mysterien einer scholastischen Theologie eingeweihet zu werden.

Soviel unverdaute Dogmatick, als dieser deutsche Gen. Sup. die Jugend lehren will, trägt nicht einmal ein rußischer Archimandrite vor. Man lese die Uebersetzung des Buchs:

Rechtgläubige Lehre, oder kurzer Auszug der christlichen Theologie, zum Gebrauche Sr. Kaiserl. Hoheit des durchlauchtigen Thronfolgers des rußischen Reichs, rechtgläubigen Großen Herrn Zesarewitsch und Großfürsten Paul Petrowitsch, verfasset von Sr. Kaiserl. Hoheit Lehrer, dem Jaromonach Platon, nunmehrigen Archimandriten des Troitzischen Klosters. Aus dem rußischen. Riga, bey Joh. Friedr. Hartknoch, 1770. gr. 8. 224 Seiten.

In

In dem ersten Theile wird die natürliche Erkenntniß Gottes, in dem zweyten, die Erkenntniß Gottes, welche sich auf die Offenbarung gründet, in dem dritten die christliche Sittenlehre nach den zehn Geboten abgehandelt, auch das Gebet des Herrn erklärt. Die Lehrsätze sind unter gewissen Paragraphen mit großen Buchstaben gedruckt, die Erklärungen und Beweise stehen in kleinen Lettern darunter. Wenn jetzt ein deutscher Gottesgelehrter ein christliches Lehrbuch für einen Prinzen schriebe, so würde man mit Recht verlangen können, daß er, ohne Rücksicht, wie dieser und jener Artickel des kirchlichen Lehrbegrifs in den ältesten Zeiten auf Kirchenversammlungen wäre bestimmt und festgesetzt worden, das Christenthum auf die allereinfachsten und verständlichsten Grundsätze zurückleitete, und besonders den Unterricht in der christlichen Moral nicht nach dem Decalogus formte, wobey er nothwendig sehr unvollständig bleiben muß; denn bey uns sind wir nach gerade darinn einig, daß alle problematische Sätze der Theologie ganz ausserhalb dem Zirkel der eigentlichen christlichen Lehre liegen, und daß nicht allein die Religion eines Weltmanns und eines Fürsten, sondern auch eines jeden Layen überhaupt, von vielen Lehrsätzen unserer hochgelehrten Dogmatick ganz und gar unabhängig sey, mit denen sie also völlig unbekannt bleiben können. Von einem rußischen Gottesgelehrten aber kann man nicht fordern, daß er diesen kürzeren, und ohnstreitig bessern Weg der Unterweisung eines Prinzen in der Religion, hätte einschlagen sollen; ob er gleich eine ungleich bessere Auswahl unter der unendlichen Menge theologischer Sätze getroffen hat, als der Mann, von dem vorher die Rede war, gethan haben würde. Sein Buch, worinn er das kirchliche Glaubenssystem dem Prinzen compendiarisch vorträgt, bleibt

daher doch immer merkwürdig, und war einer Uebersetzung nicht unwerth. Es ist an sich mit vieler Vernunft, in einer edlen ungekünstelten und männlichen Schreibart geschrieben, und wird überdem auch dazu dienen, daß manche Protestanten sich einen bessern Begrif von den Lehren der griechischen Kirche machen, die von der sogenannten Orthodoxie der lutherischen so gar wenig abgehen. Zum großen Lobe muß es auch dem V. gereichen, daß er den künftigen Thronfolger Rußlands nach Möglichkeit kein solches abergläubiges, sondern vernunftmäßigeres Christenthum, gelehrt hat, als die mehresten griechischen und katholischen Mönche und Priester zu lehren pflegen. Wir haben manche Spur davon gefunden. So erklärt er sich gegen den dummen Aberglauben ausdrücklich S. 191. „Zu den Dieben gehören auch diejenigen, welche „unter einem falschen Scheine der Heiligkeit, oder „unter der gottlosen Erdichtung von Reliquien, oder „wunderthätigen Bildern der Heiligen, das einfältige Volk betrügen, und von ihnen eine Beysteuer „ablocken.„

Wir sagten vorhin, wir wären in Deutschland schon ziemlich darinn einig, daß nur die simpelsten Religionslehren in einen katechetischen Unterricht gehöreten. Aus diesem Grunde hatte der V. des Religionssystems für junge Leute von guter Erziehung *) dasselbe auch so kurz gefaßt. Dagegen protestiren nun ein paar neuere Schriftsteller, deren Bücher wir hier denn auch mitnehmen wollen. Einer davon ist der V. der

Prüfung des Religionssystems für junge Leute von guter Erziehung. Leipzig, bey Johann

*) A. d. B. XV. B. 2 St. S. 400.

hann Gabriel Büschel, 1772. 8. 150 Seiten.

Nicht die Berlinische Gesellschaft, welche vor einigen Jahren einen Preiß auf die beste katechetische Schrift für die christliche Jugend setzte, hat, wie auf dem Titel gedruckt steht, das Religionssystem herausgegeben; sondern ein anderer Gelehrter, der den sel. Buchwitz gekannt hatte, machte ohne Vorwissen jener Gesellschaft, zu welcher er gar nicht gehörte, und die sich nie darum bekümmert hat, was aus den eingesendeten Aufsätzen, die Preißschrift ausgenommen, geworden ist, eine kurze Vorrede dazu, und dann ließ es der Verleger drucken. Die Herren von jener Gesellschaft haben es also mit dessen Herausgabe nicht allein nicht so böse gemeynt, wie der V. der Prüfung selbst glaubt, sondern sie haben auch gar nichts davon gewußt.

Prüfungen über das, was ein anderer geschrieben hat, zu schreiben, ist eine alte Mode, aber was für seltsame Dinge herauskommen, wenn gewisse Leute mit der Feder in der Hand sich hinsetzen, und ein theologisches Buch, das ihnen verdächtig vorkommt, prüfen wollen, das zeigt auch diese Prüfung, die wenigstens so läßt, als wenn sie ein junger Student geschrieben hätte, der mit seinen Betrachtungen über die christliche Religion nicht weiter gekommen ist, als ihn sein Professor in der Thetick geführt hat, von der Art, sie junge Leute zu lehren, aber gar nichts versteht. Der verstorbene Buchwitz war ein gelehrter, scharfsinniger Kopf, der die Bibel, die Philosophie und systematische Theologie mit großem Fleiß studiert hatte, und seit vielen Jahren geübt, in der Weltweisheit, Theologie und Religion zu unterrichten. Er wußte sehr gut, was zur christlichen Unterweisung

für gewisse Subjekte gehörte, und was nicht dazu gehörte. Sein Religionssystem hat es gezeigt. Nun kommt einer, der ihm an gelehrter Wissenschaft und anderweitigen Kenntnissen nicht das Wasser reicht, und sagt: ich will sein Buch prüfen. Er prüfet, und da findet er es denn zu seinem Erstaunen voller paradoxen Sätze; findet, daß die Lehren der Religion aus der Vernunft, nicht aus der Bibel bewiesen sind; findet, daß B. sein Buch nicht so, sondern so hätte machen, dieses nicht da, sondern dort sagen, das vorderste hinten und das hinterste vorne hätte hinbringen sollen; findet S. 53. 54., daß alles, was er von dem Mittelpunkte der wahren christlichen Religion beygebracht hat, zweydeutig, unrichtig und falsch sey; findet seine Beschreibung von Jesu, dem Erlöser der Menschen, so beschaffen, daß auch ein Mendelssohn sie hätte aufsetzen können, ohne seinem Judenthum zu nahe zu treten; findet, daß auch ein Socin noch besser und Christo anständiger von dessen Erlösung spricht, als es in diesem Religionssystem geschehen. Was so ein Prüfer nicht alles finden kann! Dinge, die hundert andere Augen gar nicht einmal gesucht, geschweige gefunden hätten, die sieht er auf einen Blick. Vielleicht werden ihn viele wegen seiner Scharfsichtigkeit loben? Unsernthalben immer hin, wir sind nicht neidisch darauf und wenn er auch zum Generalprüfer aller verdächtigen theologischen Bücher in Deutschland bestellet würde. Doch würde der Recensent ihm dies Amt nicht auftragen, aus Besorgniß, er möchte es wie die gar zu scharfen Accisevisitatoren machen, die um ein paar Ellen Stoff, der ihnen Contrebande dünkt, manchen braven Kaufmann um Ehre und Brod bringen.

Eben das Religionssystem für junge Leute von guter Erziehung, welches die angezeigte Prüfung aus-

sie-

ſtehen müſſen und dabey ſo ſchlecht weggekommen iſt, iſt auch im Rektorate zu Nördlingen von Hrn. Schöpperlin verbeſſert, unter dem Titel:

Populärer Religionsbegrif für evangeliſche Schulen und Gymnaſien. Nördlingen, gedruckt und verlegt von C. G. Becken, 1771. 8. 229 S.

herausgegeben worden. Dieſer weiſe Mann hat den Einfall gehabt, jenes Büchlein, welches er zum Religionsunterricht junger Leute ungemein brauchbar, aber doch mangelhaft fand, ſo abdrucken zu laſſen, daß er überall ſeine Zuſätze, Anmerkungen und Erinnerungen eingeſchaltet, und alſo eine vollſtändige Schuldogmatick daraus gemacht hat. Wenn der ſel. Buchwitz dergleichen hätte machen wollen, ſo hätte er es ſicherlich ſo gut, und noch beſſer als Hr. Sch. gekonnt. Aber er wollte es mit gutem Bedacht nicht, ſondern ließ gefliſſentlich aus ſeinem Religionsſyſtem alles heraus, was eigentlich nicht göttliche Wahrheit, ſondern menſchliche Schultheologie iſt, und der Jugend zu wiſſen ganz und gar nicht nutzet. Nun kommt ein Verbeſſerer und ſagt: Das Buch iſt ungemein gut. Der Plan des Religionsgebäudes iſt natürlich eingeleitet; für gemeine Chriſten iſt es auch vollſtändig genug, beſſer als unſere alten Katechiſmen. Die Lehr- und Schreibart des V. iſt ſo populär, ſo intuitiviſch klar und Herzeindringend, als man wünſchen kann. Aber es fehlt was. Die bibliſche Lehre von der Dreyeinigkeit, von der wahren Gottheit Chriſti, von der Gottheit des heiligen Geiſtes, von der eigentlichen Genugthuung Jeſu, von der Nothwendigkeit einer nähern Offenbarung, von der Erbſünde, iſt entweder gar nicht, oder doch zu kurz und zu zweydeutig

darinn vorgetragen. In der Moral, in den Beweisen für die Göttlichkeit der christlichen Religion finden sich auch Lücken. Ich will sie ausfüllen. Ich will zwar auch nicht terminologisiren, und polemisiren, aber doch der evangelisch lutherischen Kirche das rechte Lehrbuch der Religion liefern, das man in ihren Schulen und Gymnasien einführen muß. Zu dem Ende habe ich etliche und funfzig Paragraphen, und ohngefehr ein Drittel soviel Anmerkungen hinzu gethan, auch sonst wo ich von dem sel. B. abgehe, dessen Gedanken und Ausdrücke geändert.

Wir können diese Unternehmung in keiner Absicht billigen. Das Buch des rechten V. ist dadurch nicht verbessert, sondern verschlimmert; denn nach der Absicht desselben mußte es das seyn, was es war, nicht was Hr. Sch. daraus gemacht hat. Auch der Verleger hätte Ursache sich über diesen zu beschweren, da er ihm das, was er rechtmäßig besaß, gewissermassen entwendet und zu einem fremden Eigenthum gemacht hat. Gefiel das Buchwitzische Rel. Syst. dem Hrn. Rektor so wohl, daß er es nützlich fand, darüber zu dociren, so stand ihm frey, beym mündlichen Vortrage alles mögliche, das ihm nur beliebte, hinzu zu setzen, aber er mußte es nicht ohne Vorwissen des Verlegers mit seinen Zusätzen und Anmerkungen nachdrucken lassen; wiewohl er zu erkennen giebt! „daß er um des gemeinen Bestens willen, sogar die „in diesem Fall nicht unerlaubte Freyheit eines bloßen „Nachdrucks hätte ausüben dürfen.„ Von jemanden, der sich zum Verbesserer des Religions- und Moralsystems eines andern aufwirft, hätten wir eine solche Art zu denken und zu handeln nicht erwartet.

Und was sind es denn am Ende für Lehren, die Hr. Sch. dem Rel. Syst. eingefügt hat? Biblische? Nicht doch, gerade die unbiblischsten, die seyn können,

nen, die soviel wahre Gottesgelehrte und Schriftforscher älterer und neuerer Zeiten bis auf den heutigen Tag, nicht in der Bibel haben finden können, aber von allen denen darinn gefunden werden, welche den Sinn der Bibel nach den Aussprüchen einiger Concilien und Kirchenväter, durch welche sie in den herrschenden Lehrbegrif einer Kirchenparthey übergangen, zu drehen gewohnt sind. — Es scheint, Hr. Sch. weis sich recht viel damit, daß er die gewöhnliche Terminologie der Schuleompendien in seinem Buche „nicht wörtlich ausgekramt hat, aber er hat sie doch „mit überall in Gedanken gehabt, und die Begriffe „wirklich darnach gebildet„ welches denn wohl im Grunde mit jenem einerley ist. Ja Hr. Sch. will sogar, daß in der obersten theologischen Klasse, dem Schüler, besonders dem künftigen Candidaten der Theologie, am rechten Ort das Kunstwort genannt werde, um wie er sich extrafein und gelehrt ausdrückt, „die imaginativischen Begriffe durch ihren eigentlichen „Kunstnamen zu fesseln und dem Gedächtniß seßhaft „zu machen.„ Auch das polemische soll mitgenommen werden. Es soll sehr wohlgethan seyn, „wenn „der Lehrer in denen von den Socinianern angefochtenen Geheimnissen, etwas von paraftasis und hy„postasis sagt; wenn er im Beweise der Nothwen„digkeit einer Genugthuung (Schade, daß der Raum uns nicht verstattet, uns über den davon geführten gewöhnlichen Beweis einer Sache, die durchaus nicht à priori zu beweisen stehet, zu erklären) „gegen die „Naturalisten die Wörter aggratiatio, acceptilatio „und satisfactio erklärt; wenn er in der Materie von „der Eingebung der h. Schrift wider die Schriftfeinde „die suggestio und directio genau unterscheidet u. „d. gl.„ Der Meynung sind wir ganz und gar nicht, denn durch diesen armseligen Wörterkram ist eben sein

langen Zeiten her die christliche Lehre dunkel und unverständlich gemacht worden. Es wäre wohl einmal Zeit, daß solcher Unrath weggeschaft würde. Warum will Hr. Sch. den Kopf der jungen Leute damit anfüllen? Er kann sie viel was nützlicheres an dessen Stelle lehren. Aber er muß wohl, soviel er auch von Popularität im Rel. Unterricht spricht, die Gedankenleere Schulsprache der alten Scholastiker noch auf einen hohen Werth setzen, weil er so sehr ihr Patron ist. Oder besorgt er vielleicht, daß die christliche Lehrart zu simpel werden, oder alles hochgelehrte, kunstmäßige Ansehn verliehren würde, wenn diese Sprache abgeschaft würde? Was ihn auch dazu bewegen mag, so sollte der viel eher ein Verderber als ein Verbesserer der christlichen Religionserkenntniß heissen, der in unsern Zeiten darauf anträgt, sie wieder in Gang zu bringen; denn eben sie hat gemacht, daß soviel Theologen lange Zeit bloße Wörter für Sachen gedacht haben.

„Meine Beweisgründe, sagt Hr. Sch., die ich „da und dort gewählt habe, sind nicht aus Compen„dien oder Systemen genommen„ — Ein großes Wort! wenn es doch wahr wäre. Die Beweise für die wahre Gottheit Christi §. 93-96., um nur eine Lehre aus den übrigen heraus zu nehmen, sind wenigstens so vorgetragen, wie sie in allen unbiblischen Dogmatiken stehen. — Daß die Benennung Sohn Gottes den Fleisch gewordenen Gott bedeute, steht in den Compendien, nicht in der Bibel. Nach deren Erklärung bedeutet sie den geheiligten Gesandten Gottes. Luc. 1, 35. Joh. 10, 36.; in beyden Stellen noch dazu mit deutlichen Worten und in der letzten, nach Jesu ohne alle Zweydeutigkeit abgefaßtem eigenen Zeugnisse. Wollen wir Theologen etwa die Bedeutungen der Wörter, die Jesus von sich gebraucht, anders,

besser und richtiger bestimmen, als er selbst gethan hat? — Wenn Gott nach Phil. 2, 9. 10. seinen Sohn zu der höchsten Würde der Geister erhoben hat, daß ihn alle Zungen für ihren Herrn, und zwar zur Ehre Gottes des Vaters, bekennen sollen, so wird in den theol. Compendien daraus geschlossen: Christus sey im eigentlichen Verstande wahrer Gott, weil einem Geschöpf die Ehre der Anbetung nicht gebühren könne. Aber ist denn Christum zum Preise Gottes für den Herrn bekennen, wozu er ihn verordnet hat, und ihn als den höchsten wahren Gott anbeten, wirklich einerley? Man legt auf das Wort anbeten προσκυνεῖν, τιμᾶν, ein so groß Gewicht, und es heißt doch soviel als verehren, hochschätzen, und wird im N. T. sowol als in den LXX nicht blos von der Verehrung des allerhöchsten Wesens, sondern auch der Menschen gebraucht. — Die Compendia beweisen aus Act. 20, 28. die Gottheit Christi. Hr. Sch. auch. „Soll Jesu „Blut, schließt er S. 79., Gottes Blut heissen kön„nen, so muß der Mensch Jesus und Gott in einer „Person wesentlich vereiniget seyn.„ — Nicht zu gedenken, daß Gottes Blut ein Unding ist, so sollte Hr. Sch., der sich für einen so großen Schriftforscher ausgiebt, bey dieser Stelle nicht vergessen, daß die Lesearten der verschiedenen Handschriften, Uebersetzungen und Kirchenväter, wenn sie selbige anführen, von einander abgehen; daß einige derselben Θεὸς, andre Θεὸς καὶ Κυριὸς, noch andere Κυριὸς und wieder andere Χριστὸς lesen; daß die Verwechselung der dreyen Wörter Θεὸς, Κυριὸς und Χριστὸς in den alten griechischen Handschriften sehr gewöhnlich sey, und die Abschreiber, auf eine abgekürzte Art ΘΥ, ΚΥ, ΧΥ geschrieben, sehr oft eines für das andere gesetzt haben. Bey so bewandten Umständen, da es völlig ungewiß ist, welches die rechte Lesart sey, fällt der ganze Beweis, der aus dieser

ſer Stelle genommen werden ſoll, über den Haufen. Aber freylich es iſt ein alter Beweisgrund aus den Compendien. Der V. mußte das angeführte nicht wiſſen, oder nicht wiſſen wollen. Indeſſen bauet Hr. Sch. nach hergebrachten Gebrauch der Dogmaticker den höchſt ſeltſamen Satz darauf: §. 96. „Iſt „nur der Erlöſer Gott und zugleich Menſch: ſo wird „die Schrift, wenn ſie von ihm ſpricht, auf eine ſon„derbare Weiſe ſprechen, die man auf die gemeine „Weiſe nicht nehmen kann.„ (Gewiß eine ſonderbare hermeneutiſche Regel, nach welcher ich mir aus den Einſetzungsworten des h. Abendmahls die Transſubſtantiation nicht abdiſputiren laſſe.) „Alſo die Na„men Erſtgebohrner unter ſeinen Brüdern, und An„fang der Kreatur Gottes können ja doch nichts an„ders, als das alleredelſte und vollkommenſte Geſchöpf „bedeuten, dies iſt alſo von ihm als Menſchen ge„ſagt — Spricht er ſelbſt von ſich! der Vater iſt „größer denn ich: ſo kann er dies nicht anders als „von ſeiner angenommenen Menſchheit und von der „damit übernommenen Verbürgung für die Schuld „der Menſchen, bekennen.„ Eine alte, ganz gewöhnliche, aber ſeltſame Diſtinktion zwiſchen Chriſto und Chriſto, vielleicht die einzige in ihrer Art, welche die Ausleger der Bibel ausgeheckt, ihre Verfaſſer aber nimmermehr in ihren Gedanken gemacht haben. Wenn Jeſus, wir müſſen uns bey dieſer Gelegenheit darüber erklären, von ſeiner eigenen Perſon redet, oder die Apoſtel davon ſprechen, ſo ſprechen ſie von ſeiner ganzen Perſon, die doch eine einzelne Subſtanz, ein Individuum iſt, und ſich nicht in zwey Subſtanzen theilen läßt. Folglich muß alles, was Jeſus von ſich geſagt hat, auch von ſeiner ganzen Perſon gelten. Die Ausleger ſeiner Worte, die ihn anders verſtehen und ſeine Reden dem Volk nach ihrer Ausdeutung erklä-

klären, kommen mir recht so vor, als ob sie sagten: Höret einmal, lieben Leute! der Herr Jesus hat sehr unbestimmt, zweydeutig und dunkel von seiner Person gesprochen. Wir müssen es euch besser und deutlicher sagen, als er selbst, wie er es gemeint hat. Seht, billig hätte er sagen sollen: dies spreche ich von mir, als von einem Gott, jenes spreche ich von mir, als von einem Menschen. Er hat es nur hinzuzusetzen vergessen. Lernet es also von uns, denn wir wissen es gewiß. Alle Kirchenlehrer haben es so verstanden. Wir müssen es auch so verstehen, sonst könnten wir nicht beweisen, daß er wahrer Gott und Mensch, merkt wohl in hypostatischer Union, zugleich wäre. — „Er „hat auch von sich gesagt; ich und der Vater sind „eins; oder: Alles, was der Vater hat, das ist „mein.„ Das ist auch sehr verständlich und stimmt ganz füglich zu dem: der Vater ist größer denn ich. Er wollte zum Heil der Menschen was Gott wollte, und wirkte dazu für seine Person, wie sein Vater, und durch seinen Vater, der ihm alles, wie er oft bezeugt, dazu gegeben hatte. Die vollkommene Einheit und Gleichheit, Identität des Wesens mit dem Vater folgt aus dieser Rede so wenig, als die Einheit und Gleichheit des Wesens oder der Substanzen der Gläubigen mit Christo und untereinander aus Joh. 17, 21. „Die Redensarten der Schrift von Jesu in „Absicht auf Gott lauten ganz anders, wenn man sie „auf den vernünftigen Redegebrauch und ordentliche „Begriffe zurückführt, als diejenigen, die in der Bi„bel von göttlichen Propheten vorkommen.„ (Wie so denn?) „Die Worte und Thaten der Propheten „sind Worte und Thaten Gottes selbst.„ War es denn bey Jesu anders? Er sagt wenigstens sehr deutlich, die Werke, die er thäte, wären nicht sein, sondern des Vaters, der ihn gesandt hätte. Er versichert Joh.

5., um den Vorwurf der Gotteslästerung von sich abzulehnen, den man ihm daraus machte, daß er sich Gottes Sohn nannte, zu wiederhohltenmalen, daß er in allem von Gott abhienge und nichts von ihm selber thun könnte, v. 19, 30., sondern alle seine Hoheit, Würde, Gewalt und Macht vom Vater empfangen habe. „Aber das Blut der Propheten kann darum „doch nicht Gottes eigenes Blut heissen.„ Aus der Verbindung dieser Prämisse mit der vorhergehenden soll die Conclusion folgen, wir haben aber darauf schon vorhin unsre Antwort gegeben.

So muß sich das von vielen seyn wollenden Exegelehrten noch immer für biblische Wahrheit ausgeben lassen, was, wenn man genau zusiehet und die Bibel nicht aus den Compendien erklärt, wahrhaftig keine ist. Wenn nun ein Mann, wie Hr. solchen schwachen Beweisgründen und gezwungen Schrifterklärungen eine ausserordentliche Stärke u Kraft beylegt; wenn er auftritt und sagt: ich will eu das rechte biblische Lehrgebäude, das ein anderer eu so mangelhaft vorgetragen hat, lehren: so ist es E wissenpflicht eines ehrlichen Recensenten, daß ihm ; zeigt werde, er sey der Mann nicht, dem man große Verbesserungen in dem Religionssystem verdanken müsse. Seine Sachen sind völlig die alten bekannten und der Original Buchwitz wäre, wenn er in Schulen gebraucht werden soll, sicherlich besser zu brauchen, als der abcopirte, durch Schöpperlin verbesserte.

T.

V.

V.

Oden (von Klopstock.) Hamburg, 1771. bey Bode, 4. 1½ Alphab.

Wenn die Ode, selbst nach dem Begrif des kältesten Kunstrichters, nichts als eine einzige ganze Reihe höchst lebhafter Begriffe, ein ganzer Ausfluß, einer begeisterten Einbildungskraft, oder eines erregten Herzens, nichts als eine höchstsinnliche Rede über einen Gegenstand seyn soll: so müßten selbst für den, der blos nach der Definition prüfte, die meisten der vorliegenden Oden vortrefliche Stücke und Muster in ihrer Art seyn. Welche Natur! welches ganze volle Herz, und ungetheilt sich hinopfernde schöne Seele erscheint nicht insonderheit in den Stücken des zweyten Buchs, in den menschlichen und am meisten in den Jugendstücken des Dichters! Kann ein Abschied ganzer und wahrer und schöner seyn, als der S. 97. an Giesecke! Kann die traurige, wehmüthige Empfindung des ewigen Scheidens vom leisesten Seufzer zur lautsten Hofnung hinauf, und wieder bis zur trübsten Thräne herunter treuer gesagt werden, als in der Ode S. 108. an Fanny. Und giebts ein schöneres Bild geselschaftlicher Naturfreude und Frühlingswonne mit allen Wallungen und Steigerungen des erregten Herzens als der Zücherse! S. 116. Und da dieser Naturgeist, die ganze Fülle des Herzens und der Seele alle Stücke des Verf. durchgeht und jedwedes so eigenthümlich bezeichnet: welch ein Geschenk hat unsre Sprache, unsre Dichtkunst, ja wir möchten sagen, die Menschheit unsres Vaterlandes an dieser einzigen Sammlung Oden.

Ein

Ein Mann vor 200 Jahren, der groſser Geist, und würkliches Genie war, hatte ein Lieblingsbuch, das er allen in der Welt vorzog. Es war eine Sammlung Oden: wir nennen sie die Psalmen Davids und der Mann hieß Luther — man höre was er über sie sagt und uns dünkt, er sage mehr, als der schö lateinische Lowth über seine drey Klassen dieser O

„Ich halt, daß kein feiner Exempelbuch oder Le„den der Heiligen auf Erden kommen sey, denn „Psalter ist. Es ist des Psalters edle Tugend „Art, daß andre Bücher wohl viel von Werken „Heiligen rumpeln, aber gar wenig von ihren Wort „sagen. Da ist der Psalter ein Ausbund, daß er „zählt der Heiligen Wort; zu dem nicht schlechte „meine Rede derselben, sondern die allerbesten, „mit groſsem Ernst in der allertreflichsten Sach „redet haben — damit er also ihr Herz und g „lichen Schatz ihrer Seelen für uns legt, daß wir „den Grund und Quelle ihrer Wort und Werk, „hen können, was sie für Gedanken gehabt h „wie sich ihr Herz gestellet und gehalten hat in „ley Sachen, Fahr und Noth, gegen Gott und je „mann. Denn ein menschlich Herz ist wie ein Sch „auf einem wilden Meer, welches die Sturmwinde „von den vier Orten der Welt treiben. Hie stöſſet „her Furcht und Sorge für zukünftigem Unfall; dort „fähret Grämen her, und Traurigkeit von gegenwär„tigem Uebel. Hie webt Hofnung und Vermessen„heit von zukünftigem Glück; dort bläset her Sicher„heit und Freude in gegenwärtigen Gütern. Solche „Sturmwinde aber lehren mit Ernst reden, und das „Herz öfnen und den Grund heraus schütten. Denn „wer in Furcht und Noth steckt, redet viel anders von „Unfall, denn der in Freuden schwebet; und wer in „Freuden schwebt, redet und singt viel anders von

„Freu-

„Freuden, denn der in Furcht ſteckt. Es gehet nicht „von Herzen, ſpricht man, wenn ein Trauriger lachen „oder Frölicher weinen ſoll: Das iſt, ſeines Herzens „Grund ſteht nicht offen und iſt nicht heraus. Was „iſt aber das meiſte im Pſalter, denn ſolch ernſtlich Re„den in allerley ſolchen Sturmwinden? Wo findet „man ſeiner Wort von Freuden, denn die Lob- oder „Dankpſalmen haben? Da ſieheſt du allen Heiligen „ins Herz, wie in ſchöne luſtige Gärten, ja wie in „den Himmel! wie feine herrliche, luſtige Blumen „darinn aufgehen, von allerley ſchönen, frölichen Ge„danken gegen Gott und ſeine Wohlthat. Wiederum, „wo findeſt du tiefer, kläglicher, jämmerlicher Wort „von Traurigkeit, denn die Klagpſalmen haben? Da „ſieheſt du abermal allen Heiligen ins Herz, wie in „den Tod, ja wie in die Hölle. Wie finſter und dun„kel iſts da von allerley betrübten Anblick des Zorns „Gottes. Alſo auch, wo ſie von Furcht und Hof„nung reden, brauchen ſie ſolches Wort, daß die „kein Mahler alſo könnte die Furcht oder Hofnung ab„mahlen, und kein Redekündiger alſo fürbilden.„ Der Ton würde wahrſcheinlich unſern Bibliothekbeſuchern zu ſchwärmeriſch ſcheinen, wenn wir alſo fortfahren, oder deutlich anwenden ſollten. Obige Wahrheit indeſſen und Treue als Charaktereigenſchaft dieſer Gedichte, wenigſtens poetiſch, zum Grunde geſetzt, welch ernſtliches Intereſſe wird daraus! und wie manche fühlbare Jünglinge werden ſeyn, die nicht ausrufen: hätteſt du ſo geſungen! ſo geleiert! ſondern wärſt du es, der ſo dächte, ſo fühlte!

Natürlich folgt hieraus, daß Kl. am meiſten und vielleicht allein auf die wirken könne, die mit ihm ſympathiſiren; allein, ſollte er nicht wenigſtens fodern können, ſo fein du mich als Dichter lieſeſt, ſo mußt du mit mir mindſtens ſympathiſiren wollen: d. i. ſetze

dich in meine Umstände, Denk- Fühlungsart, Lieblingsbegriffe u. s. w. Sollteſt du dieſe auch blos für Mythologie anzuſehen geneigt ſeyn: habe wenigſtens die Billigkeit, ſie mir als etwas mehr zu gönnen, oder uns in Frieden zu trennen, „willſt du zur Rechten: ſo will ich zur Linken!„ u. ſ. w. Mich dünkt, das ſind auch ſelbſt nach dem ſtrengſten Kriegsrecht der Kritick zugeſtandne Punkte, ohne die auch kein Recht und Urtheil mehr bleibt. Möge der Autor als Menſch, als Religionsverwandter denken, was er wolle: als Dichter mußt du ihm glauben. Und auſſer dem Gedicht ſollte es nicht eben ſo viel Ungläubige an Rammlers Friedrich geben können, als Ungläubige an Klopſtocks Jeſus Chriſtus?

Indeß, da dieſer Zwang ſich doch immer unvermerkt mehr oder minder äuſſern wird: ſo ſingt Orpheus immer für Wald und Fels, und der Dichter für die am meiſten, die kein Syſtem haben, die ſich von allem, was in ihnen iſt, entäuſſern können. Für die iſt ſodann jede Situation neu und ganz: ſie ſehen mit den Augen des Sehers, und natürlich ſo ſehen ſie ſeine Wunder. — —

In ſolcher Sympathie nun wie ächt und zart und ſchön charakteriſirt ſich beynahe jedwedes Klopſtockiſches Stück! Welche eigne Farbe und Ton des Ausdrucks ruhet auf jeglichem, die ſich von der ganzen Menſur, Haltung und Beäugung des Gegenſtandes bis auf den kleinſten Zug, Länge und Kürze des Perioden, Wahl des Sylbenmaaſſes, beynahe bis auf jeden härtern oder leiſern Buchſtab, auf jedes O und Ach! erſtrecken. Dem Rec. dünkt, daß hierinn dieſe Gedichte ſo was Eignes, Urſprüngliches und Eingegenſtetes haben, daß ſo wie die Natur jedem Kraut, Gewächſe und Thier ſeine Geſtalt, Sinn und Art gegeben, die Individuel iſt und eigentlich

nicht

nicht verglichen werden kann: ſo ſchwimmt auch ein andrer Duft und webt ein andrer Geiſt der Art und Leidenſchaft in jedem individuellen Stück des Verf. Die Oden an Fanny (er hat nur Eine derſelben behalten) ſind ganz andre, als die an Cidli: Die Jugendgedichte warlich nicht die — härtere oder veſtere? — Des dritten Buchs: Das Gebet um Friedrich, oder die Meßias Ode warlich nicht die Elegie um ihn, und ſo gehts bis auf die kleinſte Witterung etwa der Scene, der Zeit, der Umſtände. Die Seele hat immer gewürkt, wie ſie war, wie ſie ſich damals fühlte. Der Duft erfüllt den Leſer bis aufs kleinſte, und der Recenſent würde ſeiner Privatäſthetick Glück wünſchen, wenn er ſich dieſe Melodie, dieſe Modulation jedes Stücks deutlich machen und in Einem Worte dafür ſchreiben könnte. Welch' eine herrliche Abenddämmerung geht zum Ex. durch die Erſcheinung des Thuiſkon! Mit Sylbenmaas und Ideenfolge und Bildern und Anfang und Ende gleichſam aus den letzten Sonnenſtralen und dem ſtäubenden Silber und rauſchenden Wipfeln, wie heilig, feyerlich und ſtille zuſammengewebt! So ähnlich die Sommernacht und die frühen Gräber! So, nur tönender der Bach und Siona! — — Braga welch ein lebendig Gemählde voll Wintermorgen, Reif, Mond und Schrittſchuhtakt! Der Rheinwein — Teone — wiederum die todte Clariſſa — man habe eben den letzten Band dieſes himmliſchen Mädchens geſchloſſen, ſehe ſie im Sarge — — Cidli daneben — Klopſtocks Herz in der Bruſt — — und es wird der ſo eigne, ſanfte, ſchauderhafte Klang werden, der dies Stück durchwehet — — und welches hätte in dem Verſtande nicht ſeinen eignen Geiſt?

Nichts muß daher abſcheulicher ſeyn, als alle dieſe Stücke mit feiſter Hand fortleſen und feiſter

Stimme nach Einem gegebnen antiken oder modernen Flötentone fort deklamiren wollen. Wie jener, der sich vor sein Stammbuch setzte, die Namen seiner Freunde, sämmtlich und sonders, Blatt für Blatt, flugs und fort mit Gesundheiten zu ehren: so ohngefehr würde der handeln, der sich hinlagerte, um alle Klopst. Lieder nach der Reihe hin wegzusingen und zu versuchen, ob sie auch viel Empfindung enthielt oder der alle Klopst. Oden nach der Reihe in Fassung vor deklamirte. Zu jeder Ode würde Zweifel so eine eigne Bereitung sein selbst und Kreises in dem man liefet, gehören, als — r die Ode eigne Art hat. Ein Gassenhauer lä natürlich auf allen Strassen singen und ein blos liches Phantasiestück zu aller Zeit mit Pomp und stand hertönen — eine hölzerne Maschine kann ü hin gestellt werden, aber ein Naturprodukt, eine E eine Pflanze? — muß auf ihrer Stelle wach sie verdörret. Hierüber redet Teone S. 234.

Man siehet leicht, daß der Rec. wenig Lust habe, das bekannte Regelnlineal der Ode hier anzulegen und zu versuchen, ob jedes Stück schönen Plan, schöne Ordnung und Unordnung ꝛc. habe. Sofern diese Regeln wahr sind, d. i. sofern sie in der Natur des Einen Gegenstandes und der Weise, wie der Affekt handelt, liegen, wird sie gewiß die begeisterte Einbildungskraft von selbst in ihr Werk wirken, weil dies ohne solche Gesetze nicht möglich wäre. Und so dünkt uns, könnten aus den vornehmsten Stücken dieser Sammlung die feinsten Regeln des Affekts und eine Theorie der Ode abgezogen werden, die wir vielleicht noch nicht haben. Die meisten Oden des zweyten, und einige des dritten Buchs sind so horazisch: Die nachgeahmten Stellen in so vortreflicher Manier nachgeahmt — und sonst muß der Rec. bekennen, daß

ihn

ihn die meiſten Odengeſetze, die man als ſolche in Lehrbüchern und Kriticken gäng und gäbe gemacht, ſehr willkührlich dünken. Sie ſind faſt nur, und nur aus dem kleinſten Theile des Horaz abgezogen, würden auf Pindar, David, Hafiz alle Araber und wenn man will, auch Engländer, angewandt, den meiſten den Hals brechen, und wenn man ſie ſo ſicher für die Einzige Ordnung und Geſetze der begeiſterten Einbildungskraft angiebt: woher als ſolche bewieſen? Hat dieſe nicht vielmehr bey jedem Gegenſtande ihre eigne Art zu handeln? Die Eigenſchaften, mit denen ſie handelt, ſind ſie nicht entweder ſo wandelbar, oder aber ſo allgemein, daß man alles unter ſie ſubſumiren kann, was man will? Und ich wüßte überhaupt nicht, warum nicht die Ode ſich von einer kleinen poetiſchen Phantaſie, wo es der Gegenſtand erfoderte, gleichſam von einem Seufzer und einzelnen Ausbruch zum Planvolleſten Gebäude erheben könnte? Singt Nachtigäll und Lerche immer gleich? gleich lang? und nach Einer Melodie?

Wäre es alſo auch, daß man hier manche Stücke inſonderheit des erſten Buchs an Gott für bloße Tiraden der Phantaſie und manche im 3ten Buch für ſehr kunſtvolle Abhandlungen unodenmäßiger Gegenſtände hielte; in beyden Fällen laſſen ſich keine Geſetze geben, was? und wie weit ichs mit Phantaſie bearbeiten ſoll oder darf? oder es käme endlich darauf hinaus, wie fern es gut ſey, daß dieſer Menſch ſo viel Phantaſie habe? und — wer beantwortet die Frage? — Wenn alſo auch der Rec. bey dem Tanz der perſonificirten Sylbenmaaſſe in Sponda S. 152., bey dem großen Glauben an unſre Altdeutſche Dichter, (S. 183.) an das Urtheil der Skulda S. 212. die oft ungerecht gnug richtet, an die neuerfundne Harmonie (S. 216.) an das Wir und Sie (S. 220.)

an den Gebrauch der Altdeutschen Mythologie (S. 258.) und insonderheit an die Tapferkeiten Hermanns (S. 261.) andrer Meynung wäre, und wollte, d die Sache von andern Seiten angesehen würde, k der Dichter nicht, wie gesagt, sodern, daß man jetzt mit ihm nur so ansehe, wie er will! Hier Phantasie, und zwar in dem und dem Grade!

Es bliebe uns also nichts übrig, als von den benmaassen zu reden, und daß diese sehr manni sind, ist bekannt. Zuerst hat Hr. Kl. einige chische, und die mit einer Leichtigkeit und Bieg nachgeahmt, die man an seinem Hexameter ke und die sich dem Sinne so tief und sanft ansch Sonderbar ists, daß selbst bey zween Autoren ner Sprache der Wohlklang Eines Sylben: nicht derselbe ist, und in seinem zartesten Wuchse Vergleichung leidet. Ein Choriambe Klopst Rammlers scheint bey gleich vorgezeichnetem gar nicht das gleiche Ding zu seyn, und man nur, zwey Oden beyder nach einander zu les Klopst. und Kleists Hexameter, ob gleich bey wohlklingend sind: so Klopstock und die M ob gleich in der letzten Ausgabe dieser d maas mit vieler Kunst zugerichtet worden. E raz und Katull, Virgil und Lukrez u. s. w. wird blos Werkzeug der Seele, die eine gewisse der Composition, eine Stärke oder Schwäche, oder Strom auch bis ins Sylbenmaas übert wir wünschten die Sache mehr untersucht charakterisirt.

Zweytens sind aus dem Nordischen ffi freyen Sylbenmaasse bekannt, in die Hr. dem Ausdruck der lit. Br.) als in die Elemente Wohlklanges seine Zeilen aufgelöset hatte. ieſe nunmehr wieder zusammengeschoben;

Strophen aber ohne beſtimmtes Sylbenmaas geworden, und wo Hr. Kl. die Ründe der vierzeiligten Strophe verletzt oder mangelhaft fand, verändert. Sollte dies Zuſammenſchieben und dieſe Veränderung nicht zeugen, daß das Ohr nur eine gewiſſe Anzahl, einen Kreis, einen Tanz von Tönen fodert, über den es nicht hinaus höret? und ſollte auch in dieſem Kreiſe, in dieſem Tanze alſo nicht alles als das vollſtändigſte Ganze behandelt werden müſſen? Und nun hat drittens Hr. Kl. eine Menge neuer Sylbenmaaſſe erfunden, die, wenn wir ſeiner Muſe (S. 216.) glauben, Bereicherungen der Harmonie ſelbſt in Vergleichung der Griechen ſind. Er fodert Alcäus und Apollo, Oßian und Britten und Gabier und Nachahmer des Horaz auf, daß er ſie überſungen, daß ſie des lyriſchen Stabes Ende, er aber ihn ganz blitzen geſehn, daß ſein großes Vorbild die Natur, der Tonbeſeelte Bach ſey u. ſ. f.

Es iſt unläugbar, daß einige dieſer Sylbenmaaße ſchon an ſich betrachtet einen Geſang, eine Melodie haben, die den Sangloſeſten Leſer und Deklamator von der Erde erheben müſſen. Die beyden erſten Zeilen in Siona (S. 188.) in Sponda (S. 192.) Thuiſkon (S. 196.) die frühen Gräber, die Sommernacht, Braga, die Chöre, Teone, der Anklang von Stintenburg (S. 237.) ſind voll Melodie; wir wünſchten aber von andern zu hören, ob in den meiſten dieſer (ich nehme die Sommernacht, Braga, Teone, die Chöre aus) das Ende dem Anfange entſpreche und den ganzen Strophenbau, die unaufgehaltene Ründe und Glätte habe, die wir in den ſchönſten und gebrauchteſten Sylbenmaaſſen der Griechen finden? Nach einem meiſtens ſanften Anklange ſtemmen ſich die Töne, ſtemmen ſich oft zwey, dreymal auf einander und dann ſchließt die Strophe, oder bricht

meistens ab, ohne daß das Ohr im Tanze fortgeführt und bis zum letzten Tone ahndend erhalten wäre; und man weis, das war das Geheimniß des griechischen Perioden, Hexameters und der schönsten lyrischen Sylbenmaasse. Aristoteles vergleicht die Harmonie mit der olympischen Rennbahn, wo je näher dem Ende desto mehr arbeiten die Läufer, denn sie sehen das Ziel. In den schönsten Tänzen, in den gefälli Spielen und Bewegungen scheint eben dies Runde und Endeilende nicht minder zu herrschen, wie in Epopee und Drama — Der Knote, der in der Mitte geflochten wird, wird nur immer in Verhältniß aufs Ganze groß oder klein geflochten, wird wieder vor bereitet, und stückweise aufgelöset, daß man zu ide eilet und dahin gedrungen wird, ohne daß man is, wie? Der Rec. wäre äusserst begierig, sich die Sa fel gegen einige der neuen Sylbenmaasse auflösen lassen. Man nehme z. E. das melodische S S. 188.

Töne mir, Harfe des Palmenhains.
Der Lieder Gespielin, die David sang

wie fliessend! wie singend! — Aber nun, geräth der Bach mit einmal über Stein und Fels

Es erhebt | steigender sich | Sions Lied, |
Als des Bachs | welcher des Hufs | Stampfen entscholl —

wo scheint hier Fortfluß, allmähliche Entwicklung, und das prophetische Fortleiten des Ohres zu bleiben? Die Takte fallen auseinander, und scheinen mehr zusammen geschoben, als auseinander gearbeitet zu seyn.

Dem Rec. ist vor einigen Jahren ein Bogen Klopstockischer Sylbenmaasse zu Gesicht gekommen, da (es waren die meisten von diesen) hinter Zeile und Stro-

phe

phe das Verhältniß der langen und kurzen Sylben bemerkt und also die Harmonie ausgezählt war — Aber ausser der Harmonie, wird wohl also die Melodie berechnet? kommt hier nicht alles auf die Succeßion der Töne, auf das Entwickeln des Gesanges der Seele, und der Bebungen des Herzens an, wo wir freylich hinten nach auch immer die vorige Proportion finden; aber gewiß nicht umgekehrt, sonst wäre der tiefste Berechner auch immer der Melodievollste Tonkünstler. — —

Noch weniger, siehet man, ist hier von dem sogenannten lebendigen Laut und Ausdruck die Rede d. i. von der musikalischen Zustimmung der Worte zum Sylbenmaasse: In der ist Klopstock allemal Meister, und auch die verflochtensten, sich stemmendsten Strophengänge sind hier theils mit einer Macht durchgetrieben, daß die Worte mit ihrem Klange gleichsam wie Orpheus Steine und Fels folgen müssen: theils auch so tief in den Inhalt gewebt, daß wir z. E. jenem Sylbenmaasse unter den Gestirnen (S. 59.) jenen zwey letzten so künstlichen, knotenvollen Zeilen der Stintenburg (S. 237.) der Barden S. 237. den Zeilen der Ode, unsre Fürsten (S. 223.) unsre Sprache (S. 241.) des Schlachtgesanges (S. 205.) des Eislaufs u. s. w. gut werden, weil uns die Materie entschädigt und gleichsam über Stock und Stein gewaltig mitreißt. Es wäre also Thorheit zu denken, daß man hier für Kl. kritisirte: man betrachtet blos Kl. Sylbenmaasse an sich, allgemein, und zum Gebrauch für andre. Ein Mädchen kann für sich selbst das Lispeln und das kleine Mal ihrer Wange liebenswerth machen; deswegen wird aber an sich und für andre Lispeln und Malzeichen kein Stück, keine Regel der Schönheit.

lung Klopstocks poet. und pros. Schriften einigermaßen bräuchlich; die sonst aber in allem Betracht falsch, fehlerhaft, und erbärmlich geworden.

Wo Kl. die Alten nachahmt: mit welcher Eigenheit, mit welchem Geiste! Man sehe die erste Ode des zweyten Buchs und mehrere in diesem Buche: insonderheit das große Pindarische Gebäude Wingolf; das nur indes in seiner alten griechischen Gestalt doch noch mehr Jugend und Naturgeist zu athmen schien, als in seiner korrektern Form. Das große Bild von Hebe, von der Berecynthia aus Katull sind verlohren gegangen, und das Stonehenge der Freundschaft ist damit doch nicht in einen griechischen Tempel verwandelt.

Wo endlich Kl. im Gusse seiner Empfindung und im Flnge der Phantasie Gedanken einwebt (man erlaube uns den Schulausdruck, an den uns unsre Metaphysick leider! schon gewöhnt hat) — welche Gedanken!

„Wen, als Knaben, ihr einst Smintheus Anakreons
Fabelhafte Gespielinnen,
„Dichtrische Tauben umflogt und sein Mäonisch Ohr
Vor dem Lärme der Scholien
„Sanft zugirrtet und ihm, daß er das Alterthum
Ihrer faltigen Stirn nicht sah,
„Eure Fittige lieht —.
Ihn läßt gütiges Lob oder Unsterblichkeit
Des, der Ehre vergeudet, kalt!
Kalt der wartende Thor, welcher bewundernsvoll
Ihn großäugigten Freunden zeigt
Und der lächelnde Blick einer nur schönen Frau
Der zu dunkel die Singer ist.
— — — Kommst du
Von den unsterblichen sieben Hügeln

Wo Scipionen, Flaccus und Tullius
Urenkel denkend, tönender redt' und ſang
Wo Maro mit dem Kapitole
Um die Unſterblichkeit muthig zankte.
Voll ſichern Stolzes ſah er die Ewigkeit
Des hohen Marmors: Trümmer wirſt einſt du ſeyn
Staub dann und dann des Sturms Geſpiele
Du Kapitol und du Gott der Donner! —
— — Niemals ſah dich mein Blick, Sokrates Addiſon
Niemals lehrte dein Mund mich ſelbſt
Niemals lächelte mir Singer, der lebenden
Und der Todten Geſellerin
— — Soll Hermanns Sohn und Leibnitz, dein Zeitgenoß
(Des Denkers Leben lebet noch unter uns!)
Soll der in Ketten denen nachgehn
Welchen er kühner vorüber flöge
— — Das Werk des Meiſters, welches vom hohem Geiſt
Geflügelt herſchwebt, iſt, wie des Helden That
Unſterblich —
Ludewig, den uns
Sein Jahrhundert mit aufbewahrt

Doch wozu ſolche florilegia? Man leſe den Geſang an den König! den Zürcherſee! den Rheinwein! welche innere tiefe Philoſophie des Lebens! — Die Oden an Cidli, welche Metaphyſick der Liebe! die aus dem letzten Buche, welche hundert feine Sentiments über Sprache, Dichtkunſt, Sylbenmaaſſe, Nordiſche Mythologie, Vaterland u. ſ. w. Nur freylich hätte, wer blos penſées ſucht, eben den ſchlechtſten Theil der großen Seele Klopſtocks!

F.

lung Klopstocks poet. und pros. Schriften einigermaßen bräuchlich; die sonst aber in allem Betracht falsch, fehlerhaft, und erbärmlich geworden.

Wo Kl. die Alten nachahmt: mit welcher Eigenheit, mit welchem Geiste! Man sehe die erste Ode des zweyten Buchs und mehrere in diesem Buche: insonderheit das große Pindarische Gebäude Wingolf; das nur indes in seiner alten griechischen Gestalt doch noch mehr Jugend und Naturgeist zu athmen schien, als in seiner korrektern Form. Das große Bild von Hebe, von der Berecynthia aus Katull sind verlohren gegangen, und das Stonehenge der Freundschaft ist damit doch nicht in einen griechischen Tempel verwandelt.

Wo endlich Kl. im Gusse seiner Empfindung und im Fluge der Phantasie Gedanken einwebt (man erlaube uns den Schulausdruck, an den uns unsre Metaphysick leider! schon gewöhnt hat) — welche Gedanken!

„Wen, als Knaben, ihr einst Smintheus Anakreons
Fabelhafte Gespielinnen,
„Dichtrische Tauben umflogt und sein Mäonisch Ohr
Vor dem Lärme der Scholien
„Sanft zugirrtet und ihm, daß er das Alterthum
Ihrer faltigen Stirn nicht sah,
„Eure Fittige lieht —
Ihn läßt gütiges Lob oder Unsterblichkeit
Des, der Ehre vergeudet, kalt!
Kalt der wartende Thor, welcher bewundernsvoll
Ihn großäugigten Freunden zeigt
Und der lächelnde Blick einer nur schönen Frau
Der zu dunkel die Singer ist.
— — — Kommst du
Von den unsterblichen sieben Hügeln

Wo Scipionen, Flaccus und Tullius
Urenkel denkend, tönender redt' und ſang
Wo Maro mit dem Kapitole
Um die Unſterblichkeit muthig zankte.
Voll ſichern Stolzes ſah er die Ewigkeit
Des hohen Marmors: Trümmer wirſt einſt du ſeyn
Staub dann und dann des Sturms Geſpiele
Du Kapitol und du Gott der Donner! —
— — Niemals ſah dich mein Blick, Sokrates Addiſon
Niemals lehrte dein Mund mich ſelbſt
Niemals lächelte mir Singer, der lebenden
Und der Todten Geſellerin
— — Soll Hermanns Sohn und Leibnitz, dein Zeitgenoß
(Des Denkers Leben lebet noch unter uns!)
Soll der in Ketten denen nachgehn
Welchen er kühner vorüber flöge
— — Das Werk des Meiſters, welches vom hohem Geiſt
Geflügelt herſchwebt, iſt, wie des Helden That
Unſterblich —
Ludewig, den uns
Sein Jahrhundert mit aufbewahrt

Doch wozu ſolche florilegia? Man leſe den Geſang an den König! den Zürcherſee! den Rheinwein! welche innere tiefe Philoſophie des Lebens! — Die Oden an Cidli, welche Metaphyſick der Liebe! die aus dem letzten Buche, welche hundert feine Sentiments über Sprache, Dichtkunſt, Sylbenmaaſſe, Nordiſche Mythologie, Vaterland u. ſ. w. Nur freylich hätte, wer blos penſées ſucht, eben den ſchlechtſten Theil der großen Seele Klopſtocks!

F.

VI.

Benjamin Hederichs, ehemaligen Rektors zu Großenhain, gründliches mythologisches Lexicon — zu bessern Verständnisse der schönen Künste und Wissenschaften nicht nur für Studierende sondern auch für Künstler und Liebhaber der alten Kunstwerke sorgfältigst durchgesehen, ansehnlich vermehrt und verbessert von Joh. Joachim Schwaben, öffentl. Lehrer der Weltw. und fr. Künste zu Leipzig. Leipzig, in Gleditschens Handlung, gr. 8. 3 Alph. 10 Bogen mit 4 Bogen genealogischen Tabellen.

Der Titel ist lang, wir haben aber doch nur einen Theil abgeschrieben. Herr Prof. S. scheint besorgt zu seyn, daß man seinen für dieses Werk verwandeten Fleis verkenne. Doch dieses ist nicht leicht möglich, so bald man das alte Werk vom Hederich jemals in den Händen gehabt hat. Dieser für die Schulwissenschaften, seinen Zeiten nach, so verdiente Schulmann, der auch durch sein Beyspiel bewieß, daß die Aufnahme einer sonst mittelmäßigen Schule ohne alle Beyhülfe von viel weisen Scholarchen durch den Eifer eines einzigen verständigen Mannes bewirkt werden kann, hat unter andern nützlichen Arbeiten ein mythologisches Wörterbuch geschrieben, das zur Zeit unter allen mythologischen Schriften, selbst den Banier eingeschlossen, immer noch für Studierende das brauchbarste Buch in dieser Art Kenntnisse war. Allein nicht nur der Stil hatte das Gepräge

präge der Zeit, in welcher H. lebte, ſondern auch der Blick des Mannes und der Geſichtspunkt, wie er die Fabellehre faßte und betrachtete, iſt unſrer Zeiten, in denen ſich doch etwas geläuterte Einſichten mehr und mehr zu äuſſern anfangen, unwerth. Jenem erſten der Mängel hat Herr P. S. abgeholfen, ſo daß es ſich ohne Beleidigung auf jeder Zeile leſen läßt: er hat ferner mit großem Fleiße die Quellen von jedem Artickel nachgeſehen, verglichen und daraus den Artickel vollſtändiger gemacht. Dies iſt unſtreitig mit allem Dank anzunehmen; und wann auch hin und wieder Gyraldus, Turnebus, Natalis Comes, die Gewähr-männer ſind, bey denen man ſtehen bleibt, ſo geſchieht doch dies immer meiſt in Fällen, wo nur dem Fabelforſcher daran liegen kann, tiefer hinein zu gehen. Jene Männer, inſonderheit der Comes, pflegen gern alte Schriftſteller anzuführen, deren Schriften längſt nicht mehr vorhanden waren. Dies mochte zu ihrer Zeit gelehrt laſſen. Aber dafür koſtet es nunmehr für manchen armen Gelehrten Kopfbrechen, wo er den Pherecydes, Philoſtephanias, Polemon u. ſ. w. auftreiben ſoll. Die Sache iſt mit drey Worten dieſe: jene Nahmen ſind im Athenäus, oder in einem Scholiaſten oder Gloſſarium angeführt. Dieſer Spur darf man nur nachgehen.

Gegen den andern Fehler des alten Hederichs, daß der Fabel der Alten ein unächter und unedler, unrichtiger, oft unwürdiger Geſichtspunkt geliehen wird, hat ſich der Herr Herausgeber mit mehr Nachſicht bewieſen, als wir wünſchten: Zwar hatte er den Grund vor ſich, den er faſt in ähnlicher Betrachtung in der Vorrede anführt, daß er ſonſt das ganze Werk hätte umſchmelzen müſſen. Allein ausſtreichen konnte er doch, inſonderheit alle die ungereimten Deutungen, eigentlichen Hiſtorien, und die Etymologien, wenigſtens

ſtens ſo viel derer nicht in Alten ſelbſt vorkommen. Es iſt unmöglich die Fabel der darauf zu verwendenden Zeit werth zu achten; wenn ſie mehr nicht iſt als ein Wuſt von ſolchen, zum Theil ſo ungereimten, Mährchen, die der eine ſo, der andere anders erzählt hat; ohne allen Schmuck der Poeſie, und wohl gar im Tone der Erzählungen beym Spinnrocken, vorgetragen; bey denen man ſich weiter nichts zu denken weis, als daß man etwa die fromme Ausrufung beyfügt: die armen blinden Heyden, die ſolchen Unſinn haben glauben können! Denn ſo ſtellt man ſich gemeiniglich die Sache vor: als wenn die Fabel das Evangelium der Griechen und Römer geweſen wäre, an das ſie ſteif und feſt glaubten. In einem Wörterbuche, deucht es uns doch, dürfte es leichter werden, als in einem ſyſtematiſchen Vortrage, ſowol jeder Fabel ihre eigne Würdigung zu geben, als auch die Quelle und Entſtehung der Fabel anzuzeigen. Wir wollen uns hierüber deutlicher erklären:

Nichts ungereimteres ließ ſich wohl nicht denken, als die alte Fabellehre aus einer einzigen Quelle abzuleiten, und ſie wohl gar als eine Verfälſchung der Offenbarung anzuſehen. Wie der geſunde Menſchenverſtand ſich ſo weit hat verliehren können, iſt doch faſt unbegreiflich. Wer die Fabel des Alterthums recht faſſen will, muß ihre verſchiedne Epochen abſondern, und ſich in jede dieſer Zeiten, inſonderheit in das frühe Alterthum, ſeine Fähigkeit, Vorſtellungsart, Bedürfniſſe, Hülfsmittel ſ. w., verſetzen. Vor allem übrigen muß er die alte Dichterſprache und die alte Geſchichte Griechenlands inne haben: ſo wird es ihm leicht werden, daß vor allen Dingen bey dem Vortrag ſowol, als bey der Erläuterung der Mythologie die eigentliche Geſchichte des alten Griechenlandes (nicht jene von einigen geträumte, als die von dem

dem Reiche der Titanen ſ. w.) ſondern die wahre älteſte Geſchichte, zum Grunde von allem gelegt werden muß. Tauſend Ungereimtheiten fallen weg, wenn man den erſten Zuſtand der Nation, ihren Fortgang der Cultur, ihre Entſtehung und ihren Wachsthum kennt. Nach Abſonderung der Fabel der verſchiednen Völker, und inſonderheit auch Italiens (das eben ſowol ſeine einheimiſche Fabel hatte) und Griechenlands, wenn man nun bey der leztern ſtehen bleibet, ſo erhellt bey etwas genauer Erwägung gar leicht, daß bey weitem der größere Theil, und ſo zu ſagen der Stamm von der Fabel, inſonderheit die Heldengeſchichte, alte Ueberlieferung, theils von den Pelaßgern, theils von den Stammvätern der verſchiedenen helleniſchen Stämme iſt, die in der alten bildlichen Sprache auf die Nachwelt gebracht war. Es iſt alſo Geſchichte, wahre Geſchichte, eingehüllt, wie alle Geſchichte der alten Welt, auch wo man es nicht gern dafür erkennen will, in die Bildersprache. Wieviel eigentlich daran wahr iſt, läßt ſich zuweilen ziemlich beſtimmt ſagen, aber in vielen Fällen nicht einmal rathen. Man kann indeſſen die Fabeln ſehr leicht in die urſprüngliche helleniſche Geſchlechtsfabel, und in die nachherige Fabel des Aeoliſchen, des Doriſchen Stamms, der Heracliden ſ. w. theilen. Die Pelaſgiſchen, Arcadiſchen, Argiviſchen Fabeln haben ihr eigenes Gepräge. Hiezu kamen die vielen beſondern einheimiſchen Ueberlieferungen von Boeotien, Attica, Corinth u. ſ. w. von denen Pauſanias noch ſo viele bey jeder Landſchaft und Stadt aufgezeichnet hat, mit den Ueberlieferungen der Prieſter, der Orakel, und gewiſſer Wahrſagerfamilien. Dann die ausländiſche Fabel, welche theils durch fremde nach Griechenland gebrachte Pflanzſtädte und ihre Stifter, den Cadmus aus Phönicien, den Cecrops aus Sais

in Aegypten, den Pelops aus Phrygien ſ. w. theils durch einzelne Helden verbreitet worden iſt, die nach Griechenland kamen, oder durch Erzehlung, Geſchichte und Dichter den Griechen bekannt wurden: als Dardanus und ſein Geſchlecht.

Ein Grundſatz von dieſer Art, der noch vieler Vollkommenheit fähig iſt, giebt den Aufſchluß von einer Menge Fabeln, und zugleich ſowol die Claßificirung, als den großen Werth derſelben. Aber der einzige iſt er bey weitem nicht, denn erſtlich iſt in die Fabellehre mit gezogen die eigene Religion der Pelaßger und der Hellenen, einiges aus der Religion der Aegyptier, der Phönicier, der Phrygier, der Thracier; dann die alte in Bilderſprache vorgetragne Naturlehre; oder Theogonie und Coſmogonie; weiter die Teletä des Orpheus und die daher geleiteteten Eleuſiniſchen und andre Myſterien, nebſt den Samothraciſchen, den Dionyſiſchen und andern Myſterien; nicht zu vergeſſen, die aus Aſien und Aegypten entlehnten Sternenbilder, einige Nachrichten der Reiſenden und Schiffahrenden von Libanon, dem äuſſerſten Spanien, den nördlichen Ländern. Wie leicht iſt das alles beym Vortrage der Mythologie mit zwey, drey Worten, zu unterſcheiden.

Nun folgt endlich ein Hauptquell der Fabel, da die alte Ueberlieferung anfieng blos poetiſcher Stoff zu werden, den der Dichter willkührlich behandelte, in neue Verbindung mit andern brachte, und wenn mehrere bereits eben die Fabel, die er unter Händen hatte, erzählt hatten, z. E. den Zug der Argonauten, Hercules Thaten, die Abentheuer vor Troja, durch eine neue Wendung, Ründung, Auswahl von einzelnen Umſtänden, Erweiterung derſelben, oder Hinzudichtung von neuen, umbildete und neuſchuf. Nun erſt ward die Mythologie ein Land dichteriſcher Ideen;

und

und die verſchiedene Ausbildung derſelben iſt (ob zwar nicht allein und überall) der Grund von dem was tauſendmal im Hederich vorkommt: Andre wollen, daß ſ. w. Andere erzählen es ſo: das heißt, Einerley Sujet, von mehrern behandelt, iſt unter der und jener Wendung und Aenderung vorgetragen worden; und hier in dieſer ſo mannichfaltigen Behandlung einer Fabel äuſſert ſich die Erfindungskraft der Dichter am meiſten. Wie wenig wird ſie gleichwohl gemeiniglich erkannt!

Wie ſich die Dichter auch hierinnen erſchöpft haben, ſo fiengen ſie an ſelbſt Fabeln als Fabeln zu erdenken, aber in einem Zeitalter, in einer Sprache, unter Menſchen, welche ſchon ganz den urſprünglichen Sinn der alten Fabel verlohren hatten, ganz von dem Geiſte der Heldenzeit abgekommen waren; wo alſo eine Fabel weiter nichts als ein Märchen zum Vergnügen erdacht war, ohne die Täuſchung der Fabeln in der alten Welt, ohne Sinn, ohne Geiſt: Hier und da noch vielleicht eine Anſpielung auf andre bekannte Fabeln; eine glückliche Aehnlichkeit, die damals noch eine Art von Verdienſt war. (von allem giebt es bereits im Pindar häufige Spuren.) Nun fieng die Fabel an durch das Einförmige zu ermüden: nun die vielen nachäffenden Verwandlungen von Mägdchen in Blumen, in Quellen ꝛc. Die Verſetzungen unter die Geſtirne; Die Vergötterungen von Helden; von Erfindern, von Erbauern der Städte oder Pflanzſtädte; Die Liebesgeſchichten der Götter mit den Sterblichen ſ. w.

Immer hatte die Fabel noch etwas Erträgliches an ſich, ſo lange ſie im Gebiete der Muſen blieb. Aber nun berührte ſie die kalte Hand des Grammatikers, welcher aus mehrern Dichtern die Fabel auszog; nun ſchrumpfte ſie in elende Gerippe zuſammen, unſchein-

bar und oft unkenntlich; denn epische und dramatische Fabeln warf er in einander zugleich mit den alten historischen und religiösen. Ganz aber tödtete sie der Stoicker und mit ihm so viele andre, welche die alte Fabel deuten wollten, und den Geist der alten Welt und der alten Sprache auch nicht einmal ahndeten. Noch kamen mit der Zeit die veränderten und mit ausländischen Begriffen und Gebräuchen vermischten Religionssysteme dazu, und wieder neue Bemühungen, das Ungereimte derselben scheinbar zu machen. Kirchenväter, welche den heydnischen Aberglauben mit Unverstand und seichten Witz angreifen, und unwissende Philosophen, welche so wenig verstanden, worauf es bey Beantwortung jener ankam; Aegyptischer, Jüdischer, Christlicher Aberglauben, so viele neue Mysterien, neue Träumereyen — und alles dies mischt und wirft man in unsern Mythologien durch einander.

Bey einer so gänzlichen Verschiedenheit der Fabeln, wie konnte es dem Gelehrten einfallen, alle Fabeln erklären, und für alle einerley Maaßstab, einen Letzten ausfinden zu wollen? Hinter tausend Fabeln kann nichts stecken: es sind bloße Dichterideen: andre aber sind Hüllen von alten historischen oder philosophischen Sätzen.

Bey jeder Fabel sollte, deucht uns, sorgfältig angeführt werden, ob sie beym Homer, oder beym Hesiod, oder Pindar, vorkömmt, oder bey welchem Dichter sie sich zuerst findet. Die Fabeln des Theaters müssen von jenen epischen ganz abgesondert werden, beyde von den aus der Theogonie und Cosmogonie geleiteten, und von allen wiederum die alte historische, philosophische Fabel s. w. Tiefer auf den Grund zu gehen, würde in einigen Fällen erst das Werk einer gelehrten Forschung seyn: z. E. wie die Ge-

Geſchichte des Hercules nach und nach ſich gebildet haben mag. Da der Hercules zu Theben Stifter des Geſchlechts war, das mit der Zeit in verſchiednen Zweigen den Peloponnes beherrſchte, ſo iſt ſeine Geſchichte in mehreren Epopöen vom Piſander, Panyaſis, Steſichorus u. a. behandelt worden. Dann kam ſie ſo häufig auf das Theater, und vorher waren ſchon zu und vor Homers Zeiten, wie ſehr deutlich aus mehrern Stellen der Iliade erhellt, Gedichte vorhanden, in welchen des Hercules Thaten beſungen waren. Noch nehme man die vielen Stellen in lyriſchen Gedichten, wo des Hercules Erwähnung geſchehen mußte, als bey den Olympiſchen Sängern ſ. w. Aus allem dem wird doch wohl ein Fortgang in der Fabel des Hercules von den ältern Zeiten bis auf die ſpätern ſichtbar. Und nun füge man noch dazu, daß nachher einige mit dem Thebaniſchen Hercules einen ägyptiſchen verknüpft oder vermiſcht haben ſ. w.

Bisher iſt gleichwol noch nichts von der Fabel der Künſtler gedacht worden. Im frühen Alterthum nahm der Künſtler die ſymboliſche Fabel, welche reden ſollte, an, wie ſie war, und ſtellte die Figuren vor, wie es der unvollkommene aber bildervolle Ausdruck an die Hand gab. Bald lehrte ihn die Natur der Maſſe, in der er arbeitete, die Grenze der bildenden Kunſt, und endlich ein aufſteigend Gefühl, daß nicht alle Gegenſtände, nicht alle Sujets, nicht alle unter den angenommenen Umſtänden ſich vorſtellen lieſſen. Auf dem Kaſten des Cypſelus, auf dem Thrône des Amyclâus wird die Fortſchreitung der werdenden Kunſt ſchon ſichtbar. Ganz deutlich wird ſie in den folgenden Zeiten, da der gereinigte und endlich verfeinerte Geſchmack, aus der Fabel nur ſolche Gegenſtände beybehielt, welche gefallen konnten, ſie ausbildete, verſchönerte, und endlich eine eigene Fabel

der Künstler erzeugte, welche freylich ungleich eingeschränkter seyn mußte, als jene gemeine Dichterfabel.

Aber auch diese Künstlerfabel erlitt viele Veränderungen und Erweiterungen. Wir können zwar unsrer Absicht nur blos die Hauptlinien andeuten; aus dessen kann man sich leicht denken, daß nicht nur Eigensinn der Künstler, eine ausschweifende Einbildungskraft, oder auch gottesdienstliche Vorstellung, sondern auch die Unwissenheit und Ungeschicklichkeit mancher Künstlers oder dessen, der den Künstler arbeiten ließ (der größere Theil aber der alten Werke, die sich erhalten haben, sind Privatarbeiten) viele Abweichungen von dem Ueblichen und Hergebrachten in der Fabel veranlaßt haben muß.

Dies führt uns auf den Vorzug, welchen der Herr Prof. seinem umgearbeiteten Hedrich gegeben hat: es sind von ihm aus verschiedenen antiquarischen und Kunstwerken, insonderheit aus Montfaucon, Lippert und den Gemählden zu Herculanum, wenig aus Münzbüchern, die Vorstellungsarten und Bildungen der Götter und einiger Helden eingeschaltet worden. Allerdings verdient dieses Dank, da es das eine Stück von einer Mythologie für die Künstler ausmacht, ein Werk, das uns so gar sehr noch abgeht. Wir sagen mit Fleiß, das eine Stück: dann zu denken, daß mit Beybringung der Bildungen der Götter die ganze Sache geschehen und nun für den Künstler völlig gesorget sey, wäre übereilt. Daß die Mythologie dem Künstler aufgeschlossen und für seine Bedürfnisse erläutert werde, gehört ein Werk, worinn mit Absonderung alles gelehrten Krams, noch vielmehr aller Deutung und Erklärung, blos jede Fabel richtig und zuverläßig erzählt wird, umständlich genug und deutlich, mit Rücksicht auf alles, was ein Künstler nutzen kann, auch mit Beyfügung oder Zurückweisung

auf

auf Hauptſtellen in den klaßiſchen Schriftſtellern und auf den Montfaucon und andre Werke, wo die Fabel bereits von Künſtlern vorgeſtellt iſt. Nur würde hiebey einige Beurtheilung erforderlich ſeyn, daß die gewöhnlichen klaßiſchen Vorſtellungsarten nicht vermiſcht und vermenget würden mit den beſondern, ſeltenen, eigenen Ideen eines einzelnen Künſtlers, eines Tempels, einer Stadt ſ. w. ja gar mit den beſondern Ideen eines Dichters, eines Fabeldeuters, Philoſophen ſ. w. Bey jeder Fabel darf nur angegeben werden, ob ſie häufig oder einzeln vorkomme, ob auf einem erhobnen Werke, geſchnittnen Steine, oder auf Münzen: oder ob wir die Vorſtellung nur im Pauſanias, und an welchem Orte, etwa in einer beſondern Landſchaft oder Stadt, angeführt finden; oder ob ſie gar nur in Dichtern, oder bey Grammatickern und Fabelſammlern vorkömmt, deren Grillen man vielleicht für mahleriſche Ideen annimmt. Wir wollen durch einen Artickel in dem neuen Hederichiſchen Lexicon, z. E. Apoll, unſre Gedanken erläutern: Gleich anfangs wird S. 339. geſagt: Apoll werde bald als ein Knabe, bald als ein Jüngling ohne Bart, doch auch manchmal mit einem Barte vorgeſtellt: was weis nun der Künſtler? Es ſollte die gewöhnliche klaßiſche Vorſtellung vorleuchtend angezeigt werden, daß er als die ſchönſte jugendliche männliche Figur vorgeſtellt werde. Unter den beſondern Arten der Vorſtellung war hernach dies mit anzuführen: als Sauroktonos kömmt er als Knabe, bey den Etruſcern mit Barte, vor. Das was folgt: Der auf dem Kopfe einen goldnen Dreyfuß trägt ꝛc. iſt ungereimt, und aus dem Albricus entlehnt, deſſen elendes Werkchen de Deor. imaginibus leyder bey allen den Artickeln von der Bildung der Götter zum Grunde gelegt iſt. Dagegen kömmt in dem folgenden verſchiedenes Gutes und

Brauchbares vor. Ueberhaupt dürfte nur beygebracht werden, was die gewöhnlichen Handlungen und die verſchiednen Attributen und die verſchiedne Arten des Ausdrucks ſagen, welche vorkommen und wo ſie vorkommen. Wenn jemand in dieſer Abſicht nächſt den bereits hier gebrauchten Werken noch andre Sammlungen alter Kunſtwerke, inſonderheit erhobne Werke, vornemlich aber noch die Münzbücher (auch um die allegoriſchen und ſymboliſchen Vorſtellungsarten daraus zu ſammlen) durchgieng, und dabey fleißig den Pauſanias, Plinius und andre alte Schriftſteller auszöge, dabey aber überall mit einiger kritiſchen Beurtheilung das weſentliche vom zufälligen, das dem Künſtler brauchbare von dem blos zur Gelehrſamkeit des Alterthums nöthigen, abſonderte: ſo dürfte d in einem kleinen Werkchen für die Bedürfniß Künſtlers mehr leiſten, als bisher durch unſre gel ten Kunſtſtreitigkeiten bewirket worden iſt.

Ein zweytes, wie uns deucht, abzuſonderni aber dem Künſtler eben ſo wichtiges Hauptſtück, eine Alterthumslehre für den Künſtler ſeyn, von der eine Theil die gottesdienſtlichen Gebräuche, F Muſterien, dann auch Prieſter, Spiele, Wahrſ Orakel ſ. f. begreift, welche wir nicht gern in die thologie gemiſcht ſehen würden.

P.

VII.

Reiſen von London nach Genua durch England, Portugall, Spanien und Frankreich von Joſeph Baretti. Aus dem Engliſchen. E ſter Theil. Leipzig, Fritſch, 1772. 480 Seiten. Zweyter Theil, 402 Seiten in 8.

Herr

Herr Baretti iſt, un agradable halbador, mit welchem ich die Welt durchreiſen möchte. Einige Auswüchſe des Styls, kleine Hiſtörchens die allen Reiſenden wiederfahren, einige Alltagsbetrachtungen weniger, ein wenig mehr Gewiſſenhaftigkeit in der hiſtoriſchen Erzehlung — und Hr. Baretti iſt ein vollkommen guter Reiſebeſchreiber. Er wollte ſeinen Freunden täglich etwas aufſchreiben; gut, da ſoll man aber nicht den ganzen unveränderten Aufſatz dem ekeln Publikum ſo geradezu vorlegen; nicht vor dem Publikum das Eſſen (S. 66.) vertheydigen, nicht dem Publikum (S. 73.) erzählen, daß Portugalls Gold nicht im Lande gewonnen, ſondern aus beyden Indien dahin gebracht wird, nicht den Lux in Kleidern ſo elend wie S. 9. verfechten: „Die Kleidung macht einen Unterſchied zwiſchen den vernünftigen und unvernünftigen Geſchöpfen und alles was „uns nur den geringſten Unterſcheid zwiſchen beyden „zeigt, iſt nach meiner Einſicht nicht aus der Acht zu „laſſen.„ Auch dürften nicht alle Leſer damit zufrieden ſeyn, was I. 12. ſteht: „Reiſende müſſen die Sachen vergrößern, damit ſie die Aufmerkſamkeit des Leſers unterhalten.„ Beobachtet hat es unſer Hr. Verf. vollkommen; denn darum wird ihm in Cabeza ein Vogel vorgeſetzt, hart wie der Schwanz eines alten Alligators; darum iſt ſein Bette in Mafra faſt ſo groß als Amerika und hin und wieder von wilden Nationen bewohnt, ſchwarz und ſchnell wie die Indianer; darum giebt es (II. 40.) in England ſo viele Kritiker, als Auſtern und Muſcheln; die ſtrenge Sentenz über die Profeſſoren und Studenten von Cervera (II. 275.) rührt wohl auch daher: ſie werden ſamt und ſonders den Galeeren zuerkannt, ihre hottentottenmäßige Sitten zu beſſern. (Daß Hr. B. ja nicht auf gewiſſen deutſchen Univerſitäten Rektor werde.)

Brauchbares vor. Ueberhaupt dürfte nur beygebracht werden, was die gewöhnlichen Handlungen und die verschiednen Attributen und die verschiedne Arten des Ausdrucks sagen, welche vorkommen und wo sie vorkommen. Wenn jemand in dieser Absicht nächst den bereits hier gebrauchten Werken noch andre Sammlungen alter Kunstwerke, insonderheit erhobne Werke, vornemlich aber noch die Münzbücher (auch um die allegorischen und symbolischen Vorstellungsarten daraus zu sammlen) durchgieng, und dabey fleißig den Pausanias, Plinius und andre alte Schriftsteller aus zöge, dabey aber überall mit einiger kritischen Beurtheilung das wesentliche vom zufälligen, das dem Künstler brauchbare von dem blos zur Gelehrsamkeit des Alterthums nöthigen, absonderte: so dürfte dieser in einem kleinen Werkchen für die Bedürfniß des Künstlers mehr leisten, als bisher durch unsre gelehrten Kunststreitigkeiten bewirket worden ist.

Ein zweytes, wie uns deucht, abzusonderndes aber dem Künstler eben so wichtiges Hauptstück, würde eine Alterthumslehre für den Künstler seyn, von der der eine Theil die gottesdienstlichen Gebräuche, Feste, Misterien, dann auch Priester, Spiele, Wahrsager, Orakel s. f. begreift, welche wir nicht gern in die Mythologie gemischt sehen würden.

P.

VII.

Reisen von London nach Genua durch England, Portugall, Spanien und Frankreich von Joseph Baretti. Aus dem Englischen. Erster Theil. Leipzig, Fritsch, 1772. 480 Seiten. Zweyter Theil, 402 Seiten in 8.

Herr

Herr Baretti iſt, un agradable halbador, mit welchem ich die Welt durchreiſen möchte. Einige Auswüchſe des Styls, kleine Hiſtörchens die allen Reiſenden wiederfahren, einige Alltagsbetrachtungen weniger, ein wenig mehr Gewiſſenhaftigkeit in der hiſtoriſchen Erzehlung — und Hr. Baretti iſt ein vollkommen guter Reiſebeſchreiber. Er wollte ſeinen Freunden täglich etwas aufſchreiben; gut, da ſoll man aber nicht den ganzen unveränderten Aufſatz dem ekeln Publikum ſo geradezu vorlegen; nicht vor dem Publikum das Eſſen (S. 66.) vertheydigen, nicht dem Publikum (S. 73.) erzählen, daß Portugalls Gold nicht im Lande gewonnen, ſondern aus beyden Indien dahin gebracht wird, nicht den Lux in Kleidern ſo elend wie S. 9. verfechten: „Die Kleidung macht einen Unterſchied zwiſchen den vernünftigen und unvernünftigen Geſchöpfen und alles was „uns nur den geringſten Unterſcheid zwiſchen beyden „zeigt, iſt nach meiner Einſicht nicht aus der Acht zu „laſſen.„ Auch dürften nicht alle Leſer damit zufrieden ſeyn, was I. 12. ſteht: „Reiſende müſſen die Sachen vergrößern, damit ſie die Aufmerkſamkeit des Leſers unterhalten.„ Beobachtet hat es unſer Hr. Verf. vollkommen; denn darum wird ihm in Cabeza ein Vogel vorgeſetzt, hart wie der Schwanz eines alten Alligators; darum iſt ſein Bette in Mafra faſt ſo groß als Amerika und hin und wieder von wilden Nationen bewohnt, ſchwarz und ſchnell wie die Indianer; darum giebt es (II. 40.) in England ſo viele Kritiker, als Auſtern und Muſcheln; die ſtrenge Sentenz über die Profeſſoren und Studenten von Cervera (II. 275.) rührt wohl auch daher: ſie werden ſamt und ſonders den Galeeren zuerkannt, ihre hottentottenmäßige Sitten zu beſſern. (Daß Hr. B. ja nicht auf gewiſſen deutſchen Univerſitäten Rektor werde.)

Ich rüge dieses alles und bin meinem Hrn. Verf. gleichwohl von Herzen gut. Seine schöne Denkungsart, seine Wahrheitsliebe bey wichtigern Stellen, seine neuen, feinen Beobachtungen, seine Unverdrossenheit verdienen wohl mehr, als Nachsicht; verdienen Lob, Beyfall, Freundschaft.

Wir messen die Sterne, wir disputiren über die Sternenbewohner, und kennen unsere Welt und unsere Mitbürger noch nicht. Bis dahin sind zu wenige Philosophen und diese wenigen sind zu weit gereist. Von Portugall und Spanien wußten wir bis dahin beynahe lauter Fabeln und nun erzählt uns Hr. B., wie es von Lisboa bis Badajoz, von da bis Merida, von Merida bis Toledo, Madrid, Alcala, Zaragoza, Barcelona und an die Pyrenäen aussehe. Schön alles, auch schön was Clarke, Pluer und einige Franzosen davon gesagt haben; Aber bey allem dem ist Spanien noch nicht erschöpft. Ein Mann sollte sich jeder weitläuftigen Provinz oder jedem Königreiche widmen, alle dessen Winkel, alle vier Seiten durchforschen, Geist, Gebräuche, Litteratur, Verfassung, Gesetze, Naturmerkwürdigkeiten, alles das mit aufmerksamen Blicke schauen, und dann, dann erst uns eine vollständige Beschreibung dieser Provinz geben, eine bessere als der Einwohner selbst von gewohnten und partheyisch machenden Gegenständen geben kann, eine, welche die übrigen Beschreibungen uns alle ersparte, ein Aagregat zu einer Weltbeschreibung, die nach hundert Jahren, wenn alle Welt von Ansons, Bougainville's, Pokoken, Shaw'n, Volkmanns, Baretti, von philosophischen Pilgrimen nach Rousseau's Ideal durchwandert wäre, uns erst zu wahren Kosmopoliten machen, unserer Geschichte, Politik, Psychologie, Litteratur, allen unsern Kenntnissen ein neues, unerwartetes Licht aufstecken, in unserer

gan-

ganzen Gelehrſamkeit wichtige Reformen bewirken könnte. Ich werde nicht ungeduldig, nein, ich ergrimme patriotiſch, wenn ich Männer von Geiſt und Einſichten über vergeſſenen Regierungen alter Monarchen, unnützen Genealogien, grundloſen ſcholaſtiſchen Raiſonnements und anderen Kleinigkeiten, Zeit, Geſundheit und Geiſt verſchwenden ſehe, da — man halte es immer für Grobheit, daß ich unſerm Zeitalter die Wahrheit freymüthig ſage — noch ſo entſetzlich viel ödes Land auf dem Helicon, ſolche weite grauſenvolle Wüſten in der Litteratur übrig ſind und wir noch ſo wenig wiſſen, ſo ſehr viel, ja meine Zeitgenoſſen! ſo ſehr viel noch zu lernen haben.

Diesmal wollen wir nützen, was wir haben, und wer Spanien will kennen lernen, der leſe Hrn. Baretti, den braven Mann, der ſolche Trupp Irrthümer verſcheucht. Ich ſchränke mich auf einige Beobachtungen ein, ohne allemal die wichtigſten zu wählen.

Th. I. S. 13. 361. Der berühmte P. Norbert kam ohne Geld, ohne Empfehlungsſchreiben, ohne Kenntniß der Sprache nach England, Proſelyten zu werben. Er wurde ſelbſt proteſtantiſch und ein Tapetenfabricante. Es wäre gut gegangen, allein der Mann verthat ſeine 10000. Pfund Sterling und lief davon, kam nach Portugall, veränderte ſeinen Namen und ſchrieb um Geld gegen die Jeſuiten. S. 42. Sollte der Pabſt die Faſten abſchaffen, ſo würden die Büzger von Falmouth ihre Makreken nicht mehr verkaufen. Warlich, eine wichtige Bedenklichkeit für die Faſten! Die Anmerkungen über den engliſchen Pöbel S. 45-49. ſind artig und allgemein brauchbar. Bey ihm beſteht das menſchliche Geſchlecht aus zwey Nationen, aus Engländern und aus Franzoſen (ſo beſtand es bey den guten Alten aus Griechen und Barbaren, bey den Juden aus Volk Gottes und Gojim,

bey

bey unſern geiſtvollen Nachbaren an der Sayne aus Franzoſen und Etranger, welches faſt ſo viel als Βαρβαρος ſagen will.) S. 78. „Mittel die Pronunciation fremder Sprachen zu erleichtern. Man gewöhne die Knaben an mehrere Dialekte„, ganz anderſt, als manche unſerer fein ſeyn wollenden Landesleute, die durchaus verbieten Plattdeutſch, oder den Provinzialdialekt mit den Kindern zu ſprechen. Hr. B. hat Vernunft und Erfahrung auf ſeiner Seite. S. 93. 102. ſteht zur Schande der Portugaleſen die Beſchreibung ihrer Stiergefechte. Der XXſte Brief ſchildert die traurigen Ruinen von Lisboa, deſſen meiſte Straſſen noch im Schutte lagen, da die Regierung Volk und Geld an ein bewunderungswürdiges Arſenal verſchwendete. Die portugieſiſchen Gelehrten laſſen Bücher drucken en Lisboa Occidental; es hatte den Pedanten jemand geſagt, daß vor anderthalb tauſend Jahren Olyßipo an der Oſtſeite des Tajo gelegen hätte. So ließ der Canzler Ludewig einige Bücher in Windiſch-Hall drucken. Ueberall und immer wohnt in den Studierzimmern der dickgelehrten Antiquarier — Pedantiſmus, der uns die Schriften der mittlern Zeit manchmal vollends unverſtändlich macht. „Der „Reim, meynt Hr. B., kömmt nicht von den Mönchen, er kömmt von der Natur. Er iſt bey den „Verſen aller alten und neuen Völker weſentlich, und „die ungereimten Verſe ſind eine unnatürliche, neuere „Poeſie.„ Ich beſcheide mich in aller Demuth, eine Menge unſerer Theorien weder geleſen zu haben, noch zu verſtehen. Nach der kurzen Theorie aber, die ich den Meiſtern der Kunſt abgemerkt zu haben glaube, ſcheinen mir die Reime nichts weniger als weſentlich, ſcheinen ſie mir vielmehr ein kindiſches Geklingel, an welches unſer Ohr ſich nun einmal gewöhnt hat, das aber wie die ängſtliche Proſodie dem Schwunge, den

Ge-

Gedanken, der Begeiſterung hinderlich iſt, dem ſich erhebenden Geiſte die Flügel beſchneidet und von den Fürſten der Dichtkunſt heutiges Tages mit Rechte theils abgeſchaft, theils verachtet wird. Es iſt nicht einmal zur Anmuth der tändelnden Lieder unentbehrlich; denn Anacreon, Catull, Tibull, ſelbſt in einigen reimfreyen Stücken Jacobi gefallen ohne dieſe Kinderey. S. 134. Der Charakter des Herzogs von Aveiro war Stolz der Ignoranz. Nonne Lady-Hill (S. 150.) erbte in Irrland ein groſſes Gut, welches ihr der Patriarch in weltlichen Kleidern zu holen erlaubte. Und Lady Hill kam wieder, und ſeither iſt ihr ganzes Kloſter vergnügt, die Nonnen machten ſie zur Abbeßinn. Dieſe Nonnen und die italiäniſchen Capuciner in Lisboa ſöhnen die Leſer mit den Klöſtern aus. Man hätte ſie lieber reformirt, anſtatt daß man ſie abſchafte. Ein vernünftiges Kloſter würde einem Landesherren ſo viel Ehre machen und der Litteratur könnt es nützlicher werden, als die Stiftung einer überflüßigen Univerſität, oder einer mükenſeigeriſchen Akademie der Wiſſenſchaften. Nur müßte, mit Erlaubniß, das Modell nicht von den gezwungenen, ſclaviſchen Einrichtungen einiger bekannten deutſchen Erziehungsanſtalten genommen werden, auch müßte es beſonders für fleißige Sammler oder Gelehrte, deren Wiſſenſchaften ſo viele Weltkenntniß nicht heiſchen, für Patriſtiker wie zu S. Maur u. d. g. beſtimmt werden. Die Idee des Grafen Lodagais, von welcher ein andermal, iſt ſehr gut. S. 167. Cabo de Rora, heißt wohl Rocca, ſo wie S. 402. Ludewig der neunte, nicht der XI., bey Gelegenheit der Kreuzzüge gemeynt ſeyn wird. S. 176. „Faſt eine Million Cruſados verſchwendete Johann. V. an eine finſtere Kirche und an ein betäubendes Glockenſpiel, und 200000de werden noch jährlich auf

300

300 Müßiggänger in Mafra verwandt.„ Das hat Rex Fidelissimus gethan! S. 180. Bald jedes Haus hat ſeinen Geſchichtſchreiber. Der h. Anton allein iſt in mehr dann hundert Bänden allemal verſchieden beſchrieben (gedichtet). S. 182. „Sollte ſich Gottes „Wort in einer geometriſchen Figur zeigen, predigte „der Portugaleſe Vieira, ſo würd es die Figur eines „Zirkels wählen und weder Dreyeck noch Quadrat, „noch Fünfeck, noch Zwölfeck, oder ſonſt eine be„kannte geometriſche Figur.„ Und dieſer Mann iſt der Chryſoſtomus und Mosheim des Landes, den man lieſt und ſtudiert. Und wer dieſem geometriſchen Evangelium nicht glauben will, iſt ein Ketzer und wird verbrannt. Zu laut dürfen wir nicht lachen. Man leſe Eachard von den Urſachen der Verachtung der Geiſtlichkeit, Forſters expediten Prediger, die Wundentheologen, ſelbſt manche noch lebende. Menſchlicher Verſtand! wie ſchändet man dich auf den Kanzeln! S. 197. 204. „Der Geiſt der Geſellſchaft Jeſu iſt nicht ſowol Mord, als Raub.„ Es kann ſeyn, ich glaube es ſelbſt, wenn man aber zum Raub ohne Mord nicht gelangen kann, dann erlauben ſich die ehrwürdigen Väter in majorem Dei gloriam auch wohl Mord. Aus der Hiſtorie und ihren Schriften ſind ſie dafür bekannt. S. 207. „Alle Kaufleute und Handwerker in Lisboa ſind Auswärtige. Noch hat kein Menſch an einen Grundriß der Stadt gedacht. Welche Menge, rief ein Reiſender, welche Menge von Prieſtern, Pfaffen und Mauleſeln!„ Die meiſten dürften unter Ein Genus gehören. S. 213. So ſehr wie Hrn. B. befremdet uns der Vortrag der Hiſtorie auf der königlichen Schule zu Lisboa nicht. Er iſt à la Hübner, Zopf, Eßig, Holberg, Freyer, Offerhaus ꝛc. ꝛc. S. 258. Portugall hat ſchlechte Generale und unerfahrne Officiers, aber alle Mühe gy-

ben

ben ſie ſich doch, martialiſch auszuſehen. S. 266. f. Der Fandango und Seguedilla werden angenehm beſchrieben. Martial ſpottet mit kleinſtädtiſchem Stolze — auch in Rom, Berlin und London giebt es kleinſtädtiſche Seelen, Halbköpfe, die Menge — und gezwungenem Witze dieſer munteren, regelloſen Tänze. Bey meiner Recenſentenehre! Die Syſtemſucht verſchuſtert uns ſogar noch das Tanzen. S. 296. Das Erſtaunen der Einwohner von Talaverola bey Erblickung einer Uhr iſt lehrreich. Talaverolaniſche Augen ſehen im Mittelalter Hexereyen, wo bloße Mathematick und Naturkunde war; talaverolaniſche Geiſter erſchrecken vor manchem neuen oder erneuerten Grundſatze, manchem ſogenannten ketzeriſchen, ſeelengefährlichen Buche. Wer nachdenken kann, wird intereſſante Beyſpiele und Folgen ſich hier beyſchreiben. S. 325. hält ſich Hr. B. mit Recht über unſere Modehiſtoriker auf, die die Hauptkapitel, die dunkelſten, aber oft intereſſanteſten Theile der Geſchichte verſäumen und ſich nicht ſchämen, von Univerſalhiſtorien zu reden. Ehe dieſe Geſchichtverderber derb auf die Finger geklöpft werden, bleibt unſere Hiſtorie von Ewigkeit zu Ewigkeit dieſelbige, wie zu den Zeiten unſerer Väter, welche nachſchrieben den Großvätern, die Kopiſten waren von unſern lieben Ahnen. Patriotiſch muntert Hr. B. die Geſchichtforſcher auf, aus Ruinen, Innſchriften und ſpaniſchen Bibliotheken Annalen der ſo cultivirten und ſo mächtigen arabiſchen Herrſchaft über Spanien zu ſchreiben. Schon Cardonne, den er wohl nicht kannte, macht uns nach dieſer Geſchichte lüſtern. S. 331. „Möchte Spanien ſeine Stärke ſtudieren?„ Man wird unwillig auf dieſe faule Nation, wenn man ihr elyſäiſches Land, die beneidungswerthe Leichtigkeit zu Glück und Macht und ihre Schwäche, ihre Unthätigkeit, ihr ſchläfriges We-

ſen,

ſen, wenn man Spanien mit Holland, der Schweiz und Rußland vergleicht. Unhinlänglich wenden ſie den Waſſermangel mancher Gegenden vor. Ueberall, über alle natürliche Schwürigkeiten ſiegt unverdroſſene Induſtrie, welche Waſſer ſelbſt in die Wüſten führt, die die Berge tränkt. Aber ſo verfiel Rom, ſo verfallen die tapferſten Völker, wenn ihrer Tapferkeit niemand mehr widerſteht. S. 338. Die Trunkenheit darf Hr. B. in unſern Zeiten geſittetern Deutſchen nicht mehr vorwerfen. Unſer verändertes Clima hat auch unſere Sitten verändert. S. 344. „Der Reiſebeſchreiber wie der Geſchichtſchreiber ſey unpartheyiſch wie der Tod!„ S. 371. „Improviſatori in Spanien und Italien, (Dichter, vielmehr Sänger aus dem Stegreife) ſingen oft wohl beſſer als unſere Theorienknechte, die Feder unter den Zähnen, den Batteux neben ſich, mechaniſch herauszukünſteln vermögen. Auch ſind ſie, mit dem Verdienſte, Laune und Munterkeit unter ihre Freunde ausgebreitet zu haben zufrieden, nicht ſo hungrig und nicht ſo unverſchämt, ihre Liederchen dem Publikum aufzudringen. Nur ihr Dorf, oder ihr kleiner Zirkel genießt die Luſt ihrer Naivitäten. S. 393. Seit hundert Jahren hat die franzöſiſche Krankheit in Spanien ſehr abgenommen. Ich breche hier die Gelegenheit vom Zaune, mediciniſche Leſer auf Hrn. Agironi merkwürdiges Buch des bons effets du reméde végétal antivénérien Paris 1772. in 12. aufmerkſam zu machen. Sind ſeine Gründe gegen den Mercur und ſeine Empfehlung des reméde végétal falſch, ſo hat er ſie gleichwol ſo einnehmend, ſo faßlich eingekleidet, daß es Pflicht wäre, das Publikum zu warnen. Hat er aber Recht, dann iſt Agironi der größten Wohlthäter des menſchlichen Geſchlechtes Einer und hemmt die Folgen eines Uebels, das künftige Generationen

entnervt und die gegenwärtige vergiftet, das wie Monteſquieu ſagte, zu gemein iſt, um eine Schande zu ſeyn. S. 404. „Mehr als Mauren, Juden und „alles habey Spanien die fremden Eroberungen ge„ſchadet,„ welches nicht neu, aber wahr iſt. S. 431. J. J. 1760. ſtand Madrid noch wie die Cloaca Maxima in Rom; nun iſts aber reinlich. S. 450. Dem Deutſchen Mengs giebt Carl III. vor allen ſeinen Künſtlern den Vorzug und der König hat von Jugend auf bey den beſten Gemählden gelebt. S. 459. 465. Es iſt falſch, daß man in Spanien ſo ernſthaft und ſo cerimoniös wäre. Von der Eiferſucht rechtfertigt ſie die Tertulia vollkommen. Die Reiſenden haben nur Eine Seite der ſpaniſchen Menſchen geſehen. Sonſt halt ichs auch für die Pflicht eines Patrioten, durch angenehmen und belehrenden Umgang mit Fremden, wenn ſeine Umſtände es nur nicht verbieten, ſeinem Vaterland Ehre zu machen und ſchiefe Beſchreibungen abzuwenden. S. 479. Voltaire, Rouſſeau, Luther und Calvin, alle viere ſind in Spanien gleich fürchterlich. Bey uns zieht man eine andere Parallele. Bey einigen ſtehen Moſes, Paulus, Abraham Calov und Neumeiſter, bey andern Voltaire, Rouſſeau und der Schwarze neben einander. Die letzten dreye werden ſodann von den Verfaſſern der Allg. deutſchen Bibl. begleitet.

Zweyter Theil. S. 2. „Eigentlich hat die Na„tur für alle Völker gleich gut geſorgt. Ihren Geiſt, „ihr Glück beſtimmen nicht angebohrne Neigungen, „ſondern Verfaſſung, Religion, Litteratur, Sitten, „Rechte.„ Gut, man ſetze das Clima hinzu und hüte ſich nur, welches hier ſehr Noth thut, vor einem gewiſſen Ding, das man Cirkul im Schlieſſen und vor einem, das man Wortkrieg nennt. Der 57. Brief liefert vortrefliche Nachrichten von der ſpani-

ſchen Litteratur und Sprache, dem Wörterbuche della Real Academia Eſpannola (1726. VI. 4.), Aldrete ſeinem, Madrid, 1674. f. und Covarruvias 1673. ff. in 2 Folianten, vom feurigen, empfindſamen Dichter Lopez de Vega, vom Calderon, von den abgeſchmackten, jetzt endlich verbothenen Autos Sacramentales und Loas. S. 31. Probe eines Entremes, ein ſehr ungereimtes, aber gleichwol drollichtes Ding. S. 44. Selbſt das heilige Officium wünſcht eine Reformation der Geiſtlichkeit. Gegen die Geſchichte del famoſo predicador Fr. Gerundio lärmten die Bettelmönche gerade wie die deutſchen Pfarrer gegen Thümmels Wilhelmine. Unſere rüſtigen Ueberſetzer möchten uns immer dies launigte, allerliebſte, ganz cervantiſche Buch bald deutſch geben, dann aber auch Noten dazu machen, und herzhaft wegſchneiden, omne quod ultra Perfectum traheretur. S. 51. „Weit und breit verſammelten ſich die Dichter von Fez an einem gewiſſen Tage beym Statthalter und laſen Verſe zum Lobe des Propheten. Der Preis war hundert Dukaten, ein reiches Kleid, ein Pferd, ein reizendes Kind.„ S. 48. 65. Schöne Nachrichten aus Caſiri ſeltener Bibliotheca Arabico-Hiſpana Coenobii Eſcurialenſis. S. 66. Ignatius Bernades pflanzt zu Madrid im botaniſchen Garten erſt einheimiſche, dann erſt ausländiſche Pflanzen. S. 77. 80. Schilderung der Annos, Eſtrechos und Santos. Donna Paula meynt nicht leicht in einem europäiſchen Orte die Männer gefälliger, die Väter zärtlicher, ſo gute Weiber, Mütter und Töchter, ſolche warme Freunde wie in Madrid zu finden. Die Reiſebeſchreiber, ſieht man, haben uns betrogen. Die ſpaniſche Nation iſt gefühlvoll und zärtlich. S. 90. 101. Vom König und ſeiner einförmigen Lebensart. S. 104. Die blinde Königinn Eliſabeth, die ſeltſame

Frau,

Frau, kömmt auch noch vor. S. 132. Der älteste Sohn eines Grande darf die einzige Erbinn eines andern Hauses nicht heyrathen. Ein weises Gesetz, die Macht der großen Familien in der Gleichheit zu erhalten, ein Gesetz das in Republiken zumal Erwägung verdiente, wo die Gleichheit mehr als in der Monarchie Grundsatz und Fundament ist. S. 133. Die spanischen Geistlichen schrecken und rühren ihre Heerden auch durch affreuse Gemählde, welche sie auf die Kanzel nehmen. Das fehlte uns noch. S. 144. Alcala ist nichts mehr, dann die hohe Schule hieng vom königlichen Schatze ab. Stifter und Mäcenaten der Universitäten, künftige Münchhausen mögen das merken und ihren Töchtern sicherere, unabhängigere Fonds verschaffen. Das Gemählde von Alcala rührt S. 207. „Die häßlichen Marien sind wunderthätig, aber Raphaels und Angelo Stücke nicht. Das macht, sie arbeiteten aus Ruhmbegierde.„ Aus eben diesem Grunde verdammte der Abt von S. Cyran den Dichter der Aeneide. Wie undankbar man gegen die Triebfedern der größten Handlungen ist! S. 234. f. 248. 254. Nachrichten vom Vaskischen und von Larramendi, welche die geringe Kenntniß, die man von dieser vermuthlich altaquitanischen Sprache (Schlözers allg. nord. Gesch.) hat, kostbar macht. S. 258. Die Vasken sind Patrioten und Helden, unbesucht von Zolleinnehmern und Accisbedienten, leben sie fast frey auf ihren Gebürgen, wie Corsen und Helvetier. S. 332. Bey Frejus wächst Wein und Oel, wo vor Zeiten drey und fünfruderige Schiffe vor Anker lagen. Man halte alle Beobachtungen zusammen und das System des Hrn. Pauw von veränderter Direktion des Meeres wird mehr als wahrscheinlich; aber was dürfte aus unserm Europa noch werden? S. 348. Ein zwanzigjähriger Bürger von S.

Remo hatte seine Tage noch keine Kutsche gesehen. So erstaunten die Schweizer 1676., da der französische Gesandte in Baden seinen Einzug in Kutschen hielt; ihre Strassen hatten dergleichen Ding von Anbeginn der Welt noch nicht getragen. Der Augenschein, Fandango, Seguedilla, Improvisatori, so viele Sänger und Tänzer, der Ton der Gesellschaften, alles beweiset die Paradoxie des Hrn. Verf. S. 352. daß im spanischen Charakter Lustigkeit, mehr Lustigkeit vielleicht als im französischen sey. Im letztern ist wohl mehr Höflichkeit, mehr Windmacherey, im Spanischen mehr Wahrheitsliebe. Mir gefallen alle diese allgemeinen Urtheile von den Charakteren der Völker, eines wie das andere. Wo ist eine Gesellschaft, von welcher man diese Züge des Nationalcharakters mit Gewißheit abstrahiren könnte. In der Geschichte zeigen sich seit einigen Jahrhunderten die Völker gar nicht mehr in ihrer Originalgestalt. Zu gleicher Zeit, in gleicher Stadt leben Sybariten und Römer, leben Catone und Alcibiaden, Horaze und Younge. S. 364. Monaco, ein sehr artiger kleiner Staat, giebt von 4. Quadratmeilen als den dreyzehnden Theil jährlich gegen 25000 Thaler. S. 428. Ein junger Spanier nöthigte Hrn. B. neben seiner Schwester im Wagen zu sitzen. „Unsere Religion, sagte er, befiehlt, daß wir den Obern Achtung erzeigen sollen, und der ist mein Oberer, der mehr weis als ich.„

Nr.

VIII.

1. Leben und Charakter Herrn Christian Adolph Klotzens, u. s. w. entworfen von Herrn

Herrn Carl Renatus Hausen. Halle im Magdeburgischen, bey Hemmerde, 1772. 8. 6 Bogen.

2. Leben, Thaten und Charakter Herrn Carl Renatus Hausen, als eine nöthige Beylage zu dem Leben des Herrn Klotz von eben diesem Verfasser mit Urkunden bestätiget, entworfen von Herrn Fuhrmann, ehemaligen Bedienten und Archivarius des Hrn. Hausen, nunmehrigen wohlgeschäftigen Zeitungsträger.

Flete meos casus — Puellae — Fabula fio.

Deutschland, gedruckt und zu haben in allen Buchläden, 1772. 8. 3½ Bogen.

3. Ueber das von dem Herrn Professor Hausen entworfene Leben des Herrn Geheimenrath Klotz. Halberstadt, bey J. H. Groß, 1772. 8. 5 Bogen.

4. Vita et memoria Viri illustris *Christiani Adolphi Klotzii*, Die ultimo Decembris Anni Seculi hujus LXXI. beate defuncti, nomine Academiae Fridericianae scripta a *Carolo Ehregott Mangelsdorfio*. Halae, sumt. et lit. Curtianis, MDCCLXXII. 8. 6 Bogen.

5. Christoph Gottfried von Murr, Denkmal zur Ehre des sel. Herrn Klotz. Nebst einigen Briefen. Herrn Hofrath Kästner in Göttingen gewidmet. Frankfurt und Leipzig, 1772. 8. 7½ Bogen.

6. Briefe deutſcher Gelehrten an den Herrn Geheimenrath Klotz. Erſter Theil. Herausgegeben von J. Ch. A. von Hagen. Halle, bey Curt, 1773. 14 Bogen, 8. Zweyter Theil, 13 Bogen.

7. Ueber die Briefe des Herrn v. S. an Hrn. *Klotz*. Hiſtrionum aegra atque plena diſcrimine conditio eſt. *J. L.* Leipzig und Züllichau. 1773. 8. 2 B.

Wir haben allezeit in unſerer Bibliothek über die Schriften des Hrn. Klotz mit Unpartheylichkeit, aber auch mit der Freymüthigkeit geurtheilt. Und dieſes Geſetz wollen wir auch in der Beurtheilung der nach ſeinem Tode herausgekommenen Schriften, ſeinen Charakter und ſein litterariſches Leben betreffend, heilig beobachten. Wir nehmen ſie hier alle zuſammen, ſowol wegen der Aehnlichkeit ihres Inhalts, als auch weil wir ſie beſſer eine durch die andere beleuchten, und auf dieſem Wege leichter zu einer wahren Abſchilderung des Mannes ſelbſt, von dem ſie handeln, gelangen können. Auch hoffen wir, daß dasjenige, was wir nach Anleitung derſelben niederſchreiben werden, ſo beſchaffen ſeyn ſoll, daß es nicht zu neuen Erörterungen Anlaß geben wird. Ueberhaupt glauben wir, daß der denkende Theil der Leſer, der ſich unterrichten und nicht über Autorcabalen Gericht ſitzen will, längſt der Journaliſtenkriege müde iſt, die einen ſo beträchtlichen Theil der kritiſchen Schriftſteller in Deutſchland beſchäftigen. Wir würden daher auch das wenige, was wir in unſerer Bibliothek bey einigen Gelegenheiten über H. K. und ſeine Freunde zu ſagen gezwungen geweſen, nach ſeinem Tode nicht mit einer Zeile vermehren, wenn wir nicht glaubten, daß man, bey den mancherley Veranlaſ-

ſun-

ſungen dazu, auf uns halte, und es eine Art von Affektation ſeyn würde, ein gänzliches Stillſchweigen zu beobachten. Auch iſt es der Recenſent, den man unter denjenigen, die mit H. Klotz ein gemeinſames Hauptſtudium treiben, vergebens zu errathen verſuchen würde, ſich bewußt, daß er ganz unpartheyiſch über den Mann werde urtheilen können, der durch ſeine Geſchäftigkeit auf der Schaubühne der Gelehrten Tagebücher, bis an ſeinen frühzeitigen Tod, ſich der Aufmerkſamkeit der Menge bemächtigt hatte.

Die Urtheile über dieſen Mann waren bey ſeinen Lebzeiten ſehr getheilt; die Parthey indeß, die es mit ihm hielt, ſchien immer noch, wo nicht die wichtigſte, doch wenigſtens die zahlreichſte, weil ſie die ſchreibſeligſte war, und ſein Lob am lauteſten vervielfältigte. Aber man konnte auf ihr Urtheil nicht ſehr viel geben, da die Glieder derſelben größtentheils unter ſeinem Schutze ſchrieben, der Gegenſtand ihres Preiſes aber, nur ganz leidentlich ihr Lob genoß und wenn es zur Sprache kam, ſich nicht ſelten ihrer zu ſchämen ſchien. Alſo nach ſeinem Tode war etwas zuverläßigeres über Klotzens moraliſchen und gelehrten Charakter zu erwarten, und dieſes Zuverläßige will uns Herr Hauſen liefern.

Gewöhnlicher Weiſe enthält die Lebensbeſchreibung eines Gelehrten, und zumal eines Univerſitätsgelehrten, die Geſchichte ſeiner Bücher, ſeiner Beförderungen, ſeiner Streitigkeiten, und wenn er ein Erfinder iſt, ſeiner Erfindungen. Der letzte Artickel kann bey dem ſel. Klotz gar nicht vorkommen, und ſeine Bücher und Beförderungen würden nur, da er frühzeitig geſtorben, zu einer kurzen Erzählung Stoff geben, und in ſeiner Geſchichte alſo, der Erzählung ſeiner gelehrten Streitigkeiten und der Abſchilderung ſeines Charakters den größten Raum überlaſſen. Das

Unbekannte was der Geschichtschreiber über den Charakter zu sagen hat, kann nur, wenn er ihn persönlich gekannt, oder gar in vertrautem Umgange mit ihm gestanden, den moralischen Theil desselben betreffen. Den gelehrten Charakter des Mannes lernen wir am besten aus seinen Schriften kennen, und was man uns darüber sagen will, müssen wir doch erst nach demjenigen prüfen, was uns diese Schriften selbst an die Hand geben. Freylich wird alsdann die Bekanntschaft mit dem moralischen Charakter eines Gelehrten wichtig, wenn seine Streitigkeiten so beschaffen sind, daß sie ein zweifelhaftes Licht auf denselben werfen.

Ueberhaupt ist man schon begierig aus der Kenntniß des Gemüthscharakters eines Mannes sich die Frage zu beantworten: wie ist es zugegangen, daß er seine gelehrte Laufbahn mit Streitigkeiten angefangen und ohne Unterbrechung mit Streitigkeiten vollendet hat? Gesetzt auch, daß in der Art, wie er diese Streitigkeiten geführt, nichts wäre, daß uns auf diese Kenntniß neugierig machte. Was hat ihn vorzüglich vor andern Gelehrten in die Nothwendigkeit gesetzt gegen so viele Schriftsteller zu Felde zu ziehen? Schon diese Fragen, auf die man so natürlich durch die Beschaffenheit seiner Schriften kömmt, erwarten aus seiner Denkungsart und seinem Gemüthscharakter ihre Beantwortung. Wenn aber seine polemischen Aufsätze noch ausserdem, statt mit Sachen erfüllt zu seyn, mit Anzüglichkeiten und persönlichen Beleidigungen erfüllt sind; so wird die Begierde, in diesem Manne ausser dem Gelehrten auch noch den Menschen kennen zu lernen, immer größer. Es ist natürlich, daß ein Leser, der blos zu seinem Unterricht lieset, sich nicht in die Erörterung aller der Beschuldigungen und Vorwürfe einlassen kann noch will, die den Inhalt solcher Streitschriften ausmachen. Eine mit Dreistigkeit

von

vorgebrachte hiſtoriſche Unwahrheit muß ihn nothwendig wider den einnehmen, wider den man ſie vorgebracht hat; da er ſich nur um das Buch und wenig um ſeinen Verfaſſer bekümmert. Nur erſt, wenn er den Mann ſelbſt kennt, wenn er weis, was er ſich in Anſehung der Wahrhaftigkeit zu ihm zu verſehen hat, fängt er an, die Nichtswürdigkeit einer ſolchen Streitart zu fühlen. Dazu iſt es freylich nöthig; das Innere des ſtreitenden Schriftſtellers etwas genauer bekannt zu machen. Indeß, dieſes bey ſeinem Leben zu thun, wo man dadurch ſeinem zeitlichen Glück nachzuſtellen ſcheinen könnte, deucht immer einem guten Manne, wenn er auch durch die Selbſtvertheydigung dazu gedrungen wird, den Anſchein einer Grauſamkeit zu haben; wenigſtens glaubt er nicht immer vollkommen mit ihm ſympathirende Leſer zu finden, zumal wenn er dieſe Leſer ohne Indiſcretion nicht ganz und gar zu den Vertrauten der Geheimniſſe, die ihn rechtfertigen würden, machen kann. Alſo bleibt nichts übrig, als ſeinen Weg fortgehen, und ſo viel möglich in ſeinem Gegner den Menſchen zu ſchonen, ſo lange ihm noch der volle Gebrauch unſeres Rechtes ſchaden könnte. Nach ſeinem Tode fallen aber dieſe Bedenklichkeiten weg, und man kann ſich über ſeine Geſinnungen lauter erklären, ohne, wofern es mit Billigkeit und Mäßigung geſchieht, einer Pflicht der Menſchlichkeit zu nahe zu treten.

H. Hauſen iſt uns vorgegangen und hat uns eine Abſchilderung von Klotzens Charakter entworfen, die brauchbar ſeyn würde, wenn, um einen Mann zu ſchildern, weiter nichts erfodert würde, als ihn perſönlich gekannt zu haben, und ſeine Lebensumſtände zu wiſſen, wenn man nicht auch unpartheyiſch ſeyn, und ein Auge haben müßte, das alle verſchiedene Geſichtszüge in dem Geiſte des Mannes auffaſſen, und

wie ſie in eine Hauptphyſiognomie zuſammenflieſſen, mit ſtarken Strichen anzugeben verſteht. Da ſich nun aber weder das eine noch das andere bey H. H. findet: ſo können wir ſeine Lebensbeſchreibung blos als einen Beytrag anſehen, wodurch uns die Arbeit erleichtert wird; die Arbeit dürfen wir uns aber ſelbſt zu übernehmen nicht verdrieſſen laſſen.

Den erſten Unterricht in der lateiniſchen und griechiſchen Litteratur erhielt H. Klotz von dem R. Baumeiſter in Görlitz, der in dieſen beyden Litteraturen ſehr bewandert war, und es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß dieſer Umſtand die Neigung des jungen Klotz für die griech. und latein. Litteratur auf ſeine ganze Lebenszeit beſtimmt habe. Zumal da in dem Laufe ſeiner Univerſitätsſtudien dieſe Neigung durch ſeinen häufigſten Umgang unterhalten wurde. Das alles iſt an ſich ſehr gut und untadelhaft. Dieſer Anfang ſeiner gelehrten Uebungen, wann ſie mehr im Lernen als im Lehren fortgegangen wären, würden ihn zu einen höhern Ziele geführt haben. Allein eine unſelige Leichtigkeit zu ſchreiben, die man inſonderheit in einer Sprache, die uns in den Wörterbüchern den ganzen Schreibeſtoff darbietet, durch die bloßen ſtiliſtiſchen Uebungen gar bald erlangt, verführt den jungen lateiniſchen Litterator frühzeitiger, als er ſollte, ſich unter den Haufen der Schreibenden zu miſchen. Klotz, der nur kurze Zeit auf der Univerſität zugebracht hatte, arbeitete ſchon mit Eifer an gelehrten Zeitungen. Was das ſchlimmſte war, ſo blieb er bey dieſer Arbeit nicht lange ohne gelehrte Streitigkeiten, und man müßte nichts von dem innern Schriftſtellerleben kennen, wenn man nicht einſehen wollte, daß dieſe Streitigkeiten, ſeine Studien einen ganzen andern Weg führen mußten, als worauf er nach einem überlegten Plane von ſeinem gelehrten Fleiſſe würde gekommen ſeyn. Er

mußte

mußte ſich ſeine Gegner Wilke und Burmann abwehren; dazu mußte er ſich nach Waffen umſehen, dazu mußte er ſchreiben, dazu mußte er leſen, und dieſes Schreiben, dieſes Leſen, wenn es zur Beſiegung ſeiner Gegner das beſte war, war, wie es pflegt, nicht allemal zu der Erweiterung ſeiner Einſichten das zuträglichſte.

Indeß machte ihn das bey Zeiten in der gelehrten Welt bekannt. Nicht wenige Leſer vergnügten ſich an der Muthigkeit ſeiner Schreibart, ohne an dem Streite ſelbſt Antheil zu nehmen, oder nur zu wiſſen, daß er über Burmanns Anthologie geführt wurde. Ein früher Ruhm iſt eine verführeriſche und in gewiſſen Umſtänden eine gefährliche Sache. Wenn er mit wenigen Koſten erworben iſt, ſo glaubt man ihn mit eben den Koſten erhöhen zu können, und wenn man auf ihn Ausſichten von künftigem Glück bauet, ſo glaubt man es ſich ſchuldig zu ſeyn, ihn ſo wohlfeil, als man kann, erhöhen zu müſſen. Die allgemeinern Satyren des H. Klotz, die auf ſeine Burmanniſchen Libelle folgten, ſpotteten in der römiſchen Sprache über deutſche Armſeligkeiten. Eine todte Sprache, wenn man damit vaterländiſche vor uns liegende alltägliche Thorheiten bekleidet, verſteckt die Geringfügigkeit des Inhalts, man glaubt daran ein Vergnügen empfinden zu dürfen, und empfindet es auch wohl wirklich, das man aber bey einerley Inhalt in der Mutterſprache nicht empfindet, oder zu empfinden ſich ſchämen würde. Dazu darf nur ein wenig von der Grille kommen, durch eine lobreiche Aufmunterung einer vernachläßigten Geſchicklichkeit in der todten Sprache zu ſchreiben wieder aufzuhelfen, ſo kann ein ſolches Schriftchen ſich leicht unter den Kunſtrichtern Beyfall erwerben. Wenn man indeß dieſe Kunſtrichter über den Werth dieſer Geſchicklichkeit auf ihr

Ge-

Gewiſſen fragen ſollte: ſo würde es ſich zeigen, daß ſie mit ihrem Lobe mehr den Mann als die Gattung gemeynt haben. Das aber zu unterſcheiden, und ſich darüber Recht widerfahren zu laſſen, das getraue man einmal einem jungen Schriftſteller zu, der wonnetrunken über den erhaltenen Beyfall ſich in ſein unerwartetes Glück nicht zu finden weis. Und nun wehe ihm, wenn er auf ſolchen Lorbern einzuſchlafen anfängt, oder welches ſchlimmer iſt, um ſeinen gelehrten Ruhm noch höher zu treiben, ſich an die Spitze einer Parthey ſtellt, an deren Mittelmäßigkeit er ſeine Größe abmißt.

Wir haben unvermerkt, indem wir allgemeine Betrachtungen ſpinnen wollten, H. Kl. Geſchichte erzählt, und wir glauben, daß wir ſie nicht zu ſeinem Nachtheile verſtellt haben. Er kündigte ſich gleich von Anfang in ſeinen kritiſchen Tagebüchern als einen Rächer aller Schriftſtellerſchmach an. Inſonderheit wollte er die Litteraturbriefe von dem Anſehen herunterbringen, das ſie ſeiner Meynung nach bisher blos entweder durch die Gutwilligkeit, oder die Furchtſamkeit der Leſer beſeſſen hatten. Ein kluger Plan, hätte man denken ſollen! Die Zunft beleidigter Schriftſteller iſt ſo zahlreich, ihre Eitelkeit macht ſie ſo empfindlich, ihr verbiſſener Zorn ſo muthig, daß wenigſtens mit der Menge und dem Geſchrey dieſer Herren, etwas rechtes, dem Anſchein nach, auszurichten iſt. Hiernächſt, wenn dieſe verehrten Briefe nun gedemüthigt waren, wenn die deutſche Bibl. der ſchön. Wiſſenſchaften auf ihren Trümmern ſtand, H. Klotz auf den Trümmern ihrer Verfaſſer, die, wie man ſich ins Ohr ſagte, nicht zu verachten waren, und die H. Klotz namentlich bey anderer Gelegenheit zu complimentiren ſelbſt nicht ermangelte: ſo war H. Klotz der erſte Litterator von Deutſchland. Das war der Plan; man

man gedachte ihn mit leichter Mühe auszuführen. Indem man sich aber diese Mühe zu sehr erleichterte, verfehlte man seinen Zweck. Es ist vergebens, einem Buche einen dauerhaften Beyfall, wenigstens bey solchen Lesern, deren Beyfall sich ein verständiger Mann wünschen möchte, zu versprechen, wenn es von lauter Muthwillen, von lauter Persönlichkeiten strotzt, wenn es nichts enthält, woran ein gesetzter Leser sich unterrichten kann. Beständige Feindseligkeiten, unaufhörliche Ränke schaden ihrem Urheber endlich selbst, und indem er mit zu großer Geschwindigkeit auf sein Ziel zueilt, pflegt er bey demselben vorbey zu springen.

Wir können es uns gar wohl denken, wie man unvermerkt kann zu solchen Schritten fortgestossen werden, die man als ein müßiger Zuschauer selbst verdammen würde, wir können auch damit wohl compatiren, aber wir können diese Schritte selbst nicht billigen. Nachdem H. Kl. nun einmal seine Ehre bey seiner Parthey verpfändet hatte: mußte er sein gelehrtes Ansehen, es mochte kosten was es wollte, zu erhalten suchen. Er erwählte, um ohne viele Mühe seinen Ruhm von Mund zu Mund fliegen zu lassen, den bequemen aber kriegerischen Weg der Zeitungen und Journale, setzte seinen Richterstuhl der deutschen und lateinischen Kritick unter seinem eignen Namen fest, und daher mußten, so wie er sich ankündigte, und so wie er sich wirklich betrug, die Hände die anfiengen wider ihn zu seyn, sich in kurzer Zeit beträchtlich vermehren.

Wir können hier zu dem was bereits am Ende des zweyten Theils von Leßings antiquarischen Briefe über die deutschen kritischen Tagebücher des H. Kl. gesagt ist, nichts hinzuthun, wir wollen blos im Vorbeygehen eine Anmerkung des H. Hausen über die Hallische Zeitung mitnehmen. „Ohne die vielen

„Schrif-

„Schriften anzuführen, sagt er S. 60., welche er „theils selbst abfaßte, theils herausgab: bleibt jene, „jeder Universität fast unentbehrliche Anstallt: die „Bekanntmachung einer gelehrten Zeitung, aller Auf„merksamkeit würdig. Sie hat ihm allein ihren An„fang und Fortgang zu danken: ein Unternehmen, „das so oft war in Vorschlag gebracht worden, wel„ches ein großer Thomasius mit dem Beystande sei„ner Kollegen auszuführen wünschte, und seine Ab„sicht nicht erreichen konnte; führte H. Klotz ganz „allein aus!„ Wir wünschten zuförderst, daß H. H. uns möchte gesagt haben, warum eine gelehrte Zeitung eine jeder Universität fast unentbehrliche Anstallt sey. Wir müssen gestehen, so wie wir uns die Bestimmung einer Universität denken, können wir diese Unentbehrlichkeit gar nicht absehen. Was hat das Geschäft des Unterrichtens in den Anfangsgründen der Wissenschaften mit dem Zeitungsschreiben gemein, was kann es davon für Beförderung erwarten? Halle ist eine berühmte hohe Schule gewesen, hat berühmte und wahrhaftig gelehrte Professoren gehabt, geschickte Schüler erzogen, ohne Hülfe einer gelehrten Zeitung, und der Wachsthum an allen diesen Stücken, würde sich, seitdem es eine gelehrte Zeitung besitzt, wenigstens aus dieser gelehrten Zeitung wohl schwerlich angeben lassen. Der übrigen gelehrten Welt müssen die Universitätsnachrichten ohnehin immer gleichgültiger werden, jemehr die Wissenschaften sich ausser den Schulen ausbreiten, und die beyderseitigen gelehrten Bedürfnisse der Schulen und der übrigen Welt immer ungleichartiger werden. Zu Thomasius Zeiten war das ganz anders. Die Wissenschaften waren noch weit mehr in die Mauren der Schulen eingeschlossen, und, um sie ausser denselben zu verbreiten, wollte eben Thomasius durch eine schleu-

nige

nige Bekanntmachung der guten und Brandmarkung der schlechten Bücher, die damalige Mönchsgelehrsamkeit besiegen. Es war mit dem Geist eines Reformators, daß er die gelehrten Tagebücher empfohl. Er selbst hatte schon mit gutem Erfolg manchem gewalthabenden Vorurtheile, in seinen eigenen Journalen, auf den Hals getreten; indem er darinn dem Glaubenszwange der unter dem Schutze geheiligter Wörter und hoher sonderlich geistlicher Würden wüthete, auf der Stelle ins Angesicht widersprochen, und durch seinen Spott, den man freylich oft mit Nachsicht gegen die damaligen Zeiten lesen muß, der Zauber sepetlicher Machtsprüche zerstört hatte. Wir ergreifen diese Gelegenheit die Asche dieses großen Mannes zu segnen, auf den Deutschland nicht stolz genug ist, und der doch ein wahrer deutscher Mann war, von deutschem Verstande, deutschem Muthe, deutscher Treuherzigkeit und deutscher Sprache. Seine heitere, furchtlose Seele, die auch ungewohnter Wahrheit ohne Schrecken in die Augen zu sehen stark war, umfaßt diese Wahrheit, wo sie faul, und war, statt sie mit stolzer Allgenugsamkeit, oder mit menschenfeindlicher Gleichgültigkeit für sich zu behalten, immer geschäftig sie um sich herum, und insonderheit auffer den Schulen mitzutheilen. Dem Thomasius würde also in den gegenwärtigen Umständen, so wie er der allgemeinen Aufklärung seines ganzen Vaterlandes hold war, die Nothwendigkeit einer gelehrten Universitätszeitung wenig eingeleuchtet haben. Noch weniger würde er mit so großen Worten als H. Hausen davon gesprochen haben, zumal, wenn er manche unter denselben und besonders die mehresten Stücke der Klotzischen hätte sehen sollen.

Wir dürfen also die Unternehmung der Klotzischen kritischen Tagebücher ohne Bedenken zu demjenigen zäh-

zählen, die blos zur Erhaltung und Ausbreitung des Ruhms ihres Urhebers berechnet waren. Sie liegen aller Welt vor Augen, und wer darüber urtheilen will, kann urtheilen; und zwar anjetzt noch leichter und zuverläßiger, nachdem das künstliche Gespinnste von Kabalen und Ränken, das sich ohnehin früh oder spät selbst entdeckt, durch seine Freunde und am meisten durch die Bekanntmachung der Briefe an ihn ist zum Theil entdeckt worden. Wir sagen zum Theil, denn freylich ist noch ein großer Theil, der unwürdigen Ränke unbekannt, die sich Hr. Klotz erlaubte, um seine Absichten zu erreichen. Wir selbst hätten einen guten Theil sehr wahrer aber schändlicher Chronick, schon längst bekannt machen können, wenn wir nicht geneigter wären, die partie honteuse der deutschen Gelehrsamkeit lieber zu verbergen als aufzudecken. Was wir davon haben bekannt machen müssen, ist aus höchster Nothwendigkeit zur Selbstvertheydigung geschehen. Von dem übrigen haben wir sehr gern geschwiegen.

Wir wollen hier nur aus H. H. Lebensbeschreibung eine Stelle anführen, wodurch bestätigt werden wird, was wir bereits in unserer Bibl. bekannt gemacht haben. „Da Herr Klotz, heißt es S. 43. die „großen Lobsprüche anführte, mit welchen man einige „Jahr zuvor in diesem Journal seine Schriften an„gepriesen hatte, und daß er selbst ehemals einer der „fleißigsten Mitarbeiter dieses Instituts gewesen sey, „so machte Hr. Nicolai alle die Recensionen bekannt, „welche vom H. Klotz in der Berliner Bibliothek wa„ren abgedruckt worden. Diese Bekanntmachung „mußte freylich für den Verstorbenen die allerunan„genehmste Begebenheit seyn. Denn viele auswär„tige Gelehrte, selbst auch einige, die an Einem Orte mit „dem H. Klotz lebten, und mit denen derselbe äusserliche

„Freund-

„Freundschaft unterhielt, erfuhren auf einmal, daß „jene harten und bittern Urtheile der Berliner Bi„bliothek keinen andern Recenſenten, als den Herrn „Klotz zum Verfaſſer hätten. Wie zweydeutig mußte „ihnen dieſes Betragen nicht vorkommen, zumal da „er dieſe ihre Schriften *) in andern Journalen, „welche unter ſeinem Namen herausgegeben wurden, „ſehr erhoben, ja ſie ſelbſt wider die Urtheile der Ber„liner Bibliothek vertheydigt hatte. Eine einzige „Anekdote verdient erzählt zu werden:

„So wie das Thaler-Cabinet des H. von Ma„dai herauskam: ſo wurde daſſelbe in den Halliſchen „gelehrten Zeitungen unter großen Lobeserhebungen „von dem H. Klotz angezeigt: nicht lange hernach „ſchickte er dem Herrn Nicolai ein nachtheiliges Ur„theil über ebendaſſelbe Buch, um dieſe Reviſion ſei„des erſten Urtheils in der allgemeinen Bibliothek ab„drucken zu laſſen. So wie ſelbige war abgedruckt „worden, und als Herr von Madai ſie geleſen hatte, „ſo **) eilte er zu dem Herrn Klotz, und ſchüttete ſeine „Klagen über Dieſe Unbilligkeit der Berliner Biblio„thekare bey ihm aus. Herr Klotz gab ſelbigen völ„ligen Beyfall, und verſprach ſo gar, ihn wider die„ſen unbeſcheidenen Angriff zu vertheydigen. Er er„füllte auch ſein Verſprechen: und machte in den Hal„liſchen gelehrten Zeitungen wider den Berliner Re„cenſenten, das iſt, wider ſich ſelbſt, ein blindes „Feuer.„

So

*) Hr. H. ſchreibt äuſſerſt nachläßig und unzuſammenhängend. Worauf beziehen ſich die Worte: dieſe ihre Schriften.

**) Wie ſeltſam ſind die drey Partickeln, ſo — als — ſo — verbunden. Hr. H. iſt in den erſten Anfangsgründen der guten Schreibart unwiſſend.

So wie die fremden Journale und Zeitungen dazu dienen mußten, andern Gelehrten weh zu thun, um ſie ſich durch eine Vertheydigung in ſeinen eignen verbinden zu können: ſo bediente er ſich auch fremder Blätter, ſein Lob zu vervielfältigen, indem er dieſe Erlaubniß den Fremden mit der Bereitwilligkeit zu gegenſeitigen Dienſten abkaufte. Wer ſich die Mühe nehmen will, die damaligen Jenaiſchen und Erfurtiſchen Zeitungen, die gelehrten Beyträge zum altonaiſchen Reichspoſtreuter und andere Blätter nachzuſehen, und mit kaltem Blute, jetzt, da ein Theil der Cabale entdeckt iſt, zu vergleichen, wird darüber erſtaunen müſſen, daß Kl. Deutſchland ſo grob und ſo ungeſcheut habe hintergehen wollen.

Was aber inſonderheit den Geiſt dieſer Journale und Zeitungen bezeichnet, was ſie recht eigentlich zu der Beförderung der Wiſſenſchaften untüchtig machte, iſt daß ihren Verfaſſern, die Ehre ihrer Parthey alles, die Sache ſelbſt nichts war. Daher erfüllte die unfruchtbarſte Polemik die mehreſten Seiten derſelben, man wählte zur Anzeige vorzüglich ſolche Bücher, mit denen man etwas durchſetzen wollte, und in den angezeigten Büchern bemerkte man inſonderheit, was ein mißvergnügter Autor wider ihre Gegner in der Hitze ausgeſtoſſen hatte, was in einem großen Buche unbemerkt würde begraben geblieben ſeyn, und was der Verfaſſer, wenn er es hervorgezogen, nebeneinander geſtellt und zuſammgedrängt in einer Zeitung wiederfand, oftmals ſelbſt nicht ohne Verdruß und Beſchämung leſen konnte. Gerade der nämliche Kunſtgriff, worüber ſich le Clerc beklagt, deſſen Worte, weil ſie gar zu genau auf den gegenwärtigen Fall paſſen, wir uns nicht anzuführen entbrechen können. „On „ne peut pas ſe taire ici ſagt er in den Parrhaſ. T. „I. S. 383. ſur une coutume, que les Journali-

„ſtes

„ſtes de Leipſic ont affecté de ſuivre, à l'egard „de Mr. I. C. & de pluſieurs autres. C'eſt que „ſi un Auteur en Colere a dit quelque choſe d'in„jurieux, ou de desobligeant de lui, ils n'ont „point manqué de le remarquer; comme ſi le „but d'un Journal etoit *de conſerver la memoire „des injures, que ceux, qui les ont dites ont bien „ſouvent honte d'avoir laiſſé echapper.* Néan„moins ſi c'eſt à deſſein de decrier des livres „pleins d'injures, & d'en donner du dégout au „Lecteur par cet odieux échantillon, ces Meſ„ſieurs ne font pas mal de relever ces endroits; „mais ſi c'eſt *parce qu'ils les trouvent beaux*, ou „qu'ils jugent qu'ils ſont importans à la matiere, „ou *par ce qu'ils entrent dans la paſſion de l'Au„teur, on ne les ſauroit trop blamés.*„

Wenn dieſer Weg ein bequemer Weg ſchien, berühmt zu werden, ſo konnte er ſicherlich nicht bequem ſeyn, in den Wiſſenſchaften weiter zu kommen, und der Welt und Nachwelt nützlich zu werden. Daher begränzten ſich auch die gelehrten Arbeiten des ſel. Klotz in dem Zeitpunkte ſeines gröſten Ruhms, auſſer ſeinen Journalen, gröſtentheils auf das ſo vornehmſcheinende Vorredenſchreiben, wodurch er anderer Bücher empfehlen, oder ſeinen Gegnern wehe thun wollte, und auf einige eigene Schriften, denen man die Eilfertigkeit, ungeachtet des gelehrten Gepränges wovon ſie ſtrotzen, nur zu deutlich anſieht, eine Menge voll Collektaneen gut oder ſchlecht zuſammen zu nähen, um ſie unter einem glänzenden Titel in die Welt zu bringen, oder ſie einem alten Autor, den man herausgiebt, aufzuhängen, das erfodert freylich keinen groſen Aufwand der Urtheilskraft und des Nachdenkens, es iſt daher auch das einzige, was einem Manne bey einem ſo zerſtreuten Leben, als dasjenige, was Herr

Klotz in dieſem Zeitpunkte geführt hat, kann übrig bleiben. Seine Vorleſungen mag er noch ſo ſehr als Nebenbeſchäftigungen (H. Leb. S. 53.) angeſehen haben: ſo mußte er ihnen doch, wie andern Amtsarbeiten manche ſchöne Stunde widmen. Mit wie wenig Anſtrengung des Geiſtes er immer ſeine gelehrten Tagebücher mag geſchrieben haben, ſo konnte er doch wenigſtens in der Zeit, die er darauf verwendete, nichts anders vornehmen. Was aber noch das ſchlimmſte war: ſo verwickelten ihn ſeine Journale in einen weitläuftigen Briefwechſel und in Streitigkeiten, dergleichen wohl ſchwerlich eine andere Litteratur aufzuweiſen hat, und wovon man auch in der deutſchen noch kein anderes Beyſpiel findet. Man würde ſich, ohne ſie geleſen zu haben, vergebens von dem elenden Renomiſtenwitze, der den ganzen Inhalt der Bibliothek der elenden Scribenten; des Muſeums der elenden Scribenten; der Kriegeslieder; der Briefe ſcurriliſchen Inhalts, ausmacht, einen Begriff zu machen ſuchen. Dieſe Paſquille ſind auf alle Weiſe ſo ſehr eines verſtändigen und geſetzten Mannes unwürdig, daß man nicht anders glauben kann, als daß ſie die Früchte eines wilden Studentengelages geweſen ſeyn; auch iſt es viel zu ſanft, was Hr. H. S. 29. davon ſagt: „Faſt zu eben dieſer Zeit, da ſich „die (deutſche) Biblicthek der ſchönen Wiſſenſchaften anfieng, oder doch nicht lange nachher, wurden „theils von dem Verſtorbenen, theils von zweyen ſeiner Freunde, jene Brochüren abgefaßt, welche ſo „wol ſeines eigenen Genies, als auch ſeiner Aufmunterung, Schriften von dieſer Art abzufaſſen, *) „ganz unwürdig waren.„

Dieſe

*) Man bemerke hier abermals die ſchielende Schreibart.

Diese elenden Schmähschriften, die man zu vergessen wünschen muß, erfüllten eine Zeit, die besser hätte können angewendet werden, erhielten aber gleichwol, da sie Schlag auf Schlag erschienen, ein gewisses Publikum in Athem, das, gleich manchen Geschichtskundigen, sich desto unterrichteter glaubt, je mehr es um der geheimen schändlichen Chronik weis. Indeß hielt H. Kl. seinen Ruhm, wo nicht genug befestigt, doch wenigstens durch seine Furchtbarkeit, und seinen Muth ihn gegen jeden Anfall zu vertheydigen, vor aller Gefahr gesichert. Er versah es sich wohl nicht, daß er der gelehrten Welt das sonderbare Schauspiel geben sollte, durch ein einziges Buch aus aller Fassung gebracht zu werden. Die siegreiche Bestreitung seiner antiquarischen Kenntnisse in Leßings antiquarischen Briefen, die tiefe Gründlichkeit dieser Briefe, ihre Beredsamkeit, die philippische Beredsamkeit der Letztern insonderheit, trieben ihn in das Gebiet des lateinischen Styls wiederum zurück, aus dem er sich mit Verlust seiner Ruhe und seines wahren Ruhms zu früh gewagt hatte. Das erkennt H. H. selbst S. 34. „Hier konnte sich H. Kl. gewiß den „Angriffen entgegen stellen; allein die üble Stellung, „welche er bey Widerlegung des ersten Theils hätte „annehmen müssen, verhinderte von selbst die Vertheydigung. So nun, wie der erste Theil dieser „Briefe herauskam, wolte *) anfangs der Verstorbene diesen ganz neuen und unerwarteten Auftritt „mit Stillschweigen übergehen. Da jedoch diese „Streitigkeit sowol in den gelehrten Zeitungen, als „auch in Gesellschaften beständig erwehnt wurde, so „sahe er voraus, daß sie bey allem Stillschweigen „schwerlich in Vergessenheit kommen würde.„

*) Abermals elend und fehlerhaft zusammengesetzt.

Biograph ſeinem Leſer Staub in die Augen zu ſtreuen ſucht, ſcheint die glücklichſte von der Welt. Nur ſchade, daß es nicht mehr Zeit iſt ſein Spiel zu verbergen, daß man es ſchon zu ſehr weis, wie viel ihm daran gelegen iſt, daß beyde fallen, und daß er ſich nichts Geringes zu ſeyn glaubt, wenn ſie durch ihn fallen. Zu dieſen armſeligen Kunſtgriffen ſehen ſich die neuen Erlauchten der deutſchen gelehrten Republik herunter gebracht. Wir möchten gern dieſe Schande mit patriotiſcher Theilnehmung, wenn es möglich wäre, vor denen verhelen, die dieſe Flecken zu überſehen, nicht Nachſicht genug haben. Die Wurzel ſolcher Uebel liegt tief, wir können alſo ihre Ausrottung nur von der Zeit hoffen.

Hr. Hauſen hätte, zwar nicht für ſeine Eitelkeit, aber doch für ſeine wahre Ehre beſſer gethan, ſich alles Urtheilens über Sachen zu enthalten, worinn er nicht unpartheyiſch ſeyn kann, als ſo durch vornehme Machtſprüche den Leſern die Beweisſtücke, wonach ſie ſelbſt urtheilen könnten, aus den Augen zu rücken. Denn dieſe Belege erhärten ganz etwas anders, als was Hr. Hauſen ſo gern möchte zu verſtehen geben. Auf der einen Seite die zügelloſeſte Frechheit, die gegen den Menſchen wüthet, wenn ſie gegen den Schriftſteller nichts vermag; auf der andern Seite, Freymüthigkeit in Beurtheilung des Schriftſtellers und Verſchonen des Menſchen. Wer ſich die Mühe geben will, ſich um Hrn. Kl. ſchriftſtelleriſchen Ungezogenheiten ferner zu bekümmern, der kann es noch erfahren, wie wenig Hr. Klotz die Schonung verdiente, womit man ihm begegnete, wie ſehr ſein unwürdiges Betragen auch die äuſſerſte Heftigkeit auf Seiten ſeiner Gegner würde gerechtfertigt haben, und wie leicht ihnen der Sieg würde geworden ſeyn, wenn nicht andere Betrachtungen, die auch Hr. Hauſen

nicht beweisen würde, sie abgehalten hätten, alle die Blößen, die ihnen Hr. Klotz gab, zu nutzen, kurz, daß sie in H. Klotz weit mehr als er selbst den Charakter eines Gelehrten in Achtung zu erhalten wünschten. Hr. Klotz hat diesen Charakter geschändet, das glauben wir, nach den bereits bekannten Beweisen, ohne Verdacht einiges Grolles laut sagen zu können, wir glauben es selbst der Ehre der Wissenschaften schuldig zu seyn. Sie werden nur zu oft durch die Aufführung der Gelehrten geschmähet; es ist nöthig, daß man ein jedes Werke bekenne, worinn eine Gesellschaft von Gelehrten von dem Fortgange der Wissenschaften Rechenschaft zu geben sich vorgesetzt, damit man nach einigen nicht alle richte, und ihnen die gemeinsten Empfindungen von dem was würdig und anständig ist, absprechen. Vielleicht kann die schonende Bekanntmachung der mannichfaltigen Verirrungen eines Gelehrten, dem es an Lebhaftigkeit des Verstandes fehlte, und den, wenn er seinen Ruhm abzuwarten Geduld genug gehabt hätte, der Ruhm selbst würde gesucht haben, den jungen Liebhabern der Wissenschaften zu einer nützlichen Warnung dienen, daß sie nie den Nutzen der Welt von ihrer Ehrbegierde trennen, und insonderheit sich hüten dieser Ehrbegierde wichtige Pflichten gegen die Gesellschaft und mit ihnen die Zufriedenheit ihres Herzens aufzuopfern, und indem sie sich der Harmonie der Musen befleißigen, dabey ja nicht die Harmonie des Lebens zu vergessen. Damit die Gelehrten endlich einmal aufhören den Dichter Lügen zu strafen, der zur Ehre der Wissenschaften sagte, daß sie die Sitten besserten und das Herz milderten. Denn die Welt die diesem demüthigenden Schauspiele zusieht, weis endlich nicht mehr, ob es so sehr der Mühe werth sey, dem Landmann das Feld bauen, dem Soldaten das Land beschützen, und dem fleißigen

Handwerker die Bequemlichkeiten des Lebens zubereiten zu laſſen, damit eine Anzahl müßiger Bürger die Früchte des Landes verzehren, und ihre Zeit mit unnützen Bücherkriegen hinbringen ſoll.

Um nur ein paar Worte von H. Hauſens Leben des H. Kl. ſelbſt zu ſagen: ſo iſt augenſcheinlich, daß er es um ein großes hätte verkürzen können, wenn er nicht allein die weitläuftige Erzählung von den Schickſalen ſeiner eignen Freundſchaft mit H. Klotz, ſondern auch ſeine unſchmackhaften Geſpräche mit demſelben hätte weglaſſen wollen. Auſſer, der immer vortheilhaften Kürze würde dieſe Auslaſſung auch den Nutzen gehabt haben, daß Hr. H. uns nicht ſo viel von ſich ſelbſt unterhalten hätte, ein Uebelſtand, den H. H. freylich noch nicht zu fühlen ſcheint. Statt deſſen hätte er, wenn er kann, auf ſeine Schreibart mehr Fleis wenden ſollen. Wie nachläßig er ſchreibt, iſt ſchon oben bey Anführung verſchiedener Stellen aus ſeiner Lebensbeſchreibung angemerkt worden. Aber es iſt auch ſehr poßierlich zu ſehen, wie ſeine Schreibart, indem ſie mit ſo feyerlichen Schritten einhertritt, in den abgeſchmackteſten Unſinn verfällt, wie z. E. S. 28. „Der ſtillſchweigende Ton, mit dem Herr „Klotz dieſe Urtheile anhörte ꝛc. Der Ton, welcher ſtillſchweigt, und der Ton, welcher anhört, das klingt ſehr prächtig, iſt aber ſehr nonſenſikaliſch.

Dieſe Schrift des Herrn Hauſen hat nun auch ſeinen ehemaligen Freunden nicht gefallen. Einige unter ihnen haben ihren Unwillen dagegen in den unter n. 2. angezeigten Leben und Thaten Hrn. H. zu erkennen gegeben; und zwar nach ihrer Art zu erkennen gegeben, die ſicherlich nicht die Art eines Menſchen iſt, der nicht auch die letzten Empfindungen von Ehrbarkeit verlohren hat. Man läßt den ehemaligen Bedienten des H. H. von ſeinem Herrn allerhand lie-

derliche Streiche erzählen, die die akademische Obrigkeit an ungezogenen Studenten zu bestrafen pflegt, und mit deren Wiederholung wir unsere Bibl. nicht beschmutzen wollen. Wir hoffen, der gröſte Theil dieser Erzählung, werde Verläumdung seyn, und Hr H. wäre es seinem bürgerlichen Charakter schuldig, öffentlich zu erklären, was an diesen Beschuldigungen wahr oder unwahr ist. Wir können aber nicht unterlassen zu bemerken, wie sehr die Gelehrsamkeit erniedrigt werde, wenn es man sich nur auf einen Augenblick als möglich vorstellt, daß Gelehrten, die durch ihre Schriften die Welt belehren und bessern wollen, einer solchen Aufführung fähig waren, und welche Wirkungen dergleichen öffentliche Vorwürfe, wahr oder nicht wahr, auf das Gemüth des jungen Studierenden haben müssen, bey dem sich der Lehrer durch ein regelmäßiges Betragen in Ansehen erhalten soll, und der ohnedem nur gar zu geneigt ist, seine eigenen Liederlichkeiten mit den Liederlichkeiten seines Lehrers durch das ego homuncio id non facerem zu rechtfertigen.

Eine zweyte Schrift, welche die Klotzische Lebensbeschreibung des Hr. H. veranlassete, und deren Aufschrift unter n. 3. befindlich ist, unterscheidet sich durch einen höchst sanften und ein wenig süßlichen Ton. Sie ist von dem H. Can. Jacobi, der sich darinn gegen die Beschuldigung rechtfertigt, daß er an den kritischen Ungezogenheiten der Klotzischen Journale Antheil gehabt, wie in H. H. Lebensbeschreibung zu verstehen gegeben. Wir haben wider diese Rechtfertigung in der Welt nichts, als daß sie für die Geringfügigkeit der Sache viel zu elegisch und ängstlich gerathen ist. Die Selbstgefälligkeit, womit H. Jacobi in allen seinen Schriften, von seiner Person und seinen witzigen Arbeiten redet, sind wir bereits an ihm

ſo gewohnt, daß wir ſie nicht einmal hier wü
merkt haben, wenn ſie ſich in dieſer nicht in
beſondern Grade zeigte. Er bewirthet n
nigkeit die Frau von la Roche, erzählt e
riſchen Lebenslauf, der aus lauter gelehrten ar
de Coeur beſteht, und benachrichtigt den L ,
die Fr. von la Roche ſich ſeiner Gedichte bey i
ziehung ihrer Kinder bediene, daß ein klein
lein die Arien aus dem Eliſäum auswendig lerne
d. gl. (S. 11.) lauter Sachen die unter e
und mit der Hauptſache nicht mehr und nicht
zuſammenhängen als die Bilder eines angene
Morgentraums. So ſehr wir den H. Jaco
ſchätzen, ſo wenig können wir dem Tone der E
dungen und ihrer wunderbaren Vermiſchung, ſo
ſie inſonderheit in dieſer Schrift herrſcht, Ge
abgewinnen. Die leichteſten Tändeleyen ne
feyerlichſten Verſicherungen, Empfindungen
höchſten Würde, die hohen Namen der Tu D
Ewigkeit, des Gewiſſens u. ſ. w. bey einer
ringfügigen Gelegenheit, alles dieſes, wir m
noch ſo ſehr durch Ueberlegung zum Mitemp
bereiten, beleidigt unſern ganzen moraliſch
Damit wir nicht ganz ohne Beyſpiele in den
dieſes Urtheil fällen: ſo verweiſen wir nur den
auf S. 13. 14. wo Hr. J. über Hr. H. Buch nic
theilen will. „Hier weigert ſich, ſagt er,
„einen Ausſpruch, zumal einen öffentlichen Auss
„zu wagen. Ich ſage dieſes nicht mit der M ie
„wiſſer Leute, die eine ſolche Sprache führen, da
„deſto ſicherer verdammen; ſondern weil
„ſten überzeugt bin, wieviel dazu gehört, r
„welcher, mit allem, was Menſchen eh
„Munde, dem Urtheile der Welt ent ten ge
„iſt ein ſchreckliches Gewicht!„

wird durch ihre unangemeſſene Stärke poßierlich. Und in der ſanften Seele, der nur über ein ſchlechtes Buch zu urtheilen, ein ſchreckliches Gewicht ſcheint, iſt doch immer ein kleiner Groll auf gewiſſe Leute, ſie wirft beſtändig unvermerkt ſo unſanftmüthige Seitenblicke auf dieſe gewiſſen Leute, als man bey ſo vieler Sanftmuth nicht vermuthen ſollte. *) Uns dünkt immer, Hr. J. bringt ſich durch eine Uebermaaß von Empfindlichkeit um eine Ruhe, die ſeine gute Seele ſo ſehr verdient. Wenn er ſich den Grad der Gemüthsſtärke noch verſchaffen könnte, ſeinen Ruhm ruhig zu erwarten, ohne ihn ungeduldig entgegen zu eilen: ſo würde er der verdrießlichen Stunden ſeines Lebens und des Streits um Kleinigkeiten weit weniger haben, und der Antheil von Achtung den ſein poetiſches Talent verdient, würde ihm weit ſicherer und unverkümmerter werden.

Die chriemäßige, in ſchönen panegyriſchen Phraſen abgefaßte Lobrede des H. Mangelsdorf (n. 4.) ſoll uns wenig aufhalten. Sie giebt ſich ohnedem mehr mit der Anpreiſung der Klotziſchen Schriften ab, zu deren Beurtheilung man nicht erſt des H. M. Anleitung bedarf. Wir wollen der ſchönen Latinität derſelben ihr Lob nicht entziehen, ungeachtet es uns ein wenig Wunder nehmen muß, wenn wir von einem (einigen gelehrten Zeitungen zufolge) ſo klaßiſchem Latiner: juberunt ſtatt juſſerunt finden. (S. 68.)

Wi-

*) Es muß auch billig etwas befremden, wenn man aus Hrn. J. Briefen an Klotz ſiehet, daß er, der hier ſo ängſtlich thut, doch an elenden Scharteken und Paſquillen, wie die Kriegskinder und die ſcurrilliſchen Briefe ſind, einen ſo angelegentlichen Antheil genommen hat. (S. Briefe an Klotz 1. Th. S. 172. S. 174.)

Wider des Hrn. von Murr elende Compilation (n. 5.) kann man ſich nicht ſtark genug erklären. Inhalt, Ordnung, Urtheil, Geſchmack, Vortrag alles iſt darinn in gleichem Maaſſe ſchlecht. Wir wiſſen nicht wobey wir anfangen ſollen. Zuförderſt beſteht dieſes ganze Denkmal des H. Kl. in der Erzählung desjenigen, was er mit dem H. v. M. zu thun gehabt. Hr. Kl. iſt ein großer Mann, weil Hr. v. M. mit ihm Briefe gewechſelt, weil er den Hrn. v. M. gelobt, Hr. Leßing iſt ein bel-eſprit und weiter nichts, weil der Hr. v. M. ihn nicht ſo gefällig gefunden, als er gewünſcht, ſeine Schriften gegen H. Kl. ſind die Früchte ſeines Stolzes, den H. Kl. nicht genug geſchmeichelt hatte. Das alles iſt in einer Schreibart geſagt, wovon folgendes eine Probe ſeyn mag: „Nun „glaubte ich die ganze Sache ſey gar, und Hr. Leß„ſing werde nicht weiter fortfahren, mit H. Klotzen „zu zanken, wegen eines nützlichen Buches, das H. „Klotz doch allemal zum Nutzen deutſcher Künſtler „und Liebhaber der Kunſt auch für Frauenzimmer von „Kenntniſſen und Geſchmacke aufgeſetzt, und das H. „Leßing blos deswegen angegriffen hatte, weil Hr. „Klotz ſeinem Hochmuthe nicht genug ſchmeichelte.„ (S. 60.) Kann man einem Schriftſteller, der ſo denkt mit zu vieler Verachtung begegnen? Wozu kann dem H. v. M. alle die viele Gelehrſamkeit, deren Armſeligkeit ſich doch ſelbſt, durch das gefliſſentliche Gepränge, womit er ſie zur Schau trägt, verräth, wozu kann ihm dieſe Gelehrſamkeit helfen, wenn ſie auch nicht ſo armſelig wäre als ſie iſt, wenn er dabey noch ſo denken kann, wie das angeführte gedacht iſt. Der vortrefliche Brief des H. Leßing (S. 56-59.) worinn ſo viel Mäßigung und Edelmuth bey ſo vieler Stärke des Ausdrucks und der Gedanken herrſcht, iſt ihm mit verſtecktem Stolze angefüllt. Die gelehrten Ar-

bei-

heiten, die H. v. M., die seine Freunde, zu Stande gebracht und nicht zu Stande gebracht, die Briefe die er von berühmten Männern erhalten und ihnen geschrieben, die abgeschmacktesten Anekdoten, eine auf das albernste angebrachten Belesenheit, das erfüllet alle Seiten. Selbst die gelehrte Geschichte eines elenden Pasquills des H. v. M. auf einen Sebalder Schulkollegen, Namens Andreas Götze, unter dem Namen des M. Andreas Unkepunz, nebst den Glückwünschen über diese schöne Geburt aus Italien und England finden ihren Platz. Und am Ende stehen noch Epigrammen aus der Fabrik des H. v. M., die des übrigen würdig sind, und dem H. Lessing beweisen sollen, daß ein Mann wie H. v. M. auch darinn mit ihm anbinden könne. Und auf alle diese schönen Sachen hat dieser Mann die Stirn einen Kästner durch eine Zuschrift einzuladen.

Endlich die Briefe deutscher Gelehrten an Hrn. Klotz. (n. 6.) Es ist kein Zweifel, daß die Briefe die Klotz an andere geschrieben hat, viel sicherere Urkunden zu Bestimmung seines Charakters seyn würden, als die Briefe die andere an ihn geschrieben haben. Man hätte auch viel weniger Bedenken sich machen dürfen, Briefe eines Verstorbenen drucken zu lassen, als diese Briefe lebender Personen, die dadurch auf mancherley Art beleidigt, oder in Verlegenheit und Schaden können gesetzt werden, die man daher billig erst um Erlaubniß dazu hätte ersuchen sollen, welches man aber sicherlich nicht gethan hat. Inzwischen könnten die Briefe anderer Gelehrten an ihn, doch noch gute Urkunden zu einer zuverläßigen Beurtheilung dieses Gelehrten seyn, wenn sie mit der gehörigen Vollständigkeit gesammlet wären. Es hat aber dem Herausgeber derselben nicht gefallen, andere bekannt zu machen, als die, woraus die lobreiche Abschil-

ſchilderung die er von ſeinem Freunde in der Vorrede macht, Beſtätigung erhalten ſoll. Denn ſonſt könnten wir allenfalls ſelbſt dergleichen an die Hand geben, die mit nicht weniger berühmten Gelehrten, als manche von denen, die hier in dieſer Sammlung erſcheinen, ſind gewechſelt worden, und die man doch vermißt. Darunter würden inſonderheit die gehören, die Hr. Kl. mit ſeinen vertrauteſten Freunden in der größten Hitze ihrer kritiſchen Journalarbeiten muß gewechſelt haben. Was würde man nicht leſen, wenn man Riedels, Meuſels, Herels, Boyſens, Bels, Hommels und anderer Schriftſteller Briefe an Hrn. Klotz vollſtändig vor ſich hätte! Doch ſolche Briefe müſſen wohl nicht zu dem Zweck gedienet haben, den, wie geſagt, der Herausgeber, zufolge der Vorrede ſich mit der Bekanntmachung der Briefe ſeines verſtorbenen Freundes vorgeſetzt hatte. Nun alſo die Briefe, ſo wie ſie vor uns liegen, ſollen den Ruhm dieſes Freundes unumſtößlich feſtſetzen; das mag ihre Beſtimmung ſeyn. Wir fürchten aber ſehr, daß ſie, genau betrachtet, leicht das Gegentheil thun dürften. Wir wollen den Beweis hiervon unter einige beſondere Anmerkungen bringen, die zuſammengenommen zu einer richtigern Beurtheilung dieſes ganzen Ehrendenkmals dienen können.

Zuförderſt heißt es in der Vorrede: „Ein Geſchenk von der Art kann ihm wahrſcheinlicher Weiſe „nicht anders, als angenehm ſeyn. Gelehrte, die „ſich größtentheils in der gelehrten Welt ſchon bekannt „gemacht haben, treten in dieſer Sammlung auf, „und unterhalten den Leſer theils durch unerwartete „Urtheile, theils durch die Grazie der Schreibart.„ Von dieſer Herrlichkeit muß man nun ſchon nicht wenig abrechnen; wenn man unter dieſen Gelehrten der erſten Größe, auch die Namen Koch, Conrad, Zobel,

bel, Harder, Schummel, Flögel, Herwig, Seibt, Lindner mit erſcheinen ſieht; wenn man ferner bemerkt, daß ſogar ihre Briefe gröſtentheils nur Antwortſchreiben ſind, und daß es H. Kl. nicht ſeiner unwerth gehalten, auch den geringſten unter dieſen Berühmten ſo leutſelig entgegen zu gehen. Das Unerwartete ſcheint uns nicht ſo preiswürdig zu ſeyn, als dem Herausgeber, und von der Grazie der Schreibart muß er auch ganz andere Begriffe haben, als wir, wenn er ſie in den meiſten Briefen dieſer Sammlung findet.

Ueberhaupt, wie wenig wird ein geſetzter Mann auf die verbindlichen Ausdrücke eines höflichen Antwortsſchreibens geben, das weiter nichts thut, als daß es die erhaltenen Verbindlichkeiten eines noch höflichern Aufforderungsſchreibens nach den Regeln der guten Lebensart erwiedert. Und in dieſen Schranken halten ſich augenſcheinlich die Briefe ſolcher Männer, eines Leßings, Herders, Garve, auf deren Lob Hr. Kl. allenfals hätte ſtolz ſeyn können; indeß daß freylich andere, die ſich etwas zu ſeyn dünkten, wenn ſie eines Briefwechſels mit dem Aufſeher der deutſchen Bibl. der ſch. Wiſſ. gewürdigt wurden, ſich dieſem Manne zu Füſſen ſtürzten, und wegen des geheimen Lobes, das er ihnen ertheilte, der öffentlichen Schmach, die er ihnen zugefügt, vergaſſen, oder wie Hr. Schummel (Th. 2. S. 203.) ſehr treuherzig ſagt, „das un„ſchätzbare Schreiben deſſelben, als einen Balſam „für die Wunde annahmen, die ihm ſeine Recen„ſion geſchlagen.„ Denn das war das Staatsgeheimniß der Klotziſchen Kritick öffentlich Wunden zu ſchlagen, und insgeheim dafür Balſam zu reichen. Daher entſprang ein guter Theil der Briefe, die dieſe Sammlung ausmachen, z. B. von eben dieſem Schum-

als solche in Gemeinschaft stehen, sich lieben, sich miteinander unterreden sollen, gänzlich wegfällt.

Unter den Opfern, die Hr. Kl. von seinen Freunden foderte, war denn das vornehmste, daß sie die Fehde gegen die Allg. deutsche Bibl. beschwören mußten; und das thaten sie dann, ein jeder, jemehr er des H. Kl. bedurfte, desto eifriger. Hr. Herwig z. B. schreibt: (Th. 2. S. 64.) „Denn Nikolai ist doch „nur ein Hektor in den letzten Zügen. Und die kri„tischen Wälder? Pfuy! von denen soll kein vernünf„tiger Mensch mehr reden.„ Hr. Zobel von der Philosophie der allg. Bibl. (Th. 2. S. 78.) „und unter„dessen erhält die arme Weltweisheit keinen Weih„rauch, als höchstens in einigen fliegenden Blättern, „denn die allgem. deutschen Bibliothekare sind zum „Theil jämmerliche Philosophen.„ Das sagt ein Mann, den wenigstens seine eigenen philosophischen Arbeiten bey weiten nicht berechtigen so ekel zu seyn, und der gewiß, jedem der Gelehrten, die zur A. d. B., philosophische Recensionen geliefert haben, einzeln, ehrfurchtsvolle Verbeugungen machen würde. Wir können uns nicht vorstellen, daß solch Geschwätz nun von seinen Urhebern zur öffentlichen Bekanntmachung bestimmt war, so wenig, als die kleinen Streiche, die dieser oder jener seinem Freunde gespielt, wie er ihn aufs Eis führen, und dann seine Niederlage zur Schau tragen wollen, z. E. folgenden: (S. 58.) wo ein gewisser H. Harder schreibt, er habe Burkes (jetzt durch eine andere Uebersetzung bekannt gemachtes) Werk übersetzt, und es in der Handschrift dem H. Herder geschickt. „Ich gedenke, fährt dieser „aufrichtige Freund fort, dieses Werkchens gegen „Ew. ꝛc. deswegen, weil Hr. Prof. Herder, so kühn „er auch in seinen Fragmenten die Griechischen Dich„ter beurtheilt hat, hier im Verdacht stehet, daß er

„kein griechisch verstünde. Um nun hinter die Wahr-
„heit zu kommen, habe ich die in der Enquiry vor-
„kommenden Homerischen Zeilen geflissentlich falsch
„und schielend übersetzt; aber aus seinem Danksa-
„gungsschreiben für die Uebersetzung nicht gemerkt,
„daß er diese Schlinge gewahr geworden wäre, die
„ich niemanden würde gelegt haben: aber ihm aus
„gerechtem Unwillen über seine Eitelkeit und Pralerey
„legen mußte. Die Zeit wird es bald lehren, ob er
„darinnen gefangen worden.„ *) Allein dieser Fleiß, mit solchen listigen Schwänken seinen Feinden Schlingen zu legen, war dem H. Kl. ein angenehmer Dienst. Mit dem was etwan das Gewissen zu dergleichen kunstreichen Verräthereyen sagen konnte, nahm man es so genau nicht; so wenig er über die Plumpheit eines Komplimentes scheint betroffen gewesen zu seyn. Es giebt deren nicht wenig in dieser Sammlung, die ein Mann von einiger Delikatesse gewiß verschmähen müßte, aber keines ist schwerlich so poßierlich, als eines von dem nemlichen H. Herwig, dessen wir schon erwähnt haben: (S. 63.) „Stellen Sie sich doch
„einen Menschen vor, sagt er, der anderthalb Jahr
„auf der Universität Altdorf lebte, ein viertheil dieser
„Zeit mit Baumgarten, Corvin, Achenwall, Beyer,
„Schmidt, Wolfen, unter dem Arm herum lief;
„einen Menschen, dem man den unglücklichen Ge-
„dan-

*) Der gute Harder schloß aus Hrn. Herders Stillschweigen, gewiß etwas ganz falsches. Hr. Herder, wird vermuthlich die Uebersetzung nicht durchgelesen, noch weniger die übersetzten Stellen zusammengehalten, sondern alles in einem höflichen Antwortschreiben, mit allgemeinen Ausdrückungen, abgefertigt haben; wie mehrere Gelehrten thun, denen junge Autoren mit indiscreter Zudringlichkeit, Uebersetzungen, Abhandlungen, Gedichte, zur Durchsicht zusenden.

„danken in den Kopf ſetzte, Magiſter zu werden, da „er nichts anders wußte, als Baumgartens Di„ſtinktion — Dieſen Menſchen ſtellen Sie ſich vor, „denn ſehen Sie mich mit Klotzen meſſen.„ Zu bemerken, dieſer Menſch hatte Klotzen gegen ein gewiſſen Willius Altorfinus vertheydigt; dieſer Willius Altorfinus war überzeugt worden, und hatte ſeinem Belehrer geſchrieben: (S. 62.) „Sie haben Leßin„gen ſo gut widerlegt, als wenn Sie Klotz ſelbſt „wären.„ Und dieſe Worte ſetzten den Belehrer in den Schrecken, worinn er in die angeführte Ausrufung ausbrach: Mich mit Kl. zu meſſen!

Aus dem, was wir angeführt haben, iſt leicht abzunehmen, daß dieſe Sammlung von Briefen, einige wenige Briefe ausgenommen, in der That ein ſehr gleichgültiges Geſchenk*) für das deutſche Publikum iſt. Und das hat freylich nicht anders ſeyn können, da H. v. Hagen vermuthlich nur ſeinem Freunde hat dienen wollen, und übrigens mit den wahren Be-

*) Sogar zum Sammlen von allerhand Anekdötchen, möchten dieſe Briefe eine ſehr unſichere Anleitung geben. Hrn. Klotzens Correſpondenten, ſcheinen oft, entweder ſelbſt zu irren, oder Hrn. Klotz etwas aufbürden zu wollen. Unter mehrern Beyſpielen, wollen wir nur ein einziges anführen. Hr. Boden in Wittenberg, ſchreibt Th. II. S. 84. „Ich habe freilich ſonſt keinen „Antheil an der Nikolaitiſchen Bibliothek gehabt, als „daß er mich um die Ausarbeitung der antiquariſchen „und philologiſchen Artikel erſucht hat. Er hat ſich „beſonders die Recenſionen von Ihren Schriften aus.„ Hr. N. hat Hrn. Boden ſicherlich niemals erſucht, Antheil an der Bibliothek zu nehmen. Es könnte wohl ſeyn, daß ein dritter Hrn. Boden in Vorſchlag gebracht hätte, daß Hr. N. aber Bedenken getragen, den Vorſchlag anzunehmen. Genug, es ſteht keine Zeile von Hrn. Bodens Arbeit in der A. d. B.

dürfnissen der deutschen gelehrten Republik wohl wenig bekannt ist. Darum wollen wir es auch eben so genau mit ihm nicht nehmen. Nur müßte er sich seines Freundes in der Vorrede zum 1ten Theile nicht so warm annehmen, und sich bis zu Beschimpfungen wider die Gegner desselben herauslassen.

Die unter n. 7. angeführten Blätter mögen in Wien nicht unwichtig seyn, wo die Selbstgefälligkeit des H. v. S. die man schon aus den Klotzischen Briefen gnug ersehen kann, noch näher bekannt seyn, und also mit seinem knechtischen Höfeln gegen Hrn. Kl. noch stärker abstechen muß. Uebrigens sind die Vorwürfe die hier dem Hrn. v. S. gemacht werden, ob er sie gleich zu verdienen scheinet, auf eine allzu harte und heftige Weise vorgetragen.

Bn.

IX.

Wilhelm Abraham Tellers Wörterbuch des Neuen Testaments zur Erklärung der christlichen Lehre. Berlin, bey August Mylius, 1772. 8. 392 Seiten.

Ein merkwürdiges Buch in der theologischen Litteratur, besonders was die Auslegung der H. Schrift betrift, in deren Verbesserung es gewiß Epoche machen wird, wenn ihre Ausleger auf dem Wege fortgehen werden, den der V., so ganz uneingeschränkt, wie er, zuerst betreten hat, und der ohnstreitig der einzige richtige ist. So alt auch die hermeneutische Regel seyn mag, daß man Schrift durch Schrift erklären müsse, so wenig ist sie doch auf die rechte Art bisher befolgt worden. Immer haben

ben die meiſten Gottesgelehrten, wenn ſie ſich nur zur Verfertigung einer bibliſchen Auslegung hinſetzten, gleichſam auf die eine Seite die h. Schrift und auf die andere ihre Dogmatick hingelegt, mit dem einen Auge auf die Worte der heil. Schriftſteller, und mit dem andern auf den einmal feſtgeſetzten Lehrbegriff ihrer Kirchenpartey hingeſehen, dann rechts und links aus beyden einen Faden nach dem andern herausgezogen, und ſo ein Ganzes daraus zuſammengewebt, wovon die bibliſchen Verfaſſer die eigentlichen Meiſter haben ſeyn ſollen, aber es wirklich nicht geweſen ſind. Um nur bey dem N. T. zu bleiben, ſo leſe man doch einmal aus der unzählbaren Menge der Commentatoren und Paraphraſten darüber, die ſeit Erfindung der Buchdruckerey erſchienen ſind, welchen man zuerſt in die Hände bekommt, und ſage ob nicht die allermehreſten, der eine nur mehr, der andere weniger, in tauſend Stellen der evangeliſchen und apoſtoliſchen Schriften ihre angenommenen dogmatiſchen Begriffe hineingedacht, und deren Verfaſſer zum Theil Lehrſätze haben predigen laſſen, welche erſt in weit ſpätern Zeiten von Menſchen, die ihre Dollmetſcher ſeyn wollten, aufgebracht worden. Wie manchem Ausleger kann man es gleich auf der erſten Seite ſeiner Erklärung eines bibliſchen Buchs anſehen, welcher von den unterſchiedenen chriſtlichen Kirchenpartheyen er zugethan ſey. Auf die Weiſe hat die Bibel das zweydeutigſte Buch von der Welt werden, und Jahrhunderte hindurch bleiben müſſen, ein Buch, aus dem man machen kann, was man will, das der eine ſo, der andere ſo verſteht, je nachdem deſſen Inhalt in die Verbindung ſeiner ſich erworbenen übrigen Kenntniſſe und Religionsideen paſſet oder nicht paſſet. Doppelſinn kann man doch den bibliſchen Verfaſſern bey ihren Schriften unmöglich zutrauen, ſonſt wären dieſe

unvollkommener, und weniger werth, als alle menſchliche Bücher. Alſo eine Bedeutung ihrer Worte kann nur die wahre, von ihnen intendirte Bedeutung ſeyn. Und die zu finden, dazu iſt kein anderes ſicheres Mittel, als daß man es ſo mache, wie Hr. O. C. R. Teller es in Anſehung des N. Teſtaments gemacht hat, nemlich „entweder auf die ausdrücklichen Zeugniſſe „Jeſu und der Apoſtel von der Bedeutung, in der „ſie gewiſſe Wörter genommen, das meiſte Gewicht „lege, und ſie alſo vor allen Dingen aufſuche; oder „den jüdiſchen Gebrauch einer Redart, eines Ausdrucks, den ſie bey ihren Anweiſungen zum Grunde „legen, den ſie als damals allgemein bekannt nicht „weiter erklären, ſich aus den Sitten dieſes Volks, „nach den Beſchreibungen des A. T., erſt verſtändlich mache; oder endlich Wörter und Ausdrücke, mit „denen ſie im Vortrage derſelben Sache abwechſeln, „ſo lange gegen einander vergleiche, bis man den allgemeinen Begrif aus allen zuſammengenommen „völlig ausgezogen hat.„ Alsdenn wird Schrift aus Schrift erklärt, und wenn denn die mittelſte Gattung, wie auch Hr. T. anmerkt, mehr Sprachgelehrſamkeit und Bekanntſchaft mit den Alterthümern erfordert: ſo iſt doch die Anwendung der erſten und letzten eine um ſo leichtere Sache für jeden, dem ſie ſelbſt wichtig iſt. — Soll jemals die chriſtliche Religion von allen Menſchenſatzungen gereiniget und das Evangelium in der Lauterkeit und für jedermann verſtändlichen Wahrheit, wie deſſen erſte Lehrer es geprediget haben, auch unter uns gelehrt werden: ſo muß eine beſſere, natürlichere Auslegungsart des N. T., als wir bisher gehabt, eingeführt werden, denn von dieſer allein kann die Verbeſſerung unſerer dogmatiſchen und moraliſchen chriſtlichen Lehrbücher herkommen. Es muß nicht mehr die Frage ſeyn: Wie haben Kir-

chen-

chenväter für ſich oder auf Concilien, Lehrer der erſten, mittleren und ſpätern chriſtlichen Jahrhunderte in die Seele ganzer Sekten und Partheyen, die ihnen anhiengen, den und den Ausſpruch Jeſu oder eines Apoſtels verſtanden? Was für Auslegungen haben ſie davon gemacht, worauf hernach mit der Zeit das und das Dogma gebauet worden? — ſondern die Frage muß ſeyn: Was bedeuten die Wörter, Redensarten und Ausdrücke, in welchen Jeſus und die Apoſtel redeten oder ſchrieben, nach dem damaligen Sprachgebrauch, der Lehrern und Schülern bekannt war? Das einemal drücken ſie ſich ſo, das anderemal ſo aus, wenn wir dieſe verſchiedenen Stellen in ihren Schriften unter einander vergleichen, was für einen natürlichen, ungezwungenen und vernünftigen Sinn, der keinen anderweitigen erwieſenen Wahrheiten widerſpricht, bringen wir alsdenn heraus? Es muß nicht bey Auslegung der h. Schrift darauf ankommen, ob dieſe oder jene, die als Ketzer und Heterodoxen verſchryen ſind, ſo oder ſo erklärt haben; ſondern darauf, ob die Erklärung dem Sprachgebrauch und dem Zuſammenhange der Rede gemäß iſt, oder nicht.

Dieſen, von den Dollmetſchern des N. T. noch ſo wenig betretenen Weg, iſt nun ein Mann eingeſchlagen, der mit aller hebräiſchen und griechiſchen Sprachgelehrſamkeit, Philoſophie und Geſchmack verbindet, ohne welche der größte Sprachgelehrte immer ein ſchlechter Ausleger bleiben wird; und dem es dabey um die Erforſchung der bibliſchen Wahrheit eben ſo ſehr, als um die Beförderung der chriſtlichen Rechtſchaffenheit, durch eine gereinigte lebendige Erkenntniß der evangeliſchen Religionslehren, zu thun iſt. Wieviel läßt ſich von einem ſolchen Gottesgelehrten erwarten. Und gewiß hat Hr. T. alles geleiſtet, was man von ihm erwarten konnte.

Wir wollen einige Artickel abſchreiben und zwar diejenigen zuerſt, welche uns nicht allein wegen ihrer Neuheit, ſondern noch mehr wegen der Gründe, aus denen der V. die Richtigkeit ſeiner Auslegung darzuthun ſucht, vorzüglich aufmerkſam gemacht haben. Z. B.

„Ebenbild Gottes, 2 Cor. 4, 4. des unſichtba-
„ren Col. 1, 15. des göttlichen Weſens Ebr. 1, 3.
„wird Jeſus genannt, inſofern er mit allem göttli-
„chen Anſehn auf der Welt erſchien. (Phil. 2, 6.).
„Die letzte Stelle iſt ſo entſcheidend für dieſe Erklä-
„rung, aber auch wie mich dünkt, bisher ſo wenig
„in ihr rechtes Licht geſetzt worden, daß es die Sache
„wohl verdient, etwas dabey zu verweilen. Luther
„überſetzt:

„Welcher iſt der Glanz ꝛc.

„Bey der erſten Hälfte weis ich eben nichts zu erin-
„nern, als daß vielleicht noch genauer für Glanz,
„Abglanz (Wiederſchein) und für Herrlichkeit Ma-
„jeſtät geſagt werden könnte. — Das meiſte kommt
„hier auf die Erklärung an. Aber in der zweyten
„Hälfte vermiſſe ich auch die Richtigkeit der Ueberſe-
„tzung, denn es ſollte heiſſen:

„Und der Abdruck (die Geſtalt) ſeiner (Macht)
„mächtigen Stärke.

„Ich nehme über mich, es darzuthun, daß beyde
„Hälften durchaus gleichgeltende Beſchreibungen eben
„derſelben Sache enthalten. Das Wort, welches
„L. Weſen überſetzt, bedeutet ohnedies das beſtehen
„eines Dinges; wird überhaupt von dem gebraucht,
„was dicht, feſt, gründlich iſt, und es iſt über dies
„ſchwer zu glauben, daß Paulus — der in dieſem
„Briefe lediglich zeigen wollte, daß in Jeſu alles der
„Wahrheit nach vereiniget ſey, was die Juden ehe-
„mals in Sinnbildern großes und feyerliches geſehen

„und

„und gehört hatten, ein ſolches Schreiben mit einer
„aus den Eingeweiden der Metaphyſick hergenomme-
„nen Einleitung anfangen ſollte. Um ſo viel wahr-
„ſcheinlicher wird es alſo auch, daß der Apoſtel hier
„gleichfals ein Sinnbild der göttlichen Macht und
„Größe aus der Iſraelitiſchen Welt in Gedanken ge-
„habt. Und dieſe Vermuthung erhebt ſich zum
„möglichſten Grade exegetiſcher Gewißheit, wenn ſich
„findet, daß (wie bekannt) die Wolken und Feuer-
„ſäule die Herrlichkeit Gottes genannt werde —
„und nach einem ferneren Sprachgebrauch der grie-
„chiſchen Juden mit demſelben Wort, welches ſ. We-
„ſen, ich Macht überſetze. Ein entfernter Beweis
„hiervon könnte ſchon ſeyn, daß das hebräiſche Zeit-
„wort, von welchem das Nennwort in der Bedeu-
„tung, Säule, abgeleitet iſt, mit demſelben grie-
„chiſchen Zeitwort von den Ueberſetzern des A. T. ge-
„geben wird, von welchem das griechiſche Nennwort
„in dieſer Stelle herkommt; ein näherer dieſer, daß
„die gedachten Ueberſetzer für ein anderes Wort, wel-
„ches gleichfals eine Säule oder Statue bedeutet,
„daſſelbe Nennwort, von dem die Rede iſt, in der
„Ueberſetzung Ezech. 26, 11. brauchen. Aber der al-
„lertreffendſte iſt wohl der, daß der V. oder Ueberſe-
„ßer des B. d. Weisheit 16, 21. gerade dieſes Wort
„von der Wolken- und Feuerſäule in Beziehung auf
„2 B. Moſ. 16, 7. 10. braucht. Luther überſetzt auch
„hier nicht richtig: denn ſo man auf dich harret ꝛc.
„für: deine (Hypoſtaſe) Wolkenſäule machte dei-
„nen Kindern deine Süßigkeit offenbar. Stehts
„zu läugnen, daß jene Säule, als etwas feſtes und
„und dichtes, die Hypoſtaſe Gottes genannt werden
„konnte? Der Weiſe mit dieſem einzigen Wort, das
„Moſaiſche, die Herrlichkeit Gottes in den Wol-
„ken, ausdrücken wollte? folglich Geſtalt der Hy-

„postase Gottes hier beym Apostel der Sprache nach „gerade soviel ist, als 2 B. Mos. 24, 17. das Ansehn „der Herrlichkeit Gottes? (hier χαρακτηρ dort εἰδος; „hier της ὑποστασεως Θεϋ, dort της δοξης Θεϋ) und „es endlich das natürlichste sey, den Sprachgebrauch „eines Apostels aus dem Judenthum (und zwar in „einem solchen an Juden gerichtetem Schreiben) mit „dem Sprachgebrauch eines jüdischen Gelehrten zu „vergleichen? Und wie genau paßt dies in den gan„zen übrigen Theil der Rede ein! Welche würdige „und die ganze Absicht des Briefes feyerlich ankünd„gende Vorstellung — Gott, fängt er an, hat ehe„mals auf mancherley Weise durch die Propheten ge„redet; aber nun redet er durch seinen Sohn und nur „auf einerley Weise; ihn hat er gemacht zum Herrn „über alles — denn nachdem er gleich jener Wolken „und Feuersäule das sichtbare Zeichen des großen und „majestätischen Gottes auf der Welt gewesen, und in „göttlicher Gestalt unter uns erschienen — so hat er „sich gesetzt — Ich vermuthe auch beynahe, daß „Johannes gleiche Rücksicht genommen, wenn er „sagt, wir sahen seine Herrlichkeit S. 14.

„Wenn ich nun doch in der Uebersetzung das Wort „Macht, mächtige Stärke gebraucht habe, so habe „ich mehr den Sinn ausdrücken wollen, weil die Wol„ken- und Feuersäule den mächtigen Schutz Gottes, „seine Gegenwart zugleich abbilden sollte, und man „also auch Gegenwart dafür setzen könnte.„

„Fülle, zeigt allezeit den Inhalt oder Umfang „einer Sache an, nur muß es hin und wieder aus „dem Zusammenhange genauer bestimmt werden, und „besonders in folgenden Stellen:

„Joh. 1, 16. wird nach V. 14. durch die Fülle „Jesu sein ausserordentliches Wohlwollen verstan„den. Der Apostel hatte gesagt: wir sahen ihn voll

„von

„von dem aufrichtigſten Wohlwollen (ſ. Gnade/
„Wahrheit) und daraus, fährt er nun fort, von
„ſeiner überflieſſenden Gnade haben wir alles über-
„ſchwengliche Gute empfangen.

„Röm. 11, 25. die Fülle, d. i. die Menge der
„Heiden.

„Röm. 13, 10. ſ. Erfüllung.

„Gal. 4, 4. Eph. 1, 10. —

„Eph. 1, 23. Kap. 3, 19. Kap. 4, 13. Col. 1, 19.
„Kap. 2, 9. Ich nehme dieſe Stellen zuſammen,
„weil ſie gegenſeitiges Licht auf einander werfen, und
„die eine durch die andere die Beſtimmung der Aus-
„drücke, Fülle, Fülle Gottes, oder der Gottheit,
„oder Chriſti, deutlicher macht. Eins wie das an-
„dere iſt nun alſo die aus Juden und Heiden geſam-
„melte chriſtliche Gemeine, kurz die Kirche: Denn
„in der erſten Stelle erklärt Paulus damit die vor-
„hergehende Vorſtellung der Kirche, als eines Leibes,
„und ſeinen Leib, welchen er in dieſer umſchreibt, die
„Fülle des ꝛc. durch Gemeine Col. 1, 18. 24. Es
„ſind alſo in den Briefen an die Epheſer und Coloſſer
„gleichgeltende Beſchreibungen der chriſtlichen Ge-
„meine, die ganze Fülle, Fülle des ꝛc. Fülle Chriſti,
„Gottes, der Gottheit — der aus zweyen gemachte
„neue Menſch (Eph. 2, 15.) der ganze Bau (V. 21.)
„die ganze Familie im Himmel und auf Erden
„(Kap. 3, 15.) alles geſchaffene im Himmel und
„auf Erden (ſ. Kinder, Himmel und Erde) —
„Es iſt ferner einerley geſagt: In ihm wohnet die
„Fülle; und er erfüllet alles in allen (Juden und
„Heyden werden durch ihn vereiniget) alle Dinge,
„(Juden und Heyden) ſind in ihm zuſammengefaßt
„worden (Eph. 1, 10.) es iſt alles durch ihn und
„zu ihm geſchaffen (Col. 1, 16.) — So erklärt
„Philo das Wort erfüllen, durch enthalten in ſich

„be-

„begreifen, im erſten Theil der Mangeiſchen Ausgabe „S. 52. Noch weiter: Was der Apoſtel in der einen „Stelle ſagt, die Fülle des, der alles in allen erfül„let, drückt er da, wo L. überſetzt: vollkommnen Al„ters Chriſti, kurz aus: Fülle Chriſti, oder Fülle „Gottes, der Gottheit (wenn anders die letzte Les„art richtig iſt und es nicht auch hier Col. 2, 9. ſchlecht„weg wie Kap. 1, 19. Fülle heiſſen ſollte) weil Chri„ſtus die Gemeine unter ſich vereiniget, unter ſeiner „Herrſchaft begreift, Gott aber durch ihn ſie ſam„melt und ſammeln zu laſſen beſchloſſen hat — Und „es iſt alſo, in Chriſto wohnet die ganze Fülle, wie„der eben ſoviel, als er iſt das Haupt der Gemeine, „ſoviel als, er hat beyde Juden und Heyden verſöh„net zu einem Leibe (Eph. 2, 16.) oder, er iſt das „Haupt, aus welchem der ganze Leib zuſammenge„fügt wird (Kap. 4, 16.); endlich erfüllet werden „zu (nicht mit, wie L. überſetzt) aller Gottes Fülle, „und Eph. 4, 13. nach einer genauern Ueberſetzung, „ein vollkommner Mann werden nach der Größe „der Fülle Chriſti, (d. i. nach der Vollkommenheit, „zu der ſeine Gemeine aufwachſen ſoll) ſobiel als Col. „2, 19. wachſen zum göttlichen, dem von Gott be„ſtimmten Umfang, wie ich ſtatt Größe überſetzen „würde. So, denke ich, muß man den Apoſtel aus „der Fülle ſeiner Schreibart, beſonders in dieſen bey„den Briefen, wo er ſich immer ſelbſt wieder expirt, „erklären, und wird es glücklicher thun, als mit noch „ſo großer Verſchwendung von auswärtiger Beleſen„heit.„ Das denken wir auch. Und vielleicht würde man gegen die Tellerſche, aus richtiger Vergleichung mehrerer ſynonymiſcher Ausdrücke des Apoſtels hergeleitete, Erklärung eben nichts einzuwenden haben, wenn nicht damit ein Beweisſpruch für die wahrhafte Gottheit Chriſti, nemlich Col. 2, 9., wieder verlohren

glen-

gienge. Aber nicht alle Ausleger haben auch dieſe Stelle dazu gebraucht. Denn wenn Fülle der Gottheit hier nothwendig das göttliche Weſen bedeuten ſollte, ſo müßte Eph. 3, 19. Fülle Gottes es auch bedeuten, welches ſchlechterdings unmöglich ſeyn kann.

„Der Sinn würde alſo ſeyn:

„Eph. 3, 19 — Damit ihr auch dadurch zu einer „Familie Gottes vollkommen vereiniget werdet.

„Col. 2, 8. 9. 10. Trennet euch alſo nicht durch „Lehren, die dem Chriſtenthum nicht gemäß ſind; „denn das würde ja ganz der Abſicht deſſelben zuwi„der ſeyn, da eben unter der Herrſchaft Jeſu die ganze „von Gott auserſehene Menge der Juden und Hey„den als Eine Gemeine ſtehen, alle von ſeinen Vor„ſchriften abhangen ſollten, und ihr eben deswegen „auch dazu durch ſein Evangelium ſeyd verſammelt „worden. S. vollkommen.

Es iſt ſichtbar, daß auf dieſe Weiſe V. 8. und V. 10. auch viel natürlicher zuſammenhängen, als nach der gewöhnlichen Erklärung, welche den Apoſtel einen ganz zufälligen Gedanken über die metaphyſiſche Natur Chriſti, in die Rede einſchieben läßt.

„Erde, Erdreich, Col. 3, 2. 5. ſ. droben. Uebri„gens bedeutet es in folgenden Stellen das jüdiſche „Land, Matth. 5, 5. 13. u. ſ. w.

„Unterſte Oerter der Erden, Eph. 4, 9. iſt nach „der Erklärung vieler großen Ausleger eine Beſchrei„bung des Grabes — Ich habe nichts dagegen — „Der Sprachgebrauch des A. T. läßt ſie nicht nur zu, „ſondern fordert ſie auch. Allein, da noch wörtlicher „Pſ. 139, 15. der Mutterleib ſo genannt, und auch „hier genau überſetzt werden ſollte: Da ich gebildet „ward in den unterſten Oertern der Erde; da es „ferner ſcheint, der Apoſtel wolle nicht ſowol die größte „Erhöhung und die tiefſte Erniedrigung, ſondern

„viel-

„vielmehr zwey von einander äuſſerſt entfernte Zu„ſtände Jeſu Chriſti einander entgegenſetzen, welche „denn die Empfängniß und die Himmelfarth ſeyn „würden; und endlich der ganze Vortrag vom 8. bis „17. V. zu einer poetiſchen Proſe ſich erhebt: ſo wä„re ich ſehr geneigt, hier lieber den Leib der Mutter „zu verſtehen und die ganze Redart für eine — Be„ſchreibung der Empfängniß Jeſu anzunehmen.„ S. Himmel und Erde.

Wir haben Leute über dieſe Auslegung ſpotten hören. Aber denn ſpottet man auch zugleich über den David mit, der doch auch gewiß, wie alle Menſchenkinder, im Mutterleibe gebildet worden, ob er gleich in der angeführten poetiſchen Sprache ſagt, es ſey in den unterſten Oertern der Erde geſchehen. In der chriſtlichen Lehre ändert es nichts, ob des Pauli Worte von der Empfängniß, oder dem Begräbniß Chriſti verſtanden werden. Doch geſteht der Rec. für ſein Theil gern, daß ihm die letzte Bedeutung natürlicher dünkt, da ſie den wiederholten Sprachgebrauch vor ſich hat und zwar in vielen Schriftſtellen des A. T. und Pſ. 139, 15. wohl nur die einzige iſt, wo unterſten Oerter der Erde, nicht das Grab, ſondern den Mutterleib bedeuten.

„Himmel und Erde; die Welt, alle ſichtbare „geſchaffene Dinge.

„Allein in einem ganz beſondern Verſtande nimmt „Paulus die Redart, der als ein ehemaliger groſſer „jüdiſcher Gelehrter auch zuweilen ſeinen eigenen „Sprachgebrauch hat. Die Juden nennten nemlich „den Tempel und beſonders das Allerheiligſte, den „Himmel, in Beziehung auf Jeſ. 63, 15. und daher „wieder ihre ganze Kirche, alle andere Völker dage„gen, vielleicht aus Verachtung die Erde. So ſagt „Philo in der Abhandlung von der Einheit Gottes, „wo

„der Himmel ſey die eigentliche Wohnung Gottes und „das Gegenbild davon im Tempel zu Jeruſalem, die „Edelgeſteine aber auf den Amtskleidern des Hohen„prieſters, wären eine Abbildung der Sterne am Him„mel. Und in dem Buche von den Rieſen — theilt „er die Menſchen in drey Klaſſen ein, in die Erdmen„ſchen d. i. blos ſinnlichen und laſterhaften, Him„melsmenſchen, d. i. die weiſen und guten, endlich „Gottesmenſchen, d. i. Lehrer und Propheten. Es „iſt alſo Eph. 1, 10. Col. 1, 16. das, was im Him„mel und auf Erden iſt, eine auf dieſen Sprachge„brauch gegründete Beſchreibung der Juden und Hey„den; Thronen und Herrſchaften ſind die heydni„ſchen Kaiſer, und Fürſtenthümer und Obrigkeiten „die jüdiſchen Unterobrigkeiten (denn dieſe hatten „keine Thronen mehr) — So erklärt ſich Paulus „darüber ſelbſt Eph. 2, 13. 16. — Ich zweifele da„her nicht, daß auch nicht nur Eph. 3, 15., ſondern „auch Ebr. 7, 26. — wo Jeſus offenbar dem Hohen„prieſter des A. T. entgegengeſetzt wird, Himmel den „Tempel, oder die jüdiſche Kirche, und die ganze „Redart eben ſo viel bedeute, als wenn Jeſus ſelbſt „von ſich ſagt, er ſey größer als der Tempel, Matth. „12, 6.„

„Wie nun die Apoſtel — den Tempel, den Berg „Sion, Jeruſalem ſelbſt, den Hohenprieſter und die „übrigen Prieſter, die Opfer und Gaben, das alles „auf das Chriſtenthum im höheren Sinn deuten; ſo „iſt auch Himmel, in Beziehung auf den vorhin er„klärten jüdiſchen Sprachgebrauch, nicht ſelten, die „chriſtliche Kirche oder Gemeine. Und es iſt eine „ſehr reichhaltige Idee, daß nun weiter kein Unter„ſchied ſey unter heiligen Zeiten, Oertern, Perſonen, „Ländern; alle heilig, die Gott ehren, und jeder Ort, „wo er geehrt wird, und alſo auch nicht mehr das

„Allerheiligſte, dieſer Judenhimmel, an eine Städe „gebunden, ſondern allenthalben der Himmel, Gott „und Glückſeligkeit, wo ein Chriſt iſt, und wo er „dereinſt hinkommt u. ſ. w.„

So weit Hr. T. in dem allen, was wir hier wörtlich aus ſeinem Wörterbuch abgeſchrieben haben, von den gewönlichen Auslegungen abgeht, ſo wird man ihm doch die Gerechtigkeit wiederfahren laſſen müſſen, daß er ſeine Erklärung mit ſehr wahrſcheinlichen Gründen unterſtüzet und gewiß nicht die Begierde, blos was neues zu ſagen, ihn dazu bewogen habe. — Wenn man vorausſezt, dies ſind unſere Gedanken bey dem letzten Artickel, daß alle die, welche damals vom Judenthum zum Chriſtenthum übergetreten waren, oder noch übertreten wollten, auch die ungelehrten, gemeinſten Juden, zu deren Belehrung Paulus ſchrieb, die Vorſtellungen, die Hr. T. anführt, mit den Apoſtoliſchen Ausdrücken und Redensarten verbanden, ſo würde es gar keinen Einwurf gegen die Richtigkeit der Auslegung abgeben können, daß, nach unſerer Art zu reden, den gebrauchten Wörtern durch Verlaſſung ihrer erſten urſprünglichen Bedeutung, der äuſſerſte Zwang angethan zu ſeyn ſchiene. Aber ſollte ſich das wohl mit Zuverläßigkeit vorausſezen laſſen? Dies wünſchten wir noch mehr bewieſen, noch durch mehr ähnliche Zeugniſſe aus jüdiſchen Schriftſtellern, als der V. aus dem Philo angeführt hat, beſtätiget — Geſezt, daß Paulus als ein großer jüdiſcher Gelehrter zuweilen ſeinen eigenen Sprachgebrauch gehabt hat, konnte er ſich deſſen in Schriften bedienen, die er zum Unterricht auch für Ungelehrte abfaßte? Oder mußte er, wenn er ſeinen Zweck erreichen wollte, davon abgehen, und ſich zu den Redensarten des übrigen größten Haufens herunter laſſen? Wir dächten, ſo gewiß, als jeder gute Schriftſteller, der nicht blos

für

für Gelehrte schreibt, populär schreiben wird. Wenn Paulus für seine Person als ein Gelehrter unter dem Himmel die Juden, und unter der Erde die Heyden verstand, nahmen deswegen alle seine Schüler im Christenthum die Wörter Himmel und Erde auch in der Bedeutung? Daran sollten wir fast zweifeln. (Mehrere gemeine jüdische Schriften der damaligen Zeiten, könnten uns allein Gewißheit darüber geben.) Wenn es aber zweifelhaft war, ob sie auch alle die Idee des Apostels damit verbinden würden läßt sichs glauben, daß er so hyperbolisch würde gesprochen haben, da er hätte in eigentlichen Ausdrücken sprechen, statt Himmel und Erde eben so leicht Juden und Heyden sagen, und auf solche Art aller Mißdeutung auf immer vorbeugen können? Wenn wir noch dazu erwegen, daß seine Schriften noch nach vielen Jahrhunderten fremden Völkern, die vom alten jüdischen Sprachgebrauch gar nichts mehr wußten, zum Unterricht in der christlichen Lehre dienen sollten, so sollten wir gewiß meynen, er würde niemals ohne Noth in jüdischen Tropen, sondern in solchen Ausdrücken geschrieben haben, die in alle Sprachen übersetzt, von Gelehrten und Ungelehrten nach ihrer ersten Bedeutung genommen würden. — Diese Bedenklichkeiten, die der Rec. gehoben wünschte, hindern ihn bis jetzt noch, auch Eph. 3, 16. und Col. 1, 16., nach Hrn. T. Auslegung, zu verstehen.

Bey Erklärung anderer Wörter des N. T., wenn sie gleich vielen nicht recht seyn wird, ist dennoch die Richtigkeit derselben sehr einleuchtend und bey wahren Schriftgelehrten schon sonst keinem Zweifel mehr ausgesetzt gewesen. Z. B.

„Bad der Wiedergeburt und Erneurung des „heil. Geistes, Tit. 3, 5. 6. ist eine Beschreibung des „reichen Maasses der Heiligungsgaben. So wie der

„Apostel die figürliche Benennung der T
„mit dem eigentlichen Ausdruck, Erneu
„Geistes, verwechselt; so erklärt er das
„durch die reichliche Ausgiessung des h. G
„s. w. — Einige Ausleger, die diese Worte
„Taufe erklären, scheinen nicht erwogen zu
„diese Erklärung angenommen, der Apo
„V. seine eigene Auslegung des 5ten g
„hätte fassen und etwa sagen mi n, t
„reichlich durch die Taufe mit
„schneidet er alle Gelegenheit zu solc Erkl
„wenn er sagt durch Jesum Christum.
„Ausleger unter den alten und neuen, wie
„lact, Piscator u. a. haben auch an so
„gedacht.„

„Beladen seyn, Matth. 11, 28. heißt,
„rechtschaffener Israelit unter den schweren
„gionsauflagen seiner Lehrer von so vielen
„keiten beym Fasten, Beten, u. s. w. (W
„seufzen, und überhaupt nach einem wen
„schwerlichen, kindlichern Gottesdienst
„nen. ꝛc.„

„Braut, Bräutigam: Joh. 3, 29.
„eine sprüchwörtliche Redensart, und
„die Vergleichung Matth. 9, 15. Kap. 12, 19.
„5, 34. nur zu einer gelegentlichen Erläute
„gestellt. Man sollte also Jesum nicht in
„mengen, welches man zuweilen mit der
„einer Braut Jesu treibt. Er selbst hat sie nie
„Braut genannt, und am wenigsten ein e
„Glied, welches noch weit anstößiger ist.„

„Busse: Dieses deutsche Wort, wel
„lich eine Genugthuung anzeigt, in welcher
„tung es auch Luther Esra 7, 26. nimmt, dr
„Sinn der beyden griechischen Wörter, für

„

„ist der Uebersetzung des N. T. gebraucht hat, nicht „richtig genug aus. Nur zweymal hat er dafür das „bequemere, Reue, gewählt, 2 Cor. 7, 9. 10. Al„lein noch genauer würde man übersetzen müssen Sin„nesänderung, Besserung, wie Philo (2 B. S. 3. 5.) „es erklärt — Josephus braucht das eine wie das „andere von denen, die ihre Meynungen und Ent„schliessungen ändern, in welcher eingeschränkteren „Bedeutung es Ebr. 12, 17. vorkommt, wo es für

„er fand keinen Raum zur Busse

„heissen sollte: er konnte die Widerrufung (nemlich „des Segens) nicht erhalten. —

„Eingeben: Wenn das A. T. 2 Tim. 3, 16. als „von Gott eingegeben, beschrieben wird, so kann „diese allgemeine Anzeige wohl nicht sprachrichtiger er„läutert werden, als aus Hiob 32, 8. der zweyten „Hälfte, wo das hebräische Odem des Allmächti„gen, wie L. übersetzt, oder genauer, der Anhauch „des Allmächtigen, mit dem Wort, das der Apostel „hier braucht, gleichgeltend ist, und der griechische „Uebersetzer auch das damit verwandte Nennwort „gebraucht hat. — Alles geistige Gute kommt von „Gott, zu dem es führet. Es ist so fromm als rich„tig gedacht, sich, nach der ältesten Philosophie, es „als etwas von Gott dem Menschen eingehauchtes „vorzustellen. Aber so ist es auch allein Gottes Sache, „das Maas zu bestimmen, nach welchem er dieses „geistige Gute einem Moses, Josua, Petrus oder „Paulus mitgetheilet hat. Paulus selbst thut es „nicht.„

„Eins seyn. Joh. 10, 30. Kap. 17, 21. so viel „als gleich gesinnt seyn. So erklärt es Jesus selbst, „vergl. v. 38. der ersten Stelle mit dem Zusatz in der „zweyten — ich bitte, daß sie so eins seyn mögen, „wie du Vater in mir und ich in dir — und durch

„dies, du in mir und ich in dir, hatte er in der ersten
„das, wir sind eins, umschrieben. —

„Geheimniß: So wird überhaupt jede
„heit, Handlung, Lehre, Erzehlung
„entweder an sich nicht allgemein bekannt , o
„nur nach ihren Ursachen, Zusammenhang,
„verborgen. Beyspiele von allen diesen
„gen im N. T. sind folgende:

„Geheimniß schlechtweg: Röm. 11, 25. 1 Cor.
„15, 51. sind die in beyden Stellen bekannt gemach-
„ten noch zukünftigen Begebenheiten, die also bis da-
„hin für die römischen und corinthischen Christen eine
„ungeglaubte Sache waren.„

„Geheimniß der Bosheit 2 Thes. 2, 7. (nach
„dem Grundtext) eben das, was wir die unbegreif-
„lichste Bosheit nennen.„

„Geheimniß des Himmelreichs, des Glaubens,
„Gottes: Matth. 13, 11. Marc. 4, 11. 1 Cor. 4,
„1. 1 Tim. 3, 9. die Lehren des Evangelii, die bis
„dahin den Juden und Heyden unbekannt geblieben
„waren, nun aber von ihnen erkannt und angenom-
„men werden sollten, nach der eigenen Auslegung
„Jesu. Matth. 11. 25. Kap. 16. 17. In diesem
„Verstande war also die ganze christl. Rel. vor ihrer
„Bekanntmachung ein Geheimniß, und nach der-
„selben heißt im Br. an die Corinther ein Haushal-
„ter über Gottes Geheimnisse, eben soviel, als ein
„Religionslehrer seyn ꝛc.

„Herren der Welt, die in der Finsterniß herr-
„schen. Eph. 6, 12. oder nach einer genauern Ueber-
„setzung, ungläubige Beherrscher des gegenwärti-
„gen Zeitalters, sind die damaligen jüdischen und
„heidnischen Obrigkeiten s. Fürstenthum, himmlisch ꝛc.

„Leben; das Leben: beyde Wörter werden oft
„aus bekannten Sprachgründen in der Bedeutung
„glück-

„glücklich ſeyn, Glückſeligkeit, gebraucht. Z. E. „Matth. 7, 14. Kap. 18, 8. 9. Marc. 9, 43. u. ſ. w. „Dann wird das ſittliche Verhalten darunter verſtanden; und daher die Redarten, neues Leben „Röm. 6, 4. die beſſere chriſtliche Lebensart, wie der „neue Menſch — Gott, gottgefällig, Leben. Röm. „6. 8, 11. Gal. 2, 19. Dem Herrn, Chriſto, Leben, dem Evangelio würdiglich wandeln. Röm. 14, „7. 8. ꝛc.

„Natur: Von Natur iſt mir Röm. 2, 14. ſoviel, „als, aus natürlichem Antrieb, in welcher Bedeutung es bey den griechiſchen Schriftſtellern ſehr oft „vorkommt; v. 27. würde ich überſetzen, der nach „ſeiner irdiſchen Herkunft, der Nation nach, ein „Heyde iſt, ſo wie gegenſeitig Gal. 2, 15. die wir nach „unſerer irdiſchen Herkunft, der Nation nach, Juden ſind. Und eben dieſelbe Erklärung ſcheint mir „auch Eph. 2, 3. die bequemſte zu ſeyn. Wir (Juden) waren alſo, (vermöge der unter uns eben ſo „gut herrſchenden Laſterhaftigkeit) nach unſerer irdiſchen Herkunft, der Nation nach, eben ſo gut ſtrafwürdig (ſ. Kinder) als die übrigen, (die Heyden) „Der Apoſtel will nemlich das jüdiſche Vorurtheil widerlegen, als ob ein gebohrner Jude eben deswegen „ſchon einen Vorzug der Heiligkeit vor den Heyden „habe. Und dies thut er, indem er ſagt, da wir gewandelt haben, wie die Heyden, was kann da die „äuſſerliche Geburt zur vorzüglichern innerlichen Würdigkeit beytragen? Wir waren ſo gut in Anſehung unſerer Lebensart, eine Zornswürdige Nation, wie „die Heyden. — Joſephus in den jüdiſchen Alterth. „XI. 6. 5. beſtätigt dieſen Sprachgebrauch, wenn er „vom Haman ſagt, er ſey von Natur (vermöge eines „Nationalhaſſes) ein Feind der Juden geweſen —

„Philoſophie. Col. 2, 8. Ich ſollte n
„man nach einer bekannten Einkleid
„das folgende, loſe Verführung (
„mit dem Worte Philoſophie in der Uel
„gleich verbinden könnte — durch eine a
„eitlem Geſchwätz zuſammengeſetzte
„Es gehört wenigſtens dies allezeit zur Er
„S. Satzungen der Welt

„Vernunft, vernünftig: Luther hat beyde Wörter zuweilen in der Ueberſetzung gebraucht, wo nach dem Grundtext ganz andere gewählt werden müſſen

„Vernünftig ſteht alſo am rechten Ort Röm. 12, 1. 1 Petr. 2, 2. aber unrichtig Col. 2, 4. wo er vielleicht vernünftelnde Reden gemeynt hat. Gewiß iſt, daß das griechiſche Wort gerade das Gegentheil von vernünftigen Unterweiſungen, alle geſuchte Rednerkünſte und blumigte Ausſchmückungen des gröſten Unſinns bedeute. Sophiſtereien wäre das eigentliche Wort, wenn es genug deutſches Anſehn hätte; und man müßte etwa alſo überſetzen — daß euch niemand durch einnehmendes Geſchwätz verführe — Vernunft iſt eben ſo unrichtig überſetzt 2 Cor. 10, 5. für das eigentliche Einbildungen — Wir Apoſtel unterwerfen alle menſchliche Einbildungen dem Gehorſam der Lehre Jeſu, ſ. gefangen nehmen, Chriſtus, dichten u. ſ. w. Phil. 4, 7. iſt das Wort Vernunft bequemer gebraucht. Ich würde aber doch lieber Verſtand überſetzen, daß der Sinn ſey! eine Gott gefällige, einträchtige Geſinnung, die weit ſchätzbarer iſt, als aller Verſtand, bewahre euch insgeſamt bey der Lehre Jeſu, ſ. Chriſtus, Friede Gottes.„

„Unwürdig, beſſer unehrerbietig 1 Cor. 11, 27. 29. ſo wie auch die Lateiner ihr gleichgeltendes Wort

„brau-

„brauchen, wo von dem Betragen gegen andern die „Rede iſt.„

Wir haben, um des Raums zu ſchonen, nur einige kurze Artickel herſetzen müſſen, ſonſt würde es uns keine Mühe gemacht haben, auch einige von den hervorſtechenden längern zu wählen, die alle vortreflich und mit großem Fleiß ausgearbeit ſind. Z. B. Beſeſſene, Blut des Herrn, Blut Chriſti, Chriſtus, Engel, Evangelium, Fleiſch, Fleiſch und Blut, Geiſt, h. Geiſt, Gerechtigkeit, Geſetz, Glaube, Gottesfurcht, Herr, Himmelreich, Menſch, Opfer, Prieſter, Hoherprieſter, Prophet, Reich, Sünde, Taufe, Vergebung, Verſöhnung, Werke, und noch weit mehrere. Wir empfehlen ſie, wie das ganze Buch, allen die die Wahrheit lieb haben, und das N. T. beſſer verſtehen lernen wollen, zum eigenen nachleſen. Soviel verſichern wir, und man wird es aus den angezeigten Proben auch ſchon geſchloſſen haben, daß aus dieſem kleinen Buch für Lehrer und Schüler im Chriſtenthum mehr zu lernen iſt, als aus manchen großen Folianten, die zur Erklärung des N. T. geſchrieben ſind. Nur wäre dabey zu wünſchen, daß dergleichen ohngezweifelt richtige Erklärungen, als man hier lieſet, nicht blos in ſo einem Buche gedruckt da ſtünden, allenfalls zur Befriedigung der Neugier von einigen geleſen, aber denn auch nicht weiter gebraucht würden, wie es von langen Zeiten her mit vielen nützlichen theologiſchen Büchern, z. B. mit den vortreflichen Schriften der Arminianer, gegangen iſt; ſondern daß unter andern zur Verbeſſerung der theologiſchen Lehrart auf Akademien, quoad materiam et formam, ein wirklich heilſamer Gebrauch davon gemacht würde. Bis jetzt werden unſre jungen Theologen, die doch einmal Ausleger der h. Schrift, und beſonders des N. T. ſeyn ſollen, zum rechten Ver-

ſtande deſſelben, auf den Univerſitäten gerade am allerwenigſten angeführt. Die meiſten akademiſchen Lehrer, einige gelehrte und rechtſchaffener Männer ausgenommen, die dafür bekannt ſind, begnügen ſich, ihre alte Dogmatick und Hermeneutick nach dem gewöhnlichen Schlendrian fortzuleſen. Daher verſtehen ihre Schüler, die gemeiniglich blos zu der Wiſſenſchaft der kirchlichen Lehren zugeſtutzt worden, an dem Ende ihrer akademiſchen Laufbahn, wenn ſie auch zur Noth ein Kapitel aus der hebräiſchen Bibel oder dem N. T. exponiren können, oft ſo wenig von deſſen wahren Inhalt. Daher bringen die fleißigſten Studenten oft nichts weiter als einen Kopf voll Schuldogmatick von der Univerſität herunter. Dieſe iſt mehrentheils der ganze Schatz von Wiſſenſchaft, den ſie dort durch Hülfe ihrer Lehrer gefunden haben. Und wenn denn dieſer Schatz an feinem guten Golde und Silber noch recht reichhaltig wäre, ſo ließ man es gelten. Aber das mehreſte davon ſind unreine, verwerfliche Schlacken, welche die guten Köpfe mit der Zeit von dem ächten Metall ſcheiden lernen, die ſchlechten aber, ohne ſich auch nur einen Gran davon nehmen zu laſſen, ſorgfältig zuſammen aufbewahren, bis die Zeit kommt, daß ſie eines mit dem andern in courrante Münze verwandeln, und es ſo ausgeben, wie ſie es eingenommen haben. Kann es jemals anders werden, als bis man die akademiſche Jugend, die ſich der Theologie gewidmet hat, anders anleiten, und ſie vor allen Dingen in die Schriften des N. T. ſelbſt hineinführen wird, um aus deren wohl verſtandenem Unterricht ihren Verſtand und ihr Herz mit dem köſtlichen Schatz der reinen chriſtlichen Religionswahrheit zu bereichern? — Wenn nun ſolche Gottesgelehrte, wie Hr. T., durch ihre Schriften dazu behülflich ſind, daß die Lehre Jeſu, laut dem Inhalt ihrer Urkunden,

beſ-

beſſer verſtanden werden, was würden die Lehrer auf Universitäten, die uns unſre künftigen Geiſtlichen und Prediger des Evangeliums zuziehen, ſich für ein wahres Verdienſt um die chriſtliche Kirche erwerben, wenn ſie von dem, was jene ihnen vorgearbeitet haben, einen guten Gebrauch machten, damit es nicht umſonſt geſchehen ſey, und ihnen nacharbeiteten. — Aber der Nutzen von ſolchen Beyträgen zur richtigen Erklärung der h. Schrift, als das Tellerſche Wörterbuch wieder liefert, könnte noch ausgebreiteter werden, wenn zum beſten der ungelehrten Chriſten auch unſre deutſche Bibelüberſetzung des ſel. Luthers, nach dieſen und älteren ähnlichen verbeſſert würde. Hr. T. iſt gar nicht dafür, daß dieſelbe jemals ihr kirchliches Anſehn unter uns verliehre. „Aber, ſagt er S. XIX. „Verf., von Zeit zu Zeit ſie in einzeln Wörtern und „Redeverbindungen zu berichtigen, das ſollte, dünkt „mich, geſchehen, hätte ſchon längſt geſchehen ſollen, „und hätte man ſo fortgefahren, wie man anfing, ſo „wäre nun die Sache vollendet.„ Ein wahres Wort! Nun iſt noch nichts, gar nichts geſchehen, und ob es jemals dahin kommen wird, das ſteht bis jetzt mehr zu wünſchen, als zu hoffen.

Auch unſern Schriftſpöttern, welche ſo gern ihren Witz an dieſer und jener bibliſchen Stelle, die ihnen ſonderbar dünkt, reiben, oder einen einzelnen Ausdruck daraus belachen, möchten wir wohl Hrn. T. Wörterbuch in die Hände geben. Wenn man ihnen Ernſthaftigkeit genug beybringen könnte, es mit Bedacht zu leſen, ſo würde es ihnen ſehr nützlich ſeyn. Vielleicht fänden ſie dann, daß das N. T. doch wohl ein ehrwürdiges Buch ſey, in dem überaus vernünftige und ſo vortrefliche Sachen ſtünden, daß nur ein leichtſinniger Thor ſie belachen könnte.

Da der V. in diesem Buche keine eigentliche Concordanz, kein vollständiges Spruch- Namen- und Wortregister des N. T., sondern nur eine Erklärung der Hauptwörter, welche zur richtigen Bestimmung der christlichen Glaubens- und Sittenlehre dienen, hat liefern wollen: so muß man nicht alle und jede Ausdrücke und Redensarten, die im N. T. vorkommen, darinn suchen. Doch vermissen wir einige, die Hr. T. wohl mehr vergessen, als mit Fleiß, der Kürze wegen, ausgelassen zu haben scheint. Dahin gehören unter andern die Wörter; Senden, Hurerey, welches wegen der seltenern Bedeutung dieses Worts in der es Apostelgesch. 15, 29. gebraucht wird, wohl auch zu einem besondern Artickel hätte gemacht werden können, Spiegel, Schlange, sammeln, auf welche drey Wörter der V. auch einmal hinweiset, Posaune Gottes, Zeichen, Zeichen an Sonne, Mond und Sterne, Fabeln, Sabbath, Neuling, Ohrenjücken, Kraft, Kraft Gottes, Röm. 1, 16. Unglauben Röm. 11, 32. beschlossen unter den Unglauben, Zukunft Christi, Aufgang aus der Höhe Luc. 1, 78., welche Stelle zwar unter Höhe vorkommt, Widerchrist.

Einige Artickel hätten wir auch noch etwas vollständiger ausgearbeitet gewünscht. Z. B. h. Schrift, Wiedergeburt, Ketzer, Vernunft, wo die Stelle Eph. 2, 3. übergangen ist. Sie wird zwar S. 148. unter dem Worte Fleisch erklärt, es hätte doch aber vielleicht auch hier Beziehung darauf geschehen sollen — Unter Haupt, oder Feuer, fehlt die Redensart Röm. 12, 20. feurige Kohlen auf jemandes Haupt sammeln. — Unter Luft hätten wir das, hingerückt werden in den Wolken, dem Herrn entgegen in der Luft, gerne erklärt gesehen. Unter Menschensohn suchten wir das, kommen des Menschen-

sohns

ſohns in den Wolken, ohne es zu finden. — Ohnfehlbar haben wir bald eine neue Ausgabe zu hoffen, die vermuthlich nicht ohne einige Zuſätze und Verbeſſerungen des V. bleiben wird, denn ein guter Schriftſteller findet immer was an ſeinen Werken zu beſſern. — Eine einzige Stelle iſt uns nur aufgeſtoſſen, wo der V. ein und eben daſſelbe Wort verſchieden erklärt. S. 182. wird geſagt: „Geiſter der vollkommenen Gerechten, Ebr. 12, 23. Eine Beſchreibung der Märtyrer, von denen das Wort vollkommen, eigentlich vollendet, ſonſt gebraucht wird., Dieſe Erklärung des Ausdrucks vollkommen ſtimmt aber mit derjenigen, die S. 369. gegeben wird, nicht überein, denn nach derſelben ſoll vollkommen ſeyn, nach hebräiſchem Sprachgebrauch, ſo viel heiſſen, als: rechtſchaffen ſeyn, eine richtige Einſicht in die Religion haben, ein geſetzter Menſch ſeyn. —

Alles, was man in dieſem Wörterbuche leſen wird, ſind nun wieder neue Proben von der ſchon bekannten gründlichen Gottesgelarheit des V. Wir wiſſen ſie auch ſehr zu ſchätzen, aber noch mehr als dieſe haben wir dabey ein paar Tugenden an ihm bewundert, die ſeinem moraliſchen Charakter ſo viel Ehre machen und bey Schriftſtellern von allgemeinem Ruhm ſo ſelten ſind, nemlich ſeine edle Beſcheidenheit, und ſeine Offenherzigkeit. Er ſtützt ſich nicht auf ſein αυτος εφα, giebt ſich auch nicht, wie mancher gelehrte Mann thut, das Anſehn, als ob er allein das N. T. recht auszulegen verſtünde. Er will nicht alles unfehlbar gewiß wiſſen, nicht alles auf ein Haar getroffen haben. Sein Ton iſt immer beſcheiden; es ſcheint mir ſo, ſagt er, vielleicht iſt es ſo beſſer, ich wäre der Meynung. Wenn Gründe entſcheiden, ſo kann er es auch, aber ſonſt geſteht er es, wenn ſie fehlen, und ſagt: Ich bin der Sache nach nicht gewiß, aber bis

jetzt

jetzt ist das meine Ueberzeugung. — Und über die freymüthige Offenherzigkeit, mit der er denn auch nach seiner Ueberzeugung alles, was er wahr findet, herausſagt, geht gar nichts. Vielleicht ist der Mann darinn ein Muster für die Gottesgelehrten unserer Zeiten, deren manche, um nicht wider die liebe äusserliche Orthodoxie zu verstoſſen, oder um es zur Vergrößerung ihres Beyfalls allen Leuten recht zu machen, über gewisse kirchliche Lehren schreiben, was man haben will, und wenn sie auch im Herzen dächten, es ist doch nicht wahr. Herr T. ist über solche Unwürdigkeiten weit hinweg. Er unterwirft sein Buch der Prüfung eines jeden, nur bittet er, wer ihm Erinnerungen über sein Wörterbuch mittheilen will, der möchte ihm vor allen Dingen kurz und gut sagen, ob er, in dem von ihm angegebenen Verstande, Schrift aus Schrift mit ihm erklären wolle, oder nicht, weil sie sonst, der eine zur rechten, der andere zur linken gehen würden, und unmöglich an einem Ort zusammentreffen könnten. „Uebrigens, schreibt er, S. XIII. Vorr. „habe ich alles mit der Offenherzigkeit geschrieben, durch die ich in allem Gott und Menschen gefällig zu werden trachte. — Sie wird mich manchen harten Beschuldigungen aussetzen. Aber, Gottlob, daß ich den Einschränkungen des menschlichen Verstandes nicht unterworfen bin, die man sich nach hergebrachten Landesverfaſſungen gefallen lassen muß, oder zu denen sich ein mehr für seine Finanzen, als für die Wahrheit besorgter Gelehrter, erniedriget. „ —

Nur ein Mann, der so denkt, kann bey allen noch so ungleichen Urtheilen anderer ruhig seyn, und die begründete Hofnung haben, daß seine Arbeit nicht vergeblich seyn werde. Gewiß die Tellersche wird es nicht seyn.

Lz.

Kurze

Kurze Nachrichten.

1. Gottesgelahrheit.

Predigten nach dem Geschmack der drey ersten Jahrhunderte der Christenheit, samt einer Rede bey dem Begräbnisse des seligen Hrn. Gerhard Tersteegens. Erste Sammlung. Frankfurt am Mayn, bey Garbe, 1772. in 8. 192 Seiten.

Unter den Zuhörern und Lesern von Predigten können allerley Köpfe seyn, Verehrer der Religion Jesu, aber auch Gegner derselben, zwar Ungelehrte und Unbendende, aber auch Leute von Einsicht, Scharfsinn und Geschmack, kurz: verschiedne Classen, die immer verdienen, daß man ein Augenmerk auf sie richte; können seyn, ja sind gar oft die Gegner der christl. Religion, besonders die von der leichtsinnigen Gattung, wenn sie in einer Predigt, die sie etwan hören, oder lesen, auf offenbare Menschensatzungen, unedle Gleichnisse, mystisches Gewäsch ꝛc. stoßen, werden dadurch nur in ihrem unglücklichen Wahn gegen dieselbe bestärkt, anstatt in Pr. davon geheilt zu werden. Ungelehrte können mit dogmatischen und philosophischen Vorstellungsarten, so wie mit der, der Bibel eigenthümlichen Sprache, nicht bekannt, noch weniger vertraut seyn, dadurch also, unerklärt hingeworfen, weder eigentlich belehrt, noch wahrhaftig gerührt werden. Auch selbst Gelehrte suchen solche nicht in Predigten. Personen von Geschmack lieben zwar eben das schwülstige und geschraubte nicht, beckeln doch aber auch das nachläßige, platt und unedle Nachdenkende, und dabey in ihrer Bibel forschende Christen, können nicht mit Ausschüttung von Sätzen, die zwar verjährt sind, aber mit den ausgemachten Vernunftwahrheiten streiten, auch, statt in der H. Schrift gegründet zu seyn, vielmehr in dieselbe hineingetragen worden, noch minder aber mit fanatischen Ideen, zufrieden seyn. Kurz: wenn man die Kirche besucht, oder eine Predigt in die Hand nimmt, erwartet man davon

blos

blos Licht fürs seinen Verstand, Rührung für Herz, Stärkung für das Leben — und hält daher denen, welche dieses nicht lauter und unvermischt zu gewähren im Stande sind, die Unterdrückung ihrer Predigten leicht zu Gute. — Wenn wird dieses von den Predigern bey ihren mündlichen Vorträgen, und noch mehr bey öffentlicher Bekanntmachung derselben, mehr erwogen werden? Der Verf. dieser Pred. hat es nicht genug bedacht, sonst würde er sie wohl von allen solchen Flecken zu reinigen, und dagegen die Richtigkeit, die Popularität und Würde der Gedanken, der Vorstellungsart und des Ausdrucks, die man mit Vergnügen an etlichen Orten wahrnimmt, durchgehends herrschen zu lassen, beflissen gewesen seyn.

Predigten über die Sonn- und Festtäglichen Episteln, nebst beygefügten auserlesenen Liedern, aus den Werken einiger berühmten geistlichen Redner und Dichter herausgezogen. Zweyter Theil. Giessen, bey Schröder, 1772. 570 S. in 4t

In diesem Theil, der die Sammlung beschließt, sind einige wenige Predigten von Saurin, Mosheim, Sack, Rautenberg, Pörtner; die meisten von Cramer. Auch ist von den Predigten des Hrn. Stockhausen in Hanau, eine Pr. von der taglichen Selbstprüfung des Christen, über Gal. 5, 25:6, 10. die etliche gute, bekannte Gedanken, auf eine ganz gute Weise gesagt, enthält, übrigens aber eine etwas matte und frostige Composition ist, aufgenommen worden. Ohne uns bey verschiednen Formeln, z. B. ich will meine Begnadigung in Jesu Blut suchen; der Himmel verlangt keine unreine Seelen, deren Kleider in dem Blut des Lammes noch nicht helle gemacht sind; in Jesu seine Rechtfertigung sin den ꝛc. welche die meiste Zuhörer oder Leser, gar nicht, oder unrecht verstehen, aufzuhalten, wollen wir nur wegen folgender Stelle etwas erinnern: „Ein unendlich fortdauerndes „böses Gewissen, das nie zur Beruhigung kommen, nie den „Frieden Gottes schmecken kann, ist gar nichts widersprechendes.„ Wenn wahres, daurendes Glück das ist, was zu Gott die Menschen bestimmt hat, wenn der Mensch durch Weisheit und Tugend dazu gelangt, wenn Gott die Fähigkeit und Anlage hierzu tief in das Gewebe desselben eingewirkt hat, wie Hr. Stockhausen wohl zugeben mag, wird sich der

der Mensch nicht, über kurz oder lang, doch einmal seiner Bestimmung nähern, ja zu derselben wirklich gelangen müssen? Wenn er sich auch in seinem ganzen Leben hier aus diesem oder jenem Grund, davon verirret hatte, wird er deswegen dort auch immer davon entfernt bleiben? Wir wollen sehen. Der Sünder, durch den Tod in jenen Zustand, wo der Mensch nicht so häufig von Sich abgezogen, der Blick desselben auf Sich nicht so geschwächt wird, wie in diesem hier auf Erden, in jenen überhaupt von dem gegenwärtigen in manchem Betracht verschiedenen Zustand, versetzt, fühle sich unglücklich. Das giebt man doch zu. Was wird sich ihm, bey einigem Nachsinnen, als die wahre Ursache seines nunmehrigen Elends darstellen, ja was muß sich ihm, als solche, aufdringen? Seine eigne Denkungsart, und wirkliches verkehrtes Verhalten im vorigen Leben, — und nichts anderes, sollten wir glauben. Sollte sich diese seine Sünde, bey fortgesetzten Ueberlegungen, nicht auch ferner als eine Erniedrigung seiner Natur, als eine Undankbarkeit gegen seinen Schöpfer, als die Störerin der Ruhe und des Glücks mancher seiner Nebenmenschen, kurz: aus mehr Gesichtspunkten, als häßlich, ihm zeigen? Hiervon nach und nach überzeugt, und dadurch, in gleicher Verhältniß, mit Schaam vor sich selbst, und immer stärkern Haß und Abscheu gegen die Sünde angefüllt, wird nicht Er, der sich liebt, dadurch angespornt, diese giftige Quelle zu verstopfen, nicht die angeschafne, aber von ihm geschändete, Würde wieder herzustellen, nicht das durch seine Vergehungen, auf Erden gestiftete Uebel zu zerstören streben? Dieses letztere zwar, wird Er nun nicht mehr zu leisten im Stande seyn; — sollte sich ihm aber hier der Gedanke, daß Gott, der nicht unbillig, nicht hart ist, wie manche Menschen, der das Herz ansieht, der den wahrhaftig reuigen Sünder nicht verstößt Ps. 51, 19. Jes. 57, 15. 16. sondern immer der Vater der Menschen bleibt, in dieser Lage der Sachen, das ungefälschte Mißfallen an seiner Sünde, die tiefe Traurigkeit über dieselbe, den aufrichtigen Willen, das sehnliche Bestreben, die schädliche Früchte derselben hier, zu zerstören, für die wirkliche Zernichtung der Sünde, ansehen werde, 1 Chron. 30, 17. Luc. 18, 13. 14. 2 Cor. 8, 12. dieser einleuchtende und befriedigende Gedanke nicht darbieten? Ueberhaupt, einmal dort, früh oder spät, von der Häßlichkeit und Schändlichkeit des Bösen, dem er so lange nachgehängt, nicht ohne nachfolgenden Kummer und Schmerz nachgehängt, ganz durchdrungen, darüber beschämt und bekümmert, wird er nicht

ganz natürlich auf das gegenüberstehende Gute verfallen, zumal in einer solchen Situation? — In allen diesen Schritten, von dem Führer, den Gott jedem Menschen beygeselle hat, von seiner Vernunft, die jetzt in ihrer wahren Stärke sich zeigen kann, da sie nicht mehr durch so vielfache Zerstreuungen, übertrieben genährte Sinnlichkeit u. dergl. m. niedergedrückt wird, wie hier, deren Licht nun um so viel heller strahlen wird, als die Wolken, die es so oft hier verdüstert haben, verschwunden sind, treulich belehrt und geleitet, sollte Er sich nicht alleine wieder zurecht bringen können? Allemal wird er, in diesem Fall, der göttl. Gnadenerweisungen so viel würdiger, und sie zu geniessen, so viel fähiger seyn. — Gesetzt aber auch, der Sünder dort Sich selbst und seinen Kräften überlassen, sey zu schwach, von seinem Fall sich allein wieder aufzurichten, (welches doch nicht erwiesen werden kann,) ist es wohl der Weisheit, Güte und Allmacht des Gottes, der der treue Schöpfer der Menschen heißt, so ganz entgegen, ein solches elendes, dabey für ohnmächtig angenommenes Geschöpf, das zudem schon hier die natürliche schmerzhafte Folgen, und wohl auch andre Strafen seiner Mistritte gefühlt hat, dort entweder durch eben die Strafen, wodurch es ferner empfinden soll, wie Gott seine Drohungen erfüllt, und über sein Gesetz hält, zu gleicher Zeit dennoch liebreich zu erwecken ꝛc. oder ihm, durch anderweitige Mittel auf den ächten Pfad zu seinem Glück zu verhelfen? — Sind diese Veränderungen bewirkt, wie sollte das böse Gewissen nun nicht fortdauern? Da es hier durch wahre Bereuung, durch bestmöglichste Tilgung des Schadens, durch Unterlassung des Bösen, und Betretung der entgegengesetzten Bahn zur Ruhe kommt, Jes. 1, 16. fg. Apost. Gesch. 3, 19. Röm. 4, 7. Ps. 32, 1. 2. warum sollte es nicht auch dort, eben dadurch zum Frieden endlich gelangen? Oder wird etwan die Natur unsrer Seele, nach der mit innerlicher Richtigkeit und Güte, Zufriedenheit und Ruhe, unzertrennlich verbunden sind, dort verändert? Warum sollte nicht dem Menschen, von der Epoche seiner Besserung an, die göttliche Huld wieder zu Theil werden? Es. 66, 2. Amos 5, 14. 15. Ps. 34, 16. Matth. 5, 8. Apost. Gesch. 10, 34. 35. Ebr. 12, 14. — Noch mehr. Hat der Mensch aus seiner Erfahrung hier und dort, das Schädliche der Sünde, und durch Ueberlegungen das Schändliche derselben kennen gelernt, hat er das Süße der Weisheit und Tugend einmal geschmeckt, wie sollte er wohl zurückfallen, und nicht vielmehr seine Denkart immer mehr zu reinigen

gen

sich und zu veredeln, in der Tugend überhaupt immer höher zu klimmen, beflissen seyn? Und wird er nicht von seiner ganzen Lage dort in allen solchen edeln Bestrebungen begünstigt werden? Was wird die natürliche Folge solcher fortgesetzten Bearbeitung seiner selbst seyn? die verhältnißmäßige Erhöhung seiner innern Beruhigung und Glückseligkeit, oder biblisch figürlich zu reden, er wird den Frieden Gottes in immer größerm Maas schmecken. — Der (zum erstenmal in dieser Sammlung abgedruckten) Pr. von der Unvernunft der Religionsspötter, über 2 Petr. 3, 3 : 14. vom Super. Ouvrier in Giessen, fehlt es hin und wieder an gesunder Exegese, Ordnung und Bestimmtheit der Begriffe, — auch an Glimpf, und liebreichen, christlichen Urtheil. — Unser Urtheil über diese ganze Sammlung? Allemal findet man in derselben verschiedne vortrefliche Stücke über erhebliche Gegenstände? Und wer erwartet dergleichen nicht von Sack, Mosheim, Spalding, Teller, Resewiz, Rautenberg, Saurin? Aber man stößt dagegen auch nicht selten auf solche, die theils, blos Artickel aus der Dogmatik zum Gegenstand haben, welche, es sey nun blos im Gehirn der Väter, Scholastiker ꝛc. ausgebrütet, oder nicht, doch für den Menschen, in Absicht auf seine Tugend und Wohlfahrt hier, von keinem Gewicht sind; — theils, wenn auch der Inhalt gegründet und erheblich ist, doch von Seiten der Ausführung, der Entwickelung der Vorstellungen, und des ganzen Ausdrucks, höchst unvollkommen; — aus diesen Gründen, wie für den größten Theil der Lajen, wenn er einleuchtenden, eindringenden Unterricht über die große Angelegenheiten des Menschen, innige Rührung, mächtige. Belebung zu jeder Tugend und dergl. m. sucht, (wie dieses seine Absicht bey Lesung von Predigten seyn mag,) wenig oder gar nicht brauchbar, so auch für den Prediger kein Modell, als welcher gewißlich, wenn er anders in seinem Theil das Gute, welches Gott in jeden Menschen gelegt hat, zur größten Wohlfahrt des einzelnen, und zum ausgebreitetsten Besten der Gesellschaft nähren, befördern und erhalten will, seinen Zuhörern ganz andre Speisen, und diese ganz anders zubereitet, vorsetzen muß. — Bey näherer Durchsuchung des Vorraths deutscher, und andrer Predigten hätten wohl dergleichen hieher versetzte Stücke, edlern und nützlichern Platz machen können und müssen; oder, wenn es dem Sammler nicht möglich war, solche aufzufinden, hätte lieber der Raum leer bleiben mögen, als auf diese Weise ausgefüllet werden sollen.

Lobrede auf den Meßias. Von Chriſtian Baſtholm, Magiſter der Philoſ. und Paſtor bey der Evangel. Gemeine in Smirnen. Zürich, bey Orell, Geßner, Füeßlin ꝛc. 1772. 110. S. in 8.

Unter verſchiedenen richtigen, gegründeten, pertinenten, wenn gleich bekannten, und gut ausgedrückten Bemerkungen, das Leben, die Lehre und Lehrart Jeſu betreffend, enthält dieſe Lobrede auch manch gewagtes und ſpielendes, viel unnützes und zum Zweck gar nicht gehöriges, (hauptſächlich in den untergeſtreuten weitläuftigen Anmerkungen), und verſchiedenes allzu poetiſch und ſchwülſtig, überhaupt minder gut, geſagtes. Noch immer zu viele menſchliche Zumiſchungen, wie beynahe in allen bisherigen Verſuchen über das Leben und den Charakter Jeſu, von Boyſen, Schröckh (in ſeiner chriſtlichen Kirchengeſch.) und ſelbſt von Law, Benſon, und Harwood. Sollte wohl die ſo häufig vorkommende Benennung Gottmenſch; ſollten die Stellen S. 79. 80. „der Meßias hatte „nun — für die Welt gelebt, nun wollte er für die Welt ſterben. Jeruſalem war der Ort, wo er ſich dem entbrannten „Zorn der beleidigten Gottheit aufopfern wollte. Hier hatte das Blut aller ſeiner Vorbilder geraucht; hier ſollte auch „ſein eignes vergoſſen werden„; S. 93. „ſeine (Jeſu) Religion iſt dieſelbige, die in der Kirche Gottes von dem Fall „an gepredigt worden, nämlich, daß die Menſchen nur durch „fremde Genugthuung in die verlohrne Gnade des beleidigten Schöpfers können aufgenohmen werden„ S. 98. „als „ſo erblaſſet das Opfer der göttlichen Gerechtigkeit, ſo ſinkt „das Haupt des Erlöſers, beladen mit den Sünden einer ganzen Welt„ u. a. m. nicht unter dieſe Rubrick gebracht werden können?

S. 10. „die Opfer der Juden, welche Vorbilder von dem „großen Verſöhnungsopfer Chriſti waren, können wieder eine „menſchliche Erfindung ſeyn; denn die Menſchen haben nicht „darauf fallen können, daß ſie den allgenugſamen Gott, den „Beſitzer Himmels und der Erde, mit dem Blut eines Schafs „oder Bocks verſöhnen könnten; noch weniger iſt dieſer Gottesdienſt von den Heiden aufgenohmen, ſondern wol umgekehrt„. Ich will nur etwas erinnern; warum können die Opfer keine menſchliche Erfindung ſeyn? Die erſten Menſchen bildeten Gott nach ſich — ſo wie auch ſeit dem mehrmals geſchehen, und noch geſchieht. So wie ſie, Menſchen durch ein Geſchenk an ſich ziehen, zu etwas bewegen, oder von etwas abwen-

wendig machen zu können, auch wohl dadurch für eine erwiesene Gefälligkeit wahren Dank zu erwiedern, glaubten oder glauben konnten, so vermutheten sie, bey Gott fände ein gleiches Statt. — Für allgenugsam hielten sie ihn gewiß nicht; auf diese Idee kam man erst später, nach langen Vergleichen der Vollkommenheiten Gottes, und Nachdenken darüber. — Kains Opfer war Gott mißfällig wegen seines Herzens und seiner Gesinnungen, nicht deswegen, weil es kein blutiges Opfer gewesen, wie S. 12. in der Anm. steht. Hat der Verf. über die Folgen dieser seiner Vorstellung in Absicht auf Gott nachgedacht? Er macht ja Gott bald zu einem eigensinnigen, grillenhaften Wesen. — Was anders, als gewagt und spielend, um nicht mehr zu sagen, ist wohl der Gedanke S. 96. in der Anm. „daß „nicht allein der Tod Christi, sondern selbst die Art seines Todes „in dem Osterlamm vorgebildet worden„ mit der darauf folgenden ausführlichen Vergleichung. — Auch möchte ich den allgemeinen Frieden unter dem Augustus nicht, wie S. 15. für „eine herrliche Anspielung auf den allgemeinen geistlichen „Frieden, den Christus, der wahre Fürst des Friedens, stiften würde„ u. s. w. annehmen. Denkt der Verf. unter dem von Christo zu stiftenden allgemeinen geistlichen Frieden (S. 15. in der Anm.) die von demselben gemachte Anlage zur Vereinigung der Heyden und Juden, und aller Völker nach und nach, durch seine Religion, so ists minder bequem und deutlich ausgedruckt. An einen andern Frieden, der nach einer zwischen Gott und dem menschlichen Geschlecht allgemein eingetretenen Verunreinigung, gleichsam, durch Christum wieder zu stiften war, wollte ich nicht denken, weil ja so manche Glieder desselben, so manche gute Menschen von jeher, durch Tugend mit Gott immer in guten Vernehmen, so zu sagen, gestanden sind; — wie noch jetzt. — Eine häckliche Sache bey einem Menschen, die Absichten des Unendlichen in der, oder jenen Unordnung, anzugeben, wie der Verf. wenn er hinzusetzt: „wir erblicken zugleich hierin ein Stück der göttlichen Vorsehung, die dieses „(den allgemeinen Frieden unter Augusto) so geordnet hat, daß „mit das Gerüchte von der Geburt des Weltheilandes sich desto ungehinderter über das Römische Reich ausbreiten möchte„. —

S. 31. „Der Heerführer der verdammten Rebellen, (der „Teufel) dem noch nur die unglückselige Freyheit gelassen ist, „der Gottheit zu trotzen, — nahete sich„ ꝛc. S. 33. „Der „Feind Gottes und der Menschen (Satan) wich, und verstumpfte seine giftigen Zähne an seinem ewigen Horne„

Entweder ist das die Bestimmung dieses mit so glänzender
standsfähigkeiten begabten Geistes, ein solcher abgesagter
Gottes und der Menschen zu seyn, — oder sie ist es nicht.
ersten Fall sündigt er also nicht, ist nicht unglückselig, ka
nicht bestraft werden. Im andern Fall, wenn dieses
stimmung nicht ist, sondern er von seiner eigentli
chen, so ist es nicht wahrscheinlich, daß er bey den gro
ßen seines Verstandes, immer, ja lange, davon entfer
ben könne. Nein, das Durchdringende seines Verstandes, und
die daraus entspressende helle Einsichten, müssen endlich über
kurz oder lang, zumal von den göttlichen Strafen begleitet und
unterstützt, durch die er auch muß aufmerksam geworden seyn,
obsiegen, ihm die Oberherrschaft Gottes über alles, ihm die
Absichten desselben, (daß sie auf die Harmonie und das Glück
der Geschöpfe gehen) ihm die Verpflichtung, nach dem grö
sern Maas von Geisteskräften, Einsichten, Macht, kurz
Vorzügen, auch Gott, den Urheber derselben, in größerem Maas
zu ehren, und demselben durch Erfüllung seiner Bestimmung,
aufrichtiger zu danken, so einleuchtend vorhalten, und das thö
richte, undankbare und sträfliche seines bisherigen Verhaltens
in so hellem Licht und so eindrücklich darstellen, daß eine gänz
liche Umkehrung seiner Gesinnungen und Handlungen einmal
vorgehen muß. Ja vielmehr nach allem diesem muß längstens
eine solche Revolution in seiner Denkungsart und Betragen
vorgegangen seyn. Und sollte dabey die Wiederkehr des Woh
falls Gottes, und der Freundschaft der Engel — sollte
die Aufnahme in die vorige Würden, ausbleiben? Das ist
wohl nimmermehr zu erwarten. — Was ich aus der Geschich
te Matth. 4, 1-11. welche der Verf. auf die gewöhnliche Art
erklärt, machen soll, darüber bin ich mit mir selbst noch nicht
einig. Die meiste Befriedigung verschaft mir noch die Mei
nung derjenigen, die annehmen, sie sollte nichts weiter andeu
ten, als — daß Jesus eine Zeitlang, von innen und von aussen
gereitzt, aufs stärkste und vielfachste gereitzt worden, seinen Vor
satz, das mit so mancherley Schwierigkeiten und Drangsalen
vergesellschaftete große Amt eines Reformators der Jüdischen,
und nach wohl übrigen, Welt zu übernehmen, wieder aufzu
geben. —

S. 42. Anm. „die Heiden haben zwar von den mehresten
„dieser Wahrheiten (von Gott, dem Ursprung des Uebels, der
„Bestimmung des Menschen, dem Zustand nach dem Tod, den
„menschlichen Pflichten) hin und wieder in ihren Schriften
„einen kleinen Schimmer hinterlassen, ihre Lehrsätze aber sind
„theils

„theils ungewiß und und oft irrig, theils unvollständig, und „nur einigen wenigen Gelehrten bekannt gewesen„. Ist dieſes alles ſo ausgemacht? nicht etwas übertrieben? Beſitzen wir auch noch alle alte Schriften? Geſetzt aber, es ſey dem ſo, konnte es anders ſeyn? iſt es gegen den Gang des menſchlichen Geiſtes, der Natur ꝛc.? — „Wir können wohl mit „Wahrheit ſagen, fährt der Verf. fort, daß heut zu Tage ein „Kind von 10. Jahren, welches ſonſt eine gute Auferziehung „gehabt, eine weit vollſtändigere und gründlichere Einſicht in „alle dieſe wichtige Wahrheiten habe, als die alten Heidniſchen „Weltweiſen nach einen vieljährigen Fleiß gehabt haben„. Iſt h. z. T. ein ſolches Kind von 10 Jahren in der Erkenntniß jener Wahrheiten weiter, in aller Abſicht weiter, als Sokrates z. B. und andre? Laß es aber auch wahr ſeyn, wäre es ein großes Wunder? Es muß denn doch der menſchliche Geiſt, in ein paar 1000 Jahren einen, oder zween, Schritte vorwärts thun, und dieſe neue Entdeckungen mag leicht ein fähiges Kind von 10 Jahren auswendig wiſſen; ob es hinlängliche Rechenſchaft geben kann, wenn jemand Grund ſeines Glaubens fordert, das iſt eine andre Frage. —

Wenn der Verf. in der Anm. S. 44 ſchreibt: „wiewol in „Athen die allgemeine Schule der Weltweisheit war, waren doch „die Einwohner theils abgöttiſch, theils richteten ſie dem unbe„kannten Gott Altäre auf, und die Lehre von der Auferſtehung „der Leiber war ihnen eben ſo unbekannt, als das göttliche We„ſen„ ſo möchten ihm manche Leſer hierbey nicht ohne Schein ſagen, das könne alles zuſammen beſtehen, ſo wie ein paar tauſend Jahre hernach, noch h. z. T. in unſern ſo hell ſeyn ſollenden Zeiten, an Einem Orte eine anſehnliche Geſellſchaft von Gelehrten und Weiſen leben, und die Einwohner gleichwol dabey abergläubiſch und abgöttiſch ſeyn können, nur auf eine andre Weiſe, und in einem kleinern Grade, — bey unſern häufigern Unterweiſungs- und Erziehungsanſtalten. — Das göttliche Weſen wird ſchwerlich auch irgend einem Menſchen jemals bekannt werden.

Elias iſt wohl nicht „der Erde lebendig entzogen„ worden, wie S. 69 ſteht, ſondern von einem Wetterſtrahl getroffen und getödtet worden. — Was ſteht doch Ebr. 9, 27. 1 Kor. 15, 21. 22. u. a. O.? Kann nicht, was der Verf. S. 101. für eine wirklich wunderbare Sonnenfinſterniß hält, ein ſtarker Nebel geweſen ſeyn, dergleichen es in manchen Ländern in ſolchem Grade giebt, daß die Sonne gleichſam verfinſtert zu

seyn scheint? —. Warum gleich mit Wundern so freygebig seyn?

Wie mögen unsern Lesern, um sie auch mit dem Styl des Verf. bekannt zu machen, folgende Stellen gefallen? Z. B. S. 16. „Niedrigkeit und Hoheit, — Verfolgung und Sieg „flochten solche Windel seiner Kindheit, die nur einen Gottmenschen umgeben können„; S. 32. „dreymal griff ihn der „Verführer an; dreymal wurde er durch das Schwerdt „nes Mundes zurückgetrieben; und drey Kampfplätze krönten „den Messias„; S. 33. „Der Feind Gottes und der Men„schen wich, und verstumpfte seine giftigen Zähne an sei„nen ewigen Ketten. Also fiel dieser wichtige Zweykampf „(die Versuchung Christi, Matth. 4.) dessen Ausgang der Him„mel und die Hölle mit erstarreter Sehnsucht zuschaueten, zum „Heil einer verlornen Welt aus„; S. 84. „die Bosheit „wuchs durch die Bestrafung zu„; S. 34. „du, der du — „Millionen Welten aus dem Reich der Möglichkeiten hervor„springen liessest, warum liessest du nicht deinen Hauch über „diese Sandmeere deines Aufenthalts aus, und befruchtetest „sie?„ (die Wüsten in Judäa, die er überhaupt mit gar zu schwarzen Farben, mit keiner Wahrheit, gemahlt). Der etlichemal; Z. B. S. 96. gebrauchte Orientalische Ausdruck das Reich der Finsterniß, hätte wohl mit einem angemessenern vertauscht seyn können; eben so das veradeln (S. 14. 35.) mit adeln. — Wie mag es auch unsern Lesern gefallen, wenn immer geschrieben wird unternohmen, genohmen, aufgenohmen (S. 93.) statt unternommen ꝛc.?

Die Gränzen dieser Bibliothek erlauben nicht, mehreres zu erinnern, wiewohl Gelegenheit dazu sich wohl vorfände. — Wollte der Verf. das N. T. noch einmal durchstudiren, seine Lobrede noch einmal aufmerksam durchsehen, und sie, besonders die Anmerkungen, (die blos deswegen so vervielfältigt, und auseinander gesponnen zu seyn scheinen, und mit Belesenheit Parade zu machen, oder — um die Bogen desto eher voll zumachen) von verschiedenen, theils höchst überflüßigen, theils irrigen, reinigen, so möchte sie alsdann manchen Leuten mit Nutzen in die Hände gegeben werden können.

Die Lehre von der christlichen Mäßigkeit und Keuschheit in zwölf Predigten von D. Gottfr. Leß, Prof. der Theol. und Universitäts-Pred. Göttingen, im Ver-

Verlag der Wittwe Vandenhök 1772. 438. S. in gr. 8.

Daß Hr. L. die Moraliſche Materien, welche er meiſtens zum Inhalt ſeiner Vorträge wählt, nicht flüchtig und obenhin, ſondern angelegentlich behandelt; nicht blos ſagt, das iſt gut, jenes böſe, das müſſet ihr thun, jenes laſſen, ſonſt kommt ihr nicht in den Himmel, — ſondern erklärt, warum? den Vortheil und Nachtheil von beyden ſorgfältig auswickelt, und die Verbindung zwiſchen Tugend und Himmel ins Licht ſetzt; daß er zeigt, wie man es angreifen müſſe, was uns entgegenſtehe, und was uns in unſern Beſtrebungen erleichtre; daß er überall einen redlichen Eifer für das Glück der Menſchen ſehen läßt; keine beſondre Kraft in Anhäufung bibl. Worte und Formeln ſucht, ſondern, wo er ſie gebraucht, zugleich auch erklärt, (wiewohl hie und da vielleicht zu weitläuftig); daß er alles in einen edeln Ausdruck kleidet; daß er dieſe hauptſächliche Stücke, welche ein andrer in einer, oder zween Predigten vorgetragen hätte, das aber für den meiſten Theil der Zuhörer zu viele Nahrung geweſen wäre, um gehörig verdauet und in Blut verwandelt zu werden) in mehreren abgehandelt ꝛc. — gefällt mir. Nur wünſcht' ich, daß hie und da die Sachen durch ein reineres, und nicht durch ein vergrößerndes, Glas betrachtet worden wäre, der Eifer auch zuweilen, nicht in eine gewiſſe Heftigkeit da abgeartet, wo vielleicht eine gelaſſene, ſanfte Sprache am wirkſamſten würde geweſen ſeyn ꝛc. Hierüber, ſo wie über andre Lieblingsmeinungen des Hrn. L. die er in ſeinem Bedenken, und nun auch in dieſen Predigten wieder geäuſſert hat, ſind meine Erinnerungen überflüſſig da bereits ein andrer Rec. bey Gelegenheit jenes Bedenkens das nöthige erinnert hat; S. Allg. d. Bibl. B. XII. St. 2. S. 90. fg. Alſo über verſchiedne andre Punkte.

S. 87. „Jeſus hat den Tod am Kreutz gelitten, um uns „Vergebung der Sünde, — die Vaterliebe des Allmächtigen, und ein ewig ſeliges Leben zu erwerben ꝛc.„ Dem Rec. dünkt, die Vorſtellung, daß die bloße aufrichtige Bereuung, möglichſte Wiedererſtattung, Unterlaſſung der Sünde, Beſſerung ꝛc. allein ſchon, Vergebung der Sünden zu erhalten, hinlänglich ſeyen, lieſſe ſich am beſten mit der Liebe und Güte Gottes vereinigen, ſo wie ſie auch mit der Heiligkeit und Gerechtigkeit deſſelben im geringſten nicht ſtreitet; denn durch wahre Buſſe wird ja die Richtigkeit und Vortreflichkeit des göttlichen Geſetzes erkannt, die Scheidewand zwiſchen

Gott und Menſchen gehoben, u. ſ. w. — Die Meynung derjenigen, welche die Abſicht der Sendung ꝛc. Jeſu anders angeben, hat die h. Schrift vor ſich, — der andern Erkenntnißquelle nicht zu gedenken. —

Freylich iſt die Kleiderpracht in verſchiedenen Fällen verderblich, wie Hr. L. in der III. und IVten Pred. richtig zeigt. Indeſſen iſt doch nicht zu vergeſſen, daß ſie, daß der Lüxe überhaupt, auch wieder viele tauſend Hände dem Müßiggang, und deſſen traurigen Folgen entreiſſe, den Erfindungsgeiſt, und Fleiß im Odem erhalte, — daß der Lüxe zwar das Gift, ja der Tod von manchen iſt, aber auch wiederum die Arzney, ja das Leben vieler tauſend, — wie in der übrigen phyſiſchen Welt.

„Fliehet alle Romanen„ S. 327. iſt wohl zu allgemein, und übertrieben. Giebt es doch einige, deren Lektüre ganz unſchädlich iſt; und andre, die zwar nicht ganz rein ſind, aber wieder den Vorzug haben, daß ſie reichhaltige Minen von den intereſſanteſten, pſychologiſchen, moraliſchen und politiſchen Bemerkungen ſind.

Nach S. 347. iſt „die Lehre vom Verdienſt Jeſu, der „Eckſtein aller ächten Tugend.„ Wie nun? Gott will alle Menſchen gut und glückſelig ſehen — und dennoch iſt nur bey wenigen dieſe Lehre ein Theil ihrer Kenntniſſe; von ſo vielen andern, denen ſie bekannt geworden, iſt ſie in vorigen Zeiten verworfen worden; von ſo manchen kann ſie heut zu Tage nicht verdauet werden. Und gleichwohl bemerkt man unter allen dieſen viele große, nützliche, rechtſchafne Menſchen. Viele glauben und vertheydigen ſie aufs äuſſerſte, was ſind ſie dennoch? nichts weniger, als tugendhaft. Wie mögen nun dieſe Betrachtungen, mit der Behauptung des Hrn. L. zuſammenhängen?

Nicht ohne Schein wird S. 417. und folg. vor der Lektüre verſchiedner neuer Schriften gewarnt. Indeſſen muß man wohl auch bedenken, daß in ſo fern ſolche uns einen Theil der Menſchen nach dem Leben ſchildern, und alſo zur Menſchenkenntniß helfen; in ſo ferne ſie uns genau zeigen, wie man ſich nach und nach von dem Weg der Weisheit verliert, und immer weiter verirrt; in ſo fern ſie uns ſanfte, zärtliche Empfindungen einflöſſen, die in ſo manche der Geſellſchaft nützliche Thaten ausbrechen, ſo viel zum Vergnügen und Glück derſelben beytragen u. ſ. w. — ſie wieder manchen Nutzen ſtiften; — und in dieſem Betracht möchten ſie leicht entſchuldigt, und,

anſtatt unmoraliſch zu heißen, moraliſch können genennet werden, u. dgl. m.

N.

Apoſtoliſche Glaubens- und Sittenlehre. Das iſt Sendſchreiben der heiligen Apoſteln Pauli, Jacobi, Petri, Johannis, und Judä Thaddäi, wie ſie nach der Ordnung in heiliger Schrift aufgeſetzt ſind: anitzo zum größten Nutzen ſowol der Gelehrten als Ungelehrten, indem ſie eine vollkommene Gottesgelehrtheit in ſich enthalten, in ein verſtändlicheres Deutſch überſetzet, und mit einer vollkommenen Erklärung nebſt vollſtändigem Regiſter aller Sachen verſehen worden von P. Gervaſius Bulffer, Benediktiner in Ettenheimmünſter. Erſter und zweyter Band. Mit Erlaubniß der Oberen. Augsburg, verlegts Mathäus Rieger und Söhne, 1772. 8. zuſammen 2 Alph. 14 Bogen.

Der Verf. hat ſchon eine ähnliche Ueberſetzung der Evangelien und Apoſtelgeſchichte geliefert, die uns aber nicht zu Geſicht gekommen iſt. Auf jene hat er denn auch die Ueberſetzung der apoſtoliſchen Briefe in der auf dem Titel angezeigten Abſicht wollen folgen laſſen. Er hält die Sendſchreiben der Apoſtel, in welchen ſie entweder auf andere Briefe oder mündlich erhaltene Nachrichten geantwortet, (Zweifel zu heben, Einwürfen zu begegnen, Streitigkeiten in der Kirche beyzulegen, noch herrſchende jüdiſche Vorurtheile wegzuräumen, Mißbräuche abzuſtellen geſucht) haben, mit Recht für weitere Erklärungen der in der evangeliſchen und Apoſtolgeſchichte enthaltenen chriſtlichen Lehre, für nähere Anwendungen derſelben, möchten wir hinzuſetzen, auf die chriſtlichen Gemeinden, welche ſie durch ihren Unterricht geſtiftet hatten, nach den jedesmaligen beſondern theils innerlichen, theils äuſſerlichen Umſtänden und Verfaſſungen, worinn ſie ſich damals befanden. Wenn Hr. B. bey ſeinen unter den Text geſetzten kurzen Anmerkungen und Erklärungen hierauf mehr Betrachtung genommen hätte, ſo würden viele darunter etwas anders ausgefallen ſeyn. Doch damit haben ja auch nur wenige proteſtantiſche Ausleger der apoſtoliſchen Briefe erſt ſeit kurzer Zeit einen glücklichen Anfang gemacht.

Man

Man muß die Bemühungen des V. loben, denn es ist für katholische Laien schon immer vortheilhaft, wenn sie das neue Testament auch nur im verständlichem Deutschen lesen können. Da indessen die Uebersetzung blos nach der Vulgate gemacht, und der Text aus den Kirchenvätern dem Systeme gemäß erklärt ist, so hat Version und Auslegung freylich sehr große Mängel; so gut und richtig sonst auch vieles getroffen worden. Die Anmerkungen sind auch zum Theil polemisch. Hr. B. sucht darinn gelegentlich seine und seiner Kirche Glaubensgegner zu widerlegen, wo unser einer denn freylich bey manchen Argumenten, die zum Behuf der Auslegung angeführt werden, die Augen zudrücken und mehr auf die gute Meynung des V. als auf das Gewicht seiner angeführten Gründe sehen muß. Man muß ihm das auch nicht gar zu hoch anrechnen, denn welcher Ausleger der h. Schrift, wenn er nicht Ketzer seyn will, sieht sich nicht genöthigt, sie nach dem Lehrbegrif seiner Kirche zu erklären;

Iliacos intra muros peccatur et extra.

So übersetzt Hr. B. z. B. Eph. 5. 32. „Dieses ist ein „großes Sacrament„ um daraus die Lehre seiner Kirche, daß die Ehe ein Sacrament sey, beweisen zu können. In der das zu gemachten Note beliebt es ihm denn, die Auslegung der Protestanten unvernünftig zu nennen, und zwar unter andern aus dem Grunde: „weil dieses auf das vorhergehende gehe, „wo der Apostel eine Gleichniß zwischen der Ehe und der „Verbindniß Christi mit seiner Kirche mache, also daß die Ehe „eine Figur dieser Verbindniß sey; nun aber könnte die Ehe „das unmöglich seyn, wenn sie kein Sacrament oder Geheimniß wäre, weil eine jede Figur dasjenige in sich haben „muß, was sie anzeigen soll.„ Aus diesem vernünftigen Schluß werden denn sehr vernünftige Folgen, wie leicht zu erachten, hergeleitet. Am vernünftigsten unter allen wäre es denn aber doch wohl gewesen, wenn der V. untersucht hätte, was Paulus mit dem Worte μυστηριον gewöhnlich für einen Begrif verbinde, und das hätte er aus andern Stellen, wo es vorkommt, schliessen können. Kap. 3. 4:6. wo es von einer unbekannt gewesenen, aber durch Christum bekannt gewordenen Sache gebraucht wird, hat er es doch nicht durch Sacrament übersetzt. Warum denn in obiger Stelle? Die Ursache ist leicht einzusehen.

Bey 1 Timoth. 4, 3. soll Calvin, oder wer mit ihm die katholische Kirche eben der vom Paulus gerügten Lehre be-

schul-

schuldiget, von Hrn. B. aus dem falschen Grunde der Mönchsmoral widerlegt werden, die Ursache, warum die Kirche den Priestern und andern Geistlichen die Ehe nicht gestatte, sey die, „weil der jungfräulige Stand viel vollkommner und Gott „zu dienen tauglicher ist,„ welches er sich bey dem vorigen Kap. bewiesen zu haben einbildet.

Ein andermal macht Hr. B. zu einer richtigen Uebersetzung auch eine ganz richtige Anmerkung. Z. B. zu Philipp. 2. 12, 13. heißt es in der Note ganz recht: „Aus diesem Text „können unsere Glaubensgegner keinesweges erweisen, daß „die Gnade uns, wie zum wollen, also auch zum vollziehen „zwinge, ob wir schon ohne dieselbe keines von beyden ins „Werk setzen können; denn daß es auch in unserm freyen „Willen stehe, derselben mit zu wirken oder nicht, lehret der „Apostel oben am 12. Vers selbsten, da er die Philippenser „ermahnt, ihr Heil mit Furcht und Zittern zu wirken, welche „Ermahnung umsonst wäre, wenn wir der Gnade nicht wi„derstehen kunnten.„

Wenn der Uebersetzer etwas hinzusetzt, was im Texte eigentlich nicht steht, so ist er so ehrlich, es anzuzeigen. 2 Tim. 4. 5. ist zu verrichten dein Amt, der Zusatz gemacht „und „lebe nüchtern. Diese letztere Worte, heißt es in der Note, „finden sich nicht in dem gemeinen griechischen, doch hat selbe „der Marquis von Valez in seinen Handschriften.„

Oft hat Hr. B. auch den rechten passenden Ausdruck gewählt. Z. B. 2 Timoth. 4. 2. „halte an mit predigen, es sey (den Zuhörern) gelegen oder ungelegen, ist besser als Luthers: es sey zu rechter Zeit oder zur Unzeit, welches leicht mißgedeutet werden kann.„ Daß er indessen Luthers Uebersetzung sehr genutzt habe, das wird Hr. B. wohl nicht in Abrede seyn. Sie gleichen sich nicht blos in gewissen Wendungen der Rede, sie stimmen bisweilen wörtlich zusammen. Wir machen ihm auch daraus gar keinen Vorwurf; sondern billigen und loben es vielmehr; wünschten, daß er Luthern, der ihn doch sehr weit übertrift, noch viel öfter gefolgt wäre, hätten aber doch erwartet, daß er seiner erwähnt und gesagt hätte, was er ihm schuldig wäre. Oder schickte sich das nicht?

Wir wollen bey dieser Gelegenheit noch einige andere neuere Schriften katholischer Theologen unsern Lesern bekannt machen.

Sebastian Korn, Pfarrer des Mayntzer hohen Erzstifts auf dem Lande. Die friedsame Religion, oder die Religion von den Vorurtheilen ihrer Gegner gerettet, und nach dem Zusammenhang ihrer Lehrsätze getreulich ausgelegt und erklärt. Mit Erlaubniß der Obern. Bamberg und Würzburg, bey Tobias Göbhardt, 1772. 8. 653 Seiten.

Diesen Titel hat der V. seinem Buche darum gegeben, weil er als ein friedsamer rechtgläubiger Katholik die ganze in drey Hauptpartheyen getheilte Christenheit gerne zu einem Glauben in Liebe und Friede vereinigen möchte. Die Protestanten hegen seiner Meynung nach ganz falsche Vorurtheile gegen die katholische Kirche. Darüber will er ihnen in seiner Schrift die Augen öfnen, und sie durch vernünftige, liebreiche Vorstellungen bewegen, in deren Schooß zurückzukehren. In dieser Absicht handelt er in dem ersten Theil des Buchs von der Religion überhaupt und zeigt, was alle vernünftige unter allen gesitteten Völkern von Gott und dem zukünftigen Leben glauben. Nachdem er sich durch die Betrachtungen: ob die Vernunft allein, ohne die Religion den Menschen genugsam belehre und sicher stelle und ob Gott nicht anders als durch die Vernunft zu dem Menschen reden wolle? Ferner: Warum der Mensch nebst der Vernunftsprache eine äusserliche geoffenbarte Religion solle von nöthen gehabt und bekommen haben? (8te und 9te Abhandl.) den Weg zum Inhalt des zweyten Theils gebahnt hat; so trägt er darinn das Universalchristenthum oder diejenigen Lehren vor, welche alle Christen mit einander gemein haben. Hier wird die Religion Jesu als die ächte, göttliche und zu erwählende Religion gegen die heydnische, jüdische und mahomedanische vertheidigt. Im dritten Theile kommt er denn auf die Unterscheidungslehren der christlichen Partheyen (auch die Abweichungen der griechischen Kirche von der römischen, deren Vereinigung ihm leicht dünkt, sobald jene nur das Ansehn des Pabstes erkennet, sind bemerkt worden) und sucht zu beweisen, daß die katholische die ächte, wahre, allein seligmachende christliche Religion sey. Am Ende beschließt ein Vereinigungsprojekt das ganze Werkchen, welches denn darauf hinausläuft, daß wir alle katholische Christen werden müssen, wenn wir einmal selig werden wollen.

Es

Es thut dem V. herzlich leid, daß er uns Protestanten die Hofnung zur Seligkeit absprechen muß, indessen ist er liebreich und verträgsam gegen seine Glaubensgegner gesinnt, und tadelt allen bittern, gehäßigen, intoleranten Verfolgungsgeist der einen durch Reichsgesetze in Deutschland zu duldenden Parthey gegen die andere als sehr unchristlich. Diese Gesinnungen gereichen dem V. zum Ruhm. Wir müssen ihm auch die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß er sein Buch in einer guten, zusammenhängenden Ordnung abgefaßt, nicht gemeine Kenntnisse darinn gezeigt, sich über manche Dinge vernünftiger und besser als viele andere katholische Schriftsteller erklärt und in dem wahren Charakter eines verträgsamen friedliebenden Mannes mit vieler Bescheidenheit und Mäßigung gegen die Protestanten geschrieben habe. (Blos die ewige Verdammniß ausgenommen, aus der er uns zu erretten, sich nicht getrauet.) Indessen zweifeln wir, daß er einen einzigen erleuchteten oder gelehrten Protestanten auf seine Seite ziehen wird. Seine gut gemeynte Schrift wimmelt von falschen Schlüssen, von angenommenen unerwiesenen Prämissen, von unrichtigen Schriftauslegungen und schwachen Argumenten, worauf er seine Beweise gestützt hat. Hätte der V. die Kirchengeschichte unpartheyischer studiert, so würde er tausend Dinge nicht behauptet haben.

So schwache Beweisgründe gegen die Reformation, als zum Theil in der 2ten Abtheil. des 3ten Theils vorkommen, hätten wir uns in seiner Stelle warlich geschämt. „Von den „Katholicken, sagt er S. 430. in einer Note, sind nach dem „ersten Reformationslermen sehr wenige Menschen von aus„serlichem Stande zu einer protestantischen Religion über„gegangen, nur schlechten Leuten wegen dem Brod (des Brods) „verschiedene Mönchen (Mönche) wegen ihrem Hochmuth „(ihres Hochmuths) und wegen der Freyheit. Die meisten „aber von diesen nebst einigen andern Geistlichen wegen Ge„lüsten des Fleisches.„ Jenes ist historisch unwahr und dieses heißt Leuten, die sich nicht vertheidigen können, was übers auf den Kopf zu sagen. Und gesetzt es wäre so, würde es das geringste gegen die Reformation beweisen? Eben so wenig als seine Rede des Pharisäers gegen Christi Lehre: Glaubet auch irgend ein Oberster oder Pharisäer an ihn? Sondern das Volk, das nichts vom Gesetz weis, ist verflucht. Joh. 7, 48. 49. Wozu dient also das lange Verzeichniß von den hohen fürstlichen Personen, die zu der katholischen Kirche zurückgekehrt sind, welches der V. aus P. Bruno Auxilia hiſto-

rica

rica S. 431 - 439. in ſeine Apologie einſchaltet? Hr. K. ſcheint ſich dabey auf das ihm günſtige Urtheil des V. der Memoires de Brandenbourg von den Veranlaſſungen der Reformation bey einzelnen Perſonen, viel zu gute zu thun. Aber der ſcherzhafte Einfall eines großen Mannes wird doch wohl nicht die Stelle einer Demonſtration vertreten ſollen.

Wir führen nur dies eine zum Beyſpiel an, mit [illegible] s für zerbrechlichen und abgenutzten Waffen der V. zum Theil [illegible] ſeine Gegner fechte, wollen uns aber übrigens auf Widerungen, ſo leicht ſie wären, hier gar nicht einlaſſen, der Raum verbietet und auch kein Menſch von uns verlangt wird.

R. P. Friderici a Jeſu Carmelitae ex [illegible] provinciae bavaricae, olim ſ. theolog[illegible] S. S. canonum lectoris, quaeſtiones ſac[illegible] reſponſionibus concionatoriis pro omnibus a dominicis ac praecipuis feſtis in utilitatem[illegible] cionatorum explanatae, quibus pro trina [illegible] per concione materia praedicabilis ac Doctri moralis ſubminiſtratur. Tomus I. a Dominica prima Adventus usque ad Dominicam Pentecoſtes. Cum facultate ſuperiorum. Auguſtae Vindelicorum, ſumtibus Mathaei Rieger et Filiorum. MDCCLXXI. Tomus II. a Dominica Pentecoſtes usque ad Dominicam primam adventus. Tomus III. Feſta Dom. Noſtri. I. C. et almae coelorum Dominae B. V. Mariae complectens. Tomus IV. Feſta ſanctorum complectens in 8. zuſammen 5 Alph.

So ein Buch, wie unſre expedite Prediger und [illegible] ſche Vorrathskammern, welche einige lutheriſ[illegible] ren in deutſcher Sprache geſammelt haben, um den [illegible] r Amtsbrüdern die ſchwere Arbeit des Denkens auf ih[illegible] digten ein wenig zu erleichtern. — Derſelbe V. hat [illegible] drucken laſſen:

Heiliges Communionbuch, eingerichtet nach der göttlichen Lehre des Evangeliums auf alle Sonn- und Feſt-

Festtäge des ganzen Jahres, wie auch vor die sechs Tage der Wochen, sammt einer Weis, und Form andächtig die heilige Meß zu hören, und den Tag von Morgen an bis Abend christlich zuzubringen. Herausgegeben von *R. P. Friderico a Jesu*. Barfüßer Carmeliterordens Bairischer Provinz. Mit Erlaubniß der Obern. Augsburg, in Verlag, bey Mathäus Rieger und Söhnen, 1772. 8. 386 Seiten.

Wohl so gut wie unsere Schmolken; alles von dem V. geschrieben zu größerer Ehr Jesu, Mariä, Joseph und Theresiä. Was für eine Theresia? Man weis nicht ob er die Kaiserin Königin oder eine Heilige meynet.

Sittliche Gleichnisse über verschiedene Gegenstände aus berühmten Schriften gesammelt, und in eine alphabetische Ordnung gebracht von Franz Xaver Schmid, des hohen deutschen Ordens Priester und Pfarrer in Liggersdorf. Mit Erlaubniß der Obern. In Verlag, bey Mathäus Rieger und Söhnen, 1772. 8. 494 Seiten.

Wir wollen einige davon abschreiben und unsre Leser von diesen auf die übrigen schliessen lassen:

Abhold allen Ehren: „Der heilige Martyrer Vincentius „war allen Stuffen der Ehren abhold, jenen ausgenommen „auf der Leiter Jacobs, und sah nur jene Krone mit unverrückten Augen an, die nicht von einem Hammer eines Goldschmiedes, sondern von den Fingern des ewigen Belohners verfertiget worden.„ P. Sailer festo S. Vincentii Fol 25.

„Aeltern sollen ihre Kinder nicht zwingen zu heyrathen: Es sollen die Aeltern die Ehen ihrer Kinder ohne „Zwang und Bedrohung stiften. Das Eisen auf dem Amboß wird mit Zangen und Hämmern zusammen gefügt, unzeitige Gewalt ist hier nichts nütze.„ P. Sailer marian. Orakel. Fol. 88.

„Eheleute ohne Kinder: Sie sind einem Baum ähnlich, „dessen abfallende Früchte die Wespen und Ameisen zum Raube „bekommen. Sie gleichen einer Perlmutter, die ihren Schatz „ei-

„einem freunden Kaufmann überlaſſen muß. P. Sailer mar„rian. Orakel. Fol. 540.

„Dienſtmagd kann viel gutes thun: Eine Magd kann „auch unter böſen gutes thun. Die Tugend ſtehet auch un„ter böſen feſt. Sie ſchimmert wie der Carfunkel in der Nacht „deſto heller. P. Sailer marian. Orakel. Fol. 73. „

„Demuth Ignatii. Das erſte Wunder, welches Moyſes „ausgeübet, war die Verkehrung des Waſſers in Blut. Igna„tius hat das Blut ſeiner hohen Abkunft in Waſſer verwan„delt, weil er einem gemeinen und verächtlichen, und nicht „einem beſondern und adelichen Menſchen hinführo gleichen „wollte. P. Purk. Fol. 721.

„Maria, eine Beherrſcherin gleich bey ihrer Empfäng„niß. Wie dem Granatapfel von ſeinem erſten Wachsthum „an die Krone anhanget, ſo war es Mariä zuſtändig, gleich „bey ihrer Empfängniß eine Beherrſcherin zu ſeyn. P. Purk. „Fol. 12. 13.

„Roſenkranzes Liebhaber. Er bediente ſich der mari„niſchen Betſchnur, wie ein kluger Pilot des Senkbleyes, den „Abgrund ſeiner Angelegenheiten zur Wohlfarth ſeiner An„vertrauten zu erforſchen. P. Sailer.

Nach gerade ſollten ſich doch die katholiſchen Geiſtlichen ſchämen, von ihren Pfarrkindern zu verlangen, daß ſie ſich an ſolchen Fratzen erbauen ſollen.

Michaels Zirk, der Geſellſchaft Jeſu und des kaiſerlichen hohen Domſtifts zu Bamberg wirklichen Predigers, heilſame Wahrheiten über den Ausſpruch Salomons. Eccl. I, 14. Ich habe alles geſehen ꝛc. daſelbſt während der heiligen Faſtenzeit vorgetragen. Zweyter Theil: Iſt Bekümmerniß des Geiſtes. Mit Röm. Kaiſ. Maj. allergnädigeſtem Privilegio und Genehmhaltung der Oberen. Bamberg, verlegts das Armenhaus am Sandthor. Gedruckt, bey Joh. George Klietſch, Univerſitäts-Buchdrucker, 1769. 8. 496 Seiten.

Michaelis Zirk — heilſame Wahrheiten über den Ausſpruch Salomons. Eccl. XII, 5. Der Menſch wird in das Haus ſeiner Ewigkeit gehen. Da-

ſelbſt

selbst während heil. Fastenzeit vorgetragen. Erster Theil: des Menschen steter Gang in die Ewigkeit ebendaselbst, 1770. 8. 488 Seiten. Zweyter Theil. — Bamberg und Würzburg, in der Göbhardtischen Buchhandlung, 1772. 8. 372 Seiten.

Diese neuen Sachen des Verf. haben uns weit weniger gefallen als der erste Theil jenes Werks, den wir in der Bibl. XIV. 2. S. 484. angezeigt haben. Herr Z. sollte sich die unerträgliche Weitschweifigkeit in seinen Vorträgen abgewöhnen, und nicht in einer jeden Predigt soviel von weiten hergeholte Nebendinge vorbringen, sondern sich mehr an der Hauptsache halten.

Des ehrwürdigen Pater Sebastian Sailer, Chorherrn von Prämonstrat, und des unmittelbaren freyen Reichsstift Marchtall an der Donau in Schwaben Capitularen, geistliche Reden, bey mancherley Gelegenheiten und über verschiedene Materien gesprochen. Dritter Band. Mit Röm. Kaiserl. allergnädigster Freyheit. Augsburg, verlegts Mathäus Rieger und Söhne, 1770. 8. 558 Seiten.

Ebendesselben Marianisches Orakel, d. i. heilsame Räthe Maria von dem guten Rath ihren Pflegkindern und Verehrern ihres Wunderbildes zu Genazzano auf die in zerschiedenen Zufällen vorgetragene Anfragen ertheilt und in eine Sammlung gebracht. Erster Band, 3te Aufl. gr. 8. 1770. Zweyter Band, 2te Aufl. 1771.

Hr. P. Sebastian Sailer fährt fort, der christlich katholischen Kirche seine Werke mitzutheilen. Die geistlichen Reden des dritten Bandes, sind denen in den beyden vorhergegangenen Bänden (Bibl. IX. 2. S. 88.) völlig gleich. Voller Possirlichkeiten und abgeschmackter Vergleichungen. Die Zeit reuet uns nur, sonst wollten wir wieder einige lächerliche und und ungereimte Vorstellungen des kurzweiligen Mannes abschreiben; besonders aus der dritten Lobrede auf das hohe Ti-

tularfeſt des heiligen ſchwarzen Servitenſcapuliers, [illegible]
des abgeſchmackten Titels wegen ſchon beſonders ausnn [illegible]
und dann auch aus der ſiebenden Lobrede von dem
Capuciner Laienbruder Seraphin von Aſcoli. [illegible]
de zeigte den ehrwürdigen Pater als einen rüſtigen [illegible]
Streiter, der ſich nicht von jedem Laffen hudeln läßt, [illegible]
den Leuten, die ſich unterſtehn von ſeinen Schriften [illegible]
lich zu ſprechen, die Zähne weiſet. „Sie ſchreibt er,
„tollen Sklaven ihres thörigten Wahnwitzes, dieſe u
„herzigen Splitterrichter, dieſe boshafte Blutſauger ſc
„in Stolz und Mißgunſt wider fremde Blätter, und
„daß ſie ihre Talente zu nichts anders, als ſatyriſ
„theilung derſeben brauchen. Sie gleichen den E
„an den Küſten von Afrika, deren Brigantinen immer
„ker liegen, damit ſie auf fremde Schiffe auskreuzen ꝛc. —
„dis böſe Volk der Tadler iſt zu einer großen Menge
„ſen — Einige, beſonders wenn ſie Gegenglauber
„den von den Wahrheiten der ächten Religion
„die ihre Irrthümer zur Schande ſtellen und ſchu
„jeden Satz in ihren hochmüthigen Jou
„an — die Belarvung ihres Frevelmuths iſt
„niß, daß ſie öffentlich zu erſcheinen ſich zitterno
„Sie ſind wie die Aßaßinen, oder Meuchelmörder,
„Reiſenden entweder in einer Vermummung oder
„qnpacken, um ihre Mörderſtreiche ohne ein Kentn
„ters anzubringen — Welcher Zutitel, welche
„ſolle wohl einer hohen Schule der Beſchuar
„den„ — In dieſen Ton ſchimpft er eine A
de derbe fort, dann erhohlt er ſich, wird etwas kalth
empfiehlt endlich ſeine Geringen Bemühungen, oh
hung anderer, der Hulde ſeines werthen Fre

Das Marianiſche Orakel iſt ein Aushund von [illegible]
Schnaken. Wenn dem V. jeder ſcurriliſche Einfall mit klin
gender Münze bezahlt würde, ſo ſollte er wohl ſo ein ziemlich
Kapital zuſammenbringen.

Wie ſehr ſtechen doch gegen einen P. Sailer und ſeines
gleichen unter den deutſchen katholiſchen Predigern, jene ver
rühmten Franzoſen ab, deren Feſtpredigten unter folgendem
Titel in deutſcher Sprache erſchienen ſind:

**Sammlung auserleſener heiliger Reden auf die be
kannteſten Feſttage der katholiſchen Kirche größten
theils**

theils aus den berühmteſten franzöſiſchen Rednern überſetzt. Erſter Theil, enthält Jenner, Hornung und Merz. Mit Erlaubniß der Obern. Bamberg und Würzburg, auf Koſten der Göbhardtiſchen Buchhandlung, 1771. gr. 8. 752 Seiten. Zweyter Theil, enthält April, May und Junius, 748 Seiten. Dritter Theil, enthält Julius, Auguſtus und September, 842 Seiten. Vierter Theil, enthält October, November, December, 710 Seiten.

Anſelme, Boileau, Bourdaloue, Bretonneau, Chemis nais, Colombiere, Fleſchier, la Tour, de Pin, Maſſillon und Terraßon ſind die Verfaſſer dieſer Predigten, aus deren Schriften der Herausgeber ſie geſammelt hat, um was vollkommenes in dieſer Art zu liefern. Es iſt freylich ein Unterſchied unter ihnen. Bourdaloue, Fleſchier, Maßillon ſtechen hervor, aber die übrigen haben auch ihren Werth, und die deutſchen Sailer würden wohl thun, wenn ſie ſich nach dem beſſeren Geſchmack ſolcher Männer bildeten, oder wenigſtens vor der Hand nur von ihnen lernten, mit mehr Vernunft, Anſtändigkeit und Würde auf der Kanzel zu ſprechen. Die Sammlung, die dem Herausgeber Ehre macht, muß den Katholicken unſerer Nation nothwendig ſehr angenehm ſeyn. Die Ueberſetzung iſt reines gutes deutſch.

Allgemeines Mißion-Fragbüchlein, in drey Schulen ordentlich eingetheilt: mit beygeſetzten Geſängern, nebſt nutzbaren Bericht von der Chriſtenlehrbruderſchaft vermehret; und mit den fünf Hauptſtücken Petri Caniſii verſehen: Zum Gebrauch aller Seelſorger, Schulmeiſter, Aeltern, Kinder und Mitglieder der Chriſtenlehrbruderſchaft in der Wieneriſchen erzbiſchöflichen Diöces herausgegeben von P. Ignatio Parhamer, der Geſellſchaft Jeſu. Mit Erlaubniß der Obern. Augsburg, bey Mathäus Rieger und Söhne, 1771. 8. 160 Seiten.

Wie höchſt elend die chriſtlichen Schul- und Geſangbücher für die Jugend in den mehreſten katholiſchen Ländern noch immer beſchaffen ſind, davon haben uns dieſer kleine Catechiſmus, nebſt deſſen dreyfacher Auslegung für kleine Kinder, für erwachſene, und für diejenigen, welche die weitläuftige Auslegung entweder nicht faſſen oder nicht zu Händen haben können, und die Lieder von neuen überzeugt. Sollte man wohl glauben, daß der erſte catecheriſche Religionsunterricht bey einem Kinde damit angefangen werden könnte, daß es hieſſe: Wes Glaubens biſt du? „Ich bin ein katholiſcher „Chriſt?„ Wer iſt ein katholiſcher Chriſt? „der iſts, wel„cher, nachdem er getauft iſt, durchaus glaubet und bekennet, „was die alte, katholiſche, römiſche Kirch„ (das Kind weis ja nicht, was das für ein Ding iſt) „glaubet und bekennet, „es ſey in der Bibel geſchrieben oder nicht.„ Bey was Zeichen erkennet man einen katholiſchen Chriſten? „Bey dem, „daß er ſich bezeichnet mit dem Zeichen des heiligen Kreutzes, „und daß er meide alle Ketzerey„ (ein ethiopiſches Wort für den kleinen Knaben!) „und Irthum, ſo die Prälaten„ (was für Geſchöpfe mag ſich das Würmchen darunter vorſtellen?) „und Lehrer der katholiſchen Kirchen einhellig verwerfen und „verdammen.„ (Alſo nachverdammen muß die unſchuldige Seele gleich von Kindheit auf lernen, wovon ſie noch gar keinen Begrif hat.) Welche Vorzüge genießt in dieſem Stück die Jugend der Proteſtanten, die bey allen bis jetzt ebenfalls noch dabey befindlichen Mängeln, doch unendlich beſſer zur Erkenntniß der Religion Jeſu Chriſti angeführt wird.

Die Geſänge, welche den katholiſchen Kindern gelehrt werden, übertreffen nun vollends an Abgeſchmacktheit alles, was man ſich vorſtellen kann. Wir Proteſtanten haben auch von Alters her noch manches ungereimte Lied in unſern Geſangbüchern, aber dergleichen findet man doch keines, als hier der eilfte Geſang zu der heil. Adventszeit, aus dem wir einige Strophen anführen wollen.

V. 3. Anna hat dich gebohren, Maria du edles Blut, da Adam hat verlohren das allerhöchſte Gut, daß durch dein ſchöne Frucht, ſoll wieder gefunden werden, wohl durch dein Lieb und Zucht.

V. 5. Dich grüßt mit ſchönen Worten der himmeliſche Both, er ſprach: in deinen Garten wird ſteigen unſer Gott, wird brechen die Blümelein, das iſt die wahre Menſchheit, in keuſchen Herzen dein.

B.

V. 6. Maria voller Gnaden, du feſt geſchlößner Schrein, erlöß die Welt von Schaden, gebähr uns ein Kindelein; ſoll ich nun werden ein Weib? Ach nein du Mutter reine, ein keuſche Jungfrau bleib.

V. 7. Der Herr will bey dir wohnen, o edle Roſenroth, dein Stimm laß lieblich tonen, und hilf der Welt aus Noth, du biſt gebenedeyet hoch über alle Frauen, erbitt uns die Seeligkeit.

V. 8. Da ſprach die Jungfrau reine aus Lieb und aus Begierd, gehorſam will ich ſeyne, ſein Will geſcheh an mir, was er von mir begehret, das ſollſt du ſeyn gewehrt.

V. 9. Ich muß nun auf die Straſſen, ſprach er der Engel fein, den heiligen Geiſt muß ich laſſen, bey dir, o Jungfrau rein; ſie gab ihm ein ihr Schoos, er raſt lieblich darinnen, ihr Freud die war ſehr groß.

Darf man ſich wohl wundern, daß die katholiſche Kirche die meiſten ausgelaſſenſten Spötter des Chriſtenthums in ihrem Schoos erzeugt? Wer ſolch Zeug in ſeiner Jugend hat lernen müſſen, wem das unter dem Namen der chriſtlichen Religion in der Kindheit eingeprägt iſt, der muß, ſobald der geſunde Menſchenverſtand bey ihm zur Reife kommt und alle Mittel zur Verbeſſerung ſeiner Erkenntniß ihm abgeſchnitten ſind, entweder ein Heuchler werden, oder anfangen über alles Chriſtenthum, als über die abgeſchmackteſte Poſſe zu lachen.

Deſtomehr Ruhm verdienen die gelehrten und Einſichtsvolle katholiſchen Geiſtliche, welche jetzt anfangen ihre vorzügliche Aufmerkſamkeit auf die Verbeſſerung des katechetiſchen Unterrichts der Jugend zu wenden. Hr. Mich. Ignat. Schmidt in Würzburg hat vor einigen Jahren in ſeinem Methodus tradendi prima elementa religionis, ſive catechizandi, den Catecheten ganz vortrefliche Anweiſungen dazu gegeben, und der verehrungswürdige Abt zu Sagan, Hr. v. Felbiger, hat dafür geſorgt, daß dieſes ſchätzbare Buch, um es noch gemeinnützliger zu machen, unter folgendem Titel ins deutſche iſt überſetzt worden:

Der Catechiſt nach ſeinen Eigenſchaften und Pflichten, oder die rechte Weiſe die erſten Gründe der Religion zu lehren verfaſſet von Michael Ignaz Schmidt, d. h. Schr. Doktor, der Univerſität zu Würzburg Bibliothecarius, aus dem lateiniſchen überſetzt durch Benedictum Strauch, Can. reg.

Ord. S. Auguſtini Congr. Later. bey unſerer lieben Frauen zu Sagan Prior, mit einer Vorrede des Saganiſchen Prälaten Johann Ignaz von Felbiger. Bamberg und Würzburg, bey Tobias Göbhardt, 1772. cum privilegio Caeſareo, 8. 780 Seiten.

Wir haben den vorzüglichen Werth und Inhalt deſſelben bereits bey Bekanntmachung der Urſchrift Bibl. XI. B. 2. St. S. 189. f. kürzlich angezeigt und beziehen uns jetzo darauf. Es gehet der Brauchbarkeit dieſes wichtigen Buchs auch für proteſtantiſche Catecheten, denen wir es hiermit nochmals wollen empfohlen haben, dadurch nichts ab, daß der V. über Dogmata mit uns uneins iſt, und, wenn es aufs Diſputiren ankömmt, die Parthey ſeiner Kirche nimmt, z. B. wegen des Exorcismus S. 689. f. u. d. g. Hier iſt nur die Frage: ob die Regeln und Unterweiſungen, die er dem Catecheten giebt, gut, richtig beſtimmt und ausführlich, abgehandelt ſind? Und das ſind ſie in der That bey einer ausnehmenden Deutlichkeit und Vollſtändigkeit. Die Überſetzung macht dem Hrn. Verf. Ehre und durch die leſenswerthe Vorrede des Hrn. v. Felbiger hat ſie gewiſſermaſſen einen Vorzug vor dem Original bekommen. Er bereichert darin die Schmidtſche Anleitung zum nützlichen Catechiren noch mit den älteſten catecheticiſchen Grundſätzen, welche bereits Cyrillus von Jeruſalem in ſeinen catecheſes, Gregorius Nyſſenus in ſeiner oratio magna catechetica, und Auguſtinus in ſeinem Tractat de catechizandis rudibus, angegeben haben, und liefert auſſerdem noch einige merkwürdige Beyträge zur catecheticiſchen Geſchichte. Wir ſind völlig der Meynung des Hn. v. F., daß dieſes Werk zu denjenigen gehöre, die in der Sprache des Landes, wo es genutzt werden ſoll, noch brauchbarer werden, halten es für ein Verdienſt, welches diſſer aufgeklärte Prälat ſich durch die veranſtalte Ueberſetzung um die deutſchen, beſonders Schleſiſchen katholiſchen Schulen ſeiner Diöces erworben hat, und wünſchen, daß viele Pfarrhern Einſicht und guten Willen genug haben mögen, den Anleitungen zu folgen, die ihnen darin zur nützlichen Betreibung eines ihrer wichtigſten Amtsgeſchäfte gegeben werden. Der Rec., der das Buch mit Vergnügen geleſen hat, wird es ſelbſt in ſeine Bibliothek ſtellen und zu nutzen ſuchen.

T.

2. Rechts-

2. Rechtsgelahrheit.

Opuſcula varia de Latinitate ICtorum veterum. Iunctim edidit et Animadverſiones adjecit *Car. Andr. Dukerus.* Lipſ. apud Iacobaeerum, 1773. 1 Alph. 1 Bogen in 8.

Kaum hatten wir Hrn. Prof. Madihns Ausgabe von Kirchmaiers Opuſculis de Lat. Ict., die wir der Dukerſchen Sammlung angehängt wünſchten, für unſre deutſche Bibliothek recenſirt, als wir auch von dieſer eine neue Ausgabe, die, wie uns die Unterſchrift der Zuſchrift meldet, ein Hr. Joh. Pet. Schmid beſorgt hat, erhielten. Wir kennen dieſen Hrn. Schmid ſchon ſeit voriger Oſtermeſſe als Herausgeber einiger alten Schriftſteller, denen er weiter nichts auf der Welt als ſeinen Namen und eine Lüge auf dem Titelblatt vorgeſetzt hat. Die Ausgabe von Dukers Opuſculis iſt ein bloßer unveränderter Abdruck der Leidenſchen von 1711. *) aus der auch unnöthiger Weiſe die Seitenzahlen am Rande bemerkt ſind; und dazu hat Hr. Schmid eine Vorrede geſchrieben, die davon handeln ſoll, ob auch wohl Theologen und Humaniſten die Schriften der alten Juriſten mit Nutzen leſen könnten, daraus aber niemand etwas lernen wird, und davon ſich in der That gar nichts ſagen läßt.

Die Werkchen des Lor. Valla, Andr. Alciatus, Franz Floridus und eines Ungenannten, die Duker hat zuſammendrucken laſſen, ſind bey weiten ſo ſchätzbar nicht, als die von ihm ſelbſt beygefügten Noten; allein in dieſen wäre doch noch manches zu berichtigen, und iſt ſchon von Andern verbeſſert worden. Dieſes hätten wir bey einer neuen Ausgabe, eines ſo brauchbaren Buchs, angezeigt gewünſcht.

Kl.

Kritiſches Wörterbuch über juriſtiſche Sachen. Achtes Alphabeth, nebſt der Beylage. Frankf. am Mayn, bey Friedr. Chriſt. Kochendörfer, 1771. 16 Bogen in 8.

*) Ein Utrechter Nachdruck vom Jahr 1761., deſſen Hr. Madihn in der Vorrede zu Kirchmaiers Opuſculis gedenkt, iſt uns unbekannt.

Dies ist der Beschluß einer Schrift, deren Verf. der Hofrath Eberhard in Zerbst, bekanntlich vor einiger Zeit mit Tode abgegangen ist. Der Inhalt besteht, wie in den vorigen Theilen, aus kleinen Abhandlungen, Nachrichten von alten Büchern, Recensionen neuer juristischen Schriften, und litterarischbiographischen Neuigkeiten. Die Abhandlungen enthalten folgendes: 1) Ueber den Gebrauch des Worts genannt bey den Zunahmen. Diese Benennung wurde nach des V. Meynung gebraucht, um sich von andern gleichzeitigen Personen, die gleichen Namen führten, zu unterscheiden. Mit dem Ende des 14. Jahrhunderts hörte dieser Gebrauch auf. Heutigestages braucht man das Wort genannt bekanntermaßen bey Adoptionen.

2) Von der Titulatur Erlaucht. Sie ist nicht neu, wie einige glauben, sondern findet sich schon im 14. Jahrhundert.

3) Geringfügige Sachen, sind causae religionis. Unter dieser Aufschrift führt der V. eine Stelle aus den, bey der C. G. Visitation vom Herrn Cammerrichter übergebenen monitis an, wo es heißt: „entstehen öfters paria auch in sehr „geringfügigen Sachen, wie allererst wegen der Aufnahme „eines Handwerkspurſches in die Maurermeisterzunft zu „Frankfurt„ und die Sache beruhte doch auf der wichtigen Frage, in wie weit der Stand des Entscheidungsjahres bey Zünften zu beobachten ist.

4) Nach welchem Werth die Wiederbezahlung eines ausgeliehenen Capitals geschieht. Der V. vertheydigt seine in den vorigen Alphabeten gehegte Meynung gegen die Kritick der allgem. Bibl. Der Recensent ist mit der gegebenen Erläuterung zufrieden. 5) Ob die Churfürstl. Wahltagsprotocolle bey Erläuterung der Kaiserl. Wahlcapitulation zum Grund gelegt werden könne. Die Frage wird mit verschiedenen Distinktionen beantwortet.

Von alten Büchern sind angezeigt 1) Rhetorick und deutsch Formular in allen Gerichtshändeln, 1561. 8. Es enthält für die damalige Zeiten viel gutes. 2) Statutenbuch, Gesetz, Ordnungen und Gebräuche ꝛc. Frankf. 1558. Fol. Justin Göbler ist der Verfasser. Der Inhalt wird genauer beschrieben, als die Struvische Bibliothek und Pütter gethan haben. 3) Güldiner Fluß und Auszug von Erbschaften dero erbaigen und Lehengüter durch M. Abraham Saurin. Frankfurt am Mayn, 1583. Ist auch noch itzt brauchbar. Nur muß man sich bequemen, das Gold aus dem Koth zu suchen. 4) Eben dieses Autors Strafbuch, 1581. Fol.

Die

Die merkwürdigſten Recenſionen neuer Schriften betreffen 1) Behmeri novum jus civile controverſum; eine gründliche und unpartheyiſche Beurtheilung. 2) Eiſenhard Opuſcula. Gelegentlich wird die Glaubwürdigkeit der bekannten Geſchichte von der vorgeweſenen Abſchaffung des römiſchen Rechts unter Friedrich III. gegen Eiſenhards Gründe gut vertheydigt. 3) Kopp von den Heßiſchen Gerichten. Dieſes intereſſante Werk wird mit Enthuſiaſmus und nach Verdienſt gelobt. Die Gedanken über die Koppiſche und Selchowiſche Controvers über die Bedeutung des Ausdrucks: Reichsgemeine Rechte haben unſern völligen Beyfall. Die Vorrede zu der Beylage iſt eine Abhandlung über die kleine Schriften. Sie enthält viel wahres und gutes, obgleich keine ſehr unerkannte Wahrheiten. Recenſirt ſind in der Beylage unter andern minder beträchtlichen Schriften, 1) Erörterung über die concordata nationis germanicae. 2) Hofmann de inſtauratione ſuffragii Hamburgenſis. 3) Gatzert de juribus Judaeorum in Haſſia erhält die gebührende Lobſprüche. 4) Reichard de jure ſtatuum. 5) Rudloff von dem Turnus am Cammergericht. 6) Idem de jure ſenii. 7) Springer de cauſae continentia germanica.

Auguſti Friderici Schotti Jur. ſcient. et phil. D. Antiquit jur. in acad. Lipſ. Profeſſ. opuſcula juridica. Lipſ. 1770. apud Jo. Fried. Langenhemium 312 Seiten 8.

Es iſt meiſtens ſo ſchwer, die kleinen Abhandlungen, Diſſertationen und Programmen eines Gelehrten zuſammen zu erhalten, daß man jede Sammlung ſolcher Werkchen mit Dank und Vergnügen aufnehmen muß. Doppelt angenehm iſt ſie, wann ſich die Stücke durch ihre Gründlichkeit und guten Stil ſo ſehr auszeichnen, als die gegenwärtige. Am allermeiſten freut ſich der Rec. wann er einen Mann kennen lernt, deſſen Kenntniſſe ſich über das alltägliche erſtrecken, der nicht blos in den oft trüben Abflüſſen der Compendien und Syſteme plätſchert, ſondern die Quellen gekoſtet hat, der Geſchichte, Alterthumskunde und die übrige exegetiſche Erforderniſſe zur Bearbeitung der Jurisprudenz in Bereitſchaft hat. Der Inhalt der einzelnen vor uns liegenden Stücke iſt folgender: (1) Diſſertatio hiſtorico juridica de lege Villia annali. (2) Commentatio ad orationem Pertinacis de teſtamento poſteriore imperfecto prius perfectum haud infir-

firmante. (3) Diſſertatio de ſucceſſione filiorum in res utenſiles maternas. (4) Diatribe juridico antiquaria de teſtamento in procinctu facta. (5) Diſſertatio de uſufructu veſtimentorum ex voluntate conſtituentis vel vero vel quaſi tali. (6) Proluſio de rebus, quae functionem recipiunt. (7) Obſervatio de vero actus et viae diſcrimine. (8) Vindiciae Pomponii de materia XII. tabularum. (9) Obſervatio de conditionis poteſtativae figmento. (10) Specimen juris Saxonici de praeſcriptione juris bona ſub pacto de retrovendendo alienata reluendi. (11) Specimen juris Saxonici, quo naturam pignoris Germanici in re oppignorata caſu fortuito penes venditorem intereunte jure Sax. Elect. haud mutatam eſſe demonſtratur. Zum Beweis, daß wir dieſe Abhandlungen geleſen haben, und nicht blos aus der Vorrede und den Rubricken recenſiren, ſetzen wir einige Gedanken her, die uns bey dem Durchleſen einfielen, und die uns der Hr. V. deſtoweniger verargen wird, da er unſer lieber Mitarbeiter im juriſtiſch kritiſchen Weinberge iſt.

In der zweyten Abh. S. 83. wird die Püttmanniſche Anmerkung gebilliget, daß im L. 27. Cod. de teſt. Juſtinian nicht auſſer der Revocation eines Teſtamentes auch noch den Verlauf von zehen Jahren erfordere, ſondern auſſer dieſem Zeitverlauf die Revocation verlange. Wir müſſen geſtehen, daß wir den Nutzen dieſer Bemerkung noch nie haben finden können. Soviel bleibt immer gewiß nach Juſtinians Verordnung gehört Zeitverlauf und Revocation vor Gericht, oder vor wenigſtens drey Zeugen zuſammen, und es iſt immer einerley, hat der Geſetzgeber das erſte bey dem zweyten, oder das zweyte bey dem erſten erfordert. Dann noch immer bleibt die Frage zu beantworten: wird durch die Revocation vor ſieben Zeugen das Teſtament ſogleich entkräftet, oder nicht? Püttmann und unſer V. behaupten das erſtere. So vernunftmäſſig dieſe Meynung iſt: ſo ſcheint ſie uns doch dem Geſetz entgegen; den Worten per teſtes idoneos NON *minus tribus* und *vel inter acta* entgegen zu ſeyn. Dann iſt die revocatio ad acta allein nicht hinreichend, das Teſtament aufzuheben, ſo kann es auch die Widerrufung vor ſieben Zeugen nicht ſeyn, und wäre die gerichtliche Widerrufung allein hinlänglich, warum ſagt dann Juſtinian: ſin teſtator dixerit non voluiſſe prius ſtare teſtamentum, et hoc inter acta manifeſtaverit, *et decennium fuerit emenſum*, tunc irritum eſt teſtamentum, *tam ex contraria voluntate, quam ex curſu temporis.* Wäre dieſes

nicht

nicht höchſt ungereimt geſprochen? Man ſagt zwar, nihil tam naturale eſt, quam unumquodque eodem modo diſſolvi, quo colligatum eſt. Allein nicht zu gedenken, daß es dem geſunden Menſchenverſtande gar nicht natürlich, ſondern höchſt unnatürlich vorkommt; daß Entſtehung und Zernichtung einer Sache auf einerley Art geſchehen ſollen, ſo iſt die Regel nicht einmal im juriſtiſchen Verſtande ohne Ausnahme richtig. Sie trügt öfter, als ſie wahr iſt. Man ſagt ferner ein Teſtirer, der ſein Teſtament innerhalb zehen Jahren widerruft, kann ſonſt niemals verſichert ſeyn, daß ſein Widerruf Wirkung habe. Er kann vor Ablauf der zehen Jahre ſterben. Allein kann er es dann nicht vertilgen, und wann dieſes nicht angeht, ein neues Teſtament machen? Seltſam iſt freylich die Juſtinianeiſche Verordnung; aber ſie iſt doch einmal vorhanden, und die Honoriſche war noch ſeltſamer. Auf der 154 Seite iſt lex glicia als das Fundament der querelae inofficioſi angeführt. Bekanntlich haben große Rechtsgelehrten an der Exiſtenz dieſes Geſetzes gezweifelt, und am meiſten daran gezweifelt; daß die querela inofficioſi darinn gegründet ſey. Hat der Hr. V. aber Gründe dafür: ſo wünſchten wir ſehr, ſie zu wiſſen. S. 220. ſteht ein Einwurf gegen die Definition: res fungibiles ſunt, quae pondere, numero et menſura conſtant. Aecker, ſagt der V. wären nach dieſer Erklärung res fungibiles. Uns dünkt, dies lieſſe ſich noch wohl beantworten. Res pondere numero et menſura conſtant heißt nicht die Sache werde gewogen, gezählt, gemeſſen; ſondern: man kann von dieſen Dingen im Commerz dem Gewicht, der Zahl, dem Maaſſe nach ſoviel und ſo wenig bekommen als man bedarf. Hingegen gegen die Erklärung, res fungib. ſunt quae ſolo uſu ſubſtantiam amittunt ſcheint uns zu ſtreiten, daß ſie nicht auf das Geld paſſet.

Der Unterſchied zwiſchen der ſervitute viae und actus war nach S. 249. dieſer: jene Servitut begreift allezeit und nothwendig das Recht zu fahren, Vieh zu treiben und zu gehen in ſich; dieſe kann ohne das Recht zu fahren und einzeln zu gehen, ertheilt werden. Aber hat die Differenz zwiſchen dieſen Servituten ſolchergeſtallt einigen praktiſchen Nutzen, und ſollten die römiſche Juriſten wunderlich genug geweſen ſeyn, einen Unterſchied zu machen, den man an der Sache in vielen Fällen gar nicht entdecken kann. Wann nemlich jemand die Erlaubniß zu fahren, Vieh zu treiben und zu gehen erhalten hat: ſo iſt nach dieſem Syſtem niemand im Stande zu ſagen, ob ihm ſervitus viae oder actus zukommt.

Die

Die conditio mere potestativa wird S. 272. als ein Unding verworfen. Selten ist sie, aber sollte z. E. die Bedingung: wann du meinen Namen annehmen wirst, nicht dafür zu halten seyn? Doch der ganze Streit möchte wohl am Ende auf eine Logomachie hinaus laufen.

T.

Dan. Nettelbladts Abhandlung von dem ganfange der natürlichen und der in Deutschlachen positiven gemeinen Rechtsgelahrheit, seinen darauf gerichteten Vorlesungen. Halle 1772. 5 Bogen in 4.

Schon im J. 1750. schrieb der Hr. G. R. politische Vorschläge zur Verbesserung der juristischen Vorlesungen, welche Projecte damals wenig Beyfall fanden, die er selbst aber noch immer für sehr gegründet, obgleich eben nicht für praktikabel hält. Die gegenwärtige Abhandlung empfiehlt hauptsächlich seine Novam Introductionem in Jurisprudentiam und übrigen Lehrbücher, und zeigt die Einrichtung seiner Vorlesungen, worinnen der Hr. G. R. alle Jahre die ganze natürliche und willkührliche Rechtsgelehrtheit lehret, oder mit seinem Ausdrucke, einen juristischen Cursum liesst. Auch verspricht der Hr. G. R. in der Vorrede eine neue Ausgabe seines bekannten, maßen nach strenger demonstrativischer Lehrart abgefaßten Systematis elementaris universae Jurisprudentiae.

Daß unter dem Namen des Rechts der Natur nicht blos die Gesetze, deren Beobachtung sich erzwingen läßt, nicht nur das Zwangsrecht der Natur, sondern das ganze Recht der Natur gelehrt werde, verlangt der Hr. G. R. unsers Erachtens mit Recht, auch aus dem Grunde, weil sich die willkührliche Rechtsgelehrtheit auf die natürliche gründet, und diese daher billig jener angemessen seyn muß.

Die ganze deutsche willkührliche Rechtsgelehrtheit wird hier eingetheilt in die generelle und specielle; weil, Hrn. R. Meynung nach, es gewisse allgemeine juristische Wahrheiten giebt, die sich nicht wohl in eine besondre juristische Disciplin bringen lassen. Diese allgemeine positive Rechtsgelehrtheit hat der Hr. G. R. in seiner Nova Introductione nun von neuem bearbeitet, und trägt sie in besondern Vorlesungen vor. Uns deucht, neue Arten von Vorlesungen erdenken, ist keine gar große Kunst, und besser, die gewöhnlichen Vorlesungen

eini

einrichten; und die Wahrheiten die wir in Hn. N. Nova Introductione finden, z. Ex. die Lehren von den positiven Gesetzen, der Anwendung rechtlicher Wahrheiten auf vorkommende Fälle, der Verbindlichkeit und den Befugnißen überhaupt u. dgl. können gar wohl, und werden in den besondern Theilen der Jurisprudenz gelehrt, oder es sind Encyklopädie, Rechtsgeschichte, juristische Litteratur und Auslegungskunst, denen man wohl eigne Vorlesungen zu widmen pflegt.

Alle juristische Wahrheiten, die keine allgemeine nach Hrn. N. Angabe, sind, theilt der Hr. G. R. nun weiter in solche, die Verbrechen nicht betreffen, und die sie betreffen; und macht sonach zwey Hauptheile, die Civil- und die Criminalrechtsgelehrtheit. Wir möchten lieber die ganze Rechtswissenschaft in die theoretische und praktische eintheilen; und wir finden eine Eintheilung, die uns besser gefällt, selbst in des Hn. G. R. Nova Introductione §. 38. Die Theorie der theoretischen und die Theorie der praktischen Rechtsgelehrtheit werden auch wohl S. 9. nicht so recht unterschieden; denn jeder theoretische Theil der Jurisprudenz hat einen praktischen; die Ausübung der Theorie der Rechte ist die juristische Praxis, und der Prozeß selbst gehört zur Theorie.

Wir übergehen die fernern Eintheilungen, und zeichnen nur noch einiges Merkwürdige aus der zweyten Abtheilung, die von den Vorlesungen des Hrn. G. R. Nachricht giebt, aus. Ueber die Institutionen liest der Hr. G. R. gar nicht, sondern statt dessen über seine Einleitung. Die Pandekten sind nach seinem Urtheil eine Art Vorlesungen, die so wunderbar als möglich ist; und er hoft, sie werden bald, so wie die über die Decretalen, ganz abkommen. Das wünschen wir doch würklich, so lange das Römische Recht nicht ganz weggeworfen wird, nicht. Die juristische Praxis liest der Hr. G. R. über sein Lehrbuch, und diese Vorlesungen sind nichts als eine Erklärung der darinn befindlichen Theorie. Wirkliche praktische Uebungen anzustellen, sagt er, überschreitet die Gränzen des akademischen Studierens, und ist von dem Nutzen, den man sich davon zu versprechen pflegt, nicht. Aus eben der Ursach übergeht der Hr. G. R. in seinen Vorlesungen über das Kirchenrecht das ganze vierte Buch des Böhmerischen Lehrbuchs, weil die Lehren, die es enthält, in seinen Vorlesungen über die generelle Rechtsgelehrtheit und juristische Praxis vorkommen. Uns deucht, die Theorie des Processes gehöre eigentlich in praktische Vorlesungen nicht, und die Praxis selbst sey eben das Nützlichste; denn referiren und dekretiren und überhaupt

schrift-

schriftliche Aufsätze machen, lernet man doch wirklich
bloße Theorie nicht. Die juristische Litteratur li
G. R. über sein wirklich schönes Lehrbuch, obgleich es zu
demischen Vorlesungen ein wenig zu ausführlich ist,
vatißime. Wir wünschten, daß diese nicht sogar
Akademien vernachläßigt würde; denn gerade unsre
risten kennen die Instrumente ihrer Kunst am
eigne Vorlesungen über die deutschen Rechte,
schäfte und Personen betreffen, verlangt,
Kriegsrecht, das Wechselrecht, das Policeyr
vatrecht der Fürsten u. a. sind, ist nach Hrn.
theil ein Dummkopf.

Pl.

D. Johann Friedrich Eisenharts Erzählur
besondern Rechtshändeln. Sechster T
und Helmstädt, bey Hemmerde, 1772.
9 Bog. in 8.

Herr Hofrath Eisenhart trägt noch das nehmliche komische juristische Kleid. (S. B. XI. St. 1. S. 91. und B. XVI. St. 2. S. 595.) Möchte es doch nun bald abgenutzt seyn. Dieser Theil enthält 18. Rechtshändel.

Mn.

3. Arzneygelahrheit.

Nomenclator botanicus, enumerans plantas omnes in systematis Naturae Edit. XII. Specier. Plantarum edit. II. & Mantissis binis a illustri D. *Car.* von *Linné*, Arch. Reg. Equit. aur. &c. descriptas. Lipsiae, ap. Io. Frid. Iunium, 1772. 8. maj. plag. 10.

Wir wissen eben nicht recht, was wir mit dem Buche sollen? Es möchte denn jemand es statt eines Verzeichnisses über ein herbarium das nach dem Linnäischen System gesammelt wäre, brauchen wollen. Denn zum Unterricht kann es keinem Menschen dienen, und zum Register, über die auf dem Titel gedachten Schriften des Verfassers ist es

unnütz; denn wer z. E. hierinn Geranium inquinans findet und nachschlagen will, der muß schon wissen, in welcher Classe es zu suchen sey? und weis er das: so braucht er nur Systema oder Species nachzusehen; weis ers nicht, nun, so haben ja beyde ein alphabetisch Register. Also mag der Sammler und der Verleger wissen, warum das Buch gedruckt ist.

D. Io. Chr. Dan. Schreberi, Ser. Marggr. Brand. Onolzb. & Culmb. a conf. aul. &c. Spicilegium Florae Lipsicae. Lipf. apud Dyk, 1771. 8vo maj. plag. 12.

Diese Nachlese muß den Besitzern der Böhmerschen Flora Lipsica angenehm und den dort botanisirenden nützlich seyn. Der Fleiß des Hrn. H. R. und einiger seiner Freunde hat in der Gegend um Leipzig gegen dritthalb hundert Pflanzen gefunden, die seinem Vorgänger unbekannt geblieben, doch hat er die Grenzen etwas erweitert, die sich jener gesetzt hatte. Die Ludwigsche Lehrart ist beybehalten, und ganz mit Recht, weil das Buch, wozu dies Supplement gehört, darnach gemacht war. Doch ist für andre ein Conspectus Plantt. Fl. Lipf. ordine Linnaeano angehängt, der die Böhmerschen und Schreberschen Species zusammenfaßt. Es mußten nothwendig verschiedene sich finden, die der Ritter noch nicht gesehen (und von der Art finden sich allenthalben noch einige;) diese sind alsdenn genauer beschrieben, theils sind dabey die Hallerschen Synonyma gebraucht, besonders in den Mooſen. Diese hier anzuzeigen, wäre zu weitläuftig, und man darf nur das Buch aufschlagen, um die Genauigkeit des Hrn. H. R. auf jedem Blatte zu bemerken.

Peter Joseph Buchoz, Leibarzt Sr. Maj. des höchſtſeligen Königs von Pohlen ꝛc. Sammlung auserlesner Briefe zur Erhaltung der Gesundheit und durch den Bau und die Erziehung der Gewächse sich in kurzer Zeit zu bereichern. Aus dem Franz. überſ. Erſter Theil. Nürnberg, bey Schwarzkopf, 1772. 8. 27½ Bogen.

Sich den Leibarzt eines verſtorbnen Herrn nennen, war uns ſonderbar, wir dächten, dergleichen Charakter hörte auf, wenn der todt iſt, der ihn ertheilt hatte; doch iſt im

Französischen de feu le Roi de Pologne erträglicher, als die Uebersetzung; wenigstens sagte man sonst: weiland. Doch das beyläufig.

Hr. Buchoz giebt im ersten Briefe von seiner Absicht und der Einrichtung des Werks Nachricht, und die ist ohnstreitig lobenswerth. Auch die Art, wie er seine Entdeckungen macht, nemlich den gemeinen Mann auszufragen und die Anwendung der Pflanzen zu erfahren, ist rühmlicher als der Stolz, alles a priori bestimmen zu wollen. Nur schade, daß so viel Vorurtheil mit unterläuft. Wir wollen das eben nicht dahin rechnen, daß der Verf. sich an keine Ordnung binden, sondern schreiben will, wie sich seinem Gedächtniß die Pflanzen vorstellen, obgleich irgend eine Ordnung uns besser gefallen würde; auch nicht, daß er die mehrsten Lehrgebäude der Cabinets-Gewächskenner verwerfen will; denn das scheint er auf die Cultur zu ziehen und da mag er ganz recht haben. Aber das ist doch wohl ein Vorurtheil, daß (S. 5.) „uns die Vorsehung an allen Orten mit solchen Mitteln versehen habe, „die zu Heilung unsrer Krankheiten dienlich sind.„ Was haben wir denn in Europa, das die Stelle der Rhabarbara, des Guajacharzes und vor allen der China vertreten kann? oder etwa die Weidenrinde? Ja wenn ihre Wirkung mehr bestätigt und die Quantität nicht sehr viel größer wäre, die zur Cur erfordert wird! Es ist freylich rühmlich, Untersuchungen über die einheimischen Gewächse anzustellen und wir wünschen sehr, daß sie mehr angestellt würden, aber desistant qui impares sunt! möchte man hier auch mit dem Lehrer von Europa sagen (Linn. Classes Plantt. p. 487.) Denn der vortreffliche und gewiß sicherste Weg, den eben er in Clave Medicinae gegangen, ist noch viel zu unbekannt, als daß wir in den nächsten funfzig Jahren die Erndte davon sehen könnten. Wenn man aber keine Regeln hat, wornach man verfahren kann, so macht man Experimente ins Wilde, deren wir nur zu viele haben, und die nur hindern, statt zu fördern. Doch wir lenken ein. Nur von der Schreibart wollen wir noch überhaupt sagen, daß sie uns gedehnt und schleppend scheint in der Uebersetzung; das Original haben wir nicht Gelegenheit gehabt zu vergleichen. Ein wichtigerer Fehler ist, daß sie ganz und gar nicht botanisch ist, und dies kann man dem Verf. unmöglich verzeihen; denn wenn er auch für den gemeinen Mann schreiben will und also deutlich seyn muß: so hätte er doch bey mehrerer Genauigkeit des Ausdrucks es nicht nur seyn können, sondern er hätte es sogar viel besser seyn und doch sich kürzer

auf

ausdrücken können. Daß der Ueberſetzer kein Kräuterkenner ſey, wollten wir faſt ſchwören, denn er läßt ſich nirgends etwas davon merken, und es ſcheint uns unmöglich zu ſeyn, ein ſolch Buch als Kenner zu überſetzen und keine Note zu machen, wenn man auch keine Verbeſſerung wagen will. Z. E. wie uns beſtimmt iſt S. 13. unten: „die Blumen (des Sorbus aucuparia) haben die Geſtalt eines Sonnenſchirms oder einer Roſe.„ Wer wird nun den Baum in der Blüte erkennen? wird man ihn nicht mit unzählichen andern verwechſeln. Sollten der kleine Hundszahn, Wieſenhundszahn und Alpenhundszahn wirklich im deutſchen die Pflanzen bezeichnen, die hier dafür angegeben werden? (Juncus caeſpitoſus; Eriophorum polyſt. Erioph. vaginatum Linn.)

Im dritten und 4ten Briefe wird von der Cur der Lungenſucht durch eingeathmete Dünſte abgekochter Pflanzen geredet; wobey er Hr. Mutzel anführt, als denjenigen Arzt der dieſe wichtige Erfindung erneuert habe. Hr. Bönnecke deſſen Caſum er gleichfalls beybringt, nahm nur 7 Arten Pflanzen, Hr. Buchoz nimmt 22.! und geſteht nachher S. 41. daß der Balſam und das Terpentinöl die nachgehends zugeſetzt werden, die kräftigſten Stücke darunter wären. Warum alſo nicht lieber zwey Drittel weggelaſſen? zumal da hier unmöglich beſtimmt werden kann, welcher Pflanze von ſo vielen etwas zuzuſchreiben ſey? oder vielmehr da es gewiß iſt, daß nur die ſchleimigen darunter, dadurch etwas zum Erfolg beytragen, daß ſie die Theile der balſamiſchen einwickeln, und ſo viel länger deren Kräfte erhalten. Man mag urtheilen, wie weit dies mit dem Ziel übereinſtimme. Da eine ähnliche Heilart im Jahr 1768. zu Chelſea viel Aufſehens machte: ſo wäre eine genaue Nachricht von deren Erfolg zu wünſchen, und mehrere Verſuche anzuſtellen. Wenn wir uns der damaligen Nachrichten recht erinnern, ſo waren es da nicht die Dünſte eines Decocts, ſondern der Rauch der auf Kohlen geſtreuten Harze, die der Kranke einziehen mußte.

Eben ſo iſt der 5te mehr ein Auszug aus einem Practico über den Vorfall der Mutter (wobey auch der Rauch angerathen wird, und zwar wieder von faſt 20 Species!) als daß er die Pflanzen zum Gegenſtand hätte.

Wir würden zu weitläuftig werden, wenn wir ſo fortfahren wollten, daher wollen wir nur den Inhalt der übrigen Briefe abſchreiben. Der 6. und 7te handelt noch von der Anwendung der Dünſte zu Curen. Der 8te von der Erle; der 9te vom Smyrnakorn. Der 10. 13te von Pflanzen die zur

Mahlerey und zum Färben brauchbar sind. Der 14te von denen, die dem Fleisch und der Milch der Thiere einen besondern Geschmack geben (im Buch steht, offenbar fehlerhaft, wenn man den Brief lieſt: die es unschmackhaft machten.) 15:22. von dem zur Nahrung des Viehs dienlichen; (aus dem Pan Suecus des Ritters Linné) und 23:28. von den wider die Krankheiten desselben dienlichen Pflanzen; 29. vom Afrikanischen Hirsen; 30. von der Quaßia. 31. Von Unzuverläßigkeit des Gewichts der Arzneyen bey Viehkrankheiten; eins der merkwürdigsten Stücke im ganzen Buche, aus einem Briefe Hr. Roster der einst Directeur de l'école veterinaire zu Lyon war; 32. von der Acinella und andern Pflanzen gegen den Stein. 33. Vom Erbsenbaum. 34. Von einem neuen Wundwasser und den balsamischen Kugeln in Lothringen.

Gedanken von der Arzneywissenschaft und den Aerzten, von D. Christian Gottfried Gruner. Breßlau, bey dem ältern Korn, 1772. 2 Alph. in gr. 8.

Herr Gr. handelt in 15 Kapiteln vom Nutzen und der Nothwendigkeit der Arzneykunst in wohleingerichteten Staaten, von der Gewißheit der medicinischen Grundsätze und der Würkung der Arzeneyen; von den Lehrgebäuden der A. K. und ihrem Nutzen; von den Feinden der Kunst; von der Verbindung der Theorie und Erfahrung; von den Wissenschaften, die ein Arzt besitzen soll; von den Mängeln der Schulen und Universitäten in Absicht der Arzneykunst und der Sanitätsgesetzgebung; von den besten Mitteln große Aerzte zu bilden; von den Kennzeichen guter und schlechter, den Charlatans, Wundärzten, Hebammen, Apothekern, und ihren Kenntnissen und Pflichten; von Vorurtheilen und Mißbräuchen der Menschen in Absicht auf ihre Gesundheit; von den Pflichten der Obrigkeit, das Arzeneywesen betreffend, und von der Religion der Aerzte. Durchgängig sieht man die löbliche Absicht des H. G. die Ehre der Aerzte und der Kunst zu retten; dem medicinischen Unwesen zu steuren; einem jeden seine Pflichten vorzuschreiben; die Obrigkeiten aufzumuntern; und das Publikum von seinen wahren Vortheilen in medicinischen Dingen zu unterrichten. Ein junger Mann, wie sich Hr. Gr. hin und wieder nennt, ein Mann von so feiner Einsicht und von so rühmlichem Enthusiasmus für das gemeine Beste, sieht ungern die Welt, so wie sie ist, findet bald, wie sie seyn sollte, und eifert leicht, daß sie nicht genöthiget wird, so zu seyn.

Wer

Wer kann die Hauffen Narren sehn,
Und sich nicht ärgern und nicht schmähn?

Je bekannter man mit dem Laufe der Welt wird, destomehr erkennet man nach und nach, daß nicht alles, was darinn überhaupt möglich und gut wäre, darinn seyn könne und dürfe, und um destomehr giebt man sich endlich darüber zufrieden, daß sie im Argen liege. Daher thun die Obrigkeiten nicht alles, was ihnen empfohlen wird; daher bleiben so manche Mißbräuche unausgerottet; daher duldet man so viel Unwissenheit und Unrecht in allen Ständen; und daher bleibt viel schädliches in der Welt, was die, denen es doch eigentlich schadet, nicht einmal abgeschaft wissen wollen. So ist es besonders mit den medicinischen Uebeln. Sollten alle, die Kranken rathen wollen, gelehrt seyn, wer würde mit seiner Gelehrsamkeit in ein kleines Dorf ziehen, und da bey Hunger und Verachtung die Bauern nöthigen wollen, einen bessern Rath, als den von ihrem Schweinhirten anzunehmen, zu dem sie allein Vertrauen haben? Sollten Akademien nur lauter würdigen Gelehrten das Recht zu curiren ertheilen: so frägt sichs, wo sie sie hernehmen sollten? Wir können ihnen zwar Gelehrsamkeit geben; aber gesunde Vernunft? Soll die Obrigkeit das Volk zwingen, nur privilegirten gelehrten Aerzten ihr Leben anzuvertrauen: wie soll sie das anfangen, daß ihr Gesetz nicht übertreten werde? und wie viel tüchtige Aerzte wird sie liefern können? Soll der Prediger das Volk überreden, seine Gesundheit besser in Acht zu nehmen, er, der es nicht überreden kann, ewig selig zu werden? Kann ers widerlegen, wenn es ihm sagt, daß viele gelehrte Aerzte doch schlecht curiren? Kurz, man sieht wohl, daß die medicinischen Greuel in aller Welt bis an ihr Ende nicht werden gänzlich gehoben werden. Nichts destoweniger würden sie endlich wenigstens in Europa, (denn in andern Ländern ist die ganze Arzneykunst mit allen ihren Einflüssen auf die Nationen von weniger Bedeutung) allzugroße Verwüstungen anrichten, und wohl gar die Kunst selbst in das Chaos verwandeln, worinn sie die wilden Völker, unser eigener Pöbel und Herr Rousseau, jeder auf seine Art verwandeln wollen, wenn nicht zuweilen das überhandnehmende Verderben öffentlich gerügt und von jedem, der es einzusehen glaubt, ein freywilliger guter Rath dawider gegeben würde, da doch die Regenten und Obrigkeiten ihn allzuselten von uns fodern. Hiedurch wird wenigstens das Uebel in einigen Schranken gehalten; und diesen, und nicht mehr Nutzen, versprechen wir, so wohl allen, als auch den gerechten Klagen und wohlmeynen-

den Rathſchlägen des Herrn Gruners. Aber hiervon Alphabeth in gros 8.? Iſt das nicht wenigſtens um drey tel zu viel? Unſers Erachtens deklamirt H. G. zu oft. übertreibt viel zu ſehr ſowol ſeine Beſchwerden u Ai als ſeine Foderungen an die Aerzte und Obrigkeiten; o überhäuft er ſein Werk mit allzuvielen Anführungen a Schriften und mit Verſen ſeiner eigenen Muſe. D Seite des Werks iſt der andern, welche wirklich ſehr viel tes, das reiflich genug überlegt und wohl geſagt in enthält, offenbar ſchädlich, denn jener wegen beſür das, was Pope von den allzulangen declamatoriſi ſchriften ſagte: die eine Helfte —

— Wird nimmermehr geglaubt,
Die andre nimmermehr geleſen.

Sz.

Neuverbeſſertes Diſpenſatorium oder Arzneybuch f. m. Zweyter Theil. Hamburg Brand 1772. 2 Alph. 18 B. 8.

Wir haben den 1. Theil bereits A. d. B. Anhang zum B. XII. S. 611. angezeigt und bemerkt, daß der Hr. Ueberſetzer denſelben nach einer ältern Ausgabe von Lewis's new diſpenſatory überſetzt habe. Beym 2. Theile hat er die neuſte Ausgabe gebraucht und der Verleger verſpricht, einmal den erſten nach denſelben umdrucken zu laſſen. Wir wünſchen dieß vortrefliche Werk in den Händen vieler Aerzte und Apotheker.

Ml.

H. D. Richard Brocklesby — Oeconomiſche und mediciniſche Beobachtungen zur Verbeſſerung der Kriegeslazarethe und der Heilart der Feldkrankheiten. Aus dem Engliſchen überſetzt und mit einigen Anmerkungen begleitet von D. Chr. Gottlieb Selle. Berlin 1772. bey Himburg 222. Seiten in 8.

Hätte der Ueberſetzer die neue Ueberſetzung von Pringle geſehen, die zwar S. 19. angeführt iſt, aber damals noch nicht gemacht war, ſondern wurde, ſo würde ihm ohne Zweifel ſeine Arbeit entbehrlich geſchienen haben. Acht Jahre Zeit,

da

da Brocklesby unüberſetzt geblieben iſt, ſind vielleicht ſchon ein nicht undeutlicher Beweis, daß unſre Landesleute nicht den rechten Geſchmack daran gefunden, und jetzt da Pringle ſein Werk über dieſelbe Materie ſo ſehr ausgearbeitet, fürchten wir, daß noch wenigere auf den Brocklesby neugierig ſeyn werden. Die minder ſtarke Erfahrung, und die geringere Litterariſche Kenntnis des Verf. ſind, mit Pringle und Monro verglichen, ſo ſehr auffallend, daß man ſich über eine gewiſſe Suffiſance, die er hin und wieder z. E. S. 5. 65. ꝛc. äuſſert, deſto mehr wundern, und glauben muß, daß ihm dieſes ſelbſt in England an ſeinem Ruhme hinderlich geweſen. — Aber vielleicht machen die im Titul angezeigten Anmerkungen des Ueberſetzers das Werk intereſſanter? — das kann der Recenſent nun eben nicht behaupten, es wäre denn für ſolche Leſer, die Hrn. S. Probeſchrift noch nicht kennen; dieſe wird nicht leicht in einer Note ausgelaſſen, und faſt ſollten wir glauben, Hr. Selle ſchätze ſeine Urſchrift im Grunde eben ſo wenig als wir, habe aber wegen der Gelegenheit ſeine Probeſchrift bekannter zu machen, die Ueberſetzung übernommen. In den angehängten Erfahrungen und der Vorrede des Ueberſ. lernt man ihn als einen von dem verſtorbenen Schröder in Göttingen gebildeten Schüler kennen, der in der That ſeinem Lehrer, ſo wie faſt alle andre von ihm gezogene Aerzte, Ehre macht, der dabey eine recht gute Anlage zur Autorſchaft, aber — leider! auch ſchon zu viel Verſuchung fühlet, dem Publiko unwichtige Dinge vorzutragen, wozu er erſt noch eine ſtärkere Erfahrung abwarten mußte. Kann H. S. dieſer Verſuchung widerſtehen, ſo verſprechen wir dem Publiko auf künftig einen ſehr brauchbaren Arzt. Doch zum Werke ſelbſt. Des V. Rathſchläge erſtrecken ſich auch auf Seeleute. Die Stellen in den Hoſpitälern will er S. 29. kaufen laſſen. Die Vorſchläge zur Einrichtung der Hoſpitäler ſind alle praktiſch, obgleich wenige neu. Das Merkwürdigſte iſt dieſes: In engen niedrigen Zimmern hat der V. oft geſehen, daß die einfacheſten Entzündungsfieber, bey welchen keine Spur von gefährlichen Zufällen war, vor der Criſis in ein wahres Fleckfieber ausgeartet ſind. Andre Folgen der Unreinlichkeit und des engen Raums; 5 Kranke, die nacheinander in daſſelbe Bette gelegt wurden, bekamen alle dieſelbe bösartige Bräune und 4 ſtarben. Auf der Inſul Wight wurde 1758. unter freyen Himmel für 120 Kranke eine Hütte gebauet, der Fuſsboden mit Dielen belegt und das Dach mit Stroh gedeckt, ungeachtet nun die Kranken eine auſſerordentliche Kälte und viel Feuchtigkeit ausſtehen mußten, war doch

die Anzahl der Todten weit geringer als in den warmen Hütten, welche man um Newport gemiethet hatte. 1760. ließ er es bey Guildfort eben so machen, und die Hütte gegen die Wetterseite besonders sichern. Die geringen Kosten gegen die bey Anwerbung neuer Recruten verglichen, fallen in die Augen. S. 56. glaubt der V., daß die Deutschen zu wenig ausgebildet sind, und zu sehr Ausgaben scheuen, um ordentliche Hospitäler anzulegen, auch daß vieles von dem Mangel der Einsicht unsrer schlechten Aerzte komme, wenn wir viel Leute verliehren; die Franzosen, meynt er, hätten unter allen europäischen Nationen die beste Einrichtung, und wenn in dem letzten deutschen Kriege dennoch viel weniger von ihren Kranken genesen wären, so könne dies keine andre Ursache haben, als weil ihre Aerzte zugleich die elendesten und unwissendsten in ganz Europa sind, so wie sie in der Chirurgie alle andre Nationen übertrafen. Bey diesem Ausfalle auf die Deutschen erinnerte sich der V. nicht, oder sein Nationalstolz verhinderte ihn es zu bemerken, daß der Vorschlag, den er bald darauf S. 154. als seinen eignen zu thun scheinet: anstatt der in England gewöhnlichen Matrazzen Strohsäcke in Hospitäler einzuführen, doch wirklich von den armseligen Deutschen entlehnet sey, und daß sie nicht allein durch den Geist der Sparsamkeit zu dergleichen geleitet werden, sondern mit geringerer Verschwendung als seine Landesleute Nutzen zu stiften suchen, und können. Wie seltsam ists, wenn ein Deutscher, solche falsche Beschuldigung der Deutschen übersetzt, ohne sein Vaterland nur mit einem Worte zu vertheydigen.

Aus dem eigentlich medicinischen Theile dieses Werks ziehen wir folgendes aus: Bey den Rheumatismen ist Salpeter das vornehmste Mittel, der allein bey jungen starken Leuten zu 600 Gran 4-5 Tage hintereinander gebraucht, und mit vielen Getränke verdünnet, in solchen Krankheiten das beste Schweißtreibende Mittel ist. Hier folgen Versuche, um zu beweisen, daß die Kälte, welche durch die Auflösung des Salpeters im Wasser erzeugt wird, nur von kurzer Dauer ist. Von dem Nutzen des Schweißtreibenden Pulvers von Dover nicht Dover. Das S. 90. angezeigte Mittel, den erdichteten Rheumatismus zu vertreiben, hat der Rec. in deutschen Hospitälern auch oft anwenden gesehen. Bey dem Erisipelas kam oft am 4-5ten Tage plötzlich eine Geschwulst in den Häuten des Hodensackes, und zu gleicher Zeit verschwand die Geschwulst am Gesichte und Halse eben so geschwind. Bey der Pleuresie waren 10-12 Aderlässe unumgänglich nothwendig; Salpeter

äusserte hier seine reizende Kraft mehr als bey einer andern Krankheit, und der Verf. giebt ihn daher nur in kleiner Menge. Die Methode bey den Herbstfiebern und Ruhren ist die gewöhnliche englische. „Sobald es ausgemacht ist, sagt der „Verf. S. 141., daß ein Fieber epidemisch ist, und daß es „wahrscheinlich von der bösartigen oder faulen Art ist, so muß „der Arzt die Beschaffenheit des Bluts aufs genaueste untersuchen, und als ein Philosoph aus wenigen Fällen beurtheilen, ob ein Aderlaß rathsam oder zu verwerfen ist.„ — Ja wohl gehöret Philosophie dazu, dies aus wenigen Fällen zu beurtheilen, aber noch ungleich größre Erfahrung gehöret dazu, dies aus dem Blute allein zu bestimmen, da unsrer Meynung nach aus dem Blute eben das unzuverläßigste Zeichen dieses Fiebers genommen wird, und der Arzt schon oft viel gewissere haben muß, ehe er zu diesem Gelegenheit findet. Noch in dem Stadio dieser Krankheit Brechmittel zu geben; wenn die Zunge schwarz und so trocken als ein Brett ist S. 147. befürchten wir, oder hoffen vielmehr, werde der V. nicht viel Nachfolger finden. Bey den Wechselfiebern müssen wir eine Stelle S. 179. ganz abschreiben: „Unglaublich ist die „Menge Chinarinde, welche zu Senegal und längst dem Flusse „dieses Namens, seitdem es unter Großbrittanien gestanden, „von unsern Soldaten, deren eine große Menge starben, verbraucht wurde. Die Nothwendigkeit ihres Gebrauchs leuchtete selbst den Soldaten so ein, daß ein Aufruhr entstand, „wenn der Wundarzt die Truppen, welche nach Galam, Padora, und andern unbewohnten Wüsten in Afrika geschickt „wurde, nicht mit einer hinlänglichen Menge Chinarinde versah. Ich habe dieses aus den Berichten des Herrn Boone, „welcher ganzer 3 Jahre Wundarzt bey der Garnison zu Senegal war. Die Rinde war zuweilen zu Gorea so theuer, „daß ein Pfund mit einer Unze Goldstaub bezahlt wurde.„ Bey der Gonorrhoe und den geschwollenen Hoden hält der V. die Mercurialmittel für entbehrlich, und mehr von Einspritzungen. Das Werk wird mit einem Anhange von der Witterung und den Krankheiten am Flusse und auf der Insul Senegal, von H. Boone beschlossen. In der Uebersetzung hat uns das oft gebrauchte Wort: Feldofficier, die Menschlichkeit und Liebe gegen Seeleute S. 9. Herr Carl Townshend, und wenige andre Kleinigkeiten unrichtig geschienen, im ganzen aber ist sie recht gut gerathen.

Sr.

4. Schöne Wiſſenſchaften.

K. C. K. S. Vermiſchte Gedichte. Erſte Sammlung. Dem Herrn geheimen Finanzrath *Beyer* gewidmet. Halberſtadt und Lemgo, 1772. 6 Bogen in 8.

Der V. hatte einige dieſer Stücke ſchon 1769. unter dem Titel fröhlige Gedichte herausgegeben, die er itzt ſehr bereuet. Er hat nur einige davon verbeſſert und die andern mit neuen erſetzt, die er, wenn das ſo fort geht, nach drey Jahren auch bereuen wird. Reine leichte Verſification, und die Phraſeologie einiger fröhlichen Dichter, die wohl gar ſelbſt nicht einmal original ſind, ohne weiches, warmes Gefühl, ohne von lachenden Gegenſtänden ſanftbelebte Einbildungskraft, machen keinen Dichter der Freude. Wir finden den V. nur correkter, aber ſonſt eben ſo leer, wäſſerigt und alltäglich als zuvor. Mehr als mittelmäßig iſt er gewiß nicht. Das erſte das beſte Exempel.

Sonſt träumt ich *wolkenhohe* Fluthen
Wo ich, nach langem Kampf *ertrank*;
Mit Wunden, *die ſich ſchwer verbluten*;
Lag bleich auf einer *Felſenbank*
Ein Kleiſt, *der* mit dem Tode rang.
Ich ſehe Schlangen zu mir ſchleichen,
Die drehten ſich, *auf krummen Bäuchen*
Wie um den Mann zu Ilium
Um meinen *Zagen* Hals herum.
Geſpenſter, raſſelnd mit der Kette,
Woran ich gar kein Ende fand
Umringten mein *verlaſſnes Bette*, —
Und drückten winſelnd mir die Hand!

Der V. ſagt einmal in dem Vorberichte zu dem verliebten Grenadiermädchen: „Die Gränzen der niedern Malerey und des Platten fließen ſo ſehr in einander, daß ich leicht auf die Verzeihung billiger Leſer Anſpruch machen darf, wenn ich hin und wieder wirklich platt geworden bin.„ Mit dem beſten Willen billig zu ſeyn, müſſen wir dem V. ſagen, daß er ganz und gar nicht naiv ſeyn kann, und daß er nicht allein ins

Plat-

latte, sondern auch ins Steife und Kindische fällt, wenn er iv seyn will. Man vergleiche doch nur Hagedorns verliebs nuer, wovon das verliebte Grenadiermädchen eine Nachs ing seyn soll. Hier sind einzelne Strophen aus dem n Liede.

Wo ist wie er (der Grenadier) ein Kriegesmann
Der funfzehn Zolle misst;
Der *seinen Pflichten* ein *Tyrann*
Und *wie* ein *Engel* ist. —

Zehn Freyer *schossen stark auf mich*
Nicht selten ohne Zank!
Allein mein Wilhelm *war doch klug,*
Er schoß den Vogel ab!
— — In ihm
Wird man als wie *vernarrt!*

Er hat mir oft erzählt
Wie er geweint, wenn es woran
Im Lazareth gefehlt
Wie er geholfen und gepflegt
Ein frisches Stroh gemacht
Die Weinenden *zurecht gelegt*
Verbunden und bewacht.

en einige gute Zeilen dergleichen gezwungene Gedanken) zahle Schilderungen gut machen? Eben so dichtet Hr. S. n er philosophisch thun will

Auf blumenvollen Wegen
Wie ich zum Opfer schlich,
Geh ich dir, Tod, entgegen,
Zu Göttern fuhrst du mich!
Nur *dieser Krieg der Glieder,*
Des Lebens letzter Traum,
Schlägt meinen Gleichsinn nieder
Dich selber acht' ich kaum!
Drum, Tod, seh' ich dir freyer,
Ins *mahnende* Gesicht.

Du

Du nimſt ja nur *den Schleyer*
Das *Weſen* nimſt du nicht.

Der Gärtner an dem Buchsbaum iſt ein allerliebſter Einfall: Buchsbaum ſey mein Lied! Was man nicht alles ſchreibt, um neu zu ſeyn! Zuweilen ſteht auch über einem Gedichtchen, nach dem Chaulieu, Horaz, aber es ſteht auch nur darüber! Der Vers z. E. an die Roſe

Stolz iſt die Roſe, trag ſie mir
Auf Chloris *Lockenthurm*
Da ſey ihr Purpur *das Panier*
Der Lieb', und *laufe Sturm!*

iſt recht horaziſch, und wie der Schluß dieſes Liedes

So ſchön, als irgend was.

Wer mehrere Beyſpiele haben will, findet ſie allenthalben, ſonderlich in dem Gedichte an einen gekauften Finken, an die Liebesgötter, und allen epigrammatiſchen. Wir wünſchen dem V., daß er aus einem

Dichterchen der Freude

wie er ſich nennt, ein Dichter der Natur, wie ſein Finke, werden möge. Wir zweifeln aber, ob er Anlage dazu habe; denn wie geſagt, einige glückliche Verſe und poetiſche Phraſeologie machens nicht aus. Zugleich rathen wir ihm und allen jungen Dichtern nicht ſo ſtolz mit ihren unbekannten Freunden zu prahlen, noch ſie ſo unbeſcheiden zu loben, als z. E. S. 87. geſchieht. Er ſehe die Bremiſchen Beyträge nach, wo ganz andere Dichter auch an ihre Freunde ſchrieben, ohne gleich ihre Namen dem Publikum zu melden. Freundſchaft iſt eine gute Sache, aber wenn jeder Scribent noch ein halb Dutzend Freunde hinter ſich her zur Ewigkeit ſchleppen will, das iſt zu arg. Laß ſie allein gehen, wenn ſie ſo viel taugen, oder gar daheim bleiben!

Verſuche in kleinen Gedichten. Halberſtadt, 1772. 2 Bogen in 8.

Dieſe Gedichte ſollen blos empfindungsvoll ſeyn, aber wir finden nichts als ein empfindſames Getändele nach der neueſten Mode. Z. E.

In lydiſch weichen Tönen
Erſchalle mein Geſang

Und

Und ſanft, wie meine Thränen
Sey meiner Laute Klang.

Nicht um dich zu erheben
Verklärter Geiſt ſing ich;
Dein Engelgleiches Leben
Iſt Ruhm genug für dich

Und ſang die matte Leyer
Wohl würdig deinen Werth?
Dein Tod hat ihn getreuer
Mir und der Welt gelehrt.

Wir haben nicht gerade das ſchlechteſte ausgeſucht; manches iſt noch kraftloſer, wenn gleich überhaupt keine hervorſtechende Abgeſchmacktheiten vorkommen. Dieſes Poeten Charakter iſt einförmige Mattigkeit. Er hat ſeinen Verſen nicht minder die Namen ſeiner Freunde fleißig vorgeſetzt.

Phantaſien, nach Petrarka's Manier, von *Klamer Eberhard Karl Schmidt.* Halberſtadt und Lemgo, 1772. 8 Bogen in 8.

Sind offenbar von dem Verfaſſer der oben angezeigten vermiſchten Gedichte. Wie fleißig doch unſre jungen Poeten ſind! Gelingts nicht auf die eine, ſo doch auf die andere Art. Die meiſte Hofnung muß der V. auf dieſe Phantaſien geſetzt haben; weil Gleim ſie günſtig beurtheilt hat, wie uns die ſüße Dedikation an dieſen Dichter in Proſe und Verſen weislich meldet. Das Publikum wird ja nun auch günſtig urtheilen. Wir, die wir uns nicht aus dem Publikum zu ſeyn dünken, nehmen uns die Freyheit, anders zu denken, und finden, daß der Poet Petrarchen, wo er ihn überſetzt, manchmal ſehr durchwäſſert hat, und daß er ihn, ohne ſeinen Geiſt zu haben, ſehr matt und ängſtlich nachahmt. Wer es uns nicht zuglauben will, der nehme das dritte Gedicht an die Quelle zu Vaucluſe und vergleiche das Original. Einzelne glückliche Zeilen, ja ein paar gute Strophen, die hie und da vorkommen, verpflichten uns nicht, dem V. ein Compliment zu machen, da blos die Verſification daran ihm gehört.

Ok.

Briefe vermiſchten Inhalts. Frankfurt und Leipzig, 1772. 17 Bogen.

Viel ſcheele Mienen werden dieſe Briefe, wie l
geber vermuthet, der allem Anſehen nach,
ſer davon iſt, nun wohl eben nicht in der groſſen
laſſen. Wir getrauen uns ihm Gewähr zu leiſten,
der Neid, noch Feindſchaft der Menſchen de
gen hat. Aber dafür wollen wir eben nicht g
mit einem lauten Gelächter von dem Publiko e
ob er gleich in Gottes Namen dem gemei
ſten, ſeinen Aberwitz auskramet. Wir können uns ver
überheben, über den Werth, und über den Ton di
ein beſtimmteres Urtheil zu fällen, wenn wir unſe
Inhalt derſelben, da dieſer erſte Faſcikel ohnehin
als ſieben Briefe enthält, ſo viel möglich, mit des
Worten kürzlich erzählen. Der erſte Brief von dem
geber an den Verfaſſer, iſt nur eine Vorrede zu

Der zweyte iſt von dem gnädigen Fräulein v. B.
ſchiehet ihr der Antrag von einem Fürſten, mit
ſeiner kranken Gemahlin, deſſen Maitreſſe zu
Fräulein ſtutzt über dieſen mit ſehr expreſſiven Worten
drückten Vorſchlag, und hält die Sache anfangs für einen
digen Spaß, läßt ſich aber bald zureden. Doch ehe ſie
gewiſſen Entſchluß faßt, wendet ſie ſich an den V. dieſer
und erbittet ſich ſeinen guten Rath darüber, und beſchl
dem herzlichen Wunſche, daß dieſer dem Verlangen der
ſten gemäß ſeyn möge, ſchließlich bittet ſie um eine bal
wort, weil groſſe Herrn (beſonders in derglei
heiten) nicht lange warten können.

Der Gewiſſensrath eröfnet ihr im dritten Briefe ſein wei
ſes Bedenken über dieſe Sache gar bald. Nachdem er ſie ver
ſichert, daß er im Ernſt und nicht im Spaß ihr ſeinen Rath
ertheilen wolle, und daß er die Sache nach ſeiner Erkenntniß
entſcheiden werde, ohne ſich weiter darum zu bekümmern, ob
ſie den Fürſten in der allergröſten Vertraulichkeit dieſes Schrei
ben oder alle ihre Heimlichkeiten vorzeigen werde, hebt er ſein
Reſponſum alſo an: „Der Eheſtand, die wilde Ehe, das Maq
„treſſenweſen iſt die Geſellſchaft zwoer Perſohnen verſchiede
„nen Geſchlechts, die etwan von ihnen erzeugten Kinder, zum
„Beſten des gemeinen Weſens zuerziehen. Wer der erſte Er
„finder der Ehſtandskunſt oder Wiſſenſchaft geweſen ſey, kann
„ich ihnen ſo eigentlich nicht berichten. Einige halten den
„Adam

„ Adam dafür, andere behaupten, ſie ſey ſeinen Vorfahren ſchon „ bekannt geweſen ꝛc.„ Hierauf demonſtrirt er dem gnädigen Fräulein, mit einer unbändigen Geſchwätzigkeit, einen Haufen Zeugs vor, daraus kein vernünftiger klug werden kann. Endlich lenkt er ſchlau ein, „ jedoch bald hätte ich gar vergeſſen, „ was ich ſagen wollte — verlangten Sie nicht eigentlich mein „ Gutachten, ob Sie mit gutem Gewiſſen eines großen Herrn „ Maitreſſe werden könnten? Und ich antworte Ihnen: ich „ bin von Grunde des Herzens überzeugt, daß Sie dieſes mit „ gutem Gewiſſen werden können.„

In vierten Brief liegt unter einen Schwall von unnützen Weitläuftigkeiten doch wenigſtens etwas geſundes, nemlich einige hiſtoriſche Nachrichten von der unglücklichen Herzogin von Ahlen.

Der fünfte Brief enthält unverdautes Geſchwätz über die Cultur der ſchönen Wiſſenſchaften. Der V. behauptet, (ganz gewiß aus eigner Erfahrung) es wäre beſſer, ſich nicht damit abzugeben, als mit Erlernung derſelben, die Zeit zu verderben.

Im ſechſten Briefe will er beweiſen, daß die Rechtsgelehrſamkeit keine Wiſſenſchaft ſey. Seiner Theorie nach iſt ohne Zweifel nichts eine Wiſſenſchaft, auſſer der Eheſtand.

Ab.

Der ſiebente Brief iſt wieder von dem gnädigen Fräulein v. B. an den V. ſie meldet darinn, daß ſie ſeinem guten Rath befolget, die Zweifel ihrer Mutter die den Antrag des Fürſten für einen allergnädigſten Spaß gehalten, glücklich gehoben habe, und mit Beyſtimmung des redlichen Oberhofpredigers, der für ſeinen prieſterlichen Conſens eine goldne Uhr bekommen, nun wirkliche Maitreſſe ſey. Vortreflich!

Vm.

M. C. J. Sucro kleine deutſche Schriften geſammlet und herausgegeben von G. C. Harles, Koburg 1770. 8.

Hr. Harles hat Recht „ daß kleinere Schriften oft deutliche„re Beweiſe von der Denkungsart und den Talenten ei„nes Schriftſtellers ſind, als dicke Quartanten„ theils weil zu vermuthen iſt, daß ſie ihn weniger erſchöpft und ermüdet haben, als groſſe Werke, theils weil er in ihnen Lieblingsgedanken hingeworfen haben kann, die andere beſſer nutzen können.

Briefe vermiſchten Inhalts. Frankfurt und Leipzig, 1772. 17 Bogen.

Viel ſcheele Mienen werden dieſe Briefe, wie der Herausgeber vermuthet, der allem Anſehen nach, [illegible] ſer davon iſt, nun wohl eben nicht in der groſſen [illegible] laſſen. Wir getrauen uns ihm Gewähr zu leiſten, [illegible] der Neid, noch Feindſchaft der Menſchen deswegen [illegible] gen hat. Aber dafür wollen wir eben nicht gut ſe[illegible], mit einem lauten Gelächter von dem Publiko [illegible], ob er gleich in Gottes Namen dem gemeinen [illegible] ſten, ſeinen Aberwitz auskramet. Wir könn[illegible] überheben, über den Werth, und über den Ton dieſer ein beſtimmteres Urtheil zu fällen, wenn wir unſe[illegible] Inhalt derſelben, da dieſer erſte Faſcikel ohnehin als ſieben Briefe enthält, ſo viel möglich, mit des Worten kürzlich erzählen. Der erſte Brief von dem geber an den Verfaſſer, iſt nur eine Vorrede zu dieſ

Der zweyte iſt von dem gnädigen F[illegible] v. B. ſchiehet ihr der Antrag von einem Fürſten, [illegible] ſeiner kranken Gemahlin, deſſen Maitre [illegible] Fräulein ſtutzt über dieſen mit ſehr expreſſ[illegible]ten drückten Vorſchlag, und hält die Sache anfangs für ein[illegible] digen Spaß, läßt ſich aber bald zureden. Doch ehe ſie gewiſſen Entſchluß faßt, wendet ſie ſich an den V. dieſer und erbittet ſich ſeinen guten Rath darüber, und bey dem herzlichen Wunſche, daß dieſer dem Verlangen der ſten gemäß ſeyn möge, ſchließlich bittet ſie um eine ba wort, weil große Herrn (beſonders in dergleichen heiten) nicht lange warten können.

Der Gewiſſensrath eröfnet ihr im dritten Briefe ſein weiſes Bedenken über dieſe Sache gar bald. Nachdem er ſie verſichert, daß er im Ernſt und nicht im Spaß ihr ſeinen Rath ertheilen wolle, und daß er die Sache nach ſeiner Erkenntniß entſcheiden werde, ohne ſich weiter darum zu bekümmern, ob ſie den Fürſten in der allergröſten Vertraulichkeit dieſes Schreiben oder alle ihre Heimlichkeiten vorzeigen werde, hebt er ſein Reſponſum alſo an: „Der Eheſtand, die wilde Ehe, das Mai„treſſenweſen iſt die Geſellſchaft zweyer Perſohnen verſchiedes„nen Geſchlechts, die etwan von ihnen erzeugten Kinder, zum „Beſten des gemeinen Weſens zuerziehen. Wer der erſte Er„finder der Ehſtandskunſt oder Wiſſenſchaft geweſen ſey, kann „ich ihnen ſo eigentlich nicht berichten. Einige halten den „Adam

„ Adam dafür, andere behaupten, sie sey seinen Vorfahren schon „ bekannt gewesen ꝛc.„ Hierauf demonstrirt er dem gnädigen Fräulein, mit einer unbändigen Geschwätzigkeit, einen Haufen Zeugs vor, daraus kein vernünftiger klug werden kann. Endlich lenkt er schlau ein, „ jedoch bald hätte ich gar vergessen, „ was ich sagen wollte — verlangten Sie nicht eigentlich mein „ Gutachten, ob Sie mit gutem Gewissen eines großen Herrn „ Maitresse werden könnten? Und ich antworte Ihnen: ich „ bin von Grunde des Herzens überzeugt, daß Sie dieses mit „ gutem Gewissen werden können.„

In vierten Brief liegt unter einen Schwall von unnützen Weitläuftigkeiten doch wenigstens etwas gesundes, nemlich einige historische Nachrichten von der unglücklichen Herzogin von Ahlen.

Der fünfte Brief enthält unverdautes Geschwätz über die Cultur der schönen Wissenschaften. Der V. behauptet, (ganz gewiß aus eigner Erfahrung) es wäre besser, sich nicht damit abzugeben, als mit Erlernung derselben, die Zeit zu verderben.

Im sechsten Briefe will er beweisen, daß die Rechtsgelehrsamkeit keine Wissenschaft sey. Seiner Theorie nach ist ohne Zweifel nichts eine Wissenschaft, ausser der Ehestand.

Ab.

Der siebente Brief ist wieder von dem gnädigen Fräulein v. B. an den V. sie meldet darinn, daß sie seinem guten Rath befolget, die Zweifel ihrer Mutter die den Antrag des Fürsten für einen allergnädigsten Spaß gehalten, glücklich gehoben habe, und mit Beystimmung des redlichen Oberhofpredigers, der für seinen priesterlichen Consens eine goldne Uhr bekommen, nun wirkliche Maitresse sey. Vortreflich!

Vm.

M. C. J. Sucro kleine deutsche Schriften gesammlet und herrausgegeben von G. C. Harles, Koburg 1770. 8.

Hr. Harles hat Recht „ daß kleinere Schriften oft deutliche „re Beweise von der Denkungsart und den Talenten ei„nes Schriftstellers sind, als dicke Quartanten„ theils weil zu vermuthen ist, daß sie ihn weniger erschöpft und ermüdet haben, als grosse Werke, theils weil er in ihnen Lieblingsgedanken hingeworfen haben kann, die andere besser nutzen können.

nen. Aber dies kann, dies „es ist zu vermuthen„ muß [illegible] nen Herausgeber der Mühe überheben, solche Schriften prüfen, ob eine solche Möglichkeit auch würklich geworden sonst thut er seinem Schriftsteller und dem Publikum nur sehr leidlichen, oder gar einen schlechten Dienst.

Sucro ist z. E. als Lehrdichter längst bekannt. Sein [illegible] stes und fast einziges Gedicht Versuch vom Menschen, ist seit 1747. gedruckt mit andern Lehrgedichten und Fabeln, auch fast schon vergessen sind. Diese Lehrgedichte haben freylich viel Gutes: sie konnten, wenn sie vergriffen und gessen sind, wieder hervor gesucht werden; aber daß zu jeder deutsche Buchstabe von Sucro, jedes Gelegenheit jede flüchtige Einladungsschrift mit hervorgesucht, und ter diese begraben würden; das heißt nicht den [illegible] nes Vorgängers so ehren, als Hr. Harles meint. [illegible] der Denkart und dem sanften fliessenden Styl des [illegible] ten wir schon; in seinen Gedichten, in seinem Druiden. allen diesen Posthumis — was sind da für neue Beweise? etwa gar was für neue Gedanken zum weitern Gebrauche?

Die Abhandlungen von philosophischen Gedichten, von angebohrnen Begriffen, von Traumen, vom Homer, von Freyheit zu denken, von der deutschen Sprache — alle wohl geschrieben, plan und deutlich: in ihren Umständen kann jede sehr nützlich gewesen seyn, denn sie tragen die geläuterten Begriffe der Baumgartenschen Philosophie, in einem sehr faßlichen, populären Styl vor: aber neu erfundene Wahrheiten? neue Gedanken? auch nur neue Erläuterungen oder auch nur Einkleidungen — — wo sind die? und wer? der über solche Materien an die Lecture unserer besten selbstdenkenden Köpfe, und an die Bearbeitung der Ausländer gewohnt ist, kann hier lesen? Die ganze Abhandlung von philosophischen Gedichten, auch nur gegen die kurze Einleitung darüber in der Leßing-Mosesschen Schrift; Pope ein Metaphysiker! welcher Unterschied! Was hier von angebohrnen Begriffen gesagt ist, und was Leibniz, Locke, Bilfinger darüber gesagt haben, welch ein Unterschied? — für die Knaben des Gymnasiums sind solche Blätter, ausser ihrem guten Vortrage, als Erläuterung des Baumgarten, über den sie hörten, sehr gut gewesen, aber für uns?

Und was sollen für uns nicht blos die Einladungsschriften und Gelegenheitsgedichte, sondern auch jeder weitläuftige Titul jedes Gelegenheitgedichts, jene namentliche Veranlassung des

des Programms? daß ein Schüler eine Redeübung hält, und der Profeſſor ihn mit Namen und Lob ankündiget, iſt für Stadt und Verwandte ſehr gut, aber für uns? So nachläßig iſt Hr. Harles in Zuſammenraffung der Programmen und Verſeblätter geweſen, daß er in ſeiner 2 Bogen langen Vorrede der Frauen, Kinder, ſ. w. ſeines Schriftſtellers, wieder aus dem leichen Programm ſeines Hn. Kollegen, der jetzt erſter Hofprediger und Conſiſtorialaſſeſſor iſt, ja nicht vergißt! der große Biograph! der große Philolog, der ſchon ſo viele Vitas virorum ſummorum geſchrieben hat, und auch durch dieſes Buch aufs neue beweiſet, wie er das Andenken eines Mannes unter hingeworfenen Amtsſchriften und abgezwungene Arbeiten auf ewig verſcharren kann!

Und noch drohet uns Hr. Harles mit einem Bande ſeiner lateiniſchen Programma und lateiniſchen Gedichte, da er doch ſelbſt ſagt, daß Sueros lateiniſcher Styl nicht dem deutſchen gleichkomme. Iſt das, wer will lateiniſche Gedichte von ihm leſen, die er, wie es leider! in unſern deutſchen gelehrten Werkſtädten iſt, der Meiſterſchaft und Zunft halben machen muß. Glaubt er denn damit ſeinen Freund zu ehren, wenn er jeden Tropfen ſeines Schulwitzes der Welt zur Schau trägt?

Sind alſo unter ſeinen lateiniſchen Schriften ſolche, die würkliche neue Aufklärungen und Erläuterungen enthalten, z. E. de pulchritudinis natura, de furore Poëtico, de naturalismo Heautontimorumeno, artis hiſtoricæ primæ lineæ, de facultate fingendi, de arte mnemonica, de facultate animi divinatrice, de ſtudiis invita Minerva, rei poeticæ ruſtico, de arte heuriſtica, ſuada rei oratoriæ caput, ſind unter dieſen Schriften, von denen die meiſten Titel ſo locken! würklich gute Aufſätze, (und die ſind je bey einem Sucro leicht zu prüfen, wenn man nur die Philoſophie ſeiner Schule etwas kennt,) ſo gebe man ſie, wo nicht, ſo haben wir ja Opuſcula, in denen nichts ſteht, genug. Aber auch alsdann unterdrücke Hr. Harles, was bloß Veranlaſſung der Zeit und des Tages iſt, ob der Naturalismus zu Oſtern und zu Pfingſten geſchrieben ſey, iſt, wenn es in der Gedankenreihe nichts beſtimmet, uns ſehr gleichgültig zu wiſſen: dem Herausgeber iſts vermuthlich aber weniger gleichgültig, denn ſo muß er ja mindeſtens, was er drucken läßt, anſehen, und Reihen ausſtreichen, und das — macht Mühe.

Dank hier noch dem ſeel. Sukro für das Vergnügen, das er dem Rec. durch ſeine Lehrgedichte gemacht hat. Sie kom-

men freylich nicht Hallern und Popen bey, ſind an m
Orten ſteif und gezwungen; hin und wieder zu ſehr im
und Kathedertone: dem Verſuch über den Menſchen li
gartens Pſycholochie zu offenbar und regelmäßig zum
aber doch verläugnen ſich die großen, ewigen Wahrheiten
ſer Philoſophie ſelbſt unter jedem drückenden Kleide
und der Rec. ſieht noch einem deutſchen philoſophiſchen
entgegen, der auf einer Bahn, die ſo viele und ſo gu
betreten, zu einer neuen Höhe ſteigen wird! Wenn das
der Wahrheit zu unſrer Zeit ſo ſehr zugenommen, und ſo
Entdeckungen gemacht ſind: in welcher Aoniſchen Höhle
noch die Muſe, die dieſe Wahrheiten, dieſe Entdeckun

Die wenigen Fabeln klimmen Hagedorn nach,
mit Zwang und in Entfernung. Auch in ihnen muß die
heit mehr der Einkleidung aushelfen, ſtatt daß dieſe jene
len ſollte: indeſſen ſind, wie geſagt, ſie und die Lehrged
ſchon längſt gedruckt geweſen, auch das Einzige, was
verdiente.

F.

5. Schöne Künſte.

Die Apotheke, eine komiſche Oper in zween Akten, in Muſik geſetzt von Chriſtian Gottlob Neefe. Leipzig, bey Johann Friedrich Junius, 1772. in kl. Querfol.

Die zärtliche Achtung und Dankbarkeit, welche der V. dieſer Oper, Hr. Neefe, in der Zueignungsſchrift derſelben gegen den Hrn. Hiller, ſeinen Freund und Lehrer äuſſert, macht der Denkungsart des Hrn. Neefe eben ſo viel Ehre, als ſie der Einſicht ſowol als dem Herzen des Hrn. Hiller rühmlich iſt, ein ſo viel verſprechendes Genie, als Hr. Neefe wirklich beſitzt, ausbemerkt, mit Rath und Unterricht unterſtützt, und auf eine, wie der Recenſent gewiß weis, ſo edle Art in das Publikum hervor geführet zu haben.

Die Abſicht dieſer Oper war, wie uns der Dichter derſelben in der dem gedruckten Texte vorgeſetzten Zueignungsſchrift an Hrn. Bauſe verſichert, eine komiſche Oper zu liefern, worinn nicht der naive Ton, ſondern zur Abwechſelung, der ei
ganz

gentlich komische herrschte. Eine Krankheit verhinderte den Componisten, der den Anschlag dazu gegeben hatte, (das ist ausser Streit Hiller) dies Stück selbst in Musik zu bringen. Er übergab es also dem Hrn. Neefe. Und der hat die einmal beschlossenen Absichten dieses Stücks auch mit seiner Musik glücklich erreicht.

Sein Gesang ist angenehm, und doch nicht alltäglich: fliessend und leicht, und doch nicht erborgt, auch nicht abgetroschen. Sein Ausdruck ist passend und witzig. Seine Erfindung ist zwar nicht in höherm Tone als sie hier seyn sollte: aber doch auch niemals platt und verächtlich. Die Sinfonie kündigt den Inhalt des Stücks schon sehr glücklich an. Dank sey es dem Kochischen Theater, für welches diese Oper eigentlich zugerichtet wurde, daß es dem V. Anlaß zu gewissen Nebenabsichten, in Beziehung auf dasselbe gegeben hat, die ihn vermocht haben, einige Arien etwas mehr auszuführen, und in denselben von dem ganz komischen Tone abzuweichen. Bey allen Liebhabern der Musik, die über das ganz Niedrige etwas weiter hinaus empfinden können, hat seine Arbeit dadurch nichts verlohren.

Der Arbeit des Dichters hat man schon, in besondern sowol als in öffentlichen Beurtheilungen, die gebührende Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Der Recensent nimmt sich hier besonders die Freyheit, ihm über die der Musik sehr bequeme mechanische Einrichtung der Versarten in den meisten Arien, sein Compliment zu machen.

Amors Guckkasten, eine komische Operette, in Musik gesetzt von Christian Gottlob Neefe. Leipzig, bey Engelhardt Benjamin Schwickert, 1772. in klein Querfol. 1½ Bogen.

Die Musik dieser Operette, ist dem Inhalte des Textes gemäß, von etwas höherer Schreibart, als die in der vorigen. Sie hat aber doch auch alle die Leichtigkeit und Flüßigkeit des Gesanges, eben den guten Ausdruck, eben so drollige, nicht ganz gemeine, vielmehr manchmal sonderbare Erfindungen, welche uns an jener so gefallen.

S. 34. Könnte das Ritornell rythmisch etwas richtiger seyn. Der Dreyer zum Anfange ist zwar nicht eigentlich zu verwerfen. Hier scheint er aber etwas langweilig zu werden. Und nicht fünf, sondern sechs Takte sollten ihm folgen: wenn auch gleich das ganze Ritornell alsdenn neun Takte hätte, der für

einen Zweyer geltende erſte Dreyer würde alsdenn Rythmus als gerade anſehen laſſen. Da hingegen Takt zu fehlen ſcheint. Bey der Singſtimme, in der zo der Rythmus beſſer in Ordnung. Denn j gleicher Einrichtung nach einander ſind mehrentye mal, zumal in Singſachen, gar angenehm.

S. 46. im 3 und 4 Takte des zweyten wenigſtens nach des Recenſenten Empfindung, ore nicht kurz und als die letzte Note des dritten, ſ tuiret, als die erſte Note des vierten Takts erſ Aus einem Verfahren, wie das hier vorhabende bey dem Singen ein merkbarer Declamationsfehler, die Freyheit der Accentuation, welche ſich die einſylbigen Worten zuweilen nehmen, zur Urſa har, doch von dem Tonſetzer, wo es nur möglich iſt, verl den ſollte.

In eben dieſer Arie ſollte, ein wenig weiter und nicht ſchlug accentuiret ſeyn. Das hätte du here Note auf rum und durch eine tiefere a ſtelliget werden können.

S. 27. Iſt, von da wo die Singſtimmen an bemerkenswürdiger guter ungerader Rythmus, ſieben Takten.

Bey S. 10. im letzten Syſtem, merken wir noch fig an, daß, um anzuzeigen, wenn Sing- oder Inſtrumentalſtim men nach und nach an Stärke abnehmen ſollen, man nicht cre ſcendo, welches gar nicht gut italieniſch iſt, ſondern ſo mando ſchreiben müſſe, wenn man ſich anders in der italieni ſchen Sprache recht ausdrücken will.

Z.

6. Romanen.

Die Abentheuer des Don Sylvio von Ronſalva. Zwey Theile. Leipzig, bey Weidmanns Erben und Reich, 1772. 846 Seiten in 8.

Die erſte Ausgabe dieſes Buchs iſt in dieſer Bibliothek in des erſten Bandes zweytem Stück S. 97. angezeigt und beurtheilt. Der Herr Hofrath Wieland hat in dieſer zwoten Auflage das ganze Werk nochmals überſehen, vielen

ley

verändert und sich bemühet, wie er sagt, dieses Buch der
gen Aufnahme, die es schon in seiner ersten unvollkom
en Gestalt erhalten hat, würdiger zu machen. Der Vor
icht, g den der Recensent der ersten Ausgabe eins und
ani e erinnern fand, ist hier weggelassen, dagegen
y erläuternde Anmerkungen denen zum Besten unter
1 Text rden, welche in den Feenmährgen nicht so
en sind, als von Sylvio und sein Geschichtschreiber. An
m was sonst zur äussern Verzierung des Buchs etwas beys
agen vermag, hat es der Verleger nicht fehlen lassen.

Hr;

für die Deutschen. Erster Theil. Göt
und Gotha, bey Dietrich, 1772. 15 Bo
n 8.

n eine Landbibliothek, die schon zu vielen Bän
zewachsen ist und aus einer Sammlung kleiner
t, davon die meisten wenigstens das Verdienst
ie unterhaltend sind und durch die Lektüre derse
die men Stunden auf dem Lande ausgefüllet werden
le mag daher auch mit Vortheil abgefaßt worden
und dadurch hat der Verleger der angezeigten Schrift
en Beruf gefunden, diesen ergiebigen Titel
und so n einer Compilation witziger, satyrischer
p (Hanken, die aus allerley deutschen Schrifts
n gr sind, auch Calendergeschichten, Anekdoten und
gleichfalls vorzusetzen; denn sonst läßt sich gar kein
ben, was dieser an sich nichts sagende Titel hier
che soll, das die Einrichtung eines Dictionaire
tatir hat, wo unter allgemeine Ueberschriften nach alpha
r Ordnung alles ist zusammengelesen worden, was von
enen Schriftstellern über einerley Gegenstand Gutes
nd ses ist gesagt worden. Man besehe z. B. den Artickel
, der einer der reichhaltigsten ist und 30 Numern hat.
unter der ck Christ, die in diesen Bogen den besten Ars
l acht, stehet das bekannte Gellertsche Lehrgedicht
druckt, um in der Geschwindigkeit und ohne weites
n noch einige Seiten damit anzufüllen. Was
also wohl der Sammler für eine Absicht bey dieser bunt
igen Compilation, die weder unterrichtend noch unters
d ist, gehabt haben? Zuverläßig keine andere, als einen

ermſeligen Gewinſt, auf Koſten voreiliger Käufer, Titel hintergehen ſoll.

Pf.

Verſuche in rührenden Erzählungen. [illegible] lage. Stuttgardt, bey Mezler, 1772. 3[illegible]

Der Graf von Pontis, oder der von ſeinem ermordete Vater, von dem Verfaſſer des [illegible] in rührenden Erzählungen. Augsburg, [illegible] 1772. 8 Bogen in 8.

Die erſte Auflage dieſer rührenden Erzählung [illegible] 1. Stück des 15. Bandes dieſer Bibliothek [illegible] bereits angezeigt. In dieſer neuen Auflage iſt ni[illegible] dert. Die Vorrede, worinn ſich der V. auf die Or[illegible] ſeiner Erzählungen ſo viel zu gute thut, hätte weglau[illegible] nen: denn Original heißt hier nichts mehr als eig[illegible] dung der Fabel, die Einkleidung derſelben und der[illegible] ganz nach franzöſiſchen Muſtern geformt. Der[illegible] Pontis iſt gleichfalls in dem Ton der franzöſchen [illegible] ſchichte, folglich gehört dem V. auch hier nichts [illegible] en lich zu als die Erfindung der magern romantiſchen [illegible] V. iſt für das tragiſche, daher muß, wie billig, eine Mordthat den Beſchluß der Geſchichte [illegible] t, ſich nun hierher paſſen, oder nicht. Der [illegible] r von ermordet ſeinen Vater, einen bejahrten Mann, [illegible] u Weiſe, weil er ihm für ſeinen Nebenbuhler [illegible] t, [illegible] hat er keine andere Urſache, als daß er ihn [illegible] em [illegible] geheimen Geſpräch mit ſeiner Geliebten findet, von [illegible] er her entdeckt, daß ſie ſeine eigne Schweſter iſt. ſeiner Geſchichte nicht ausdrücklich einen tragiſchen verſprochen hätte, ſo würde Niemand begreifen der junge Graf, der übrigens ſo fromm iſt wie ein [illegible] einmal ſo Banditenmäßige Geſinnungen herbekommt. V. verſpricht mehrere ſolche Erzählungen, die er nach zu einem mäßigen Bändchen will anwachſen laſſ dieſer Probe zu urtheilen, werden ſie alle nur an d mäßige gränzen.

Angenehmer Zeitvertreib bey langen Winterabenden in lehrreichen und zeitkürzenden Geſchichten. Er[illegible]

ſter,

ſtes, zweytes und drittes Stück. Ulm, 1771. und 72. Druck und Verlag Chriſtian Ulrich Wagners, 8. zuſammen 45 Bogen.

Für Handwerkspurſche und Dorfſpinnſtuben, mögen dieſe Geſchichte angenehm, lehrreich und zeitkürzend ſeyn, denn z. B. wie lehrreich und kernhaft iſt nicht folgende Moral einer Fabel:

Vernünftige Regenten müſſen
Bey Leuten, die ihr Maul nicht recht zu brauchen wiſſen,
Mehr auf die gute Meynung ſehn,
Als auf die Thaten ſelbſt, die wider ſie geſchehn.

Für jede andere Claſſe von Leſern möchten aber dieſe aufgewärmten Erzählungen aus der Felſenburg und andern ähnlichen abgenutzten Romanen wohl eine wahre Pönitenz ſeyn.

Hr.

7. Weltweisheit.

Ueber die moraliſche Schönheit und Philoſophie des Lebens. Reden und Verſuche. Altenb. bey Richter 1772. 15. Bogen 8.

Nach der Mode iſt dies Schriftchen durchaus eingerichtet. Schöner Druck und Papier Horat. e nummo Theſ. Chriſtinae Reg. vorn: zwo Vorreden: denn bald Rede, bald Verſuch, bald eine Erzählung, wo nichts erzählt wird, vergebliche Anmerkungen, Nachrede u. dgl. artige Schwänke mehr, wo zu jedem Titel ein neues ſauberes Blatt genommen iſt. Auch inwendig duftet die Schrift ganz von Myrrhen, Kaſia, und Salben, ſchönen Seelen, guten Geſinnungen, ſanften Empfindungen, Tugend, Veredlung, moraliſcher Schönheit, Philoſophie des Lebens, Nectar und Götterküſſen

quae quinta parte ſui
Nectaris imbuit Venus

Auch kann der Verf. allerdings die beſten, löblichſten Abſichten gehabt haben, hat auch manche nicht unfeine Gedanken geliefert — — Aber bey Allem, Allem — In der Vorrede

ahmt der Verf., wie er sagt, Schaftesbury nach, der seine Schrift an den Tod weihte, und uns dünkt, der lächerliche Druckfehler wird bey der Nachahmungsschrift leider! Weissagung und Wahrheit.

Was hilft in der Welt aller gute Wille, wo keine Kraft ist? und alles Gerede über Tugend, Charakter, schöne Seele und Philosophie des Lebens, wo kein Grundsatz im Menschen erschüttert, keine Nerve gestärkt, kein böser Winkel des Herzens ohne Scheu und Schmeicheley glatt umgekehrt und ausgeleert wird — wo der Leser kaum je recht weis, wovon mit alle den ausgerißnen Blumen die Rede seyn soll?

Die zweyte Vorrede soll historisch-philosophisch-kritisch seyn, daß sich die Tugend schön einkleiden könne, solle, und möge? Nirgend tief in der Sache, oder Geschichte, oder Hindernissen und Einwürfen — Die paar Stellen aus Plato erquicken das Herz, wie ein frischer Quell den Wandrer arabischer Sandwüste, oder — ja nicht zu beleidigen! — Elysischer Blumengefilde, in denen alles dörret, oder nur durch den Stab der Zauberinn grünt.

Ueber Charaktere soll ein Abschnitt tief in des Menschen Brust sehen — wir haben in dem dunkeln Guckkasten nichts gefunden: ein paar Züge aus der Geschichte sind wieder das Einzige und Beste.

Ueber Laune nichts erschöpft, so wenig als über Ideen, oder über die Nutzbarkeit und Schönheit der neuen Wielandischen Schriften. Was hier so weitläuftig über das Frauenzimmer gesagt wird, ist in Shaftesburis Moralists in zwey Perioden gesagt, und nirgend tiefer hier angewandt.

Daß in einer solchen Schrift schielende Halbwahrheits die Menge sind, braucht kaum angeführt zu werden. — Eine der schrecklichsten, „daß in einem starkgebauten Körper keine „schöne Seele wohnen könne? — wir wetten, der Hr. Verf. ist fein, und dünn und zärtlich!

Noch ein paar Fragen. Wer ist der deutsche Heinrich der siebende, der Pendant zu Heinrich dem vierten in Frankreich? Und denn: gehört etwa die kleine, süße Schriftstellereiteilkeit, die sich fast nie vom Quell Narcissus zu entfernen scheint, und die ohne Zweifel von Rosenfilet (erfunden, als P. Hell in Norwegen das Nordlicht mit Fingern flirte) gesponnenen Mannschetten immer so artig, zumal wenn von Dames die Rede ist, zurecht ordnet — gehört diese Liebfreundlichkeit auch zur moralischen Schönheit und Philosophie des Lebens? — Ohne Zweifel als Haupttugend.

Wo

Xenophon (der Name klingt doch den Süßlingen der neuen Schäfertugend so schön.) Xenophon hatte auch einmal ein Geſicht über moraliſche Schönheit und Philoſophie des Lebens. Tugend und Laſter erſchienen dem geſunden, ſehnichten, ſtarken Jünglinge Herkules (un andere hätten ſie vielleicht nicht ſo inſtändig geſtritten und wetteifert.) Allein eben die Geſtalt von beyden, die wir des Verf. Buch ausſahe, war — die Weichlichkeit! die Wolluſt! — τεθραμμενη μεν εις απλοτητα, κεκαλλωπισμενη δε το μεν χρωμα, ωστε λευκοτεραν τε και ευθροτεραν τε οντος δοκειν φαινεσθαι. το δε χημα, ωστε δοκειν ορθοτεραν της φυσεως ειναι ſ. w.

Alexander von Joch, beyder Rechte Doktor, über Belohnung und Strafe nach türkiſchen Geſetzen. Bayreuth und Leipzig, bey Johann Andr. Lübeck, 1770. 8.

Erſtes Sendſchreiben an Herrn Alexander von Joch, beyder Rechte Doktor von Alexander von Frey, keiner Rechte Doktor.

Nihil ſine ratione ſufficiente.

1771. 8.

Zweytes Sendſchreiben an Herrn Alexander von Joch beyder Rechte Doktor, von Alexander von Frey, keiner Rechte Doktor.

Nihil ſine ratione ſufficiente.

1771. 8.

Alexander von Joch über Belohnung und Strafe nach türkiſchen Geſetzen. Andere durchgängig verbeſſerte und mit einem Anhange vermehrte Ausgabe, welcher die Widerlegung der wichtigſten Zweifel enthält. Bayreuth und Leipzig, bey J. A. Lübeck, 1772. 8.

Unter dieſen ſonderbaren Aufſchriften erhalten wir Abhandlungen über die Freyheit des menſchlichen Willens, — eine Materie, worüber man ſeit Miltons gefallenen Engeln

noch nicht ausgestritten hat. Es ist so leicht, dabey auf einen von den beyden Abwegen, zwischen denen die Wahrheit mitten inne liegt, entweder auf eine unbedingte Nothwendigkeit oder auf eine Wahl bey volligem Gleichgewicht zu gerathen. Für die letzte streitet der H. von Frey, und die erste scheint der Hr. von Joch zu verfechten. Wir sagen: er scheint, weil wir uns diese Meynung nicht geradezu aus seinen Vordersätzen herzuleiten getrauen, so deutlich sie auch in einigen Aussprüchen desselben liegt. Z. E. in den Worten: (§. 16. S. 24. der neuen Ausg.) „Es ist nichts möglich als nur das, so geschehen ist, „oder noch geschehen wird, und es wird nichts geschehen, als „was geschehen muß.„ Wir bescheiden uns gern, daß, wie es zu geschehen pflegt, wenn man etwas neues zu behaupten glaubt, dieses vielleicht eine Behauptung sey, die der V. als ein Paradox hingeworfen, und das man nicht nach dem Buchstaben nehmen muß. Allein wir gestehen auch, daß wir diese Paradorologie, sie sey eine Folge der Ungeschicklichkeit oder des Eigensinnes, nicht lieben, weil sie weder unterrichtet noch bessert, vielmehr die Wahrheit nur verdächtig macht. Ueberhaupt haben beyderley Schriften des Joch sowol als des Frey den wichtigen Fehler, daß sie ohne Präcision und mit ermüdender Weitschweifigkeit geschrieben sind. Nur mit dem beträchtlichen Unterschied, daß man bey dem J. weit mehr Kenntniß der Sache und richtiges Urtheil als bey seinem Gegner findet. Noch haben sie das gemein, daß sie einen scherzhaften Ton affektiren, der bey dem H. v. J. durchgehends schäckerhaft, bey dem H. v. F. oftmals plump ist. Es läßt sich dieses Urtheil nicht leicht mit Beyspielen belegen, da das possenhafte dieses Tons gerade eben dadurch am meisten beleidigt, daß er durch das ganze Buch herrscht. Es ist eine eigene Sache um den Scherz, wenn er nicht sehr fein ist, so dient er nur, wie alles verdorbene Gewürz, das beste Gericht unschmackhaft zu machen. Und dann wer kann sich mit lauter Gewürz nähren? Es mag allerdings belustigend seyn, aber nur für die, welche die beyden Streiter näher kennen, als wir, sie mit einander im Gefechte zu sehen. Der Hr. v. J. geht mit seinem kalten Spotte seinen Weg gerade fort, und sieht mit Verachtung auf seinen Gegner herab, der ihn gern durch alle mögliche Neckereyen zur Gegenwehr bringen möchte. Diesem guten Mann scheint es schon Ehre gnug zu seyn, Sieger oder Besiegter, mit einem solchen Manne, als H. v. J. im Gefechte gewesen zu seyn. Kaum war die erste Ausgabe von diesem erschienen, als der Hr. v. F. ihm die Fehde in seinem ei-

gen

ſten zwey Bogen ſtarken Sendſchreiben ankündigte. Keine Antwort! Zwar was ließ ſich auf ein Briefchen antworten, das eigentlich nichts weſentliches enthielt, nichts, daß einem vernünftigen Manne Anlaß zum Nachdenken hätte geben können. Alſo ein zweytes Sendſchreiben! und dies zweyte Sendſchreiben war freylich an Maſſe viel, aber an Gedankenkraft wenig ſtärker als das erſtere. So viel ſich mitten durch das weitſchweifige Geſchwätz und den eckelhaften Studentenwitz hindurch abnehmen läßt, ſo ſetzt der Hr. v. F. die Freyheit des menſchlichen Willens in die Fähigkeit nach unentſcheidenden Urſachen wählen zu können. Dieſe Freyheit, die vermuthlich in dem Vaterlande der Hippogryphen und Centauren gilt, iſt dann ohne Zweifel von aller Art von Nothwendigkeit weit genug entfernt. Die Beleſenheit des Hrn. von F. die ſich, wie der Augenſcheint lehrt, faſt über das weite Reich aller Schulcompendien des ganzen Occidents erſtreckt, hat ihm doch auch nicht einen einzigen von dem gewiß nicht unwichtigen Zweifeln, die man gegen dieſe Freyheit gemacht hat, an die Hand zu geben. Ein Grund, womit er dieſe unentſcheidenden Urſachen nach Anleitung des Hrn. Cruſius unterſtützt, iſt von der Schöpfung der Welt hergenommen. Er glaubt nemlich S. 204. „wenn man nicht zulieſſe, daß ſich der Wille nach unentſcheidenden Urſachen beſtimmen könne, man die Ewigkeit der Welt annehmen müſſe.„ Dieſe Ewigkeit der Welt, worüber ehemals ſo viel iſt geſtritten worden, würde, wenn er ihre genaue Einſchränkung wüßte, dem Hrn. v. F. bey weiten ſo gefährlich nicht ſcheinen, als ſie ihm ſcheint. Aber leyder! weis er gar nicht, worauf es bey dieſer Frage ankömmt. Das iſt immer gewiß, die Welt mag von Ewigkeit her geſchaffen ſeyn oder nicht: ſo muß ſie nach entſcheidenden Urſachen gewählt ſeyn. Die Frage, die vielleicht ewig wird unbeantwortet bleiben, iſt, welche Urſachen waren entſcheidend?

Hr. v. F. hebt oftmals an, ſehr ſtreng zu argumentiren, aber mitten auf dem Wege verläßt er ſeinen Leſer. „Ich komme, „heißt es S. 195. zur andern Frage: ob irgendwo unent„ſcheidende Urſachen vorhanden ſind? Ich will zeigen, daß, „wofern man ſie nicht zugiebt, man von keiner einzigen Sache „in der Welt eine vernünftige Urſach angeben könne.„ Wir dächten gerade umgekehrt, wenn man ſie annimmt, kann man keiner Sache eine vernünftige, das iſt, vollſtändige Urſach angeben Denn da, wo die Urſachen anfangen, unentſcheidend zu werden, wohin alſo die Wirkſamkeit der Urſachen nicht reicht, da erfolgt augenſcheinlich etwas ohne Urſach.

Doch

Doch wir müssen seine Schlüsse hören. „Derjenige, (S. „196. 197. ff.) welcher die Wirklichkeit unentscheidender Ur„sachen leugnet, nimmt entweder einen Gott an oder nicht.„ So sehr dilemmatisch dieses in den Worten ausgedruckt ist: so wenig bleibt es in der Schlußfolge des Hrn. von F. so. Er verläßt den letzten Fall, ohne den ersten durch etwas anders festgesetzt zu haben, als durch die rednerische Wendung: „Nur „Thoren sprechen in ihren Herzen: es ist kein Gott. Mit diesen Leuten mag ich also nichts zu thun haben, sie mögen zugeben, daß es unentscheidende Ursachen gebe, oder sie mögen es leugnen.„ Aber uns dünkt, ein Philosoph, wie der Hr. von F. seyn will, müßte etwas mit ihnen zu thun haben wollen. Eine solche verächtliche Abweisung mag buon per la predica seyn, aber, wenn man philosophiren will, so müßte man diese elenden Leute erst aus andern Gründen von dem Daseyn Gottes überzeugen, ehe man auf dieses Daseyn Gottes die unentscheidenden Ursachen bauet. Denn wenn diese Leute sagten: daß sie eben deswegen einen Gott glaubten, weil sie von den entscheidenden Ursachen überzeugt wären, und daß sie aufhören würden, einen Gott zu glauben, so bald sie sich überzeugen könnten, daß etwas nach unentscheidenden Ursachen erfolgen könnte: so finden wir wenigstens in dem Buche des H. v. F. nichts, womit wir sie zum Stillschweigen bringen könnten. Auch daraus erhellet, daß das philosophiren des H. v. F. Sache nicht ist. Wir haben uns bey seinen unentscheidenden Ursachen auch nur um deswillen länger aufgehalten, weil davon sein ganzes System abhängt.

Wir kehren wieder zu dem H. v. J. zurück, und sagen noch ein paar Worte von dem zweyten Buche seiner Abhandlung, welche den moralischen Theil enthält. In diesem finden wir die eigentliche Erklärung der Aufschrift, die er seinem Werke gegeben hat. Nemlich die Sittenlehre und Gesetzgebung, Strafen und Belohnung können bestehen, wenn man auch die Freyheit des menschlichen Willens leugnet. Wir sind dieser Meynung ebenfalls, zumal wenn man das Wort Nothwendigkeit in dem Sinne nimmt, worinn es der H. v. J. mehrentheils zu nehmen scheint. In der That bestätigt es die Erfahrung, daß die Philosophen und Gesetzgeber, wenn sie auch in ihren Spekulationen über Schicksal und Freyheit noch soweit auseinander gewesen, doch über die Zurechnung übereingedacht haben. Wir verweisen unsere Leser darüber auf den Cicero und Gellius. Der H. von F. hat also gar nicht Ursach, sich gegen die Stoiker so sehr zu entrüsten. Er wirft ihs

Gi ; Gottesläugnung, Sittenloſigkeit und den ſchädlichſten talismus vor. (von S. 215. an) Durch alle dergleichen Folgerungen dient man ſeiner Sache ſchlecht. Denn wenn die Gegner nun dieſe Folgerungen nicht eingeſtehen, wenn ſie ihnen ausdrücklich widerſprechen, wenn man ſelbſt ihre Vorderſätze nicht genug kennt, oder wenn andere, ob ſie gleich die Vorderſätze annehmen, doch die Folgerung verwerfen? Das alles trift hier zu. Man kann den H. v. F. auffodern, aus den neuern Stoikern ſeine Vorwürfe zu beweiſen, und was uns von den Alten übrig iſt, von ihren ſchriftreichen Chrysippus, das ſind von 705. Büchern einige Seiten Fragmente. Es iſt aber auch gewiß, daß der Hr. von J. mit ſich ſelbſt nicht Eins geweſen iſt. Denn Home, Wolf und Luther, ſo ſehr ſie von einander abſtehen, finden ſich doch in ſeiner Abhandlung freundſchaftlich zuſammen. Kurz, die Wahrheit iſt auf dem Boden des Brunnens durch die Bemühungen des Jochs und des Frey noch um nichts ſichtbarer geworden.

Dl.

---

8. Mathematick.

Bode Monatliche Anleitung zur Kenntnis des Landes und der Bewegung der Planeten und des Mondes vom Monat May 1771. bis Monat April 1772. Hamburg bey Harmſen. 5 Bogen 8.

J. E. Bode kurzgefaßte Abhandlung nebſt einem deutlichen Entwurf der partialen Mondsfinſternis vom 29. April 1771. Hamburg bey Harmſen. 8. 1 Bogen 1771.

Die erſte dieſer Schriften iſt eine Fortſetzung derjenigen, die im 12ten Bande der A. d. Bibl. bereits angezeigt worden iſt, wie man aus der Anzahl der Bogen an ſich nehmen kann, hier alles kürzer gefaßt, und daher auch was anfangs überhaupt angemerkt worden, nicht nochmals angemerkt. In der 2ten Schrift iſt nicht nur die Finſternis beſchrieben; in Kupfern mit Farben vorgeſtellt und erklärt; damit Anfänger erhalten darinn auch Anleitung, wie ſie aus den berechneten Zahlen, die Figur allenfalls ſelbſt zeichnen, und die

die Umstände der Finsternis sowohl aus der Figur als mittelst einer Erdkugel finden können.

J. E. Bode, monatliche Anleitung zur Kenntniß des Standes und der Bewegung der Planeten und des Mondes vom Monat May, 1772. bis Monat April, 1773. nebst Berechnung der mittlerweile einfallenden Sonnen- und Mondsfinsternisse, 1772. 8. gedruckt bey Harmse, 6 Bogen, 1 Kupferbl.

Das Werkchen enthält genau was der Titel angiebt, und wird denen Liebhabern der Sternkunde, die des Verfassers ähnliche Arbeiten für einige der nächst vorhergehenden Jahre so häufig gebraucht haben, eben so angenehm und brauchbar seyn. Die Finsternisse sind nach den Lambertschen eigentlich dazu eingerichteten Tabellen berechnet, und entworfen. Der Verfasser läßt sich dabey in alle Umstände ein, und giebt an, wie und wiefern die bemeldten Sonn- und Mondsfinsternisse auf der Erdfläche herum sichtbar seyn werden. Auf dem Kupferblatt wird die große Mondsfinsterniß vom 11ten Oct. Abends, die kleinen Sonnenfinsternisse vom 26ten Octob. 1772. Morgens und vom 23 Merz 1773. Morgens, letztere beyde nach dem Hamburger Horizonte, ferner der Ring des Saturns, wie er im Jenner 1773., und die Gestalten der Venus, wie sie in jedem Monate erscheint, vorgestellt. Der übrige Raum zeigt einige Stellungen der Jupitersträbanten vom 1ten bis 10ten August 1772. Abends um 11. Uhr. Hr. B. der es von selbst in astronomischen Kenntnissen so weit gebracht, verdiente mehrere Aufmunterung und bessere Gelegenheiten. Wir vernehmen mit Vergnügen, daß er beydes in Berlin gefunden, und erwarten daher viel vorzügliches von dessen fernern Bemühungen, sich um die Sternkunde verdient zu machen.

J. E. Kruse zuverläßiger und geschwinder Wechselscheider, zweyte Auflage. 1771. Hamburg, auf Kosten des Verfassers, 4. 388 S., gut Schreibpap.

Der Titel dieses Werkes füllt eine Quartseite aus. Wir hätten denselben ganz hergesetzt, wenn es die erste Auflage wäre, und die Kaufleute und Wechseler zu Hamburg, für dies unmittelbar gewidmet ist, den Werth desselben nicht bereits schon

ſchon kenneten, oder wenigſtens ihn nicht von dem Verfaſſer ſelbſt lernen könnten. Die erſte Auflage kam 1756. auf 130 Tafeln heraus. Dermalen ſind es 180. Der Verfaſſer läßt keine andere als die von ihm unterſchriebene Exemplarien als ächte gelten.

D.

Berechnung der Luftmaſchiene, welche in der Niederungariſchen Bergſtadt zu Schemnitz bey der Amalia Schlacht, vom Herrn Joſeph Karl Höll, Oberkunſtmeiſtern erfunden, erbauet, und im Jahre 1753. den 23 März iſt angelaſſen worden. Wien, gedruckt bey Joſeph Kurzböck, K. K. illyriſch- und orientaliſchen Hof- wie auch N. Oeſterreichiſchen Landſchafts- und Univerſitäts-Buchdruckern, 1771. 8. 5 Bogen Text, eine Kupfertafel.

Wir haben von dieſer ſinnreichen Maſchine bereits eine kurze Beſchreibung gegeben, in unſrer Recenſion der kurzgefaßten Beſchreibung der bey dem Bergbau zu Schemnitz errichteten Maſchienen, von Ignatz Edlen von Born. Weil wir aber nicht wiſſen, ob dieſe, oder ob jene, Recenſion zuerſt abgedruckt wird; ſo wollen wir die Maſchiene hier noch einmal beſchreiben, damit man das verſtehen könne, was wir ſonſt noch von ihr zu ſagen haben.

Die Maſchiene beſtehet aus zween geſchloſſenen Keſſeln von Metall, die durch eine, mit einem Hahn verſehene, Luftröhre mit einander verbunden ſind. Jeder Keſſel hat eine Röhre mit einem Hahn, zum Einfluß des Waſſers; eine Röhre, mit Hahn oder Ventil, zum Ausfluß des Waſſers; und eine beſondere Luftröhre mit einem Hahn.

Der eine Keſſel iſt oben im Schacht, der andere unten in der Grube. Die Wirkung der Maſchine beſteht darinn, daß durch den Einfall des Tagewaſſers, mit Hülfe der zuſammengepreßten Luft, das Grubenwaſſer herausgetrieben wird. Das Spiel geſchiehet ſo: Den untern Keſſel füllet man mit Grubenwaſſer, und ſchließt ſodann den Hahn zu. Nun wird der obere Keſſel mit Aufſchlagwaſſer gefüllet; dieſes treibet die Luft aus ihm in den untern Keſſel, und verurſachet dadurch, daß er ſich durch das Steigerohr dahin ergießt, wo das Waſſer abfließen kann. Dieſes war der erſte Hub. Nun ſchließt man den Hahn des Aufſchlagewaſſers, wie auch der gemeinſchaftlichen

chen Luftröhre, und leeret den obern Kessel, durch seine Abzugsröhre aus; nachdem man, um das Auslaufen zu beschleunigen, seine besondere Luftröhre geöfnet hat. Hierauf öfnet man die gemeinschaftliche Luftröhre, füllet den untern Kessel aufs neue; und so geschieht der zweyte Hub, indem der obere Kessel mit Aufschlagwasser gefüllet, und dadurch die darinn enthaltene Luft in den untern Kessel getrieben wird.

Wie, und wo, und warum Eiß erzeugt werde, wenn nach dem zweyten Hub die zusammengepreßte Luft nicht in den obern Kessel zurückgelassen wird, das können wir nicht begreifen, ob es gleich der 4. §. erkläret.

Diese Maschine hat zweyerley Aufschlagwasser, eines fällt 22 Lachter, das andere 40 Lachter tief. Wenn dieses Schichtweis, das ist von 12 zu 12 Stunden abwechselt; so geschehen in einer Stunde 21 Hübe, und diese heben in 24 Stunden 9576 Eimer Grubenwasser, auf 16 Lachter hoch.

Mit der Theorie von der Wirkung der Maschiene, so wie sie hier vorgetragen ist, können wir uns nicht einlassen. Wir bemerken nur das einzige, daß wir bey ihrer Einrichtung nicht begreifen, wie sie das Grubenwasser höher heben könne, als das Aufschlagwasser fällt; es mag nun des erstern noch so wenig und des letztern noch so viel seyn. Entweder wir verstehen also den Vortrag S. 36. bis 40. ganz unrecht, oder es ist falsch, was die Tabelle angiebt, daß 22 Lachter tief fallendes Aufschlagwasser, das Grubenwasser auf 44 Lachter hoch, und 40 Lachter tief fallendes auf 60 Lachter hoch heben könne.

Nachfolgende Vortheile und Fehler dieser Maschiene zieht der H. V. an: Sie erfordert keinen großen Raum; braucht kein Leder, also fast gar keine Unterhaltungskösten; hebt das Wasser nach allen Richtungen und Brüchen. Hingegen wirket sie nicht immer fort, und die Zeit die zu Ausleerung des obern und zu Anfüllung des untern Kessels nöthig ist, gehet ganz verlohren (Dieser Vorwurf ist nicht billig. Ein Bote kann wechselsweis ausruhen, wenn er nur nachher noch einmal so geschwinde gehet als ein anderer, der in einem Weg gehet,); die Luft- und Wasser-Bahnen müssen durch Menschenhände geöfnet und geschlossen werden (dieser Einwurf liesse sich heben); sie ist nur zu gebrauchen, wo der untere Kessel tiefer stehen kann als der Sumpf. (Auch dieser Schwürigkeit könnte man, durch einige künstliche Zusätze, im Geschmack der Hauptmaschiene, abhelfen. Hingegen scheinet uns ein Hauptmangel zu seyn, daß sie das Wasser nicht auf jede

wede Höhe bringen kann, man müßte denn die Vorrichtung wiederholen.

Pi.

Die Urſachen der Bewegung der Planeten, der Schwere, und des Zuſammenhanges der Körper erwieſen von A. A. Hamberger. Jena, 1772. 8. 15 Bogen 4 Kupferbl.

Alle ſeit Carteſius Zeiten über dieſe Materien gewagte Verſuche ſind bekanntermaaßen verunglückt. Hr. H. wagt hier ebenfalls einen, der weder ganz neu iſt, noch vielen Beyfall erhalten wird. Die angegebene Urſache iſt, überhaupt betrachtet der Aether, dieſer phyſiſche Scherwenzel, den man immer, je nachdem man ihn gebraucht oder nicht gebraucht, herfürzieht oder verwirft, der bey ſeinen Beſchützern alles in allem, bey ſeinen Gegnern entweder nichts iſt, oder wenigſtens gegen mehrere beſondere ſubtile Materien, Kräfte ꝛc. vertauſcht wird. Hr. H. bemerkte im Ballhauſe, daß der Ball zuweilen in krummer Linie ſeitwärts läuft, und an die Wand in mehrern Sätzen eben ſo anſpringt wie es gewöhnlich nur auf den Boden geſchieht. Solche ſeitwärts gehende Richtung hat nun beſonders Hr. Euler längſt ſchon unterſucht, und einen Hauptgrund darinn gefunden, daß der Mittelpunkt der Schwere mit dem Mittelpunkt der Größe nicht zuſammentrift, und daß beſonders auch daher eine Bewegung um die Axe entſteht ꝛc. Den Widerſtand des Aethers und deſſen Wirkung in Abſicht auf den Radlauf oder die Umwälzung der Planeten um ihre Axe hat ebenfalls beſonders Hr. Euler längſt ſchon unterſucht, und hätte Hr. H. ſehr wohl gethan, ſich vorerſt in den Eulerſchen Schriften Raths zu erholen, und zu ſehen, ob er ſich da, wo Hr. Euler zurücke bleibt, getrauen könne, weiter zu gehen. Das Umdrehen der Planeten leitet Hr. H. aus dem Anſtoſſe der Sonnenſtrahlen auf deren Oberfläche her, jedoch auch mit Zuziehung der Bewegung eines jeden Planeten in ſeiner Bahn. Die darüber angeſtellte Rechnung füllt einen Bogen aus, und enthält viel überflüſſiges. Wir haben uns die Mühe genommen, ſie zu dechiffriren, und können nun unſerm Leſer und auch dem Verfaſſer ſelbſt ſagen, daß wenn ſeine Berechnungsart ins kurze zuſammengezogen wird, endlich dieſes die Folge davon iſt, daß die Umwälzungszeiten der Planeten um ihre Axe in gerader Verhältniß der Quadratwurzeln ihrer periodiſchen Umlaufszeiten, und in umgekehrter Verhältniß der

Diameter ihrer Körper ſind. Dieſe Regel wäre allerdings ſehr leicht und einfach. Sie taugt aber ſo wenig als die Art wie der Verfaſſer ſie gefunden. Denn geſetzt auch die Umwälzung der Planeten rühre von dem Eindrucke der Sonnenſtrahlen her, ſo würde die Kraft derſelben nicht wie die Quadratwurzel der Umlaufszeiten, ſondern umgekehrt, wie das Quadrat der Diſtanz ſeyn. Eben ſo richtet ſich eine Wirkung immer eher nach dem Quadrate als nach der Quadratwurzel der Geſchwindigkeit, wie der Verfaſſer im §. 113. nach eigenem Geſtändniß ohne einen Grund zu haben, annimmt, um ſeine Rechnung mit den Beobachtungen wenigſtens zum Theil zuſammen zu reimen. Mit allem dem aber würde nach ſeiner Rechnung die Umwälzungszeit des Mars von 44 Stunden Zeit ſeyn, da doch die Beobachtungen nicht völlig 25 Stunden angeben. Des Verfaſſers Ausflüchte hiebey wollen nichts ſagen. Ganz im Gegentheil könnte er bey Joh. Bernoulli in ſeiner Nouvelle Phyſique celeſte (Opp. Jo. Bernoullii Tom. III. pag. 321. §. LXI.) nachſehen, daß vielleicht auch die Dichtigkeit der Maſſe der Planeten mit in die Rechnung gezogen werden müßte, wenn die Umwälzungszeiten nach mechaniſchen Geſetzen aus den übrigen Umſtänden abgeleitet werden ſollten oder könnten. Denn kömmt hiebey der Widerſtand des Aethers oder irgend einer flüßigen Materie in Betrachtung, ſo muß nicht nur die Größe, ſondern auch die Maſſe des Körpers bey der Rechnung zum Grunde gelegt werden. Hiebey läßt ſich nicht wohl a poſteriori gehen, wie es Kepler in Abſicht auf ſeine Geſetze thun konnte, wo nur Zeiten und Räume mit einander zu vergleichen waren. Die Umwälzungszeiten ſind uns nur von 4 Planeten bekannt, und ſo würde ſich von der Diſtanz, Maſſe und Größe der Planeten noch wohl eine oder mehrere Funktionen finden laſſen, durch welche dieſe Umwälzungszeiten genau genug würden ausgedrückt werden können, ohne daß ſich auf die Richtigkeit einer ſolchen Funktion würde unmittelbar können ſchlieſſen laſſen. Sollten ſich dieſe Zeiten nach dem Abſtande der Planeten von der Sonne richten, ſo würde dieſes in die Länge eines Tages von 24 Stunden, vom Winter zum Sommer einen ſehr merklichen Einfluß haben, wovon man doch mit den genaueſten Penduluhren nichts bemerkt hat.

D.

9. Erziehungsschriften.

Wochenblatt für rechtschaffene Eltern. Ersten Bandes erste Abtheilung. Nürnberg, bey Martin Jacob Bauer. 1772. 200 S. in 8.

Der Verfasser sagt, er habe, weil er am Markte müßig gestanden, den Entschluß gefaßt, ein Schriftsteller zu werden, indem er unmöglich die Hände habe in den (dem ist wohl ein Druckfehler) Schoos legen können; er hätte auch lieber etwas nützliches schreiben, als Büchertitel sammlen, Verse leyern, oder so etwas, das man Witz nennet, ausbrüten wollen. Das ist nun sehr wohl gethan. Aber er hätte nicht hinzusetzen sollen: „ob diese Blätter gelesen, gelobt oder geschimpft werden, das weis ich nicht und verlange es auch nicht zu wissen.„ Wer blos schreibt, um sich die Zeit zu vertreiben und dem auch nichts daran gelegen ist, ob ihm das gut oder schlecht gerathe, der kann wohl so sagen; aber wer von wichtigen Dingen, die der Menschen Glück und Unglück betreffen, redet, muß sich nicht so ausdrücken. Wenn er ferner sagt: „Es ist genug, wenn ich aus guten Absichten geschrieben und meine Rolle bisher nicht ganz schlecht gespielt habe:„ so weis er wohl, daß die gute Absicht nicht wegen des Schreibens rechtfertigt, und daß es zu viel Stolz verrathe, wenn man darüber, ob man seine Rolle gut gespielt habe, nicht Andre zu Rathe ziehen will, sondern seinem eignen Urtheil gänzlich trauet. Nachdem wir dies im Vorbericht gelesen haben: so konnten wir nicht mit einem günstigen Vorurtheil die Blätter selbst zu lesen anfangen. Allein wir fanden uns auf eine angenehme Weise betrogen, und nach Durchlesung derselben glauben wir, daß der Vorbericht in einem Anfall von Lustigkeit geschrieben ist, wobey der Verf. nicht über das, was er schrieb, nachdachte. In den 13 Stücken, welche diese Abtheilung enthält, finden wir Gedanken über die Wichtigkeit der Erziehung und Anweisungen, was in Ansehung des Körpers und der Seele und vorzüglich auch in Absicht auf die Religion zu beobachten sey. Hie und da hat der Verf. die Gedanken zu sehr gedehnt und sich nicht genug vor dem Declamatorischen gehütet. Auch finden wir nicht Merkmale, daß ein eigentlicher Beobachtungsgeist ihn geleitet habe: aber allenthalben schreibt er mit gesundem Verstande und einer gu-

ten Beurtheilung. Selten fällt die Schreibart nur ins gar Geschmückte; durchgängig ist sie sonst ungemein gut und der Art des Vortrags vollkommen angemessen. Das erste Stück, welches eine Einleitung enthält, ist vorzüglich gut geschrieben und zeigt, daß der Verf. blos aus Nachläßigkeit allen Stücken nicht einen gleichen Grad der Güte gegeben hat. Diejenigen, welche selbst nicht viel Erfahrungen im Erziehungsgeschäfte gesammlet und vorzügliche Erkenntnisse darinn erlangt haben (und diese Anzahl der Menschen macht bey weitem die Größte aus) werden dieses Wochenblatt daher mit vielem Nutzen lesen, und wir wünschen, daß es viele derselben lesen mögen. Die Denkungsart, welche der Verf. in Ansehung der Religion zeigt, macht ihm Ehre und giebt seinem Wochenblatt einen besondern Werth. Zuweilen kömmt ein vielleicht nicht genug gebräuchlicher Ausdruck vor, wie z. B. S. 31. Geschwistrigte. Fortklimmen anstatt fortglimmen ebendaselbst ist ein Druckfehler, der den Sinn ändert.

Wochenschrift zum Besten der Erziehung der Jugend. Erster Band. Stuttgardt, bey Christoph Friedrich Cotta, 1771. 3 Alphab.

Fast alles, was sich in dieser Wochenschrift findet, ist aus andern Werken entlehnt. Sie enthält viele Fabeln und Erzählungen von Gellert, Gleim, Weiße, Lichtwehr, Michaelis und andern. Dergleichen kleine Stücke sind immer Abhandlungen und Betrachtungen angefügt, welche die Erziehung betreffen. Diese Betrachtungen und Abhandlungen sind ebenfalls fast alle von andern Schriftstellern geborgt. Aus dem Berlinischen Wochenblatt zum Besten der Kinder, aus dem Magazin für Schulen, aus Locke und andern sind theils die Aufsätze ganz genommen, theils nur mit einigen wenigen Zusätzen verbunden oder vermehrt. Der eigenthümliche Werth oder Unwerth dieser Wochenschrift beruht also fast blos auf der Einsicht, womit alles zusammen gesammlet ist. Und so viel können wir zum Lobe derselben sagen, daß überhaupt alles moralisch gut ist, daß sich allenthalben gesunder Verstand zeigt und daß alles mit Nutzen gelesen wird. Denen, welche über die Erziehung so etwas lesen wollen, daß sich durch vorzügliche Vollkommenheiten von andern Schriften der Art unterscheidet, wird diese Schrift nicht ein Genüge thun. Alles ist nicht nach einem gewissen Plan zusammengeordnet. Auch

ist

ist das allerbeste nicht zusammen gesucht. Sehr vieler dahin gehöriger Schriften, die sich durch grosse Vorzüge auszeichnen, ist gar nicht gedacht. Die poetischen Stücke sind vorzüglich nicht mit Einsicht und feinem Geschmack gewählt. Man findet selbst von Stoppen etwas darinn. S. 647. liest man ein ungemein mittelmäßiges Gedichtchen über die Erziehung, worunter die Buchstaben C. G. G. stehen. Die im 42. Stück angeführten Schreiben hätten weder selbst den Abdruck noch Beantwortungen verdient. Die eignen Gedanken und Anmerkungen sind bey weitem das schlechteste in dieser Wochenschrift. Besonders sind die Verfasser unglücklich in dem Gebrauch bildlicher Redensarten. So liest man S. 2. „Labyrinth von Schwürigkeiten, die sich, wie Berge aufthürmen.„ S. 367. klagt man, daß noch keine deutsche Sprachkunst da sey. Freylich sind noch Gottscheds, Heynatzens und andre Sprachlehren sehr unvollkommen; aber es fehlt doch nicht daran. S. 583. wird von Clarissa, Pamela und Grandison gesagt, sie wären artige Bücher, die ihren Nutzen haben könnten. Wie wenig muß der die verhältnißmäßige Stärke und Schwäche des menschlichen Geistes zu schätzen fähig seyn, der über jene Meisterstücke des Genies sich so erklärt! Eben daselbst wird von den Komödien gesagt, sie wären mehr erlaubt, als Romanen. Unstreitig ist eine Komödie, die einem Roman in Hinsicht der sittlichen Güte gleicht, so wohl im Guten als Bösen wirksamer. Ist sie nicht sittlich gut: so thut sie mehr Schaden, als ein Roman gleichen Inhalts. Denn nicht nur das Auge wird durch wirkliche Personen und Vorstellungen gerührt, sondern auch das Ohr. Dies gilt auch von den Theaterstücken, die gute Einflüsse auf das menschliche Herz haben. S. 534. wird das Wiegen im Maaße erstattet. Dies dürfte wohl nie anzurathen seyn. Soll der Schlaf dadurch befördert werden; so ist wenigstes Wiegen, wenn ein Kind daran gewohnt ist, eben so wenig dazu hinreichend, als wenn es gar nicht gewiegt wird. Das Wiegen bis zur Betäubung und zur Erregung des Schwindels ist aber immer schädlich. Jedoch, wenn Lesern von Einsicht diese Wochenschrift kein Genüge thut, welche gerne die Urtheile und Betrachtungen der grösten Männer übers Erziehungswesen überhaupt oder über gewisse Punkte desselben bey einander sähen, die Abweichungen derselben von einander, gerne von einem scharfsinnigen und genau beobachtenden Menschenkenner und Jugendlehrer beurtheilt fänden, und jedes für die Jugend selbst bestimmte Stück mit Absicht und

vieler Einsicht gewählt sehen möchten: so ist sie doch für den gröſsten Haufen der Väter und Mütter und der Jugendlehrer, so lange hierzu nicht blos die einsichtsvollsten Menschen genommen werden, sehr gut. Sonst müssen wir noch bemerken, daſs eine und dieselbe Schrift nicht zugleich für Lehrer und Aeltern und für die Jugend bestimmt seyn sollte. Was für erstere geschrieben wird, muſs die Jugend bey weitem nicht immer lesen.

G.

10. Naturlehre und Naturgeschichte.

D. Hieron. David Gaubius ꝛc. Entwürfe von verschiedenem Inhalt. Aus dem Lateinischen übersetzt von D. A. M. Siefert. Herausgegeben und mit Anmerkungen begleitet von D. Wilh. Heinr. Sebast. Buchol; ordentl. Arzte zu Weimar. Jena, in Hartungs Verlag, 1772. gr. 8. 152 Seiten.

Es sind einzelne medicinische und chymische Abhandlungen, welche der berühmte Verf. nach und nach aufgesetzet hatte. Das erste Hauptstück handelt vom Wasser des mitternächtigen Meeres, an der holländischen Küste. Dasselbe hat der Verf. mit einem genauen Beobachtungsgeiste untersuchet, und befunden, daſs jedes Pfund des beschriebenen Meerwassers 3 Un. und fast 17 Gran Küchensalz, 10 Gran Selenitisches Salz und 24 Gran Glauberisches Wundersalz gehalten.

Von Salpeter hat er nichts darinne gefunden, obgleich das Meerwasser von den meisten als salpeterhaltig angegeben wird. Das 2te Hauptstück enthält die Beschreibung eines gewürzhaften natürlichen Salzes aus dem Oel der Kuraſsawischen Pomeranzen Schalen. Der gelehrte Hr. Verf. fand in einer Unze dergleichen Oeles, nachdem es 12 Jahre durch in einem wohl verwahrten Glase an einem kühlen Orte ruhig gestanden hatte, kristallinische Klümpchen, welche wie Salz aussahen. Er untersuchte sie, und befand, daſs sie wahres Salz waren. Es schmeckte würzhaft auf der Zunge, wie die Pomeranzenschale, und ward vom Speichel aufgelöset. Ein ander Klümpchen zergieng in Wasser durch bloſses Schütteln, und theilte dem Wasser Geruch und Geschmack der Schaale mit.

mit. Es löſete ſich in Weingeiſt völlig auf, und ließ ſich durch Waſſer nicht wieder daraus niederſchlagen. Es entzündete ſich nicht auf Kohlen, floß in einem ſilbernen Löffel über glühenden Kohlen ohne ſichtbaren Rauch dünne, endlich da es heiſſer wurde, flog es in einem Dampf ganz in die Luft ohne brenzlichen Geruch zurück zu laſſen, ohne kniſtern, Flamme oder Funken. Der aufſteigende Dampf davon konnte nicht entzündet werden, es war alſo dieſe Subſtanz kein kampferartiges Concretum, ſondern ein wahres Salz. Im dritten Hauptſtück wird von der Muſkatennuß gehandelt. Ohne die Nüſſe zu zerſtoſſen hat der Verf. kein Oel deſtilliret; wohl aber als ſie zerſtoſſen und nochmals deſtilliret wurden. Weil aber nach der andern Deſtillation die Nußſtücken noch einen Geſchmack hatten, ſo ſind ſie noch kleiner zerſtoſſen, und mit dem übergangenen Waſſer, nach abgenommenen Oele, nochmals übergoſſen und zur Deſtillation eingeſetzet worden, in Hofnung noch etwas Oel zu bekommen. Der Erfolg war der Hofnung gemäß, es kam noch etwas gelbliches und flüßiges Oel zum Vorſchein. Ganz unerwartet aber war es, daß unter dem Oele weißliche Klümpchen, ſo wie gefrohren Oel ausſahen, herum ſchwommen. Nach genauer Unterſuchung fand der Verf. daß es eine ſonderbare Art des Muſkatennuſsöls, das vielmehr den Namen einer flüchtigen Muſkatenbutter verdiente, war. Es ſchmelzte in der Wärme am Finger zu Oel, roch nach der Muſkate. Als ſie in einem ſilbernen Löffel über Kohlen abgeraucht wurde, gab ſie erſt einen Muſkatengeruch, zuletzt aber einen Dampf wie Butter von ſich. Auf dem Rückſtande in der Deſtillirblaſe ſchwomm eine dicke gelbliche Fettigkeit, welche keinen würzhaften Geruch, ſondern einen dem Unſchlitt ähnlichen beſaß. Nach einer angeführten Stelle aus den Hofmanniſchen Obſervationen könnte man glauben, dieſes zurückgebliebene Fett wäre des officinelle ol. nucist. Dieſen Mißverſtand zu heben, wird die Stelle hier richtig erläutert. Das ol. nucistae muß ohne vorhergegangene Deſtillation ausgepreſſet werden, und dann läßt ſich von ſeinen Beſtandtheilen ſagen, daß ſelbiges zwey miteinander vermiſchte Materien enthalte, davon eine bey der Hitze des kochenden Waſſers flüchtig, und den würzhaften Geruch mit ſich führt, die andere aber bey eben dem Grade der Wärme beſtändig iſt. Die erſte iſt das ätheriſche Oel und die andere die unſchlittähnliche dicke Materie. Beyde müſſen in der wahren Muſkatenbutter beyſammen ſeyn. Deſtillirte man aber die Muſkaten vor der Auspreſſung, ſo wird das ätheriſche Oel entzogen, und nur die fixe unſchlittähnliche

Materie überbleiben, wie es angeführet worden; dieſe iſt nun aber keinesweges mehr für das officinelle ol. nuciſtae zu halten. Das 4 Hauptſtück enthält eine ſehr einfache Beſchreibung einer Maſchine zum Tobacks-Clyſtier. Im 5 Hauptſtück iſt eine Unterſuchung der ſchwarzen Pfefferkörner befindlich. Ein Pfund dieſer Körner hat nicht mehr als 2. höchſtens 3 Quentchen deſtillirtes Oel geliefert. Es roch und ſchmeckte ſtark nach Pfeffer, hatte aber den feurigen beiſſenden Geſchmack des Pfeffers nicht. Wogegen das zurückgebliebene Waſſer und der geſtoſſene Pfeffer ſo ſcharf und feurig als vorhero ſchmeckten. Das Waſſer wurde davon abgegeſſen, und der überbliebene Pfeffer nach und nach mit 550 Pfund ausgekochet, ehe ihm aller beiſſende Geſchmack benommen werden konnte. Durch 43maliges auskochen wurde es verrichtet, und bis zum 40mal ſchmeckte ein jeder Theil des abgekochten Waſſers ſtark nach Pfeffer. Dabey hatte der ausgekochte Pfeffer zwey Drittheile von ſeinem Gewichte verlohren, und endlich gar keinen Geſchmack mehr gehabt. Aus der, von der Deſtillation überbliebenen Brühe ſchied ſich auf der Oberfläche ein harzähnlicher Körper, welcher mit vielen ſchmackhaften Theilen des Pfeffers beladen war: in dieſem liegt eigentlich alle beiſſende Kraft des Pfeffers, deswegen kann ſie ſo ſchwer durch Waſſer und deſto leichter durch Alcohol ausgezogen werden. Das 6 Hauptſtück handelt von den Wirkungskräften der indianiſchen Wurzel Lopez wider den Durchfall, wobey verſchiedene merkwürdige Krankengeſchichten angefüget ſind. Im 7 Hauptſt. wird von Kampher aus der Pfeffermünze gehandelt, bey welcher Gelegenheit ſehr viel merkwürdiges zur Naturgeſchichte des gemeinen Kamphers gehöriges, mit eingerücket worden. Das 8 Hauptſtück handelt von feuerbeſtändig gemachten Silber des Ludemanns. Ludemann war ein Vagabund und lebte in Amſterdam, gab kleine leichte Pülvergen für ſchweres Geld aus, und nannte es eine Luna fixa. Gelegentlich wurde es von unſerm Verf. unterſuchet, und erkannt, daß es Flores Zinci waren. Im 9 Hauptſt. wird vom gemeinen Vitriolöl durch Verſuche erwieſen, daß ſelbiges gemeiniglich durch verſchiedene zufällig hineingefallene Körper verunreiniget ſey, welche durch eine gewöhnliche Kochung keinesweges gänzlich zerſtört würden, ſondern eine gänzliche accurate Reinigung ohne nochmalige vorſichtige Deſtillation nicht erhalten werden könnte. Das 10. Hauptſt. enthält etwas vom indianiſchen Salmiac und Borax. Bey den ſeltenen ſparſamen Nachrichten, ſo wir von dergleichen Produkten eines andern Welttheils

ver

les haben, iſt es allezeit angenehm, einige Beyträge zu erhalten, wie ſolche in dieſem letzten Hauptſtücke aufgezeichnet ſind.

Entwurf einiger Grundſätze der Geſellſchaft von Verbreitung der Patriarchalphyſik. Auf Koſten der Geſellſchaft. 1772. gr. 8. 116. S.

Von dieſer hier genannten Geſellſchaft iſt die gelehrte Welt noch nie mit einem Geſchenke beehret worden, oder wenn es geſchehen ſeyn ſollte, ſo hat ſie doch noch nicht für gut befunden, ſich zu erkennen zu geben. Aus der gegenwärtigen Schrift wird ſich die Beſchäftigung dieſer Geſellſchaft gleich entdecken. Die Vorrede enthält eine Betrachtung über das Geheimnis Gottes, und des Vaters und Chriſti. Als wir ſie geleſen, überfiel uns ein wahres Mitleiden gegen die Verfaſſer. Wer ſollte aber glauben, daß nach einer ſolchen Vorrede eine alchymiſtiſche Schrift folgte? und doch geſchiehet es hier. Der erſte Abſchnitt derſelben handelt von der Phyſik der Alten. Die guten ſonſt ehrwürdigen Patriarchen werden hier zu Alchymiſten gemacht. Sie ſollen eine beſondere phyſiſche Erkenntniß beſeſſen haben, wodurch ſie von der innern Beſchaffenheit der Dinge einen vollkommenen Begrif erlanget haben ſollen; dieſes wird §. 3. durch eine Stelle aus dem 5 B. Moſis 33. K. 13. 14. V. bewieſen. Dieſe Stelle wird darauf §. 10. durch den materiellen Einfluß der Sonne und des Mondes auf die Erde erkläret, und vorgegeben, daß von dieſen Einflüſſen ein zartes ätheriſches Oel oder elektriſches Waſſer erzeugt werde. Von einem ſolchen Dinge nun bilden ſich unſere theoſophiſche Adepten ſeltſame Wirkungen ein, welche aber nur allein in ihrer ſchwärmenden Phantaſie ihre Exiſtenz gefunden, und auſſer derſelben nie als wahr erwieſen werden können. Unſere Adepten nehmen ferner an, daß eine auf ſolche Art erhaltene Quinteſſenz der ganzen Natur vor allen Dingen zur Verwandlung der Metalle ſowohl als auch wider alle menſchliche Gebrechen die kräftigſte Wirkung erzeige. Da nun jene graue Erzväter nach der Einbildung unſrer Adepten ſowohl in der angeführten Schriftſtelle, als auch 1 Moſ. 17. 28. und Kap. 49. 25. von einem ſolchen Dinge reden ſollen, und ihnen dieſerhalb eine ausgebreitete Naturkenntniß beygemeſſen wird; ſo wird daraus gefolgert: daß ihnen die Verwandlungskunſt der Metalle nicht unbekannt geweſen, und von ihnen getrieben worden ſey. Beſonders wird §. 15. angeführt, daß auch ein italieniſcher Adept die Bereitung der metalliſchen

Tinktur nach eben angeführten Schriftſtellen beſchrieben hat; und ſo wird ferner, was dieſer oder jener Adept geträumet, nach dieſen Schriftſtellen gedeutet; und alſo werden die ehrlichen unſchuldigen Altväter zu den erſten Alchymiſten in der Welt gemachet, und ihre Sprüche zu einer allgemeinen alchymiſchen Quelle aufgeführet. Der 2. Abſchnitt handelt von dem Salze. Nach einigen übelverſtandenen Schriftſtellen wird hier eine Bereitung der ſüſſen Salzkriſtallen beſchrieben. Im 3. Abſchnitt wird von dem Thron Gottes, und dem Allmächtigen, der in Menſchengeſtalt darauf ſitzet, und im 4ten von den Zeichen der Heiligkeit des Herrn gehandelt. — So ſchrieb der ſchwärmende Schuſter Jacob Böhm. — Als ein Anhang iſt Melvolodemets Unterſuchung der hermetiſchen Wiſſenſchaft beygedrukt. Warum mag doch aber unſere adeptiſche Geſellſchaft die Ausbreitung jener eingebildeten Patriarchalphyſik ſich zum Vorwurf gemacht haben, und um mehrere irrende Ritter anzuwerben, ſich zu Aufſuchung ihrer Lehrbegriffe ſo gar weit in die Zeiten zurück begeben haben? Iſt denn etwa in allen alchymiſchen Schriften der neuern Zeit, welche doch von Vorſchriften der Verwandlungskunſt ſtrozen, kein wahrer Troſt für ihre Mitglieder zu finden? Iſt es denn etwa mit allen Lehrbüchern dieſer ſo geheimnißvollen Kunſt nicht ſo recht richtig, daß man ſie von den Altvätern lernen will? Anders läßt ſich nicht denken, wenn man annimmt, daß unſere Geſellſchaft eine gewiſſe Abſicht durch ihre Conföderation zu erreichen hofft. Denn wäre dieſe Kunſt wahr, und in der neuern Zeit getrieben und beſchrieben worden, ſo dächten wir, es wäre gefährlich und thöricht, die Grundſätze von jenen unſchuldigen Alten zuſammen zu ſuchen. Wenn wir die geringſte Hofnung hätten, die Blindheit dieſer Leute zu heben, ſo wolten wir uns gerne noch mit ihnen länger unterhalten: weil ſie aber von ihrer Schwärmerey nicht zu bekehren ſind, ſo überlaſſen wir ſie ihrem eigenen Schickſale. Nur bitten wir noch den oder die Verfaſſer dieſer Schrift, ſich doch ja nicht wieder einfallen zu laſſen, gegen gegründete Kritiken ſich rechtfertigen zu wollen. Eine Rechtfertigung von einer Sache, die ſich nicht rechtfertigen läßt, lauft allezeit unglücklich ab. Dies ſieht man auch an der unglimpflichen Beantwortung einer göttingiſchen Recenſion, welche S. 17. ſtehet. Der göttingiſche Recenſente des Sancaſſani Zergliederung des Waſſers hat gründlich und noch viel zu beſcheiden geurtheilet, und verdienet keinesweges eine ſolche unhöfliche Ahndung. Verſuche und Erfahrungen ſind die beſten Widerlegungen, aber der gleis

gleichen kahle hinkende Entſchuldigungen nicht: „daß man die „Urſchrift gegen die Ueberſetzung hätte halten ſollen; daß ſo „wohl die Urſchrift, als die Ueberſetzung von Druckfehlern „wimmelt; daß der Ueberſetzer in der Ueberſetzung viele Nach„läßigkeiten begangen hat.„ Gut, wenn dies ſo iſt, ſo hätte eine ſo fehlerhafte Urſchrift unüberſetzt bleiben können, oder beſſer überſetzt werden müſſen, oder der Ueberſetzer hätte die wohlmeynenden Erinnerungen geduldig und dankbarlich annehmen ſollen.

Ti.

11. Philologie, Kritick und Alterthümer.

Figurae variaeque formae litterarum. Obtulit ſocietati Regiae ſcientiarum. Götting. C. G. Büttner.

Mit dieſer Aufſchrift, ſind bey Dietrich in Göttingen bereits drey Kupfertafeln in klein Folio erſchienen, welche in ihrer Art ſo viel Aufmerkſamkeit verdienen, und eben ſo viel gelehrten Fleiß und Kenntniß enthalten, als ſich vielleicht von vielen Büchern, von eben ſo vielen Alphabeten nicht behaupten laſſen dürfte. In Anſehung der Begriffe, Meinungen und Vorſtellungen der Menſchen haben viele Gelehrte das Uebereinſtimmende verſchiedner Zeiten und Nationen zu zeigen geſucht. Aufgeklärte Weltweiſe haben dieſe Forſchungen zu nutzen und zur Beſtreitung des Aberglaubens und des Vorurtheils, und zur Aufklärung pſychologiſcher Wahrheiten und der Geſchichte der Menſchheit anzuwenden gewußt. Die Uebereinſtimmung der Zeichen, womit die Menſchen ihre Gedanken auszudrücken gelernt haben, durch ſo viele Zeitalter und Völker durch in einer ſich immer ähnelnden Folge dargelegt, iſt für einen betrachtenden Geiſt kein unangenehmer Gegenſtand, ſchon in ſo fern eine ſo wichtige Sache, als die Schrift iſt, auf das Allgemeine gebracht und unter einen geweiſſen Geſichtspunkt geführt wird; und wenn die Uebereinſtimmung wirklich zu erweiſen ſeyn wird, ſo wird ſich auf die Maſſe der menſchlichen Kenntniſſe, ſo wie wir ſie haben, verſchiednes folgern laſſen, ſchon aus der Gemeinſchaft und Verhältniß des Beſitzes, wodurch ſie von einer Nation an die andere gekommen ſind. Herr Prof. Pünner, ein Gelehrter

von

von überaus ausgebreiteten Kenntnissen und zwar in einer Verbindung, die selten vorkömmt, alte Geschichte Erdbeschreibung und Sprachkunde mit Naturgeschichte und physischen Wissenschaften verknüpfet, ein Mann vielleicht der einzige in seiner Art, dem nichts fehlt, als die Gabe, wodurch mit dem zwanzigsten Theile seiner Kenntnisse andere einen gelehrten Ruhm sich erwerben, die Gabe, mit seinem Pfunde zu wuchern, gelehrten Lärmen zu machen und dem Publiko zu versichern, daß man ein sehr gelehrter Mann sey; dieser Gelehrter hat seit langen Jahren sowol der Verbindung der alten und neuern Sprachen, samt ihren Abstammungen, als auch der Uebereinstimmung der alten und neuern Schriftarten und ihrer Ableitung nachgespürt: eine Bemühung, über die freylich mancher unserer Leser lächeln wird, und für seine Denkungsart Recht hat, von der indessen die angeführten drey Tafeln einen Theil des Resultats dieser Forschungen ausmachen. So wie sie sind, sind sie freylich wenigen brauchbar, man müßte sich denn eben in des Herrn Prof. Ideen zu gleicher Zeit hineingearbeitet haben. Indessen verspricht Er, nach gelieferter Folge, eigne Erläuterungen und Abhandlungen über seine Alphabete herauszugeben. Einiges zur Einleitung in die erste drey Tafeln hat er in einer Vorlesung in der Göttingischen Königl. Gesellschaft der Wissenschaften vorgelegt, wovon sich der Auszug in der Göttingl. gel. Anz. 1771. 20 St. findet. Hier können wir nur die systematische Folge der Alphabete anzeigen. Erste Tafel: Aelteste Chaldaische oder Hebräische Schrift nach den Palmyrenischen Steinschriften; aus dem Mittelalter; neuere Schriften. 2) Syrische Schrift: die alte Estrangelo unterwärts gestellt; eben dieselbe recht gestellt; die Schrift der Nestorianer; die Schrift der Maroniten. 3) Die Schrift der Sabier, eine Sylbenschrift, aber doch eine chaldäische Schrift. 4) Die Arabische Schrift, nach ihren verschiednen Abänderungen: die Kufische; die Karmathitische, die bey den Saracenen in den Abendländern üblich war, und noch auf ihren Denkmälern vorkömmt; die Mohrische (Mauritanae Mogreb) die Schrift, worinn der Koran geschrieben ist; (Arabum Nesphi) die Schrift der Türken, (Turcarum Diwani) und die Schrift der Perser. (Persarum Tealik.) Zweyte Tafel: Phönicische Schrift, eigentlich mehr nicht als eine Abänderung der Chaldäischen: nach den Steinschriften, die zu Citium in Cypern sind gefunden worden; nach den Phönicischen Münzen; nach den Steinschriften zu Malthe; nach den Steinschriften zu Carpentras; die neuern

Ge-

Samaritanischen. 2) Die Aegyptische Buchstaben-Schrift. (epistolographicae) Von den gemahlten linnenen Streifen der Mumien mühselig zuerst hier zusammengetragen: einen kleinen Versuch hatte, Graf Caylus in seinem Recueil gemacht. 3) Die ältesten Spanischen Schriften: Die Celtiberische, die Turdetanische und die Bätische, alle drey nach Münzen. Dritte Tafel: 1) die altgriechische Schriften von rechter Hand nach der linken, und von der linken nach der rechten; 2) die altitalische: die Etruscische und die Pelasgische, oder alte lateinische Schriften nach zweyerley Formen. 3) Die Scandinavischen Schriften, oder Runen: und zwar die Isländischen, Norwegischen, Dänischen und Schwedischen Steinschriften; ferner die Helsingischen und endlich die Normandischen Runen nach einer Handschrift des mittlern Zeitalters. Wir wünschen die Fortsetzung und Vollendung dieser mühseligen gelehrten Arbeit, welche für andre Alterthumsforscher manches erleichtern wird.

P.

Einleitung in Mythologische Tabellen von *H.* Ludwigsburg, gedrukt in der Cottaischen Hofbuchdruckerey. 1771.

Es sind zwey Tabellen, jede von einem Bogen, nebst einem Bogen Einleitung. Nachdem ich, sagt der V., die Schriftsteller des Alterthums aus allen Wissenschaften in Tabellen gesammlet, und den ganzen Zeitraum vor Christi Geburt, bis in das dritte Jahrhundert hernach, beynahe erschöpft habe; so hat jetzt der Ordnung nach seine Disciplin ein so nahes Recht dazu, wenn man sie zum Besten der Anfänger compendificiren will, als diejenige, ohne welche man die meiste der alten Schriften schlechterdings nicht verstehen kann, nemlich die Mythologie oder Fabellehre. Wir haben des V. eigne Worte hergesetzt, um unsern Lesern, welche seine Arbeiten noch nicht kennen möchten, davon einen Begriff zu geben.

Zu diesen beyden mythologischen Tabellen hat er sollen eine Einleitung schreiben, die den Raum eines Bogens nicht überschreitet, und doch einem Liebhaber dieser Wissenschaft einem Hauptbegriff von dem Ganzen beybringt. Hier ist sie, fährt der V. fort. Ich weis aber nicht, in wie weit sie dieser Forderung Genüge leistet. Doch glaube ich, wenn ich den Begriff dieser Wissenschaft bestimme; wenn ich ihren Ur-

Urſprung und Nutzen zeige; wenn ich unterſuche, wie weit die Anwendung davon zu unſern Zeiten thunlich ſey; wenn ich einige Schriften davon melde; und dann endlich von ihrer Eintheilung, und denen Tabellen darüber, das nöthige anhänge; ſo dörfte es vor ſo enge Schranken immerhin genug ſeyn. Ja wohl genug. Wie er aber dem allen Genüge geleiſtet, mag der Leſer aus ein paar Proben beurtheilen. Wo er die Quellen der Mythologie anführt, ſagt er: Unſtreitig iſt die heilige Geſchichte die Hauptquelle. — — — Was iſt ungezwungener, als wenn wir Saturns Geſchichte in Noah und ſeinen drey Söhnen, den Bacchus in Moſe, den Hercules in der Perſon Simſons oder Joſuä, die Ingenia in der Begebenheit mit Iſaac, den Idomeneus in Jephta, u. ſ. w. ſuchen?

Bey der Frage: Was iſt von dem Gebrauch und der Anwendung der Mythologie in Schriften zu unſern Zeiten zu halten? erklärt der V. ſie für unnöthig. Warum ſoll ich einen großen Fluß aus Theſſalien nehmen, wenn ich am Rhein wohne? Warum ein Tempe nennen, da ich ein Paradies, ein Eden, weiß? wenn ich einen Dichter oder Helden nöthig habe, warum muß es ein Grieche oder Römer ſeyn; haben dann Chriſten keinen David, keinen Simſon, keinen Joſua? So iſt unſre Sache immer Nachahmung, und wird niemal Original werden. Nun, wenn es denn auf die Namen ankömmt, Original zu werden: ſo haben wir, nachdem der V. dieſe Entdeckung gemacht, große Urſache zu hoffen, daß wir viele Originaldichter werden entſtehen ſehen. Und wenn unſre undankbare Zeit es auch nicht erkennen ſolte: ſo dankt es ihm vielleicht eine dankbarere Nachwelt, daß er durch Vorſchriften und Beyſpiele dieſe Originale zu erwecken bemüht geweſen iſt. Wie viel Vorrath die heilige Schrift, vornehmlich die Propheten, vor einen Dichter und zu einer chriſtlichen Mythologie enthalten; habe ich ſchon vor einigen Jahren in einem Programm; noch viel beſſer aber Lowth in ſeinen Vorleſungen über die Dichtkunſt der Ebräer gewieſen. Ich habe auch ſchon eine kleine Probe davon mit geiſtlichen Gedichten, nicht ohne Beyfall der Kenner, gemacht, und darinn keinen Gedanken aufkommen laſſen, der nicht das Gepräge der heil. Schrift geführt hätte; ohne der Freyheit des Dichters beſondern Zwang anzuthun. Genug zur Probe aus der Einleitung. Die erſte Tabelle hat die Aufſchrift: Tabelle über das vornehmſte und nöthigſte aus der Mythologie, oder heydniſchen Götterlehre und Fabelgeſchichte, zum

Ver-

Verſtand der alten griechiſchen und lateiniſchen Schriftſteller, auch zu den Werken der Kunſt. Die Götter ſind in 6. Claſſen vertheilt; Gottheiten des Himmels u. ſ. w.; der Erde, ꝛc.; des Meers, u.; der Hölle, u.; Halbgötter, u.; vergött. Tugenden. Die Tabelle iſt in 6. Columnen getheilt. 1. Nahmen; 2. Etymologie; 3. Geſchlecht; 4. Amt; 5. Schilderung oder Kennzeichen; 6. Bedeutung. Eine Probe. Gottheiten des Himmels: 1. Chaos. 2. in ſich faſſen. 3. Vater des Nyx. 4. — — 5. Ein vermengter unordentlicher Klumpen von Materie u. ſ. w. 6. Materie der Schöpfung. Gottheiten der Erde: 1. Demogorgon. 2. Erdkundig. 3. Vater der Erde. 4. Sorge vor die Erde. 5. Alt, ungeſtalt, mit Moos bedeckt, auf einer Kugel, auch innerhalb der Erde, u. ſ. w. 6. Der Erdboden. Die zweyte Tabelle, über das vornehmſte und nöthigſte u. ſ. w. enthält die hiſtoriſche Mythologie. Sie hat 3. Columnen; 1. Nahmen; 2. Geſchlecht; 3. Schickſale oder Thaten. Auch hievon eine Probe. 1. Abſyrtus. 2. Aeetes in Colch. S. 3. V. der Schweſter Medea zerſtückt, den Vater in Verfolgung der Argo aufzuhalten u. ſ. w. 1. Bacchus. 2. Jup, und Semele S. 3. v. Pentheus verachtet, verwandelt Schiffer zu Delphin. Thrac. Weiber. 3. w. Bäumen.

Wir hoffen den Leſer in Stand geſetzt zu haben, ſelbſt zu urtheilen. Wir hätten kürzer davon kommen können; da aber der V. in ſeiner Einleitung einen Blick auf die Recenſ. wirft, und ſich alle ungeſittete Anfälle verbittet; dies Wort aber von den Schriftſtellern oft in einer ſehr weitläuftigen Bedeutung genommen wird; ſo haben wir lieber dieſen Weg betreten wollen. Auch überlaſſen wir es dem Leſer, was er von folgender Rechtſchreibung denken will; Ariſteus, Moenades, Syrenen, Erynnies.

Noch wollen wir den Beſchluß aus der Einleitung herſetzen. Nun fehlt nichts mehr, als die Künſtler und vornehmſte Antiken. Ich möchte aber zu meinen Materialien einen Freund haben, der mehr Kenntniß davon beſitzt, als ich. Die berühmte Leute, die keine Schriften hinterlaſſen haben; will ich ſelber liefern; und ſo würde die ganze Literar-Hiſtorie der Alten erſchöpft ſeyn.

K.

Chriſt. Adolphi Klotzii Lectiones Venuſinae. Lipſ. 1770. 430 Seiten und 20 S. Zueignungsſchrift 8.

Dies

Dies ist eine neue veränderte Ausgabe der Vindiciarum Horatii, die im 2ten Stücke des 4ten Bandes der A. B. S. 307. fg. angezeigt sind. Wenn man die Seit mit jener ersten Ausgabe die nur 280 Seiten stark ist, gleicht, so sollte man sehr beträchtl. Vermehrungen und rungen erwarten; aber der Recensent gesteht, daß er in Erwartung betrogen sey. Hie und da eine Periode an eingekleidet, einen oder andern Auswuchs weggeschni eine ziemliche Menge noch ungedruckter Epigramme, Anthologie meistentheils sehr beyläufig eingeschaltet; wichtigen Veränderungen alle, die der Recens. hat enth können, und sonach trägt er kein Bedenken, das Orte der Bibl. von einem andern Mitarbeiter gefällte, dem sel. Klotz sehr anstößige Urtheil auch auf diese anzuwenden. Der größre und weitläuftigre Druck, die unter den Text gedruckten Citata, womit Al. Sch zu sehr ohne Noth überhäuft sind, die öftern Abs 12 Seiten lange Register wo einige witzig se fälle auf Herder, Leßing und andre Gegner f. men, z. E. Herderus mentitur, Cyclopa fall hi agit, Lessingius acutorum disputatorum Aip Leßing, der noch in der vorigen Ausgabe mehr als e gantissimus hieß, und von dem er damals n Sinn der 34ten Ode des ersten Buchs erlernt hat, aber nun bey jeder Gelegenheit angezwackt, und zur Strafe an den Stellen wo er sonst mit Ruh gelassen wird) alle diese Dinge zusammen gen dieser zweyten Ausgabe ein größeres Ansehn. W immer als hie und da nicht unangenehm zu les wichtige Stellen wenig erläuternde Anmerkun brauchen die Hr. Kl. als junger Gelehrter au her aus Liebe zu seinem Kinde nicht ungedruckt Aber freylich ist das ewige Gezänke mit Hard len fälle doch kein vernünftiger Mann mehr glaubt, das war doch immer der Hauptzweck der vor Schrift und ist es auch in dieser Ausgabe noch. standen mußte also Hr. K. wie er in der Vorrede len auspatzieren. Ob immer auf angenehme wir nicht entscheiden. — Die aus der Anthologie ten Epigramme sind wie schon erwähnt, meistens sehr eingeschaltet, z. E. gleich das erste S. 125. hat mit Liede des 1ten Buchs: Sic te diva potens &c nichts ähnliches, als daß auch, mit des

den, den Schiffen unter einer gewissen Bedingung eine glückliche Reise gewünscht wird. Und so ist es mit den meisten, wo man offenbar sieht, daß es Hr. Al. nur darum zu thun war, im Horaz irgend einer Stelle aufzufinden, wohin sich wenigstens einigermassen eines von seinen excerpirten Epigrammen schickt. Was uns dabey noch mißfällt, ist, daß er nur etwa höchstens eine kurze kritische Conjektur und die auch nicht einmal immer anbringt, übrigens aber nichts zur Erläuterung hinzusetzt, da er hingegen gemeiniglich bey Stellen aus Griechischen in jedermanns Händen befindlichen Schriftstellern sehr sorgfältig lateinische Uebersetzung und dergleichen entbehrliches hinzufügt, wobey man sich des Cui bono? freylich nur mit Mühe enthalten kann. Andre Dinge, z. E. die heftigen Ausfälle auf den Verf. der kritischen Wälder, besonders in der Zueignungsschrift an den *amicissimum Schmidium* Jur. Prof. in Univ. Erford. der, wenn wir nicht irren, wohl nicht bis an des Verf. Ende dieses Beywort von ihm erhalten hat, mögen wir itzt eben so wenig rügen, als andre Stellen, wo Gelehrte, die nach der ersten Ausgabe dem Verf. zu mißfallen anfiengen, bald ausgelassen, bald im Vorbeygehen und verstockt getadelt sind. Wer Beyspiele verlangt, sehe S. 32. 178. 225. 234.; und vergleiche sie mit der ersten Ausgabe. Zu sehr leuchtet aus solchen Stellen des sel. Al. Begierde hervor, seinen wirklichen oder vermeynten Gegnern wehe zu thun, ein Fehler der — — doch de mortuis nil nisi bene! Bey dem allen freut es uns doch, daß er, seines heftigen Widerspruchs gegen den Verf. der kritischen Wälder ungeachtet, die von diesem getadelten Stellen zuweilen in der Stille verbessert hat; ein Beweis, daß der Affekt nicht immer die Stimme der Wahrheit in ihm unterdrückte.

We.

12. Geschichte, Diplomatick und Erdbeschreibung.

Entwurf von dem Charakter und fürnehmsten Lebensumständen des höchstseligen Prinzen Wilhelm Adolph von Braunschweig und Lüneburg. Berlin, 1771. bey Christian Friedrich Himburg, Buch-

händler. Gedruckt, bey George Jacob Decker, Königl. Hofbuchdrucker, gr. 4. 16 Seiten.

Ebauche du Caractere et des Principaux traits de la vie de *S. A. S.* le Prince *Guillaume Adolph* de Brounſvic. & de Lüneburg; à Berlin, 1771. chez Himburg, Libraire, vis-à-vis du Chateau, pres du grand Pont. gr. 4. 19 Seiten.

Dieſe Lobſchrift auf einen jungen heldenmüthigen Prinzen, wird ſein Andenken mit auf die Nachwelt bringen. War Prinz Wilhelm ſchon im 25ſten Jahre, was der Lobredner von ihm rühmt, Held, Dichter, Menſchenfreund, was würde er nicht im 50ſten geweſen ſeyn? Hr. Abt Jeruſalem, deſſen Lob S. 6. von dem regierenden Herzoge von Braunſchweig ſelbſt, eigenhändig eingeſchaltet worden, wird für den eigentlichen V. dieſes Aufſatzes angegeben. Er konnte auch der Welt von den ungemeinen Talenten dieſes Braunſchweigiſchen Prinzen die zuverläßigſte Schilderung machen, da er ihn von Jugend auf gekannt, und ſelbſt an ſeiner Erziehung Theil gehabt hatte. Schade iſt es, daß dieſer Entwurf nicht zu einer vollſtändigen Biographie ausgearbeitet worden. Wir vermuthen faſt aus einigen Nachläßigkeiten in der Schreibart, z. B. S. 11. aus der ganz undeutſchen Worifügung der letzten fünf Zeilen, Stolz auf ihre Wildheit u. ſ. w., daß der V. nicht die letzte Hand an das Werk habe legen können und der Aufſatz vielleicht ohne ſein Vorwiſſen auf höheren Befehl ſey gedruckt worden.

Ez.

Neuverändertes Rußland, oder Leben Catharina der zweyten Kaiſerin von Rußland. Aus authentiſchen Nachrichten beſchrieben Erſter Theil. Dritte Auflage. Riga und Mitau, bey J. F. Hartknoch, 1771. 15 Bogen. Zweyter Theil, 1772. 1 Alph. 10 Bogen in gr. 8.

Bereits im 6. Bande dieſer Bibliothek iſt die erſte Auflage des erſten Theils, oder der Anfang dieſes Werks kurz angezeigt worden, darinn Hr. Schlözer alle große Handlungen, alle wichtige öffentliche Verordnungen Catharina der zwey-

ten ſammlen will, und wie ſie die von Peter dem Groſ angefangene neue Schöpfung ihres weiten Reichs forſetzt. r der reiche und allgemein intereſſante Inhalt des Werks, uns ein ſo ſicheres, ſo getreues Gemählde der gegenwärn Rußiſchen Staatsverfaſſung liefert, verdient eine nähere zeige.

Der V. liefert uns hier aus Urkunden, und andern öffentn Staatsſchriften, die von der Regierung verfaßt, öffentgedruckt, und im ganzen Reiche vertheilt werden, Maalien zu einer künftigen Lebensbeſchreibung dieſer Kaiſerin in einer reinen deutſchen Ueberſetzung, bald in einem geen Auszuge. Der erſte Band beſteht aus 5 Abſchnitten.*) erſten hat uns Hr. S. die neueſte Einrichtung des Se und andrer Reichscollegien, nebſt den zur Beſoldung re neuen Collegien 1763. angeſetzten Steuern geliefert. ganze Abſchnitt ſteht bereits in Büſchings Magazin erſten Theil von S. 145–245. weſentliche Veränderun haben wir in keinen von beyden gefunden, wenn gleich n Hr. S. von demjenigen einen Auszug liefert, was Hrn. Büſching in ebenſo leſen. Jedoch hat Hr. S. ine Note aus P. v. Havens nye og fobedrede Eſtermunger om det Ruſſiske Rige (Copenh. 1747.) T. I. 436–454., den uns bey H. B. bisher dunkel geweſenen ſt: von der ſechſten, von der ſiebenten, von der achKlaſſe ſehr gut erklärt, nemlich daß hierunter die Claſſe nges zu verſtehen iſt, den gewiſſe zu dieſem Etat gePerſonen nach der Rußiſchen Rangordnung haben. olgen die zur Verbeſſerung des Commerzweſens gemachten. Peter 3. hatte ſchon, wie er die Reichzölle auf Jahr verpachtete, verſchiedene Veränderungen im Hangemacht, wie Catharina zu regieren anfieng, fand man inn vieles, das dem Reiche zur Bedrückung gereichte. es aufgehoben, einiges verbeſſert, und manches blieb uten. Auch dieſe Verordnungen kann man ſchon in ngs Magazin im dritten Theil S. 362. ꝛc. leſen. erzählt Hr. Schlözer die Abſchaffung der geheimen Cany, ein politiſches Inquiſitionsgericht, das Peter der Große hrte, und mancher Unſchuldige iſt in denſelben durch falſche

T 2

*) Einige derſelben ſind freylich ſchon aus andern deutſchen Schriften bekannt, dürften aber deswegen in einer vollſtändigen Lebensgeſchichte Catharina der zweyten nicht übergangen werden.

len für Kinder beyderley Geſchlechts aus dem Mittelſta
zulegen. Sie bliehen darinn vom fünfren bis achtzehnten
und dergleichen Schulen hat man bey der Akademie der Kü
in Petersburg, in jedem Gouvernement des Rußiſch
anlegen wollen. Noch iſt hier blos das allgemeinſte d
mitgetheilt, nach deſſen Ausführung wir begierig ſind.
hoffen aber von dem Herausgeber, der in den Anmerk
zum deutſchen Chalotais ſo fürtrefliche Gedanken über da
dium der Erziehung gezeigt hat, er werde uns entweder in
nen pädagogiſchen Nebenſtunden, oder in ſeinen Beylagen
neuveränderten Rußland, die weiteren Früchte dieſes
und zur Sittenbeſſerung einer ganzen Nation ohne
angelegten Inſtituts weiter vorlegen. 3) Die Errichtu
Tutelcanzeley) im Jahr 1763. und das Manifeſt wodur
Ausländer eingeladen wurden, ſich in Rußland hä
derzulaſſen, nebſt einigen hieher gehörigen Akten.
folg und die Abſicht dieſer Anſtalten iſt in Deutſchland
genug, indem deutſche Coloniſten in ſolchen Schaaren
Aſtrakan eilten, daß deutſche Fürſten endlich dieſe
derungen bey ſchweren Strafen verbieten mußten. 2
theil war indeß für ankommende fremde Coloniſten vi
tigkeit, daß ein eigenes Collegium, welches ſich a
rer Aufnahme und Verſorgung beſchäftigte, unter dem
der Tutelcanzeley errichtet ward. Unter den Beyla
Abſchnitts iſt das Verzeichniß der noch unbeſetzten und z
bau bequemen Ländereyen in Rußland merkwürdig.
kann hier aus der Menge unbebauter Gegenden ſehen,
einem geſegneten Clima viele hundert tauſend Rußiſche
gen (jeden 280. Rheinl. Fuß breit, und 560. Fuß lang)
Cultur liegen. 4) Eine Verordnung vom 11. Febr.
worinn beſonders die Einwohner von Klein-Rußland,
bisher mit guten Vortheil den unter dem Namen
Bakun bekannten Ukrainiſchen Taback gebauet haben,
chen alle andere Rußiſche Provinzen, deren Clima zu
plantagen geſchickt iſt, durch Prämien, und um
theilten Saamen ermuntert werden, mit mehrern
Virginiſchen, Amersforter und andern fremden Taback zu
5) Eine Ukaſe gegen die Beſtechungen und Gelderpr
Wir möchten gern den Herausgeber um die Einſchränku
nes Plans bitten, wenn er mehr deralleichen ſpecielle und
lein zur Aufrechthaltung der Geſetze dienende Ukaſen mitzu
len gedenkt. In eine Ukaſenſammlung gehören ſie fre
aber nicht in ein Werke, welches die großen

der Rußiſchen Monarchin für die Nachwelt erhalten will. Und wie weitläuftig dürfte der Plan werden, wenn ähnliche blos etwa einem Rußiſchen Rechtsgelehrten wichtige Verordnungen fernerhin ſolten in extenſo abgedruckt werden. 6. Etat des neuerrichteten Gouvernements Etat Neurußland. v. 15 Merz 1765. Dies Land, welches gröſtentheils an der weſtlichen Seite des Dneprs, zwiſchen dem Lande der Zagorager Coſacken, und dem Bugſtrohme liegt, ward zuerſt unter der Kaiſerinn Eliſabeth, von einer Colonie Serben 1754. angebauet. Von dieſen Ankömmlingen hies es bis 1765. Neuſervien. Der ganze Gouvernementsſtaat beſteht an Obern und Subalternen aus 168 Perſonen, die in vier Canzeleyen, der Gouvernements-Canzeley in *Kremenczug*, der Canzeley der Catharinen-Provinz, in der Feſtung *Bélevſk*, der Canzl. zu St. Eliſabeth und der Stadtcanzeley zu *Bachmut* vertheilt ſind, und dem Staat 20936. Rubel zu unterhalten koſten. Auſſer dieſer Summe ſind jedem ſowol Civil- als Militairbedienten gewiſſe Deſatinen Landes (Rußiſche Morgen) als Gehalt mit angeſchlagen. 7) Krönungsgeſchichte der Kaiſerinn Catharina den 22 Sept. 1762. dieſer Abſchnitt enthält die Ankündigung der Krönung in Moſkau, die Krönungsfeyerlichkeiten, die Liſte aller Begnadigten, oder derjenigen, die bey dieſer Feyerlichkeit Ehrenſtellen, Orden und Penſionen erhalten haben, und das Manifeſt an die Armen. 8) Errichtung des neuen ruſſiſchen Militairordens St. Georgii den 26 Nov. 1769. Ein Auszug dieſer Ukaſe hat bereits in unterſchiedenen periodiſchen Schriften, und öffentlichen Blättern geſtanden. 9) Titulatur der jetzigen Kaiſerinn, wie ſolche durch eine Ukaſe vom 2 Jul. 1762. anbefohlen wird. Dieſe iſt hier in deutſcher und Ruſſiſcher Sprache zu finden. Im Achenwallſchen Statiſtick haben wir bis auf einige kleine Unrichtigkeiten den ruſſiſchen Kaiſerl. Titel bisher am vollſtändigſten gehabt, der Herausgeber hat denſelben durch allerhand Anmerkungen erläutert, und zulezt noch den abgekürzten Titel, wie er in Ukaſen, Reſolutionen, Paſporten und Supplicken gebräuchlich iſt, mitgetheilt. Bey dem 10ten Abſchnitt, der einige Münzverordnungen der Kaiſerin Catharina vom Jahr 1763. enthält, verſpricht uns Herr Schl. in den Beylagen eine eigene Abhandlung vom Ruſſiſchen Münzweſen, die uns von ſeiner Feder deſto angenehmer ſeyn wird, da Herr Schmidt ſo wenig Neues hiervon in ſeinen Beylagen geliefert hat. Ein weſentlicher Vorzug dieſes Abſchnitts ſind die Abbildungen der unter gegenwärtiger Regierung geprägten Ruſſiſchen Gold und

len für Kinder beyderley Geschlechts aus dem Mittelst
zulegen. Sie blieben darinn vom fünften bis achtzehnten
und dergleichen Schulen hat man bey der Akademie der Kü
in Petersburg, in jedem Gouvernement des Rußisch
anlegen wollen. Noch ist hier blos das allgemeinste
mitgetheilt, nach dessen Ausführung wir begierig sind.
hoffen aber von dem Herausgeber, der in den Anmer
zum deutschen Chalotais so fürtrefliche Gedanken über
dium der Erziehung gezeigt hat, er werde uns entweder
nen pädagogischen Nebenstunden, oder in seinen Bei
neuveränderten Rußland, die weiteren Früchte dieser
und zur Sittenbesserung einer ganzen Nation ohne
angelegten Instituts weiter vorlegen. 3) Die Errichtung
Tutelcanzeley, im Jahr 1763. und das Manifest wodur
Ausländer eingeladen wurden, sich in Rußland hä
derzulassen, nebst einigen hieher gehörigen Akten.
folg und die Absicht dieser Anstalten ist in Deutschland
genug, indem deutsche Colonisten in solchen Schaaren
Astrakan eilten, daß deutsche Fürsten endlich diese
derungen bey schweren Strafen verbieten mußten. T
theil war indel für ankommende fremde Colonisten vi
tigkeit, daß ein eigenes Collegium, welches sich
rer Aufnahme und Versorgung beschäftigte, unter dem
der Tutelcanzeley errich et ward. Unter den Beyla
Abschnitts ist das Verzeichniß der noch unbesetzten und z
bau bequemen Ländereyen in Rußland merkwürdig.
kann hier aus der Menge unbebauter Gegenden sehen,
einem gesegneten Clima viele hundert tausend Mo
gen (jeden 280. Rheinl. Fuß breit, und 560. Fuß la
Cultur liegen. 4) Eine Verordnung vom 11. Febr.
worinn besonders die Einwohner von Klein-Rußland,
bisher mit guten Vortheil den unter dem Namen *Ta*
Bakun bekannten Ukrainischen Taback gebauet haben
chen alle andere Rußische Provinzen, deren Clima zu
plantagen geschickt ist, durch Prämien, und umsi
theilten Saamen ermuntert werden, mit mehrern
Virginischen, Amersforter und andern fremden Taback zu
5) Eine Ukase gegen die Bestechungen und Gelderpr
Wir möchten gern den Herausgeber um die Einschrän
nes Plans bitten, wenn er mehr dergleichen specielle u
lein zur Aufrechthaltung der Gesetze dienende Ukasen mi
len gedenkt. In eine Ukasensammlung gehören sie
aber nicht in ein Werke, welches die größen

der Russischen Monarchin für die Nachwelt erhalten will. Und wie weitläuftig dürfte der Plan werden, wenn ähnliche blos etwa einem Rußischen Rechtsgelehrten wichtige Verordnungen fernerhin solten in extenso abgedruckt werden. 6. Etat des neuerrichteten Gouvernements Etat Neurußland. v. 15 Merz 1765. Dies Land, welches gröstens theils an der westlichen Seite des Dneprs, zwischen dem Lande der Zagoragor Cosacken, und dem Bugstrohme liegt, ward zuerst unter der Kaiserinn Elisabeth, von einer Colonie Serben 1754. angebauet. Von diesen Ankömmlingen hies es bis 1755. Neuservien. Der ganze Gouvernementsstaat besteht an Obern und Subalternen aus 168 Personen, die in vier Canzeleyen, der Gouvernements Canzeley in *Kremenczug*, der Canzeley der Catharinen Provinz, in der Festung *Bielovsk*, der Canzl. zu St. Elisabeth und der Stadtcanzeley zu *Bachmut* vertheilt sind, und dem Staat 20936. Rubel zu unterhalten kosten. Ausser dieser Summe sind jedem sowol Civil- als Militairbedienten gewisse Desatinen Landes (Rußische Morgen) als Gehalt mit angeschlagen. 7) Krönungsgeschichte der Kaiserinn Catharina den 22 Sept. 1762. dieser Abschnitt enthält die Ankündigung der Krönung in Moskau, die Krönungsfeyerlichkeiten, die Liste aller Begnadigten, oder derjenigen, die bey dieser Feyerlichkeit Ehrenstellen, Orden und Pensionen erhalten haben, und das Manifest an die Armen. 8) Errichtung des neuen russischen Militairordens St. Georgii den 26 Nov. 1769. Ein Auszug dieser Ukase hat bereits in unterschiedenen periodischen Schriften, und öffentlichen Blättern gestanden. 9) Titulatur der jetzigen Kaiserinn, wie solche durch eine Ukase vom 2 Jul. 1762. anbefohlen wird. Diese ist hier in deutscher und Russischer Sprache zu finden. Im Achenwallschen Statistick haben wir bis auf einige kleine Unrichtigkeiten den russischen Kaiserl. Titel bisher am vollständigsten gehabt, der Herausgeber hat denselben durch allerhand Anmerkungen erläutert, und zulezt noch den abgekürzten Titel, wie er in Ukasen, Resolutionen, Pasporten und Supplicken gebräuchlich ist, mitgetheilt. Bey dem 10ten Abschnitt, der einige Münzverordnungen der Kaiserin Catharina vom Jahr 1763. enthält, verspricht uns Herr Schl. in den Beylagen eine eigene Abhandlung vom Russischen Münzwesen, die uns von seiner Feder desto angenehmer seyn wird, da Herr Schmidt so wenig Neues hiervon in seinen Beylagen geliefert hat. Ein wesentlicher Vorzug dieses Abschnitts sind die Abbildungen der unter gegenwärtiger Regierung geprägten Russischen Gold und

Silber- und Sibiriſchen Courant-Münzen, und wir wünſchen, daß deutſche Compendien der Statiſtick dieſe Abbildung der Courant-Münzen eines jeden Landes nachahmen möchten. Hierauf folgt 11) ein Actenmäßiger Bericht von dem Aufruhr des Mirowicz, den auf der Veſtung Schlüſſelburg gefangenen Prinzen Iwan zu befreyen und auf den Thron zu ſetzen. Aus den hier geſammelten Akten ſteht im ſechſten Theil von Hrn. Büſchings Magazin in der Geſchichte des Rußiſchen Kaiſers, Iwan des dritten, ein richtiger und genauer Auszug. Zum 12) wird eine Fortſetzung der Aktenſchriften geliefert, die errichtete Geſetzcommißion betreffend. Man findet hier umſtändliche Nachricht, wie die Commißion 1767. hat ſollen eröfnet werden. Den Eid der Deputirten aus allen Gouvernements des Rußiſchen Reichs, die Ordnung, nach welcher die Commißion in ihren Verſammlungen verfahren ſoll, die Erwählung einer Direktionscommißion, eines deputirten Marſchalls der alle Ukaſen, wie auch alle vorläufige Ausarbeitungen erhält, die in der groſſen Verſammlung vorzuleſen ſind, die Freyheiten der Deputirten — — 13) Stiftung eines mediciniſchen Reichscollegii, 1763. Vorher war in Rußland ſchon ein ähnliches Collegium, welches aber vor dieſer Stiftung nicht immerwährend war, *) und der bekannte Graf Leſtocq war einmal unter der Kaiſerin Eliſabeth Direktor deſſelben, die gegenwärtige mediciniſche Canzelen, die wirklich ſeit 8. Jahren im Gange iſt, beſteht aus einem Präſidenten, drey Doktoren der Medicin, einem Staatschirurgus, einem Chirurgus, einem Operateur, und einem Apotheker, und iſt dazu errichtet, gemeinſchaftlich mit der Moſkauer Akademie gebohrne Ruſſen, zu Aerzten, Wundärzten und Apothekern zu erziehen, die Apotheken im ganzen Reiche, in guten Stande zu erhalten, die fehlende Aerzte und Wundärzte in den Reichsprovinzen zu beſtellen, die mediciniſche Wiſſenſchaft in Rußland aufzuklären, ein Rußiſches Diſpenſatorium zu verfertigen, aus den Relationen, welche jeder Arzt in Rußland von merkwürdigen Krankheiten oder auſſerordentlichen Vorfällen an das Collegium einſenden muß, und von den merkwürdigen Entdeckungen Acta medicorum Ruſſorum edirt. Endlich hat dieſer Band einen ſehr ſchätzbaren Anhang, nemlich die Ueberſetzung eines Rußiſchen Addrescalenders vom Jahr-

*) D. Erskine, ein Schotte, ſtiftete unter Peter I. die mediciniſche Canzeley, ohne Erlaubniß derſelben durfte Niemand bey Strafe der Knute, oder der Galeere practiciren.

Jahr 1770. Man erhält aus diesem nicht allein eine völlige Kenntniß des ganzen Rußischen Staats, aller geistlichen und weltlichen Aemter und Bedienungen, aller Collegien und Gerichtshöfe, sondern man wird hieraus auch wichtige Beyträge, und Berichtigungen für die Rußische Geographie entlehnen können.

Sch.

Versuch einer Reformations- und Kirchengeschichte der Grafschaft Erbach und Herrschaft Breuberg, aus archivalischen und andern bewährten Urkunden. Herausgegeben von J. P. W. Luk. Consistorialrath und Stadtpfarrer zu Michelstadt. Frankfurt, bey Andreä, 1772. in 4.

Eine Universalhistorie existirt noch nicht. Die deutsche Geschichte ist meist noch eine Sammlung Biographien der Kaiser, eine Geschichte der Reichstage und des Kammergerichtes. Zu einer allgemeinen deutschen Geschichte und zu einer Universalhistorie der Menschen ist noch jedes Land sein Scherflein schuldig. Denn Indostan, Peru, Taiti, Griechenland, Gersau, Schweden, Fetz, Kamtschatka, San Marino, Chowaresmien und Portugall, alle Gegenden, wo es Menschen giebt, haben an ihre Stelle in der Universalhistorie der Welt gleich gerechten Anspruch. Sogenannte historische Denker sehen mit dem Stolze der Unwissenheit auf den verdienten Mann herunter, der im Schweisse seines Angesichtes Materialien sammlet. Ich, Recensent, bescheide mich, daß ich ohne Materialien kein Haus bauen kan, ich lohne dem Sammler mit Dank, besonders wenn ich die undankbare Mühe nicht selbst übernehmen möchte. Hier bringt Herr Luck das Scherflein für Erbach, die größere Steuer hat schon weiland Schneider gebracht.

Mehr als ein Scherflein bringt er aber auch nicht. Ich fodere es auch nicht, denn die Annalen von Erbach sind dazu zu arm. Aber warum doch eine so große Masse? Ohne Allegorie — warum ein Quarthand anstatt drey Bogen? Was lern ich aus allen wörtlich eingerückten Kirchenverordnungen, Bußtag- und Dankfestmandaten, als was ich lange kenne, den Kanzleystyl der Deutschen? Was sollen mir alle Catalogen der Pfarrer in Erbach und Breuberg, alle beygedrukten archivalischen Beweise ihrer Existenz, die ganze Geschichte ihrer Amts-

veränderungen und jeder Kirche? Aus allem sehen wir: In Erbach und Breuberg gehts gerade so, nicht besser und nicht schlimmer zu, als bey mir und in der ganzen weiten Welt. Das dürfte mir nicht ein Quartband erst darthun. Ohne Kenntniß der Conjuncturen kann ich manche Verordnung, die meisten, gar nicht beurtheilen.

Der vierte Abschnitt ist noch der wichtigste. Schicksal des Erbachischen im 30jährigen Kriege. Hier erschrickt die Menschlichkeit und man hört auf, auf Empfindsamkeit und vernünftigen Geist stolz zu seyn. Selbst der Graf befindet sich in höchster Dürftigkeit, ein armer, alter, in Grund verderbter Cavalier — sein eigner Ausdruck — Sein Schloß ist eine arme Hütte. Schwerdt und Hunger haben seine Unterthanen gefressen, die Flucht hat sie zerstreut. Mit Aesern, Kleyen, Eicheln und Obstschnitzenbrodt nährten sie sich. 1623. zählt man in dreyzehn Dörfern doch gegen zwölfhundert, 1650 in ein und zwanzig Oertern nur neun und zwanzig Mann. Es waren Menschen, Christen, Europäer, die sich noch unterstehen von Wilden zu reden, welche diesen Jammer anrichteten.

Bey aller Rührung mußten wir über die übelangebrachte Höflichkeit unsers Hn. Verf. lachen. S. 250. kömmt vor: „Es gieng 1638 den 2 Febr. ein Rittmeister von den Croaten „auf *Celsissimum* Fürsten, mit entblößtem Säbel, los, begehrte „für 25 Mann im Schloß Quartier und sagte: *Celsissimus* „sey jetzt sein Bauer und hatten mit einer Stube genug.„ Vermuthlich wol redet Herr Luck auch von Sr. Kaiserl. Majestät dem Kaiser Caligula, wie auch von Ihro Gnaden und Weisheit dem Herrn Burgermeister Cicero.

Iz.

Sammlung der besten und neuesten Reisebeschreibungen in einem ausführlichen Auszuge, worinnen eine genaue Nachricht von der Religion, Regierungsverfassung, Handlung, Sitten, natürlichen Geschichte, und andern merkwürdigen Dingen verschiedner Länder und Völker gegeben wird. Aus verschiednen Sprachen zusammengetragen. Zehnter Band. Mit vielen nützlichen Kupfern. Berlin, bey Auzust Mylius, 1772. 1 Alph. 9½ Bogen in 8.

Die

Die Einrichtung dieſer Sammlung von Reiſen gefällt uns faſt mit jedem Bande beſſer. Der jetzige liefert, was wir längſt gewünſcht haben, eine chronologiſche Geſchichte der Reiſen nach einem einzigen Lande, und zwar nach Amerika. Er enthält nemlich auſſer den Reiſen des Columbus, die Reiſen und Eroberungen des Cortes, nebſt der Beſchreibung der ältern und neuern Beſchaffenheit des Mexikaniſchen Reichs, die Entdeckung von Neu-Mexiko, Terra firma, Peru, und ſchließt mit einigen Nachrichten der Inwohner in Patagonien.

Jz.

Entwurf von den Kirchengeſchichten des N. T., wie ſolche in den erfüllten und aufgeklärten Weiſſagungen der göttlichen Offenbarung St. Johannis enthalten ſind. Dritter und letzter Theil, vom 15 Cap. — Ende. Ausgefertiget von D. P. F. Hane - - - zu Kiel. Leipzig, bey Breitkopf, 1772. 323 Seiten in 8.

Hier legt der gute Greis ſeine Feder nieder, will auch Hrn. Fehre und andere die ihm widerſprochen, nicht widerlegen. Er ruhe dann! Verführen wird er niemand. Die Zeit iſt vorbey, da halb Europa ſich intereßirete, die Zahl des Thieres zu berechnen. Neue Ausſichten erwartet hier wohl niemand. Funfzig Jahre zu ſpät hat Hr. Hane geſchrieben. Doch weiſſaget er nicht, vom tauſendjährigen Reich nicht einmal, erzählt auch bisweilen nicht übel z. B. von Pius II. und Alexander VI. Er gehet bis auf die neueſte Zeiten, bis auf die Austreibung der Jeſuiten. Polen, Türkey und Archipelagus ſind Harmageddon. Der gute Mann! Ihm nehmen wir ein ſolches Buch warlich nicht übel, wenn aber ein ehrwürdiger Bengel, wenn gar ein philoſophiſcher Cruſius apokalyptiſche Träume haben, wenn ſolche Männer den Fanatiſmus — und welches Ungeheuer nenne ich hier — pflanzen, und ihre volksreiche Schulen mit enthuſiaſtiſcher Wuth die Träume, die geweyhten Romanen ihrer Lehrer gegen Vernunft und Menſchenverſtand als Wort Gottes verfechten — dann zucke ich die Achſel und weine eine mitleidige Thräne über die Unvorſichtigkeit geſchickter Männer und über meine blöden Brüder. Wahrhaftig es iſt noch viel aufzuräumen. Wenn wir nicht wachen, ſo bricht die Schwärmerey zur Schande unſerer Zeiten mit Macht wieder ein. Jz.

13. Gelehrte Geschichte.

Trauerrede auf H. Gerard, Freyherrn van Swieten s. w. auf dem akadem. Hörsale gehalten, von Ignaz Wurz, d. G. J. und Lehrer der geistl. Beredsamk. Wien, von Trattnern, 1772. 85 S. gr. 8.

Lobrede auf den Freyherrn Ger. van Swieten in der deutschen Gesellschaft zu Jena gehalten von E. G. Baldinger, berufnen Lehrer der Arzneyw. zu Göttingen. Jena, Cuno, 32 S. 4.

Hr. v. Swieten, einer der ersten Aerzte und der ersten Gelehrten verdiente diese und ähnliche Denkmäler seiner Verdienste. Des Pater Wurz Rede ist voll Wahrheit, mit Kenntniß der Sache und der Umstände geschrieben. Er lobt den grosten Mann, aber nicht übertrieben, nicht auf Kosten andrer; er verschweigt selbst desselben Fehler nicht. Der Ton ist gut, der Sache angemessen und die Sprache so correkt, daß wir fast keinen Provinzialausdruck angetroffen haben.

v. S. lehrte in Leiden mit großem Beyfall; konnte aber der Religion wegen auf der Universität, die er liebte, keinen Lehrstuhl erhalten. Wenigstens machten seine Neider diesen Einwurf gelten. H. W. scheint dies hart und es mag auch seyn; Aber P. W. hätte nicht vergessen sollen, daß wenn Boerhaave, einen Lehrstuhl auf einer katholischen Universität gesucht hätte, man ihm denselben, aus gleicher Ursach, würde abgeschlagen haben. Sonst ist P. W. wenn er von andern Sekten spricht, sehr glimpflich. „Die Irrlehre seines Vaterlandes„ sagt er nur.

Vom Boerhaave und van Swieten heißt es: „wenn die Aphorismen das Orakel der Aerzte sind: so ist der Commentator der Priester, der es aus dem Tempel des heilenden Gottes hervorträgt und den Sterblichen verkündigt.„

v. S. lernte schon am Hofe, noch arabisch und hungarisch. Den Euklides hat er ohne Lehrer studiert.

Die Verbesserung des akademischen Wesens in den kaiserlichen Landen ist unter vielen Verdiensten des H. v. S. doch immer das höchste. Sehr wahr ist es, was P. W. sagt: es sey unendlich schwerer, die Wissenschaften und derselben Lehrer aus der Mittelmäßigkeit zur Vollkommenheit zu heben, als aus nichts zur Mittelmäßigkeit zu bringen. Man kann dessen,

ken, was für Feinde der große Mann sich erweckt hat und es war eine Gnade, wie Thereſens, dazu nöthig, um die schleichenden Verläumdungen unkräftig bleiben zu laſſen.

v. S. hat viel Religion im Leben und im Tode erwieſen. Die Stelle, worinn der P. W. die Menſchenliebe deſſelben beſchreibt, iſt schön. Von ſeinem Erſparen gehörte der Zehente den Armen, andre Mildthätigkeiten nicht zu rechnen.

Indeſſen verſchweigt P. W. auch die Fehler des H. v. S. nicht. „Was iſt das tugendhafteſte Leben, ſagt er, als das Gute mit dem wenigſten Böſen vermiſcht?„ Er war heftig, in ein Mal gefaßten Meynungen hartnäckig. Und, bey einem eignem Geiſte der Strenge gegen ſich, auch gegen andre hart, beſonders wenn ſie gegen Ordnung und Wahrheit fehlten. Seine Wahrheitsliebe war groß: aber auch an andern konnte er Unwahrheiten faſt nicht vergeben. Oft hat er es aber wieder ſehr gut zu machen geſucht, wenn er im Jachzorne ſich vergangen hatte.

H. Baldingers Lobrede iſt mehr litterariſch und auf dieſelbe Art, wie ſeine Biographien, nur etwas mehr geſchmückt geſchrieben. Wie ſorgfältig H. B. ſeine Nachrichten geſammelt hat, wie auch von der Schreibart, davon mag S. 18. zur Probe dienen.

„Ihro Kaiſerl. Königl. Majeſtät wurden im May d. J. (1767.) von den Blattern befallen und durch Swietens geſegnete Cur dergeſtallt wieder hergeſtellt, daß Höchſtdieſelben am 22. des Jul. dero öffentlich Dankfeſt in der S. Stephan Kirche begingen.„

„Unſer Leibarzt erhielt an dieſem Tage ein vorzüglich Merkmal der Gnade ſeiner Monarchin. Er ward in einem prächtigen mit 6 Pferden beſpannten kaiſerlichen Wagen, von den berühmten kaiſerlichen Aerzten, den H. Störk, von Aeßler und Hummelauer nach der Kirche begleitet und an dieſem feyerlichen Dankfeſt zum Commandeur des Ordens des H. Stephans ernennt.„

„Ich übergehe die Beſchreibung von Ordensſternen und Bändern, welche mit dieſer Würde verknüpft ſind. Auſſer dieſem bekam unſer Freyherr ein kaiſerliches Geſchenk von Höchſt Ihro Majeſtät der Kaiſerin Königin Portrait mit Brillanten reich beſetzt, ſo 20,000. fl. an Werthe hält und 3,000 Stück Dukaten.„

Uns dünkt, H. B. hat hier und oft den Styl und Ton einer Lobrede verfehlt und kommt in den Ton der Zeitungsſchreiber. Es ſind ſonſt manche weniger bekannte Nachrichten dar-

zum erstenmale abgedruckt. Aber die Ladenverzeichnisse bey beym Verleger feilen Bücher sammt den Anzeigen, was ein Gelehrter kaufen, verkaufen, vertauschen und entlehnen will, hätten wohl herausbleiben mögen; oder wünschts der Verleger im Ernst, daß sein Wochenblatt nicht weiter als in seine Nachbarschaft gehen sollte? Allenfalls gehörten dergleichen Anzeigen in ein Bücher-Intelligenzblatt.

Kz.

14. Finanzwissenschaft.

Ists dem Staate besser, dumme oder aufgeklärte Unterthanen zu haben? Veritati. Frankfurt und Leipzig 1771. 44 Seit. in 12.

Ein junger König kommt auf Reisen in die Gesellschaft zweyer Könige, und beantwortet in einer Rede, die er ihnen hält, die Frage, das ist die Einkleidung dieses Taschenbüchelgens; wohlverstanden, daß dieses heydnische Könige sind. Die Liebe der Unterthanen ist sein Ideal, welches schon von der Wiege des Prinzen, von der Feyer der Götter ausgehet, die ihn zum Glücke der Menschen einsegnen; er lässet um die Wiege des lallenden grosen, des jungen Gottes, so nennet er den Prinzen, Huldgöttinnen und Schutzgeister tanzen und das Volk Jubel schreyen unter dem scheuslichen Joche der Vorurtheile, dessen künftige Abschüttelung es schon im voraus verkostet, dann läßt er ihn zur Apotheose reif werden und der junge griechische Gott empfängt von seinen sterbenden Erzeugern die Krone und den letzten Segen, mit den Worten: Mähe die Vorurtheile ab, mein Sohn, und mache Glückliche; dann schwört er, setzt die Krone auf und mähet.

Wie ihm dann dieses Mähen gelungen sey, das erzählt er seinen Kameraden, so nennt dieser V. die beyden alten Könige. Er legte nemlich verschiedene Lehrstühle an, um die Glückseligkeit des Staats, als den letzten Zweck eines jeden Bürgers öffentlich zu lehren; ein jeder Diener des Staats mußte ein Zeugniß von den Lehrern bringen, wenn er Dienste haben wollte, in 3 Jahren waren schon 8000 Lehrlinge und nun hat er deren 20000. die lauter nutzbare Männer sind, frey von Vorurtheilen.

Mit der Priesterschaft hielt es schwerer; diese hielten auf ihre Privilegien, aber der junge König sagte ihr, daß sie

sind

auch den geheiligten Dienſten des Jupiters, Apollo, Neptuns einweiheten, habe ihr aufgehört, Bürger des Staats zu ſeyn? und alle ſagten: Nein. Und nun ward die Prieſterſchaft der geſunden Vernunft untergeſochet; er zeigte ihnen, daß ihre Privilegien nicht, wie ſie glaubten, in der heiligen Geishaut des Jupiters aufgeſchrieben wären, daß es dem Staate keine Ehre ſey, wie ſie doch ſich einbildeten, ſie zu ernähren, daß ſie von dem Menſchen weiter nichts als das Geſicht hätten, ſonſt aber Bothſchafter des Donnerers, Freunde aller Götter und berechtigte Nektartrinker wären; (die alſo vielleicht keinen Wein und kein Brod haben ſollten.) Der junge König erzählt ſeinen Kameraden den Zuſtand der Prieſterſchaft ſeines Nachbars, und ſpricht von Empörungen, von Schavot, von frommen Ungeheuern u. ſ. w.

Und nun die Beantwortung der Frage: Ein fröliches Volk iſt leichter zu regieren als ein trauriges, alle dummen ſind aber traurig. Alſo, man mache das Volk frölich, ſo kommt es aus der Dummheit. Jezt ſind die Vorurtheile verſcheucht und der junge König will einmal kein ander Denkmal auf ſeiner Urne haben, als: dem Vater ſeiner Bürger und dem Verſcheucher der Vorurtheile.

Es deucht uns, als wenn der Reiſebeſchreiber des jungen Königs auch ein ſehr junger Schriftſteller wäre; dieſes vorausgeſezt, wollen wir ihm ſeine Blümchen laſſen; aber was die 20000 Politicker betrifft, glauben wir doch immer, daß, wenn ja der Staat eine ſolche Armee auf den Beinen halten müßte, ſie ihm weniger ſchädlich ſeyn möchte, wenn ſie aus Prieſtern beſtünde, als aus Politickern.

Ueberhaupt iſt es noch zu früh, eine ſolche Frage zu thun; man müßte ſich anfänglich begnügen, ſie ſo zu formiren: iſts dem Staate beſſer dumme als aufgeklärte Diener zu haben? und doch müßte man hier ſehr vorſichtig zu Werke gehen, wenigſtens um ein Subject ausfindig zu machen, welches die Frage thun könnte, ohne ſich ſelbſt damit zu treffen, ein Subject, welches auſſer allem Zweifel und in aller Betrachtung aufgeklärt wäre.

Wenn es in dem Kopfe des Unterthanen nur einmal ſo klar iſt, daß er weis, wie er ſein ehrlich Gewerb und ſeine Wirthſchaft am vortheilhafteſten treiben ſoll, dann iſt er aufgeklärt genug, zu urtheilen, ob ſein König einen gerechten Krieg führe, ob die Steuer, die er fodert, billig ſey, ob das Fegfeuer nebſt dem theologiſchen auch noch einen politiſchen Grund habe, das braucht der Kanngieſſer nicht zu wiſſen.

Wenn dumm so viel ist, als Narr; dann ist wohl kein Zweifel, daß für einen Staat kluge besser sind als Narren, worüber man einem jeden den Beweis schenken kann; aber wenn aufgeklärt so viel heissen soll, als ein Kopf, der in alles eindringt, der fähig ist, selbst ein Diener des Staats zu seyn, fast wie in der Demokratie, dann ist Eifersucht, Empörung und Müßiggang gewiß das Loos eines solchen Staates; der lauter solche aufgeklärte Bürger hat: also freylich keine dumme Unterthanen, das sind sie auch von Natur nicht, es giebt keine dumme Füchse, keine dumme Biber, also auch keine dumme Menschen, die es sind, gehören entweder unter die Kranken, oder unter die Misgeburten, aber auch keine eingebildete aufgeklärte, keine überkluge, keine Sternseher, deren eine ganze Provinz an einem genug hat, keine Advokaten — und das ist insgemein die erste Versuchung, in welche der allzukluge Bürger fällt, den Advokaten unter seinen Mitbürgern zu spielen. — Was denn für welche? mit gesunder Vernunft begabte, ihren Gewerben gewachsene, und dem Steuermann sich ruhig überlassende Seereisende, wir wolten sagen: Unterthanen.

D. Dan. Gottfr. Schrebers, ordentl. Lehrers der Cameralwissenschaft auf der Univ. zu Leipzig ꝛc. Reise nach Carlsbad; nebst Herrn M. J. G. Schwarzens, Diaconi zu Johanngeorgenstadt ꝛc. Untersuchung der Frage: ob und was für Vortheil in der Natur ein Erdbeben verschaffen könne? Leipzig, bey Dyck, 1771. 8. 142 Seiten.

Der P. Schreber hat seine Bemerkungen, die er im J. 1770. auf seiner Reise nach dem Carlsbade dort und zu Johanngeorgenstadt bey dem Bergwerke meistens aus ökonomischen, überhaupt aber statistischen Augenpunkten gemachet, dem Publikum unter gewissen Rubricken mitgetheilet, dafür ihm dasselbe Dank schuldig ist; mehr solche Nachrichten von Städten und Ländern würden dem Studium der Politick in Deutschland sehr zu statten kommen.

Der H. M. Schwarz hält dafür, daß durch ein Erdbeben das Gestein in den Bergwerken zerstückt und das Erz leichter gewonnen werden könne, das sagt er mit vieler Bescheid-

ſcheidenheit, mit unerwarteter techniſcher Kenntniß, und in einem Tone, der gefällt.

Hk.

Des Abts Anton Genoveſi, königlichen Profeſſors zu Neapel, Grundſätze der bürgerlichen Oekonomie. Nach der neueſten und verbeſſerten Ausgabe aus dem Italieniſchen überſetzt, von August Wittmann. Erſter Theil. Leipzig, bey Saalbach, 1772. in 8.

Dank dem Ueberſetzer, daß er unſern mit der italieniſchen Literatur weniger bekannten Landsleuten von der Staatswirthſchaftlichen Klaſſe ein Buch in die Hände zu ſpielen, unternommen hat, welches allen andern, die wir von dieſer Art ſchon haben, an die Seite geſetzt zu werden verdient; nicht deswegen, daß es neue Gedanken enthielte, auch nicht, daß die Statiſtick bey der Neapolitaniſchen, Geſchichte ſehr viel dabey gewönne, denn der V. ſpricht überall von Menſchen und nicht von Neapolitanern, auſſer am Ende, und ſchöpft aus den Quellen, die ſchon offen ſind; aber man ſieht ihm doch an, daß er die Sachen ſcharf durchgedacht und ſich dazu eine eigene Bahn gebrochen hat; bey gewiſſen fruchtbaren Gegenſtänden aber, die nicht unter ſeinem Stabe ſtehen, entſcheidet er durch vernünftige Wünſche, ſo wünſcht er z. E., daß keine liegende Gründe unveräuſſerlich ſeyn und dem Commerz entzogen werden, keine Fideicommiſſe, keine Erſtgeburtsrechte gelten ſollten, daß kein geiſtliches Beneficium anders als propter officium gegeben werden, mithin die Anzahl der Beneficiaten nie gröſſer ſeyn möchte, als zu Verwaltung des Amts, welches in Lehren und Waiden beſtehet, genau nöthig iſt, dieſen letztern Wunſch gründet er darauf, daß bey einer allzugroßen Menge die Aufſicht und Zucht beſchwerlicher werden, die Geſellſchaft ſich weniger gleich bleiben von der Tugend abweichen und darüber nothwendig in Verachtung kommen müßte; dieſes beweißt er aus dem Zuſtande der Kirche; in den erſten Jahren, ſagt er, war die Tugend die Seele der Kirche und da war Demokratie in derſelben, ob ſie ſchon unter der Aufſicht eines Haupts ſtand — das ſagt er nach den Grundſätzen ſeiner Kirche — im vierten Jahrhundert nahm die Tugend ab und da war Ariſtokratie in der Kirche; im zehnten Jahrhundert kam die Tugend noch mehr herunter und da

war unumschränkte Monarchie, im dreyzehnten verlohr sich die Tugend ganz, und da war Despotismus, Inquisition, der ganze Verfall; er wünscht ferner, daß man die Einpfropfung der Pocken nicht mit falschen theologischen Blicken ansehen möge, er, der selbst ein Theolog ist, daß man die mehrere und mindere Gefahr neben einander stellen möge, wie man es bey den chirurgischen Operationen, Amputationen, zu halten pflege; den Luxus wünscht er bis zu einem gewissen Grade vertheydigt zu sehen, den Rousseau nicht gekennet, bis zu dem Grade, der sich immer mit den übrigen steigenden Verhältnissen der Nation fortbewegt, er verwirft die Gesetze, die den einmal angefangenen Lauf des menschlichen Geschlechts hindern sollen, und beruft sich auf die Beyspiele vom Taback und vom Kaffe, dessen Gebrauch in Spanien, Mecca, Constantinopel, England, Moscau, mit Bann, Pfriemen in der Nase und andern Strafen verboten und doch nicht gehemmet worden; was für Stützen, fährt er hier mit einem edlen Enthusiasmus fort, können ganze Nationen aufhalten, wenn sie der Enthusiasmus ergreift, sich zu bewegen? — man nehme Riesen um den Umlauf der Erde aufzuhalten und sie werden sich mit ihr herumdrehen — die Milderung der Sitten um den Menschen gegen sich unter einander mehrere Liebe beyzubringen, daß sie sich nicht selbst beschädigen und tödten, ist auch in der Reihe seiner Wünsche und Vorschläge: die bequemsten Mittel dazu sind ihm: die Litteratur und öffentliche musterhafte Gelegenheiten seine Sitten darnach zu bilden; also ein artiger polirter Hof des Fürsten, die Schulen und Akademien — hier bekommen auch Mandeville und Rousseau ihre Lektionen, als Gelehrte, die auf gelehrte Art wider die Gelehrsamkeit schreiben — die feste und öffentliche Versammlungen, die Einladung und freundliche Aufnahme der Fremden, die Verschickung der Edelleute unter cultivirte Völker, wie es Peter der Große in Moscau machte, um das Land mit neuen guten Künsten und Sitten zu bereichern.

Man wird nicht müde, diesen patriotischen Schriftsteller zu lesen, er mag etwas neues oder etwas altes sagen und der Uebersetzer, dem seine Arbeit sehr gut gelungen ist, erwirbt sich ein wahres Verdienst um die deutsche Finanzwissenschaft, die übrigen Theile des Werkes bald mitzutheilen, eines Werkes, das so viel werth ist als Stewart, als die Physiokratie der Franzosen. Schade, daß dieser denkende Kopf, dieser überredende Schriftsteller so frühe schon die Welt verlassen hat, die noch so viel von ihm hätte hoffen können.

Wir

Wir haben noch nichts in Deutſchland, das wir dieſen Männern geradezu entgegen ſtellen könnten, ob es uns ſchon nicht an Männern fehlt, die uns etwas geben könnten; aber die deutſche Finanzwiſſenſchaft unter einen Brennpunkt zu bringen, die da nach manchfältigern Grundſätzen ausgeübet wird, als die Religion, dazu gehört ein größerer focus als für Frankreich oder Neapel.

Das neueſte, das gründlichſte, was wir noch davon haben, das haben wir einem geſchickten franzöſiſchen Deutſchen zu danken, dem Hrn. v. Beauſobre in Berlin. Dieſer erſte Theil von unſers Abts Werke enthält XXII. Hauptſtücke, welche die weſentlichſten Vorerkenntniſſe von den politiſchen Körpern und Klaſſen nach ihren verſchiedenen Einflüſſen in das Ganze des Staates abhandeln, alle Operationen, Modificationen, Erhaltungs- Aufmunterungs- und Verbeſſerungsmittel der politiſchen Körper, als: Bevölkerung, Erziehung, Nahrung, Künſte, Sitten, Induſtrie, Handlung, Finanzen und zuletzt Neapel. Warum der V. dieſes alles bürgerliche Oekonomie nennet, davon giebt er ſelbſt die Urſache an, weil er ſie von der Kunſt, Geſetze zu geben, die er eigentlich Politick nennt, unterſchieden wiſſen will, vielleicht ſo, wie ſich der Componiſt von dem Muſikus unterſcheidet; die bürgerliche Oekonomie ſoll alſo lehren, wie die Menſchen ſich in der bürgerlichen Geſellſchaft nach allgemeinen Grundſätzen gegen einander verhalten ſollen und die Politick ſoll vielleicht lehren, die allgemeine Grundſätze auf die beſondern Umſtände eines jeden Landes durch weiſe Geſetze anzuwenden; wobey wir nichts zu erinnern finden.

Fr.

15. Haushaltungskunſt.

Abriß zu einer allgemeinen Landbienenzucht — dabey die Betreibung des Seidenbaues im Großen gezeiget wird, der Churmark Brandenburg zum beſten, nebſt einer Fortſetzung von Bienenbetrachtungen. Zweyter Theil, durch Carl Ludwig Haſe — Berlin, im Verlage der Buchhandlung der Realſchule, 8. 161 Seiten.

Der Patriotiſmus dieſes Verfaſſers muß ſehr große Eile haben, bekannt zu werden: der zweyte Theil iſt ſchon abgedruckt. Nun dann, wenn er uns doch nur nicht zugleich den dritten Theil verſpräche; eine Sache die uns nicht ganz umſonſt fürchten läſſet, daß er dergleichen Fortſetzungen liefern möchte. Sollte der V. von dergleichen Gedanken auſſerordentlich angefochten ſeyn, ſo rathen wir ihm, wenn der 2te Theil fertig ſeyn wird, das bis zu Alphabethen ausgedehnte ſchlechte auszumärzen, wo dann das Gute in einigen hundigen Bogen vorgetragen werden könnte. Von dieſem zweyten Theile müſſen wir ſagen, daß daran etwas beſſeres Maſſulatur dann am erſten ſey. In Rückſicht der Landsmannſchaft darf unſer Urtheil ſchon etwas freymüthiger ausfallen. Denn ſeine Landsleute in einem ſolchen Tone belehren, und ſie nach der alten und ſchlechten Calender Mode belehren wollen, das gehet uns nahe.

Unſer ſonſt gelehrte V. iſt in Abſicht auf die Ausbreitung der Bienenzucht beynahe auf dem rechten Wege, und das iſt auch alles Gute, ſo er bisher geliefert hat: hätte er nur einige weilen den Landsleuten ohngedruckt, dagegen mit guten Bienenſpielen voran gehen, und ſie ſo viel möglich perſönlich, wenigſtens in ſeiner Gegend lehren, und eben dadurch ſich feſte und terrichten, dies aber ſo lang fortſetzen wollen, bis er Kraft dieſer Methode die beſte Pflege ausgeſpähet und ſolche zu ſeinem beſſern Ruhme mit wohl geprüften Proben hätte beſtätigen können. Selbſt den noch nicht ausgeführten Plan von der allgemeinen Landbienenzucht, deſſen Anfang im 1ten Theile, wir ſchon mit wenigem gebilliget haben, *) hätte er in allen Stücken dem großen Könige und beſten Vater des Landes vorlegen, und Verfügungen zur billigen Ausführung abwarten ſollen. Wird er nicht durch dieſe zu frühe und noch unreife Bekanntmachung manches Gemüth gegen ſolchen aufbringen? Doch wir wollen zum Buche ſelbſt ſchreiten: unſere Leſer belieben nur diesmal für uns, daß wir von einem ſchlechten Buche ſo viel reden und für unſern Patrioten, der wie wir vermuthen, es bald beſſer machen und das unnütze zurücknehmen wird, einige Nachſicht zu haben.

Erſtes Kapitel. Es wird darinnen erforſchet, ob in der Churmark allgemeine Bienen mit Nutzen angeleget werden können? der V. hält es allerdings für möglich, und wir ſtim-

*) Anmerkung: In unſerm Urtheile XVII. B. 2. St. S. 690. Zeile 5. iſt ein Druckfehler, ſo die Meynung undeutlich ausdrücket: ſtatt Banneifrigen, leſe man, Bann: eifrigen.

hinzu, es iſt der noch einzige übrige Weg, die ſo ſehr verfallene Bienenzucht zum gröſten Grade der Vollkommenheit zu bringen. Denn was ſoll das zur Aufnahme der Bienenzucht beytragen: Ein Roſat ſoll einen, ein Halbauer zween Stöcke und ſo fort andere mehr, und zwar bey Straf des Ermangelungs-Falles haben? Ferner ſey von uns dergleichen bis hieher für die Aufnahme der Bienenzucht befohlne Maasregeln zu tadeln: Allein hat dann jeder Bauer Zeit, Wiſſenſchaft, Geduld, und was dergleichen mehr zu dieſer Wartung erfordert wird! Muß nicht vielmehr wahrer Schaden für den Landmann und die Bienenzucht ſelbſt auf immer herauskommen, wenn ſchon die Schatzkammer mit einigen Strafen bereichert wird?

Um kürzer zu ſeyn, verweiſen wir den Verfaſſer auf unſer Urtheil über den ohngefähr auch dahin einſtimmigen Vorſchlag daß einſichtsvollen Herrn Diakonus Steinmetzen: befindlich bey den Abhandlungen der fränkiſchen Geſellſchaft vom Jahr 1771. und glauben ſo, bald der Verfaſſer von dem Nutzen der allgemeinen Landbienenzucht wird hinkänglich überzeuget ſeyn, daß er alsdenn ſchwerlich in den Paroxiſmus der nun vielen Dorfſchulmeiſtern eigen gewordenen Modeſucht, Bienengeſellſchaften zu errichten, zu verfallen, nöthig finden wird.

Jetzt wollen wir den Abriß auch mit dem nöthigſten Fingerzeige bereichern: Die Anmerkung an der 11. S. würden wir dahin mildern, daß abziehenden Bürgern, oder auch Erben eines Verſtorbenen, ihr eigenthümliches Recht nicht entzogen werden dürfte. Muß dann der ſo Antheil an einer gemeinnützlichen Sache haben oder behalten ſoll, gerade im Orte wohnen und wohnen bleiben, um den (wie ſich der V. hier und oft ſeinen deutſchen Bauren mit einem ihnen unverſtändlichen Miſchmaſche von Sprache ausdrücket) uſum fructum in loco zu ziehen . . . Würde aber jemand, ſo wegziehet, ſein Antheil freywillig verkaufen, und wäre es an einen Fremden, ſo möchte der Gemeinde das Auslöſungsrecht willkührlich verbleiben; es ſeye dann, daß ſich ein fremder beſonders einkaufet.

Zur 15 S. Würden die Sachen einmal auf einem feſten Fuſe, und die Wärter hinlänglich unterrichtet ſeyn, ſo könnte der hier begehrte General-Inſpektor oder Direktor (wie ihn der V. immer betitteln will, die zwo jährlichen Koſtſpieligen und noch dazu poſtmäßigen Reiſen erſparen, und nur auf nöthige Fälle einſchränken.

Zweytes Kapitel. Allgemach fängt der Verfaſſer von der 42 S. an, Recenſent zu werden, dies mißbilligen wir im höchſten Grade. Eben weil er die wenigſten Schriftſteller recht kennet, ſo laufen ſeine Recenſionen meiſt auf elende, oft auch auf vorwitzige Einfälle hinaus, und ſind daher von keinem Gewichte.

Drittes Kapitel. Weil der V. aus der 55 S. von halb und viertel Ellen hohen Ringen redet, vermutheten wir, er würde auf ſolche der Bienenzucht ſehr vortheilhafte Körbe verfallen: allein wir betrogen uns; denn er behält noch die grafſen Körbe bey. Nach der 64 S. ſollte man glauben, der V. hielte Eyrichen für den Herausgeber des Buches, die nützliche Biene. In dieſem Kapitel ſollte der V. von Körben handeln, und an der 73 S. beſchreibt er ſchon Ableger. Doch faſt überall trift man elendes und oft lächerliches Geſchmier an. Z. B. an der 74 S. heißt es, „das Flugloch des Mutterſtockes kann man auch mit etwas widriges beſchmieren, das „mit die Kinder einen Eckel daran finden; gleichwie die Mutter die Brüſte beſchmieren, denen (ſollte den heißen) Kindern „das Saugen eckelhaft zu machen „ . . . . hätte doch der V. ſeine zween Theile nicht auch ſo eckelhaft beſchmiert, und wäre er nicht als ein auf hohen Schulen bewanderter Schriftſteller zu beurtheilen, wie viele Nachſicht wollten wir nicht ſelbſt in dieſem Stücke mit ihm haben! doch es kömmt auch für manche Provinz undeutſches Deutſch für: z. E. S. 77. eine Renne. Konnte er dies den Bauren nicht erklären, und das ſo leicht, wie ſeinen uſum fructum u. d. m. hat er es doch auf der 80 S. treflich gekönnt, z. B. das Wort Güſte: er ſagte daſelbſt: „das iſt, Stöcke die nicht geſchwärmet oder ſich auf der Heide „fett gefreſſen haben.„

Sehr löblich iſt es hingegen für den V., daß er auf dieſer und der vorhergehenden Seite die Schädlichkeit des Bienen tödtens einſehen lernt, und folglich das Vergnügen entbehren kann, wovon er in dem erſten Theile, dem achten, von ſeiner damals noch rohen, und aus der alten Barbarey abſtammenden Kenntniß zeugenden Kapitel S. 38. noch ſo betaumelt eingenommen war, d. ß er von den Bienen lehrte, wie man die mit Schwefel getödte en herabklappern hören könnte: und ſo auch die nur zu bekannten Kennzeichen, dieſes gewaltſamen Todes folgends beſchrieben „ſo lange ſie noch ſummen, ſind „ſie noch nicht todt.„ So lange unſer V. noch ſagen kann, wie S. 39. „Einige kluge Leute ſagen, und ſchreiben es gar „gedrukt, es wäre Schade, dieſe nutzbaren Thiere elendiglich „um

„umzubringen,„ ſo können wir dieſes Brummen als ein zuverläßiges Merkmal annehmen, daß er auch noch nicht tod ſey, und wie die vom Schwefeldampfe erſtickten Bienen in freyer Luft wieder aufleben, alſo auch er in Geſtalt eines neu erſtandenen Bienenpflegers, bey den Geſellſchaften der Bienen erſcheinen könne.

Viertes Kapitel. Warum hat dann der Verf. auf der 93. S. nicht diejenigen Staaten namentlich anagzeiget, wo der Leibeigenſchaften allgemeine Bienen zu 100 Stöcken von einem Wärter behandelt würden? oder hat er es auch nur von Hörenſagen, wie das a. d. 56. S. von dem Herrn von Adel!

Fünftes Kapitel. Nichts als Vorſchläge, die alleſamt, wie mehrere noch zur Zeit hätten ohngedrukt belaſſen und nur an ſeine Behörde eingeliefert werden ſollen. Glück für den V. daß er nicht auch phyſikaliſche Sätze beſtreitet, ſondern, um ſich geſchwind herauszuwickeln, ſich den Streit verſchiedenemal verbittet. Niemand würde ſich ohnedies ſchwerlich mit ihm eingelaſſen haben, wenn er ſchon bey üblem Verſtande S. 123. das Frauenzimmer mit zur Hülfe aufbiethet.

Auch iſt uns noch lange nicht bange, wie der Verf. befürchtet, daß die Seifenſieder ihr Brod verlieren, und ſtatt Talg Wachslichter ziehen, und die Baurenleute Wachslichter brennen müßten? wo denkt der V. ſchon hin, da ſeine allgemeine Bienenzucht noch nicht einmal den Anfang genommen hat?

Die übrigen Kapitel enthalten theils poßirliche Recenſionen, theils nichts bedeutende Vorſchläge und Briefwechſel von deren Beurtheilung uns der Verfaſſer, vornemlich aber unſere Leſer losſprechen werden.

Zs.

Der Kunſterfahrne Mälzer und Brauer, oder praktiſche Anweiſung auf engliſche, deutſche, böhmiſche und viele andere Art herrlich Bier zu brauen. — Nebſt einem Unterrichte, das verdorbene Bier gut zu machen. Sorau, 1771. 11 Bogen in 8.

Jeder wahrer Beytrag zur Technologie oder Handwerkskunde iſt uns ſchätzbar, wenigſtens unendlich ſchätzbarer als ein ganzer Bündel witziger Epigrammen, die heimtückiſch andern Leuten ſchaden ſollen. Aber dieſer Mälzer hat doch zu wenig

gutes, als daß man ihn ungetadelt durch die Buchläden sollte laufen lassen. Er kennet die Gründe seiner eigenen Vorschriften nicht, und eben so wenig kennet er die verschiedenen neuen Verbesserungen der Brauerey, die man schon seit einiger Zeit in Großen mit Vortheile anwendet. Dagegen verkauft er noch abergläubige Recepte, die vielleicht nicht einmal mehr im catholischen Westphalen geglaubt werden. — Aber vielleicht sind diese Bogen nicht neu, sondern nur von neuem nachgedruckt; das wollen wir lieber zur Ehre unsers Jahrhunderts, als zur Unehre des Verlegers glauben.

A.

Zusätze zu dem Bedenken über die Frage: Wie dem Baurenstande Freyheit und Eigenthum in den Ländern, wo ihm beydes fehlet, verschaffet werden könne. Frankf. und Leipz. 1771. 4 Bog. in 8.

Den Lesern unserer Bibliothek ist unser vortheilhaftes Urtheil über obiges Bedenken schon bekannt, und wir dürfen nur noch hinzufügen, daß gegenwärtige Zusätze mit gleicher Gründlichkeit von diesem wichtigen Gegenstande geschrieben sind.

V.

Berliner Beyträge zur Landwirthschafts-Wissenschaft sowohl aus der Theorie als Erfahrung. Erstes bis Sechstes Stück. Berlin 1770. 1 Alphabeth 2 Bogen in 8.

Der ungenannte Herr V. zeiget, daß er in der Landwirthschaft kein Anfänger ist, und selbige nicht nur vollkommen praktisch verstehet, sondern auch das Ganze übersiehet und die richtigsten Begriffe hat, wie selbige zum Vortheil des Privatmannes und des Staats gehörig betrieben werden müsse. Der Leser wird finden, daß der Cameralist sowohl als der Oekonom sie mit Nutzen gebrauchen kann.

So.

Monatliche Beschäftigungen für einen Baum- und Plantagen-Gärtner. — Mit Kupfern. Als eine Zu-

Zugabe zum fünften Theile des Hausvaters. Hannover, 1771. 14 Bogen in 8.

Ein Garten-Calender, den ein Münchhausen gemacht hat, muß allem Vermuthen nach gründlich und brauchbar eingerichtet seyn. Diesen Satz bestätiget der Inhalt des gegenwärtigen auf eine für den Leser sehr angenehme Weise. Die in demselben vorangeschickten allgemeinen Regeln sowohl, als auch die Vorschrifften, was in jedem Monath des Jahres bey Wildnissen, Pflanzschulen, Obstbäumen, Spalieren, Orangerien und Gewächshäusern, auch Forsten zu thun ist, sind richtig, gründlich und sehr deutlich abgefaßt. Die Vorrede enthält eine lebhafte etwas satirische Schilderung der Aufführung mancher Garten-Herren, in Absicht ihrer Gärten und ihrer Gärtner, davon die Originale nicht selten sind. Der Herr V. meldet, wie er keinen Spatziergang in seine Gärten thue, ohne gewissermassen selbst mit zu arbeiten, und erfüllet also im buchstäblichen Verstande das am Ende des Buchs befindliche Motto:

Utilis est horto domini manus, utilis ipsis
Arboribus — — —

Johann Friedrich Mayers — Zwote Fortsetzung der Beyträge und Abhandlungen zur Aufnahme der Land- und Hauswirthschaft, nach den Grundsätzen der Naturlehre und der Erfahrung entworfen. Frankfurt am Mayn, 1771. 20 Bog. in 8.

Nachdem wir den ersten Theil dieser gründlichen Beyträge und Abhandlungen des Hrn. Pastor Mayer in dieser Bibliothek bereits ausführlich angezeiget haben, so können wir bey ähnlichen Arbeiten eben dieses würdigen Schriftstellers desto kürzer seyn; dahero uns für diesmal genug ist, den blossen Inhalt dieses zweyten Stücks herzusetzen, welcher in vier Abhandlungen bestehet, nemlich: 1) Die Vertheydigung des Gypses als einer vortreflichen Dungsorte. 2) Gedanken bey dem Getraidemangel in Deutschland von 1770. bis 1771. auf die Zukunft. 3) Beantwortung der Frage über die Abstellung der Huthweiden in Steyermark. 4) Ein Entwurf zur Errichtung einer Wetter-Casse in einem Schreiben eines Freundes.

B.

Gott-

Gottlieb Rammelt — gemeinnützige Abhandlungen zum Besten der Gärtnerey und Landwirthschaft. Zweyter Theil. Halle, 1771. 1 Alph. in 8.

Der erste Theil dieses brauchbaren Buchs kam schon 1768. heraus, und ist selbiger damals von uns angezeigt worden. Wir empfehlen es den Gartenliebhabern und Landwirthen, weil beyde darinn solche Nachrichten und Anmerkungen finden, die eine lange eigene Erfahrung des V. zum Grunde haben. Dies Urtheil wiederholen wir hier um so viel lieber, weil der zweyte Theil ungleich mehrere Sachen zwar kurz, aber sehr deutlich vorträgt, und man viel neue Bemerkungen allenthalben eingestreuet findet.

L.

Allgemeine Gründe der ökonomischen Wissenschaften, vornehmlich des Ackerbaues, der Handlung, des Cameralwesens. — Aus dem Französischen übersetzt. Zweyter und dritter Theil. 8. Frankfurt und Leipzig, 1771. 2 Alph. 1 Bogen.

Der Uebersetzer würde nicht übel gethan haben, den französischen Titel dieses Werks anzuzeigen, damit man das Original desto ehender hätte auffinden können. Hat er sich vielleicht vor einer Vergleichung desselben mit seiner Uebersetzung gefürchtet? den ersten Theil haben wir in unserer Bibliothek bereits angezeiget, und unser Urtheil so lange verspahret, bis wir die folgenden Theils erhalten würden. Hier ist es anjetzt in wenig Worten. Wer ohne Rücksicht auf die mancherley Gesetze und eingeführten Gewohnheiten in den verschiedenen Staaten der gesitteten Welt, blos spekulativisch einsehen will, was Ackerbau, Handlung, Künste u. s. w. nach verschiedenen Verhältnissen auf das Beste der menschlichen Gesellschaft und in allen Ländern überhaupt vor Beziehungen haben können, der findet solches hier sehr philosophisch abgehandelt. Freylich aber muß er sich hiemit begnügen und nicht weiter auf das was wirklich geschiehet um sich herumschauen. Ein nachdenkender Leser wird unser Urtheil gegründet finden und weitläuftiger wollten wir für diesmal nicht seyn.

St.

Herrn

Herrn Guiot — kurzgefaßtes Forſt-Handbuch — größtentheils aus des Herrn du Hamel du Monceau allgemeinen Abhandlung von den Wäldern herausgezogen. 8. Nürnberg, 1771. 1 Alphab. 10 Bogen.

Wer ſich das bekannte koſtbare Werk des du Hamel von dieſem Gegenſtand nicht anſchaffen will, der kann hier um einen ungleich geringern Preis den Kern deſſelben erhalten, indem dieſer Auszug mit einer klugen Auswahl die den Sachverſtändigen verräth, gemacht worden iſt.

Der wohlunterwieſene Landwirth — aus dem Franzöſiſchen überſetzt — Wien, 1770. 1 Alph. 8.

Die erſte deutſche Ausgabe iſt 1768. zu Nürnberg herausgekommen und damals in unſerer Bibliothek beurtheilet worden. Es gehöret dies Buch unter die ziemlich guten ökonomiſchen Schriften. Dieſe Ausgabe hat vor der erſtern nichts voraus.

L.

16. Vermiſchte Nachrichten.

Gerichtliche Akten, betreffend eine Recenſion der Goeziſchen Betrachtungen über das Leben Jeſu auf Erden, in No. LVIII. der Frankfurter gelehrten Anzeigen, von 1772. Zur Rechtfertigung des Hrn. Paſtors, des Recenſenten und des Verlegers. Frankfurt am Mayn, gedruckt auf Koſten des letztern, 1773. 48 Seiten in 8.

Unſere Leſer werden ſich noch aus des XVIIIten Bandes 2ten Stücke S. 656. und folgl. erinnern, daß der Magiſtrat zu Frankfurt am Mayn, den Verleger der dortigen gelehrten Anzeigen, wegen einer tadelnden Recenſion von Goezens Betrachtung über das Leben Jeſu, in Anſpruch genommen habe, und ihn deshalb um 20 Rthlr. habe ſtrafen wollen. Weil in dem Protocolle geſagt war: daß der Beklagte,

klagte, „in Gefolg eines auf das Schreiben des Herrn Paſtor „Goeze in Hamburg ergangenen venerirlichen Rechtscon„cluſi „voraeladen worden; ſo mußte Hr. Goeze natürlicher Weiſe in den Verdacht kommen, daß er dieſe Vorladung und Beſtrafung geſucht habe, und dieſer Verdacht ward noch wahrſcheinlicher, wenn man ſich an den polemiſchen Eifergeiſt des Hrn. G. erinnerte. Dies glaubte auch wirklich die ganze Stadt Frankfurt am Mayn, und aus einem daher geſchriebenen Briefe, floß dieſe Nachricht in die allgemeine deutſche Bibliothek (XVIII. B. I. St. S. 309.) Wie ungeſtüm und pöbelhaft grob Hr. Goeze ſich dabey gegen die allgemeine deutſche Bibliothek aufgeführt wie er mit Lügen und Verläumdungen um ſich geworfen habe, iſt aus XVIII. B. II. St. S. 658. zu erſehen, wo ſeine Erklärung wörtlich eingerückt iſt, zum Beweiſe, daß man ihm gern alle Genugthuung wiederfahren laſſe, die der Billigkeit gemäß iſt. Weil nun Hr. Goeze läugnete, wegen der gelehrten Anzeigen nach Frankfurt geſchrieben zu haben, und doch in dem Protocoll ſich auf ein Schreiben des Hrn. Goeze bezogen ward, ſo konnte ſich keine andere andere Vermuthung ſtatt finden, als die man XVIII. B. II. St. S. 660. geäuſſert hat, nemlich; „daß die „Ankläger der gelehrten Anzeigen, Hrn. Goezen nur vorgeſchoben „ben, und ſich in ſeiner Klage auf ein Schreiben deſſelben bezo„gen habe, das vielleicht nicht exiſtiren möge, „und man wünſchte daher, daß um den ganzen Zuſammenhang der Sache einzuſehen, die ſämmtlichen Akten, möchten öffentlich bekannt gemacht werden.

Dies iſt nun geſchehen und das Räthſel iſt aufgelöſet. Wir wollen zur Steuer der Wahrheit und allen Anklägern, die die Frankfurter gelehrten Anzeigen können angeklagt haben, zur ſchuldigen Ehrenrettung, hiemit erklären, daß, ſo geſchäftig ſie auch ſonſt geweſen ſeyn mögen, dieſe gelehrte Zeitung zu unterdrücken, ſie dennoch kein Schreiben von Hrn. Goezen vorgeſchoben haben, das nicht exiſtirt. Es exiſtirt in den Akten allerdings, ein Schreiben von Hrn. Goezen, an den Magiſtrat zu Frankfurt am Mayn wodurch die Vorladung des Verlegers veranlaſſet worden, welches auch hier S. 42. und 43. wörtlich abgedruckt iſt. Aber man erſtaune — in dieſem Schreiben, ſtehet von den gelehrten Anzeigen und von der Recenſion gu., nicht ein einziges Wort. Es iſt ein Dankſagungsſchreiben des Hrn. Goeze an den Magiſtrat, worinn demſelben nach Hr. Goezens Art allerhand windſchiefe Complimente gemacht werden, und verſichert wird: „es leuchte „aller Welt in die Augen, daß der rechte Gott noch in dem

„Frank-

„Frankfurtischen Zion sey.„ Hieran ist wohl nicht der allergeringste Zweifel, so wenig, als daß in Bockenheim, in Jerusalem, in Prag, in Moscau, in Waldheim und im Lande Hadeln, der rechte Gott sey; aber was thut dies zu den Frankfurtischen gelehrten Anzeigen und zu derselben Recension von Goezens Lebensbetrachtungen?

Wir wenigstens können keinen Zusammenhang zwischen diesem Schreiben, und der Vorladung und Bestrafung des Verlegers der gelehrten Anzeigen wahrnehmen, ob sich gleich in dem Protocoll darauf bezogen wird, wodurch ein Hrn. Goezen nachtheiliges Mißverstandniß hat veranlasset werden müssen, wegen dessen H. Goeze, sich keinesweges an die allgemeine deutsche Bibliothek oder an derselben Correspondenten, sondern blos an den Conciptenten dieses Protocolls halten muß. Es wird auch in diesen ganzen Akten nichts von einem Kläger erwähnt; Es scheint also, die Obrigkeit zu Frankfurt am Mayn, würde auch ohne alle Veranlassung von Hrn. Goezen oder einem andern, blos deswegen den Verleger bestraft haben, weil sie sich überzeugt glaubte, daß in der Recension qu: „ein höchstärgerlicher, gegen alle dem Staat „und der Religion schuldige Pflichten anstossender unzeitiger „Recensionseifer„ zu spüren sey. Wer zweifelt, daß ein so höchstärgerlicher Recensionseifer zu bestrafen sey? Aber ist ein solcher Recensionseifer der, nicht etwa gegen einige, sondern gegen alle dem Staate und der Religion schuldigen Pflichten anstößt, wirklich in dieser Recension befindlich? Hievon ist in den itzt abgedruckten Akten kein Beweis befindlich.

Eben dieses Verfahren, nebst der in dem nemlichen Protocolle befindlichen Drohung: „schärfere Zwangsmittel „vorzukehren, anbey alle und jede, theologische Sachen betreffende Recensiones zänzlich zu untersagen.„ macht diesen Proceß zu einem Gegenstande der öffentlichen Aufmerksamkeit, sonst wäre er nur eine Privatsache, die ausser Frankfurt am Mayn niemand interessiren könnte. Was könnte sonderlich daran gelegen seyn, wenn eine Recension oder gar eine ganze gelehrte Zeitung weniger vorhanden wäre? Aber wenn ein elendes und mittelmäßiges Buch elend und mittelmäßig nennen, für ein Verbrechen gegen den Staat und die Religion gehalten wird; wenn, so bald die Geistlichkeit über Heterodoxie schreit, ohne weitere Untersuchung, entweder alle theologische Recensionen aus einer gelehrten Zeitung ausgemerzt, oder der Censur eben der Geistlichkeit unterworfen seyn sollen, die sie angeklagt, und dawider gepredigt haben: so ist dies ein Vorfall, der alle Gelehr-

lehrten interessirt, die Wahrheit suchen und Freyh[eit] ken lieben. Er interessirt jeden Gelehrten, der die [Fo]lgen der intoleranten Orthodoxie erkennet, welche [der] Untersuchung, durch Hülfe des weltlichen A[rm] gend zu machen sucht; indessen, daß sie [re]det, [von] den Vorfahren ererbte Sätze, als u[nf]ehlbar heiten predigt. In dieser Absicht ward die [Sch]rift allgemeinen deutschen Bibliothek, als die all[ge]meine Litteratur interessirend, bekannt gemacht. [Sie] übrigens alle Obrigkeit, aber der Recensent d[arf] er unter einer Obrigkeit lebt, unter der es erlaubt [ist] lehrten Sachen sein Urtheil frey herauszusagen, und der den Staat noch die Kirche in Gefahr glaubt, [wenn] mann auch über theologische Materien seine Meyn[ung] herausagen darf.

Weil der Verleger der Frankfurtischen An[zeigen] dem Erkenntnisse des Magistrats nicht beruhigen [wollte], provocirte er auf die Aktenverschickung, welche au[ch] sen worden. Der Ausspruch des Schöppenstuhls [zu] [Le]ipzig, der Rechtsfakultät, erfolge nun wie er wolle, so kann [er] Wirkung nur auf das bürgerliche Leben erstrecken. [Sein] Werth oder der Unwerth, sowol der Goezischen [Be]schwerden als der Recension derselben kann dadurch [in] irgend eine obrigkeitliche Sentenz festgesetzt werden. [Jed]er Leser kann hierüber eine Meynung hegen wie er [will], sie auch bekannt machen, wenn er Lust hat. Unsere Me[y]nung ist, daß Hrn. Goezens Lebensbetrachtungen [des] des Jahrs, allerdings zween Bände voll elen[der] polemischen und wortreichen Geschwätzes sind, [die] einem frommen Müßiggänger, der nichts bessers zu [thun] ein paar Stunden verkürzen können; die aber von [Leuten] welche bessere Schriften zu lesen gewohnt sind, [mit] und Eckel, aus der Hand werden geworfen [werden]. Recension dieses Buchs in den Frankfurtischen [Anzeigen] zeigen ist unsere Meynung, daß sie vollkom[men] treffend sey, und ein so schlechtes Buch nach [Verdienst] tige. Wir haben diese Recension in XVIII. 2. [S.] 664. gerückt, und wir wollen hier noch unten ein merk[würdiges] Schreiben des Recensenten an seinen Verleger, [betreffend], welches unter den Akten S. 19. und folgl. abgedruckt ist. Es vertheydigt die Recension aufs nachdrücklichste, gegen die unerhörte Beschuldigung daß dadurch der Staat und die Religion beleidigt worden, und zeigt Hrn. Goezen als den unruhigen [Mann] als

allzeitstreitfertigen und verdächtlichen Mann, welcher er ist. Dies ist für die deutsche Litteratur sehr wichtig, denn wenn sie soll verbessert werden, so muß es den schlechten Schriftstellern laut gesagt werden, daß sie schlecht sind, und das Recht eines jeden Lesers es laut zu sagen, muß ausser allen Zweifel gesetzt werden. Ohne die allen wahren Gelehrten so schätzbare Freyheit zu denken, kann die Wahrheit nicht gesucht, folglich nicht gefunden werden. In dieser Rücksicht, wollen wir auch unten, eine diesen Akten angehängte, ganz vortrefliche Stelle aus Miltonos Areopagita einrücken. Sie betrift die Büchercensur, mit der an vielen Orten Deutschlandes geistliche Ministeria, Fakultäten, Decani, Professores, einen der wahren Gelehrsamkeit so schädlichen Mißbrauch treiben. Diese Stelle verdienet von allen denen erwogen zu werden, die einem so schädlichen Mißbrauche abhelfen können.

Wir zeigen auch bey dieser Gelegenheit folgenden halben Bogen an:

Rettung der Unschuld des Herrn Hauptpastor Goeze zu St. Cathar. in Hamburg, gegen boshafte gedruckte geschriebene und mündlich ausgesprengte Lügen und Verläumdungen. Hamburg, bey Harmsen, 1773.

Das wichtigste ist ein Zeugniß, sowohl von Burgermeistern und Rath als auch von Evang. Ministerium zu Frankfurt am Mayn, daß Hr. Goeze nichts wider die dortigen gelehrten Anzeigen gesucht habe. Dies setzet Hrn. Goezen in dieser Sache ausser allen Verdacht, ist aber zugleich ein Beweis, daß in den Mauern von Frankfurt am Mayn selbst Intoleranz genug vorhanden ist, um einen gelehrten Zeitungsschreiber der einen schlechten Schriftsteller schlecht nennet, anzufeinden, und daß es nicht nöthig ist, dazu von Hamburg aus, aufgemuntert zu werden. Das übrige betrift eine Hamburgische Stadtklatscherey, daß Hr. Goeze über einen Ehrw. Pastor *N. N.* an einen Ehrw. J. J. E. Sup. zu L. soll einen Brief geschrieben haben, den er nun nicht will geschrieben haben. Wenn doch Hr. Goeze so viel Achtung gegen das Publikum lernte, daß er es mit Stadtklatschereyen verschone, die hier oder da ein Hamburgischer Leichnamsgeschworner, Erbsichtsbürger oder Börsenalter, hört, sagt und wieder sagt und worüber denn, die Brouckdiener, Kuhnträger, Spun-

der, Grobknütter, Heringswascher und Lü
Speersort oder auf den Fulenwiet zusamm
den Hauptpastor zu St. Catharinen, ihre wol
zusammenstecken. Was gehen denn Briefe, die
über einen unbekannten Pastor N. N. schreibt, oder n
das Publikum oder der deutschen Gelehrsamkeit

Krl.

g) Schreiben des Frankfurt. Recensenten zens Betrachtungen an den Verleger der gelehrten Anzeigen, sub Signo $\frac{o}{oo}$.

„Mein Freund!„

„Sie haben über meine Recension von den Goez
„letagsbetrachtungen Verdrießlichkeiten g or.
„ist mir leid! Aber lassen Sie es gut seyn! Sie
„dadurch einen Rang in der Geschichte der leh
„nigstens in der Geschichte des gelehrten Mak
„Goeze so sehr anbaut.

„Sie haben recht, daß Sie verlangen,
„die Gründe meiner Recension anzeigen. Hier
„sage:

„„Die um die Kirche und die gelehrte Welt
„„diente Breitkopfische Buchhandlung, hat,
„„Verf. sagt, aus Dero vorzüglich schönen
„„dieses Werk herausgehen lassen —

„Das sind die eigne Worte, die H. Goeze brauche (s.
„seine Vorrede.) Da H. Goeze die Breitkopfische Denkm
„rey verewigen wollte, so wird er mir es danken, daß ich dis
„ses Elogium in Ihre Zeitung setzte, wo es, im Fall seine Be
„trachtungen eine Makulatur werden sollten, als Ihr Blatt,
„lange zum Denkmal des Druckers eines Gottscheds und Goe
„zens stehen kann.

„„Das Herr Goeze schon lange versprochen, und auf
„„langen vieler Freunde.„

„Das Versprechen des Hn. Goezens ist eine Thatsache, denn
„er in eben der Vorrede erwähnt. Das Verlangen vieler
„Freunde, die nicht ruhig schlafen konnten, bis die Gegenschrift

„ Betrachtungen, zum Vorschein kamen, dient ihm zur Ent„ schuldigung. Was thut man nicht für seine Freunde!

„ „ In seinen unpolemischen Nebenstunden."

„ Herr Goeze hat so viel polemisirt, daß er unter die „ großen Streiter der Kirche gehört. Sobald Lermen in einer „ Ecke der Theologie entsteht, fährt er auf wie Aeneas:

„ Arma amens capio, nec sat rationis in armis,

„ Sed glomerare manum bello & concurrere in arcem

„ Cum sociis, ardent animi, furor itraque mentem praecipitant.

„ Die viele mit Basedow, Semler, Toussaint, Rödiger, Al„ berti ꝛc. ꝛc. ꝛc. gewechselten Streitschriften, beweisen genug, „ wie lebhaft er in dem Fache ist. Und ganz Hamburg hat „ seine Stärke in Controverspredigten, die den Zeiten

„ When pulpit drumms ecclesiastik

„ Was beat with fists instead of a Stick

„ ganz angemessen sind, schon längstens erkannt.

„ „ Die zween vorliegende Theile enthalten die Monate „ „ Jänner bis auf den Heumonat, und können so weit, „ „ auch sogar in einem Schaltjahr —

„ — Es sind auf den Febr. 29 Tag gerechnet —

„ „ täglich ein ganz frommes Geles verschaffen."

„ Mehr als frommes Geles suchen die Leute nicht, die „ ihre Betrachtungen nach dem Kalender einrichten. Herr „ Goeze hat blos für diese Leute geschrieben, und wird also hier „ billig wegen glücklicher Erreichung seines Endzwecks gelobt.

„ „ Wir haben noch eben die letzten Tage des Heumonats „ „ erwischt."

„ Ich schrieb diese Recension am 26 Junius 1772.

„ „ Denn zu den übrigen war heuer die Jahreszeit vor„ „ bey."

„ Da über den Goezischen Betrachtungen immer der „ Datum, auf den sie gehören, angemerkt ist, so würde man „ ganz wider die Absicht des H. Verf. handeln, wenn man z. „ B. die Betrachtung von Hundstags-Anfang auf Lichtmeß „ lese. Es ist bekannt, daß nicht alle Tage gut Aderlassen, „ Holzfällen, Haarabschneiden ist. Ohne Zweifel müssen also „ alle Goezische Betrachtungen nicht auf alle Tage gleich gut „ seyn. Warum stünde sonst der Datum drüber?

„ „ In dem also, was wir gelesen haben, finden wir sehr
„ „ fige Ausspinnung der bildlichen Gleichnisse."

„Am 27sten Jun. als an welchem Tage es dem Herrn
„Pastor Goeze, vermuthlich nach der Constellation der Planes
„ten, gut schien, über Luc. 13, 6-9. eine Betrachtung anzu
„stellen, wird aus dem Gleichniß vom Feigenbaum darzethan:

„1) Daß es noch nicht genug sey, in der Gemeinschaft der
„Kirche zu stehen; weil der Feigenbaum auch im Zaun
„gestanden.

„2) Gott biethet uns alle Kräfte zum thätigen Christen
„thum an; denn der Feigenbaum wurde von der Sonne
„beschienen, vom Regen befeuchtet, und sogar bedüngt.

„3) Gott hat Geduld mit uns. Der Feigenbaum stund
„3 Jahr lang.

„4) Desto mehr ist die Zeit der Heimsuchung nahe; denn
„nach dem 3ten Jahre war nur noch eins für den Fei
„genbaum zu hoffen.

„5) Der Mittler bittet für uns [illegible] So
„für den Feigenbaum.

„6) Ist die Gnadenzeit verflossen; so ist [illegible]
„Wenn der Weingärtner selbst den [illegible]
„ges auffordert, dann ist ihm die [illegible]
„gelegt.

„Nun! seiner kann man doch ein Gleichniß nicht aus
„spinnen, das so leicht ist, so in die Sinne fällt; aber diese
„Herren, die Profession vom Betrachten machen, denken gleich
„nicht anders.

„Anreden an die liebe Seele."

„Die liebe Seele wird S. 1124 einmal, 1125. zwei
„mal. 1126. einmal, ist viermal. S. 1131. einmal, ist fünf
„mal. S. 1132. einmal, ist sechsmal. S. 1136. einmal,
„ist siebenmal. S. 1138. einmal, ist achtmal. S. 1144.
„einmal, ist neunmal, also (salvo errore calculi) in 10 Blät
„tern neunmal angeredet. Und das ist ganz natürlich: denn
„nirgend schläft die Seele ehe ein, als wenn sie blos auf lan
„langen guter Freunde und des Verlegers betrachten muß,
„und dann muß man sie von Zeit zu Zeit wieder aufwecken.

„ „ Hier und da einen polemischen Ausfall."

„Man weis, daß Herr Semler und einige andere Leh
„lehrer die Besitzung oder vielmehr Begeisterung und Inspi
„ration

„ nung der Teufel in Zweifel ziehen, und glauben wollen, wenn „ in den Evangeliſten die Rede davon wäre, ſo hieſſe Teufel ſo „ viel als Krankheit. Das kann Herr Goeze nun gar nicht „ leiden. Er nimmt alſo des Teufels ſeine Parthie, entbrennt „ in heiligem Eyfer, und ſagt und will, daß jedermann am „ 28. Junii laut ſagen ſolle:

„Es iſt eine offenbare Gotteslästerung, wenn die Verführer unſerer Tage, in der frechen Bosheit, nach ihrem „ Gefallen über die Schrift herzufahren: ſo weit gehen, „ daß ſie ſagen: Jeſus habe gewußt, daß der Satan zu der „ Krankheit dieſer Perſon nichts beygetragen; aber er habe „ ſich doch nach dem dummen Landglauben der blinden Juden gerichtet und ihm zugefallen eine offenbare Lüge, als „ eine Wahrheit vorgetragen.

„Ich will nicht unterſuchen, ob nicht in vielen Stellen „ der heil. Schrift dieſe Erklärungsart vom Nachgeben gemeiner Meynungen und Vorurtheilen nothwendig iſt und von „ den beſten Theologen gebraucht worden; ich führe ſie nur an „ zum Beweis, daß polemiſche Ausfälle dem betrachtenden Herrn „ Paſtor unvermeidlich ſind.„ —

„ „ Kurz, fahre ich fort, alles was man erwartet, wenn „ „ Herr Goeze ſich hinſetzt, und ſagt: ich will betrachten.

„Shaftesbury ſagt ſchon: ein Mann der ſich hinſetzt zu „ betrachten, um aus ſeinen Betrachtungen ein Buch zu machen, kommt mir nicht anders vor, als einer der vor dem „ Publikum eine Laxier einnimmt. Nun weis man, was man „ in ſolchen Fällen zu erwarten hat!„

„ „ Von den Betrachtungen, die blos aus dem ſanften „ „ und wahren unerzwungenen Selbgeſprächen fliessen, „ „ welche empfindſame Seelen halten, wenn aufgewallte „ „ Empfindung ſich nach und nach wieder ſetzt und in ruhige Behaglichkeit oder ſüſſe Schwermuth ſchmilzt; „ „ von denen haben wir keine gefunden. „ „

„Und ich fordere Herrn Goeze auf, ob er wenigſtens vom „ 26ten Junii bis zum 30ten Eine zeigen kann.

„ „ Dieſe ſind in, rund um mit Polemick umringten Stunden nicht möglich. „ „

„Man müßte denn ein Archimedes ſeyn und unter dem „ Säbel des Feindes an ſeine Zirkel denken. Und Archimedes „ fochte nicht einmal ſelbſt mit.„

„So lang die Empfindungen ſich wild in der Seele kreuzen, „ſo lang ſind Betrachtungen nicht möglich, und wir wetten, „wenn Hr. Goeze nun einmal glaubt, er habe ſich noch ſo gut „zum betrachten geſammelt, ſo fährt ihm hier eine compluten„ſiſche Bibel, dort eine Philalethie, dann ein Teufels Lä„ner, dann wieder ein Verfechter der Reformirten, dann „Pfarrer, der Comödien ſchreibt; dann noch ein ſchlimmerer „Pfarrer, der ſogar ſo boshaft iſt, ſeine Feinde zu lieben, und „nicht wider ſie beten zu wollen, und hundert Dinge von der „Art durch den Kopf. Dann wallt die Seelle auf; hier ein „Anathema, dort ein, Bewahr uns! wieder ein, der Ketzer! „und dergleichen Dinge — und huſch iſt die Betrachtung „weg. Der Spies, der Pfeil, das Schwerd in der Fauſt, „und da betrachte einer!

„Carmina proueniunt animo deducta ſereno;
„Nubila ſunt bellis tempora noſtra piis.
„Carmina ſeceſſum ſcribentis & otia quaerunt;
„Me mare, me venti, me fera jactat hiems.
„Carminibus metus omnis abeſt; ego perditus audax
„Haeſurum jugulo jam puto jamque meo.

„und die betrachtende Seele braucht noch mehr Ruhe als die „versmachende.

„So weit, mein Freund! geht der erſte Theil meiner Re„cenſion. Nun kommt der zweyte, den Sie, wann ſie wol„len, den Politiſchen nennen können.„

„ „ Die Goeziſchen Betrachtungen, weil es doch welche „ „ ſeyn ſollen.„ „

„Ich bin viel zu beſcheiden, als daß ich einem Buch den „Titel rauben ſollte, den ihm ſein Verfaſſer giebt. Ich glaube, „daß die Goeziſchen Betrachtungen blos kaltes Poſtillengeſchwätz ſind; aber, da der Verfaſſer will, daß das Ding Betrachtung ſeyn ſoll; ſo nenn ichs gerne ſo: wie ich einen „Menſchen gerne Amandus, Manſuetus, Prudentia, Pulcheria nenne, wenn er ſo getauft worden iſt; er mag ſonſt „ſo wild, widerwärtig, dumm und abſcheulich ſeyn, als er „will.

„ „ Sind übrigens dem hieſigen Magiſtrat „ „

„Hier, haben einige geglaubt, ſey der Reſpekt gegen Ih„ren Hochedeln Rath aus den Augen geſetzt worden. Man „thut mir aber ſehr unrecht. Ich habe alle Ehrfurcht vor

„dies

„dieſes reſpectable Collegium; und würde die Curialien gewiß „angefügt haben, wenn eine gelehrte Zeitung ein Canzley„produkt wäre.

„ „ Zur Dankbarkeit für das Vergnügen gewidmet, das „ „ der Herr Verf. bey Leſung der Frankfurter Reli„ „ gionshandlungen gefunden hat.„ „

„Das ſagt er in der Zuſchrift deutlich mit den Worten:

„Was würde das Herz dieſes treuen Knechtes Gottes „(Weſtphals) empfunden haben, wenn er das Vergnügen „hätte genieſen können, das ich, bey mehrmaliger Durch„leſung, der vier Tomen Frankfurter Religions-Händel „genoſſen habe — —

„Mit dieſen lebendigen Geſinnungen ꝛc. ꝛc.

„Hierauf folgen Dedications-Verbeugungen.

„ „ Der Werth, den er auf dieſe ſeine Arbeit legt, muß „ „ ſehr groß ſeyn, wenn ſie ein ſolches Vergnügen beloh„ „ nen ſollen, das nach Herrn Goezens bekannter Den„ „ kungsart nicht gering geweſen ſeyn kann.“ “

„Wer weis nicht, daß Herr Goeze überhaupt nichts lie„ber ſieht, hört und thut, als Zanken. So lang er die Feder „führen kann, guter Gott! was hat er nicht ſchon alles zu„ſammen gezankt? So viel ich mich erinnere, fing er mit „dem Verfaſſer des Buchs Les Moeurs an. Das war wohl „der Mühe werth, ein ſolches Canapee-Stück zu widerlegen. „Ich habe die Widerlegung nicht geleſen, aber ich finde in „den Les Moeurs auch nichts zu widerlegen; wenigſtens in „Rückſicht auf unſere Kirche. Ein anders iſt es bey der ka„tholiſchen Gemeine.

„Nach dieſem, dünkt uns, hat er etwas für des Jairi Töch„terlein gekämpft, und bewieſen, daß ſie todt und nicht blos „ohnmächtig geweſen wäre. Wir wiſſen aber nicht gegen „wen. Und da dieſes gute Mädchen nun gewiß todt iſt; ſo „wollen wir ſie auch todt laſſen.

„Im Jahr 1762. ſtunde ein Ketzer auf, der in den Ha„növeriſchen Beyträgen behauptete, die Weiſen aus Morgen„land wären blinde Heyden geweſen; darüber blies H. Goeze „Lärmen! und ſchrie nach der Gewohnheit dieſer Herrn, als „wann die ganze Chriſtenheit in Flammen ſtünde. Sein „Claſſicum ſteht vor dem 11ten Theile ſeiner Canzelreden.

„Δεινον δ' ολολυξε, δρεσμων δ' ηγγειλε μενεσθαι
„Αλλ' αγεθ' οπλισομεσθα, και εξελθωμεν επ' αυτους!

„Wenn die Weiſen aus dem Morgenlande dem Herrn „Paſtor für ſeine Vertheydigung nicht mehr danken, als die „Chriſtl. Kirche, dann iſt es uns leid für ſeine Mühe.

„Die Wormſiſchen Streitigkeiten mit der reformirten Ge„meinde waren ein allzuſchöner Anlaß für den Herrn Paſtor, „abermal ſeinen Heldenmuth zu zeigen. Er ſchrieb, wider„legte, verdammte und that alles, was er konnte, den Riß „zwiſchen den Proteſtanten, der der Religion ſo viel geſchadet „hat, noch immer zu vergrößern. — Stecke dein Schwerdt „ein, Peter! wer nicht wider mich iſt: der iſt für mich; „ſagt Chriſtus. — Hau ihm ein Ohr ab; ſagt Herr Goeze, „und, wenn du kannſt, beyde; wer nicht denkt wie ich, iſt „wider mich und Gott!

„Nun kam der Streit über die Bibel zu Alcala auf. Es „glauben einige ehrliche Leute, die wohl erfahren in der Ge„ſchichte und der Kritick waren; daß dieſe Bibel nicht gerade „nach den Handſchriften abgedruckt, ſondern zur Begründung „einiger Lieblingsſätze, hier und da nach der Vulgata ver„ändert worden wäre. Das konnte wieder Herr Goeze nicht „leiden. Er ſprang alſo auf, und ſchriebe drey Bücher für „die Spanier, gegen den Herrn Semler; ob er gleich in der „Vorrede zur ausführlichen Vertheydigung S. XXI. geſetzt, „daß er erſt vor 2 Jahren ſich der Kritick genähert habe, und „dazu als ein Fremdling, der er noch ſey — Was thut das? „Ein braver Soldat geht ohne Hoſen dem Feind entgegen, „wenn die Gefahr droht.

„Ich weis nicht, ob vor, nach, oder unter dieſen Hän„deln, die unglückliche Theater-Geſchichte in Hamburg ent„ſtanden iſt. Ein dortiger Geiſtlicher hatte in ſeinen Stun„denten-Jahren einige Schauſpiele von der rührenden Gat„tung geſchrieben, die ihm der Himmel verzeihe! Sie wur„den gedruckt, da der Mann Pfarrer war. Der unglückliche „Klotz, der die Anekdote wußte, erzählte ſie treuherzig in ſei„ner Bibliothek, und nahm ſich die Erlaubniß, einen Seiten„blick auf die bekannte Goezſche Intoleranz zu werfen. Das „verdroß den Herrn Paſtor, und da er nach römiſchem Rechte „§. 1. J. de Ingenuis glaubt, daß eine Comödie, die vom „Studenten gezeugt, vom Pfarrer aber gebohren worden „wäre

„wäre; immer die Comödie eines Pfarrers wäre; ſo lärmte „er ganz abſcheulich gegen dieſe Dinge, in den Hamburger ſ. „g. ſchwarzen Zeitungen. Er wurde dabey ſo heftig, daß der „Verfaſſer der Comödie eine bürgerliche Klage gegen ihn an„ſtellen wollte. Die Sache wurde vermittelt. Herr Goeze „ſchrieb einen demüthigen Brief, und bate den Beleidigten „um Verzeihung, verſprach auch nichts mehr wider dieſe Sache „zu ſchreiben. Allein, weder Verſprechen noch Zuſage, noch „einige bürgerliche Rückſicht, noch Ermahnung der kalten „Vernunft konnten Herr Goeze abhalten! Er ergriff wieder „die Feder und ſchrieb —

„Daret ut catenis
„Fatale monſtrum

„einen ſo boshaften Traktat von der Sittlichkeit des Theaters, „daß jeder Vernünftiger denſelben für weit unſittlicher hielte, „als alles, was je noch auf dem Theater geſehen worden war.

„Inzwiſchen hatte Herr Profeſſor Baſedow in einigen „Schriften den Gedanken geäuſſert, daß man Kinder nicht zu „frühe mit Gebeten und Religions-Uebungen betäuben ſolle. „Darüber ſtiege Herr Goeze auf die Canzel, und ſchrie Ba„ſedowen aus für — das ſind ſeine eigne Worte — „„ein „„Werkzeug des Teufels, einen Gotteslästerer, einen Feind „„der chriſtlichen Religion, einen kindermörderiſchen Je„„rodes u. d. g.„„ Noch andere Privatneynungen des „Hr. Baſedows wurden auf eben dieſe Art angegriffen.

„Endlich — denn wer mag gerne lang in dieſen häßlichen „Dingen verweilen — endlich äuſſerten verſchiedene Mit„glieder des Hochwürdigen Miniſteriums zu Hamburg, und „ſonderlich der verſtorbene redliche Alberti, einen Widerwillen „gegen das Hamburger Kirchen-Gebet, worinn aus Pſ. 79. „v. 6. die Worte enthalten waren: Schütte deinen Grimm „auf die Heyden, die dich nicht kennen, und auf die Königs„reiche, die deinen Namen nicht annehmen! — Das war „des Herrn Paſtor ſeine Sache gar nicht. — Wenn die „Trometa klingt, denkt er: Huy! wie jenes muthige Roß in „dem Buch Hiob. Deswegen ſchrieb er einen Traktat, wor„innen er bewieſe, daß (ſo heißt der Titel des Traktats): „Die Hamburgiſche Kirche dieſe Worte länger als 70 Jahre „ohne Verſündigung gebeten habe, und noch ferner zu bit„ten die gerechteſte Urſache habe? — Denn warum nicht? „fragt er.„ „„Haben wir um uns keine Heyden; ſo ha„„ben

„„ben wir doch katholische Clerisey, Jesuiten, Dissidenten
„„um uns, und die Unglücksfälle, die über die Jesuiten
„„verhängt sind, geben ein deutliches Beyspiel von der
„„Erhörung des Hamburgischen Gebets. „„ „Das sind
„seine eigne abscheuliche Ausdrücke *) — in dem Traktate,
„dessen Titel ich eben anführte, S. 26. und folgende.

„Hier haben sie eine kurze Erzählung von des Herrn Pa
„stors großen Kriegen, wovon die Manifeste öffentlich am
„Tage liegen.

„Seinen letzten Kampf mit dem unglücklichen Alberti,
„und die übrigen kleinen Scharmützel desselben, die nur auf
„der Canzel geführt worden sind, oder sonst in den unzählig
„gen Schriften dieses Mannes zerstreut liegen, mag ein künf
„tiger theologischer Chronikenschreiber zusammen lesen. Ich,
„der ich ein für allemal glaube, daß Christus ein Bote des
„Friedens war, und daß keine Ketzerey in der Welt so gefähr
„lich

*) In der That äusserst abscheuliche Ausdrücke. Wenn Hr. Goeze nicht Hr. Goeze wäre, wie liesse sich begreifen, daß Er sie brauchen könnte; Er, der sobald von Toleranz die Rede ist, sogleich auf dem Westphälischen Frieden pocht. Können aber Ausdrücke und Gedanken dem westphälischen Frieden gerader entgegen seyn, als eben diese? Wie? Wir Protestanten sollen Gott bitten, daß er auf unsere deutsche Mitbürger, auf die katholische Clerisey, auf die Jesuiten seinen Grimm ausschütte? Wir sollen hoffen, daß wir sie durch unser Gebet aus dem Lande beraus beten werden? Das haben die heftigsten Katholicken nicht wider uns gethan. Selbst ein ungezogener Weislinger, ein polternder Marx, ein scheltender Neumayr, haben nie öffentlich in ihren Kirchen gebetet: Schütte deinen Zorn auf die Heyden die deinen Namen nicht kennen, und öffentlich sich erklärt: unter „diesen Heyden verstehen „wir die Protestanten, die nach dem westphälischen Frie„den gleiche Rechte, als wir haben. Denen wir aber dem „westphälischen Frieden zuwider, den göttlichen Zorn auf „den Hals bitten wollen.„ — Und wir Protestanten sollten dies thun, die wir uns mehrerer Toleranz und Liebe rühmen? Doch Gott sey Dank! unter den Protestanten kann auch wohl nur der einzige Hr. Goeze so denken. Was sollte aber der Magistrat einer evangelischen Reichsstadt thun, wenn das katholische Oberhaupt des Reichs, eine gerechte Ahndung, wider einen solchen Friedensstöhrenden Pfarrer verhängen sollte. Sich seiner annehmen, ihn vertreten, ihn entschuldigen? die Lehrer des deutschen Staats und Kirchenrechtes mögen entscheiden; Anmerk. d. A. D. B.

„lich ist, als diese unartige Kämpfe auf Kanzlen und in Schrif„ten, ich werde gern die Augen von diesen verhaßten Scenen, „und würde auch hier nichts davon gedacht haben, „wenn ich „nicht beweisen müßte: Daß Herr Goeze würklich an nichts „auf der Welt mehr Vergnügen findet, als am Streiten und „Kämpfen. Und das beweisen die häufigen Kriege, die er „über ganz nichtswürdige Dinge, ohne die geringste Noth„wendigkeit, mit eckelhafter Heftigkeit geführt hat.„

„Diesem kriegerischen Geistlichen nun, der nicht allein in „den Wormser Händeln, sondern überhaupt bey allen Gele„genheiten den blutigsten Haß gegen die Reformirte Kirche — „welcher ich, wie Sie wissen, nicht zugethan bin, bezeugt; „muß freylich aller Streit mit dieser Gemeine ein herrlicher „Anblick seyn.

„Inter caedes caedentiaque agmina laetus
„Fertur equo, variisque instigat vocibus alas,
„Nomine quemque vocans, reficitque in proelia pulsos.

„und dann, wann der Kampf vorbey ist, setzt er sich hin und „theilet Preiße aus, Lob, Seegenswünsche und selbstgeschrie„bene Bücher! —

„Ich bin nicht kriegerisch. Ich glaube, daß in Frieden „leben, besser ist als Goezische Betrachtungen lesen; und in „dieser Gesinnung schloß ich also meine Recension mit dem „Wunsch:

„„Gott bewahre uns, daß der gute Mann nicht noch „„mehr Vergnügen an uns haben möge. Seine Zu„„schriften ersetzen den Aufwand des Schauspiels gewiß „„nicht.„„

„Ich mische mich durch diese Worte gar nicht in die Frank„furter Religions-Händel. Ich habe mir noch nicht einmal „die Mühe genommen, diese eckelhafte Dinge zu durchblät„tern: sondern ich wünsche dadurch nur.

„Daß künftig keine Zänkerey in Frankfurt über die Re„ligion entstehen möge!

„und dann sage ich, daß die Goezische Dedikation lange die „üblen Folgen nicht aufwiege, die ein solches Unglück nach „sich ziehen muß. Jeder Vernünftige wird eben das wün„schen; und der, welcher Zank und Streit wünscht; muß wie „ein rasendes Thier an die Kette gelegt werden. — Ich nehme „aus, Kirchenstreite; denn diese können vielleicht ein Verdienst

„has

„haben, das ich nicht einsehe. Denn freylich können die „Gründe, die Herr Pastor Goeze in der obenangeführten Zu„schrift der hier vorliegenden Betrachtungen, zum Besten der „Religionskriege anführt, keine Wirkung auf mich thun. — „Weil ichs keinem Religions-Kämpfer zu danken habe, daß „ich in meiner gegenwärtigen Station, als Lehrer der lu„therischen Kirche, mein Brod essen kann.

„Da haben Sie nun, mein Freund, eine Zergliederung „dieser Recension und die jedesmalige Beweise der Ausdrücke „und Gedanken, die darinn enthalten sind. Ich gestehe, daß „ich noch nichts darinn finde, was die harte Beschuldigung, „die in dem Protocoll, das sie mir schickten, vom 7ten August „dieses Jahrs enthalten ist, verdiene, daß sie wider alle Pflich„ten des Staats und der Religion austiesse.

„Wie Sie mich versichern, ist das Protocoll in Ihrer Abwesenheit entworfen worden, und da mögen diese harte Aus„drücke, die mich wenigstens gar nicht rühren, mit einge„flossen seyn.

„Ihr Hochweiser Magistrat kann aber selbst diese Recen„sion, so gefährlich nicht gefunden haben, sonst würden sie „beyde als Gotteslästerer und Staatsverbrecher, verbrannt, „oder wenigstens geköpft oder geviertheilt worden seyn: da „die Sache aber nur 20 Rthlr. betrift, so muß man das Pro„tocatum nun wohl nur für venale geachtet haben. Ich sehe „aber auch nicht, wie sie um diese 20 Rthlr. könnten gestraft „werden. Denn wofür sollten Sie Strafe leiden? Wenn „ein Schriftsteller nicht wider Staat noch wider Religion „und Sitten schreibt; kann er sicher vor aller öffentlichen „Strafe; und wenn er seine Mitbürger nicht paßquillantisch „angreift, sicher vor aller Privatsatisfaction, Dummheit oder „Weisheit, Verstand oder Unsinn, Wissenschaft oder Unwis„senheit, kurz alles, was ihm sein guter oder sein böser Ge„nius, auf den Parnas, Grubstriet, bey den Halen oder in „den Museis eingiebt, in Reime, in Hexametern, in Prosa, „Deutsch, Latinisch oder Französisch, in Folianten, Quartan„ten, demüthigen Duodezen, oder wie wir, auf laichten Zei„tungsblättern, den Früchten unserer jovialischen Stunden, „kurz, wie und wo er will verbreiten. Freylich hat es einige „Tyrannen gegeben, die die Schriftsteller blos wegen ihrer „Schlechtigkeit am Leben oder nahe bey am Leben gestraft ha„ben, und mir ist immer das Beyspiel des Caligula erschreck„lich gewesen, der, nach dem Gustavus, Wettstreite der

„las

„lateinischen und griechischen Beredsamkeit anstellte; wo nicht „allein die Besiegten selbst, ihre Sieger loben mußten, und „das ist schon sehr hart, sondern wo sogar diejenigen, die es „recht arg gemacht hatten, entweder ihre eigene Schriften „mit der Zunge auslöschen, oder die Ruthe leiden, oder sich „in den Fluß tauchen lassen mußten. Und selbst Shäkespear „ist so hartherzig, daß er den armen Poeten Casca, blos wes„gen seiner elenden Verse, umbringen lassen will. — So „grausam sind — dem Himmel seys gedankt — unsere „Zeiten nicht; wie können Sie also gestraft werden?

„Es steht nichts in meiner Recension, das der Religion „zuwider wäre. Herr Goeze ist kein Kirchenvater; seine „Betrachtungen sind keine *Norma fidei!* Ja, ich glaube, „man kann der wahren Religion sogar keinen bessern Dienst „erweisen, als wenn man die abgeschmackte Andächteley ganz „zu Grunde richtet, und verhindert, daß nicht Gebet, Er„hebung des Herzens, Andacht, jede gute Empfindung an „den Schlag der Glocke, oder die Anweisung des hinkenden „Boten, und des Almanach gebunden werde. Es ist ein „schändliches Opus operatum, wenn man erst von dem Ca„lender hören muß, was man an jedem Tage Gutes denken „soll; und unsere Religion ist vergebens von dem großen Lu„ther gereinigt worden, wenn wir, seine Enkel, auf der ei„nen Seite wieder Hierarchische Inquisitionen dulden, und „auf der andern Andachtsübungen einführen, die nicht um „ein Haar besser sind, als das Brevier und Rosenkranz be„ten! — Den Staat beleidigt meine Recension gewiß auch „nicht. Ich sage nichts, als daß ich ihm Friede und inner„liche Ruhe wünsche. Betet nicht ihre Frankfurter Kirche „alle Sonntage:

„Damit wir in stiller Ruhe und gutem Frieden, als „Christen gebühret, unser Leben vollstrecken mögen!

„Singen nicht ihre Frankfürter Kinder immer:

„Gebt unsern Herrn und aller Obrigkeit Fried und gut „Regiment, daß wir unter ihnen ein geruhiges und stilles „Leben führen mögen!

„Den Herr Pastor Goeze habe ich endlich auch nicht per„sönlich beleidigt. Daß die Polemik seine große Diana sey, „ist bekannt, und er rühmt sich selbst derselben in der Vorrede „zu diesen Betrachtungen. Daß der Einfall, auf jeden Da„tum des Jahrs geistliche Betrachtungen zu schreiben, höchst

„ab-

„abgeſchmackt ſey; das iſt ein Urtheil, das die Perſon des „Herrn Paſtors nicht angeht, ſondern ſein Buch, welches für „das gelehrte Zeitungsforum gehört, und eben das hab ich „ſelbſt, ganz unanſtößig ſchon in Num. XXVIII. Ihrer Zei„tung, bey einem andern Buche, für eine Einfalt ausgezeich„net. Einfalt in Halle wird bey Hr. Goezen in Hamburg „nicht Weisheit. Daß Hr. Goezens Betrachtungen After„betrachtungen, das iſt Declamation, Locus communis, Ge„ſchwätz ſeyen, das iſt wieder ein Urtheil, das des Hn. Paſ„tors Buch und gar nicht ſeine Perſon angeht. Daß ich ihm „endlich gern gleichere und friedlichere Geſinnungen gegen „diejenigen Religions-Partheyen und Menſchen einflößen „möchte, die anders denken als er, das iſt für ihn keine Be„leidigung, die das bürgerliche Geſetz beſtrafen darf. Es iſt „gar keine Beleidigung; oder der brauſende Religionshaß, den „er bey allen Gelegenheiten äuſſert, und den er ſelbſt bey die„ſer recht mit Gewalt herein zwang, iſt noch weit größere Be„leidigung. Und, lieber Freund, wenn jeder Schriftſteller, „den ihre Blätter züchtigen, auftreten und die Hand der Obern „gegen Sie auffordern wollte, wo würden Sie 20 Rthlr. ge„nug herbekommen? — Nein! es iſt klar, daß ſchlechte „Schriftſteller das Publicum um ſein Geld, um ſeine Zeit, „oft um ſeinen Verſtand und Witz betrügen. Unmöglich kann „die bürgerliche Einrichtung uns gegen ſolche Betrügereyen „ſchützen. Autor und Leſer ſtehen alſo noch immer in ſtatu „naturali. Laßt ſie balgen, bis der Schwächſte davon lauft! „— Gut, ſagt man, balgen! das geht noch! Aber bey der „Naſe zupfen, auspfeiffen, auslachen, das iſt viel anders! — „Lieber Freund, man machts, wie man kann! Darf doch der „andere wieder zupfen und pfeiffen, wenn er kann. Es kommt „denn darauf an, wer die Lacher auf der Seite hat. — Aber „im guten Ernſte, laſſen ſich manche Dinge nicht mit Amts„mine treiben! Denken ſie ſelbſt, wie lächerlich würde es ge„weſen ſeyn, wenn ich dem Publikum an den Fingern bewie„ſen hätte, daß es ungereimt ſey, anders zu beten, wann die „Sonne in den Widder, als wann ſie in die Fiſche tritt; daß „ſelbſt der Mann im Monde, wenn einer iſt, ſich in ſeinen Ge„danken und Betrachtungen nicht nach dem Abnehmen und „Zunehmen ſeine Hüte richten werde; und daß das Calen„derweſen mit der Religion nicht die mindeſte Gemeinſchaft „hätte. — Bey Leuten, die erſt einmal in das Elend der „Andächteley fallen, iſt weder Verſtand noch Eifer angewen„det; ſind ſie zu heilen, ſo müſſen ſie, wie der Tarantulbiß,

„durch

„durch lauter Jovialität geheilet werden. Andächteley iſt am „Ende und im Ganzen höchſt ſchädlich, in ſich aber blos lä„cherlich. Ich finde zum Beyſpiel nichts Böſes darinn, daß „man alle erſte April über Luc. 8. und alle 30ſten Junius „über Luc. 1. eine ſteife Deklamation leſe, und daß man ſeine „ganze Verhältniſſe gegen Gott durch Credit und Debet be„rechne. Das iſt alles allein genommen, nicht böſe; aber lä„cherlich iſts, und iſts alles, ſo taugt der Kerl, ders thut, noch „weniger als der, welcher gar nichts betrachtet. Lächerlich „bleibts aber immer. Declamire ich nun gegen eine in ſich „unſchädliche Einfalt, ſo kreutzigt ſich das andächtlende Müt„terlein, wird böſe, und glaubt mir kein Wort; lache ich aber „darüber, und bin ich ſo glücklich, daß ſie mitlacht (denn das „Lachen iſt ein ſchönes ſympathetiſches Gefühl) ſo wette ich „darauf, in 8 Tagen wird ſie ohne alles geiſtliche Tagwerck „ehe fähig eine Chriſtinn zu werden, als ſie vorher bey noch „ſo regelmäßigem Gebrauch dieſer frommen Morgenſuppen „zu werden Hoffnung hatte. — Aber wie gehts dem armen „Buche? — Wie mehrern. Es wird Maculatur!

„Nun haben Sie meine Verantwortung! Brauchen Sie „ſie, wie Sie wollen! werden Sie nur nicht zornig über „wunderliche Leute, die mit ihren Blättern nicht zufrieden „ſind. Es kann Ihnen freylich nicht angenehm ſeyn zu ſehen, „daß man auf allen Seiten ſo hämiſche Mittel anwendet, Ihre „hohe Obrigkeit gegen Ihr unſchuldiges Blatt zu reitzen; und „nach Ihrer patriotiſchen Denkungsart, muß es Ihnen wehe „thun zu ſehen, daß Herr Goeze ſich unterfängt, aus ſeinem „Vatican an der Elbe, Bullen und Anathemas in die übrige „Welt zu zerſtreuen. *) Aber was thut das alles?

„Es geht uns und den gelehrten Anzeigen überhaupt wie „Cicero ſagt:

„Nos autem quoniam contra omnes dicere, qui ſcire „videntur, ſolemus, non poſſumus quin alii a nobis diſ„ſentiant, recuſare. Quanquam noſtra quidem cauſa fa„cilis eſt, qui verum invenire, ſine ulla contentione vo„lumus; idque ſumma cura, ſtudioque conquirimus. Etſi „enim omnis cognitio multis eſt obſtructa difficultatibus, „eaque eſt, & in ipſis rebus obſcuritas & in judiciis no„ſtris infirmitas, ut non ſine cauſa & doctiſſimi & anti„quiſ-

*) Das iſt bey andern Gelegenheiten wohl geſchehen, allein bey dieſer Sache war, wie im Vorbericht angezeigt worden, Herr Paſtor Goeze unſchuldig.

„quiſſimi invenire ſe poſſe, quod cuperent, diffiſi ſint. Tamen nec illi defecerunt, neque nos ſtudium exquirendi, defatigati relinquemus; neque noſtrae diſputationes quidquam aliud agunt, niſi, ut in utramque partem dicendo, & audiendo, eliciant aliquid, quod aut verum ſit, aut ad id proxime accedat. Neque inter nos & eos qui ſe ſcire arbitrantur, quidquam intereſt, niſi quod illi non dubitant, quin ea vera ſint, quae defendunt, nos, probabilia multa habemus, quae ſequi facile, adfirmare vix poſſumus. Hoc autem liberiores & ſolutiores ſumus, quod integra nobis eſt judicandi poteſtas; nec ut omnia, quae praeſcripta & quaſi imperata ſunt, defendamus neceſſitate ulla cogimur. Nam, caeteri primum ante tenentur adſtricti quam, quid eſſet optimum, judicare potuerunt, deinde infirmiſſimo tempore aetatis, aut obſtupefacti amico cuidam, aut una alicujus quem primum audierunt oratione capti, de rebus incognitis judicint & ad quamcunque ſunt diſciplinam quaſi tempeſtate delati, ad eam tanquam ad ſaxum adhaereſcant.

„Dieſe Stelle wird ihnen alle Mühe mein langes Geſchreibe zu durchleſen belohnen. Leben Sie wohl! Sparen Sie, wo möglich ihre 20 Rthlr., und laſſen Sie immer den Geiſt der Freymüthigkeit und der Wahrheit in ihren Blättern, und, wollen Sie ein Mann ſeyn, in ihrem ganzen Leben, die Oberhand behalten. Am meiſten aber hüten Sie ſich ſowol bey ſich, als auch in Ihrer Familie, bey ihren Freunden, überall, wo Sie Einfluß haben, die ſchädliche Andächteley einreiſſen zu laſſen, die ſo viele Chriſten ohne Gefühl, einführen wollen. Durch ſie wird aller Trieb zum Guten, alle Regung des wahren Chriſtenthums ausgelöſcht, und Religion ein bloßes Handwerk. Einige haben aus Einfalt, einige aus lächerlicher Autorſucht, viele in Miethe eines Verlegers, dieſe Gauckeley in Schriften fortgepflanzt, welchen wirs zugleich mit zu verdanken haben, daß in dem Leben der Chriſten faſt keine Spur ihrer Religion mehr zu ſehen iſt. Laſſen Sie ſich nicht durch den Einfall verführen, daß dadurch oft gute Gedanken erweckt werden können. Der beſte Gedanken wird nichts nutzen, wenn man anfängt, Religionsübung als Tagwerk zu betriben. Auch die Phariſäer beteten täglich ihre gemeſſene Formuln und läſen penſa in den Schulen, Wie ſtrafte ſie aber Chriſtus! Wie laut predigte er und ſeine Schüler den wahren geiſtigen Gottesdienſt, das Anbeten im Geiſt und in der Wahrheit, das ihig

„ligs

„tige — nicht das lesende, singende, betende — Christen„thum, das die Käufer und Verkäufer und Wechsler, die im „Vorhofe des Tempels sitzen, zu unsern Zeiten einführen wol„len, um ihren Wechseltischen und Trödelbuden Abgang zu „verschaffen.„

„Ich bin ꝛc.„

2) Aus *Miltons* Areopagita, in der Collection complete of his historical political and miscellaneous Works. Vol. I. p. 433.

„Wollt ihr also, sagt dieser vortrefliche Mann, wollt ihr, „die Schriftsteller — nicht die falschen eigennützigen Taglöh„ner, die einen eitlen Anspruch auf die Gelehrsamkeit machen, „sondern die freyen edlen Seelen, die offenbar zu den Wissen„schaften gebohren sind, und von der edlen Liebe der Gelehr„samkeit belebt die Wissenschaften ihrer selbstwegen, nicht aus „Gewinnsucht, sondern blos zum Dienste Gottes und der „Wahrheit, und vielleicht aus Begierde nach Ruhm und Un„sterblichkeit suchen, welche Gott und die besten der Menschen „allen denen schenken, die durch ihre Schriften und Arbeiten „dem menschlichen Geschlechte genutzt haben; wollt ihr diese „nicht ganz niederschlagen, und vom Schreiben abschrecken; „so wisset, daß einem freyen und erleuchteten Geiste nichts „empfindlicher und beleidigender seyn kann, als wenn er sieht, „daß man, ob er gleich in einem allgemeinen Ruf der Gelehr„samkeit steht, und nie zu einer Verantwortung gezogen wor„den ist, dennoch kein Vertrauen in ihn setzt; sondern ihn „für unfähig hält, seine Gedanken, ohne die Aufsicht eines „Hofmeisters und Censors, drucken zu lassen, weil man be„fürchtet, er möge etwa ein Schisma fallen lassen, oder sonst „zum Verderben der Sitten Anlaß geben. Was hat der Mann „vor dem Schulknaben voraus, wenn er, anstatt der Ruthe, „welcher er entgangen ist, nun unter dem Griffel des Impri„matur stehen muß; und wenn ernsthafte und mühsam aus„gearbeitete Schriften, eben so wie die Schulexercitien eines „Quintaners, nicht anders hervortreten dürfen, als unter dem „flüchtigen Auge eines temporisirenden und extemporisirenden „Censors? — Ein Mann, der für die Welt schreibt, ruft „alle seine Vernunft und sein Nachdenken zusammen: er sucht, „denkt, arbeitet, fragt auch wohl seine verständige Freunde „um Rath; und dann glaubt er den Gegenstand seiner Schrift

„so gut zu kennen, als einer, der ihn vorher bearbeitet hat; „kann nun hier, die allermühsamste Anstrengung seines rei„fern Verstands und aller Kräfte seiner Seele, können weder „Alter noch Fleis, noch vorige Proben seiner Geschicklichkeit, „ihn so weit bringen, daß er frey von allem Argwohn und „Mistrauen, nicht mehr nöthig hat, seine bedächtigste Unter„suchungen, seine Nachtwachen, und die Früchte seiner ge„lehrten Lampe, dem Aug eines zerstreuten Censors, der oft „jünger ist als er, oft ihm an den Kräften des Verstandes wei„chen muß, vielleicht nie wußte, was das Bücherschreiben ko„stet, zu unterwerfen; muß er sein Buch, wenn es nicht gar „verworfen und verachtet wird, wenigstens, wie ein Jung „mit dem Hofmeister auf dem Nacken, unter der Hand des „Censors auf dem Titelblatt, wo die Welt versichert wird, daß „der Verfasser weder ein Dumkopf, noch ein Verführer ist, „erscheinen sehen? Kann ein Schriftsteller, sage ich, nie so „weit kommen, daß er diesem Schicksal entgehe, so ist es eine „Schande, und eine Beschimpfung für Schriftsteller, Bücher „und das ganze Ansehen und die Ehre der Gelehrsamkeit! — „und wer ist dem Schriftsteller Bürge für das Urtheil des „Censors? Der Staat? Der ist meine Obrigkeit, aber nicht „mein Kunstrichter! — O lasset niemand mehr etwas lernen; „niemand sich um mehr als höchstens eine weltliche Wissen„schaft bewerben! Denn wahrhaftig in höhern Dingen wird Unwis„senheit und Sorglosigkeit, und eine gemeine eigensinnige „Dummheit das beste Loos schenken; das einzige, welches zu „beneiden wäre.„

„Und endlich, fährt eben dieser Schriftsteller nach einigen „Zwischensätzen fort, die ich übergehe, um nicht zu weitläuf„tig zu werden; und endlich ist diese Censur auch selbst unsern „Geistlichen verkleinerlich. Von ihren Arbeiten und von dem „Vortheil, welchen ihre Zuhörer aus ihrem Unterrichte zie„hen konnten, hätte man Recht sich mehr zu versprechen, als „daß sie bey diesem Lichte des Evangelii, welches itzo leuchtet, „und künftig leuchten wird, und bey dem beständigen Predi„gen noch immer einen so undenkenden, unerbauten Laysche„(laic) Pöbel um sich herum haben sollten, welcher von jedem „Hauch eines jeden neuen Wisches (Pamphlet) aus seinem Ca„techismus und seinem christlichen Wandel heraus geblasen „werden sollte. Gewiß, es muß die Geistlichen sehr nieder„schlagen, wenn sie sehen, daß man auf alle ihre Ermahnun„gen eine so geringe Zuversicht und so wenig Vertrauen auf „den Vortheil setzt, den ihre Zuhörer daraus gezogen haben,

„daß

„daß man dieſe nicht einmal ohne eine Cenſur über ein paar „Bogen ſchalten und walten zu laſſen wagt; und daß alle die „geiſtlichen Reden, alle die Unterweiſungen, die gepredigt, „gedruckt, in ſolcher Menge, in ſolchen großen Bänden herum „geſtreut worden ſind, daß faſt kein ander Buch mehr vor „ihnen zum Markte kommen kann; daß ſage ich, alle dieſe Zu„rüſtungen nicht ſtark genug ſeyen ein einziges Enchiridion „ſind, wenn ſie nicht von der Veſtung eines Imprimatur ver„theydigt werden. ꝛc.„

Lob des Krieges. In einigen Geſprächen entwickelt. Frankf. und Leipz. 1765. 368. S. in gr. 8. — Zweyter und letzter Theil. 1770. 461 S.

Recht im eigentlichen Verſtande eine von den Reliquien des letzten deutſchen Kriegs! Daß die meiſten derſelben nichts taugen, iſt bekannt: und auch die gegenwärtige macht davon keine ſolche vorzügliche Ausnahme, wie man ſich beym erſten Anblicke verſprechen ſolte.

Es ſind Geſpräche, „die zwar vielleicht in allen Stücken „nicht ſo gehalten ſind, wie ſie hier abgedrukt erſcheinen, die „aber doch Sachen enthalten, wovon in Geſellſchaften, ſonder„lich bey fortdauernden Kriegsläuften, täglich geſprochen wird, „und Meynungen unterſuchen, die auch von Leuten, ſo nicht zu „dem niedrigſten Pöbel gehören, ſo oft geäuſſert werden, und „daher wohl verdienen, von allen Seiten einmal recht betrach„tet, und mit allen ihren anſcheinenden Gründen, ohne Vor„urtheil unterſucht zu werden.„ Ein Edelmann vom Lande, der ſich des Kriegs wegen in eine Stadt geflüchtet hatte, (Eudoxus unterredet ſich darinne mit dem Eleutherius, Euſebius und Philaletes. Die Geſpräche lagen noch vor dem geſchloſſenen Frieden zum Abdruck fertig, und ſind von dem Herausgeber mit vielen Anmerkungen verſehen worden.

Schon dieſes ſolte man ihnen nicht anſehen, daß ſie mitten im Kriege geſchrieben worden ſind. Zu einer ſolchen Zeit iſt faſt alles entflammet, und die allermeiſten nehmen ihre Partheyen. Was denn während dieſer Kriegshitze ausgeſchüttet wird, gefällt wohl der einen Parthey, oder macht Aufſehen bey der andern; ſtillt auch überhaupt die Neubegierde; aber wenn nun das Getümmel zu Ende iſt, wieder ruhig gedacht und geſprochen wird, dann kommet man mit ſolchen Deklamationen zu ſpät. Eudoxus alſo und die übrigen Herren hätten immer bis zum Jahr 1762. alles dieſes reden, auch niederſchreiben kön-

können; aber da es erst seit dem Jahr 176[illegible] geb
hätte es an sehr vielen Stellen eine andere
sollen. Wenn sie gleich gute Ursachen gehabt
russischen, französischen und andern Kriegsvölk
zu seyn; so solte man dieses doch jezt nicht merken.
berichte zum zweyten Theil heißt es zwar: Wahr
dieser Art kämen nimmer zu spät. Allein eben di
alsdenn richtig, wenn solche Wahrheiten etwas ins
gehen, und der Leser nicht an besondre Zeiten oder
fesselt wird.

Vielleicht denkt man: Das Lob des Kri
pfehlung desselben, dazu die Beyspiele und
lezten Kriege hergenommen sind. Doch nein,
ist satyrisch, und die Herren finden, daß der Krieg,
ihn von einer Seite betrachten, oder entschuldigen,
man will, nichts als Abscheu verdiene. Dieses
gleich auf einige verwandte Untersuchungen. Hier
halt der Gespräche. I. Ob der Krieg nicht als eine
Zuchtruthe Gottes anzusehen sey? II. Ob er ni
len Leuten Brodt zu verschaffen, die keines hab
nützen und überflüßigen aus der Welt zu helfen?
nicht ein vortreffliches Mittel sey, seiner Ehrbegie
lerley Art ein Genüge zu thun? IV. Ob er nicht
Nationen mit ihren Sitten und Gesinnungen b
lernen? V. Der Krieg veranlasset wunderbare
und Abwechselungen der menschlichen Gemüth
VI. Er befördert auch die Entdeckung fremder
Länder, und veranlasset derselben Verbesserung;
genauere Verbindung verschiedener Völker. VII.
nicht großen Herren und ganzen Völkern diene, ihre
retten, und ihre Macht der Welt zu zeigen? VIII. Ob
großen Herren diene, ihre Rechte geltend zu
Staaten zu erweitern? IX. Ob er ihnen nicht o
meen auf fremde Kosten zu erhalten? X. Ob er
sey, tapfere und kriegerische Nationen zu bilden,
Helden und Feldherren der Welt zu geben? XI.
lässet sich auch großer Reichthum erwerben. XII.
begebenheiten schaffen vielen einen angenehmen
XIII. Der Krieg scheint auch die Ausbreitu
und das Wachsthum der Wissenschaften zu be
Die von Adel haben dem Kriege ihren ersten U
ken, und viele Gelehrten ihre Unsterblichkeit.

Kurze Nachricht von dem bisher (1762.)

Ueber alle diese Materien läßt sich viel Lehrreiches, Angenehmes, für eine Menge Leser auch beynahe Neues sagen. Einige der vorgelegten Fragen geben auch zu scharfsinnigen Bestreitungen herrschender Vorurtheile Gelegenheit. Die Gesellschaft hat in der That ziemlich viel Gutes in den meisten Unterredungen vorgebracht: freylich auch sehr viel gemeines, das der gesunde Verstand ohne mühsame Anstrengung findet; unterdessen geräth sie nicht selten auf einen wenig betretenen Weg, urtheilt über manches freymüthig und richtig, gebraucht endlich zuweilen die Geschichte nicht übel. Zum Beyspiel kann man gleich das erste Gespräch lesen. Darinne wird der Mißbrauch, den so viele Prediger, und der ihnen folgende große Haufen der Christen begehen, Kriege allemal als bestimmte göttliche Strafruthen und Züchtigungen vorzustellen, die durch die Sünden eines Volks wären veranlaßt worden, und durch ihre Besserung gehoben werden könnten, dieser Mißbrauch wird geschickt genug aufgedeckt; ob gleich noch mehr darüber zu sagen war, damit man nicht in den entgegenstehenden Abweg falle. Fast in jedem Gespräche kommt eine Anzahl Gedanken und Urtheile vor, welche beweisen, daß es den Rednern nicht ganz an der Fähigkeit gefehlt habe, in das Innere der Sache einzudringen.

Und dennoch sind diese Gespräche überhaupt genommen, unausstehlich langweilig. Man lasse einmal das ganze Geplaudere und Geschwätze einer politisch-raisonnirenden Gesellschaft drucken! Hören könnte man es noch wohl; wenn gleich unter häufigem Gähnen: sogar auch lesen, wenn diese Herren ihren originellen naiven Ton hätten, auf unerwartete Wendungen fielen, einander aufgeweckt und hitzig verfolgten, kurz die Unterredung nur einigermaßen zu beleben wüßten. Aber das alles ist hier so wenig, daß wir vielmehr nicht leicht über alltägliche oder auch sonst leicht einzusehende Betrachtungen ein so widerwärtiges weitschweifiges Gewäsche, oft auch in der allernachläßigsten Sprache angehört haben, als sich hier in unzählichen Stellen findet. Unmöglich können Hr. Eudoxus und seine Freunde so gesprochen haben; thaten sie es aber würklich, so hätte der Herausgeber ihren homiletischen und Chrien-Ton umstimmen sollen. Wir öfnen das Buch — Fünftes Gespräch: Im Kriege läßt sich doch großer Reichthum erwerben. Herr Eleutharius besteigt den Catheder, und fängt also an: „Unter die vornehmsten Glückseligkeiten des menschlichen „Geschlechts gehört ohne Zweifel auch wohl Reichthum und „Vermögen. Ich habe in meiner Jugend das Sprüchelchen

„von meinen Vorgeſetzten oft gehört: P ius ve
„ſtudet libenter. Nachdem ich aber an hr
„nen habe, und die verſchiedene Beſchaffen und
„umſtände des Menſchen etwas genauer ken
„ſieht es Ihnen eben nicht an, mein werthester Hr.
„habe ich bey mir oft gedacht, und durch die E h
„tigt gefunden, daß es eben ſo wahr ſey: Je
„non ſtudet libenter. (Wie es denn auch,
„lanbniß, ſchon ein eben ſo altes Sprüchelchen ge
„junus multo minus.) Und überhaupt läßt
„grigen Magen nicht viel anfangen. Diejeni
„und Gut daher den nervum rerum gerenda
„pflegen, ſcheinen den rechten Namen getr
„und ich kann dem Ariſtoteles ſelbſt nicht
„ben„ — (ich auch nicht; wohl aber hätte ich
mehr abzuſchreiben, um den Leſern einen B
vermeinten Geſprächen zu geben.)

Wie geſagt, der bis zum höchſten Eckel ge
giebt es überall die Menge. Die lieben Herren
zuſammen, was ſie wiſſen oder geleſen haben, und
fluß bereichert noch der Herausgeber ihren Vor
hen da zahlreiche Auszüge aus Büchern von ſehr
Werthe, lange Zeitungsrelationen von Feldzü
Gelderpreſſungen und andern Bedrückungen des
das ganze Lied des Grenadiers nach der Schlacht
halbe auch ganze Seiten voll Verſe aus Hallern,
dem Gedichte: Victoria ad Zorndorfium. u. dgl. m.
kommt nun noch eine unmäßige Partheylichkeit, die
gewiſſer Höfe und Kriegsvölker zu groſe Erbitterung
und manchmal ſogar den Wohlſtand übertritt, (z.
S. 310. 311.) hingegen im Lobe anderer ab
unerträglich wird; wie wenn (Th. II S. 154.)
frevlich ſehr berühmten und tapfern Kriegsherrn
ſie hätten Dinge verrichtet, die aller Menſ
treffen. Der übelgerathenen Urtheile
welche die Verfaſſer über allerley Materien
ſie gerathen. Kurz, nach einem leichten Ueberſch
ten wir uns, alles Leſenswürdige dieſer Geſpr
Seiten auf 100, oder gar auf 80. herabzuſetzen.
ruft ein bekannter Schriftſteller aus, der über e
alles ſagt, was ſich nur davon ſagen läßt!

r *Severini*, Hungari, Pannonia veterum
...mo ...ntis illuſtrata, cum Dacia Tibiſſana,
I i ... apud W. G. Sommerum, 1771. 379
in 8.

Zeiten und Geſchichten von Ungarn, inſonders
... von den Völkern welche dieſes Land nach und
n haben, ſind noch eines neuen Lichtes benöthigt,
... aber nicht eher ſcheinen, als bis mehr dahin ge
... Nachrichten und Urkunden, von den Ungarn ſelbſt
n, die bereits vorhandenen kritiſch ſtrenge geprüft
... werden, die ausländiſchen Erzählungen mit den
ndeimischen in eine geſchickte Vergleichung kommen, und der
...gistrende antiquariſche Geiſt, der auch in dieſer Ge
... viel Schaden geſtiftet hat, aus derſelben weicht. Hr.
...ini hat vielen löblichen Eifer, ſich um die älteſte Ge
...rte ſeines Vaterlandes verdient zu machen. Aber freylich
...achten Weg iſt er eben nicht gegangen. Dagegen hat
... fleiſſige Sammlung von einer Menge Nachrichten über
...ltere Geſchichte von Ungarn geliefert, die noch einer ziem
...rung bedürfen. In zehn Büchern handelt er de
...apnica Pannoniae deſcriptione, de Pannonibus, et
...inquilinis, de Pannonia Romana, Vandalica, Hun-
...m, Oſtrogothica, Longobardica, Avarum, Francica
...hana, Hungarica. Das bekannte und leichtere iſt
... ſo gut vorgetragen; aber bey dunkeln Stellen thut
... es deſto weniger ein Genüge, begeht auffallende Fehs
... zu ſeicht. Inſonderheit hätte er die Ableitung der
... von den Paoniern am Axius, die Züge der Pas
..., Heneter und Trojaner nach Pannonien, und mans
... Dinge weglaſſen ſollen.

Ml.

Nachricht.

In dem 18ten Band 1ten Theil, S. 285. der A. d. Bibl. iſt in der Anzeige der in meinem Verlag herausgekommes ... Bemerkungen der Churfürſtl. phyſikaliſchen ökonomiſchen ...eſellſchaft vom Jahr 1770. eine kleine Zweydeutigkeit einges ...retten, von welchen ich das Publikum gerne beſſer unterrich-

tet

„von meinen Vorgesetzten oft gehört: Plenus venter non „studet libenter. Nachdem ich aber an Jahren zugenom„men habe, und die verschiedene Beschaffenheit und Glücks„umstände des Menschen etwas genauer kennen lernen, (man „sieht es Ihnen eben nicht an, mein wertheſter Hr. Eleuth.) „habe ich bey mir oft gedacht, und durch die Erfahrung bestä„tigt gefunden, daß es eben so wahr sey: Jejunus venter „non studet libenter. (Wie es denn auch, mit Ihrer Er„laubniß, schon ein eben so altes Sprüchelchen giebt: sed je„junus multo minus.) Und überhaupt läßt sich bey hung„rigen Magen nicht viel anfangen. Diejenigen, die Geld „und Gut daher den nervum rerum gerendarum zu nennen „pflegen, scheinen den rechten Namen getroffen zu haben; „und ich kann dem Aristoteles selbst nicht sehr Unrecht ge„ben„ — (ich auch nicht; wohl aber hätte ich sehr Unrecht, mehr abzuschreiben, um den Lesern einen Begriff von diesen vermeinten Gesprächen zu geben.)

Wie gesagt, der bis zum höchsten Eckel gedähnten giebt es überall die Menge. Die lieben Herren rasten zusammen, was sie wissen oder gelesen haben, und zum Fluß bereichert noch der Herausgeber ihren Vorrath. hen da zahlreiche Auszüge aus Büchern von sehr u Werthe, lange Zeitungsrelationen von Feldzügen, Gelderpressungen und andern Bedrückungen des letzten das ganze Lied des Grenadiers nach der Schlacht bey R halbe auch ganze Seiten voll Verse aus Hallern, T dem Gedichte: Victoria ad Zorndorfium. u. dgl. m. kommt nun noch eine unmäßige Partheylichkeit, die ein gewisser Höfe und Kriegsvölker zu große Erbitterung und manchmal sogar den Wohlstand übertritt, (z. B. S. 310. 311.) hingegen im Lobe anderer abgesch unerträglich wird; wie wenn (Th. II S. 154.) von frevlich sehr berühmten und tapfern Kriegsherrn g sie hätten Dinge verrichtet, die aller Menschen V treffen. Der übelgerathenen Urtheile nicht zu g welche die Verfasser über allerley Materien fällen, auf sie gerathen. Kurz, nach einem leichten Ueberschlage, getrauten wir uns, alles Lesenswürdige dieser Gespräche Seiten auf 100, oder gar auf 80. herabzusetzen. Wenn ruft ein bekannter Schriftsteller aus, der über eine alles sagt, was sich nur davon sagen läßt!

Jo-

annis Severini, Hungari, Pannonia veterum monumentis illuſtrata, cum Dacia Tibiſſana. Lipſiae, apud W. G. Sommerum, 1771. 379 Seiten in 8.

Die älteſten Zeiten und Geſchichten von Ungarn, inſonderheit auch von den Völkern welche dieſes Land nach und nach bewohnt haben, ſind noch eines neuen Lichtes benöthigt. Dieſes wird aber nicht eher ſcheinen, als bis mehr dahin gehörige alte Nachrichten und Urkunden, von den Ungarn ſelbſt herausgegeben, die bereits vorhandenen kritiſch ſtrenge geprüft und benutzt werden, die ausländiſchen Erzählungen mit den einheimiſchen in eine geſchickte Vergleichung kommen, und der etymologiſirende antiquariſche Geiſt, der auch in dieſer Geſchichte viel Schaden geſtiftet hat, aus derſelben weicht. Hr. Severini hat vielen löblichen Eifer, ſich um die älteſte Geſchichte ſeines Vaterlandes verdient zu machen. Aber freylich den gedachten Weg iſt er eben nicht gegangen. Dagegen hat er eine fleiſſige Sammlung von einer Menge Nachrichten über die ältere Geſchichte von Ungarn geliefert, die noch einer ziemlichen Läuterung bedürfen. In zehn Büchern handelt er de geographica Pannoniae deſcriptione, de Pannonibus, et eorum inquilinis, de Pannonia Romana, Vandalica, Hunnorum, Oſtrogothica, Longobardica, Avarum, Francica Marahana, Hungarica. Das bekannte und leichtere iſt meiſtentheils gut vorgetragen; aber bey dunkeln Stellen thut uns der V. deſto weniger ein Genüge, begeht auffallende Fehler, oder iſt zu ſeicht. Inſonderheit hätte er die Ableitung der Pannonier von den Päoniern am Axius, die Züge der Paphlagonier, Heneter und Trojaner nach Pannonien, und manche ähnliche Dinge weglaſſen ſollen.

Ml.

Nachricht.

In dem 18ten Band 1ten Theil, S. 285. der A. d. Bibl. iſt in der Anzeige der in meinem Verlag herausgekommenen Bemerkungen der Churfürſtl. phyſikaliſchen ökonomiſchen Geſellſchaft vom Jahr 1770. eine kleine Zweydeutigkeit eingeſtreuet, von welchen ich das Publikum gerne beſſer unterrichtet

ret wünschte; denn die in den beyden Theilen ltenen Ab
handlungen sind weder vorher, noch nachher ein n gedruckt
erschienen, die drey Preisschriften von den Rebenst
genommen, von welchen ich zum Nutzen jener, die
Sammlung hatten, besondere Exemplare abdrucken lie
die Liebhaber daselben nicht zu nöthigen, diese beyden
zu kaufen, wofern sie die Fortsetzung von den Pre
über über die Rebenstücher wünschten. So deutli drey
alles auf dem Titel angezeigt ist, so hat es sowohl n
andern Journalen zu Irthum Anlaß gegeben.
den 14 Jenner, 1773.

C. F. Schwan.

Todesfälle.

1773. im Januar starb zu Berlin, Hr. D. Leon. Elias schel, der durch verschiedene medicinische Schriften beka worden.

1773. den 29 Jenner, starb zu Göttingen, Hr. Geo stian Gebauer, K. Grosbrittannischer Geheimerj und Lehrer der Rechte auf der Universität im 83ten seines Alters. Man hat Hofnung, daß sein Tod bekannte neue Ausgabe des Corporis Juris, davon eine ziemliche Anzahl Bogen gedruckt ist, nicht unterbr werde.

1773. d. 8 Febr. starb zu Göttingen Hr. Georg Christ Samberger ordentl. Lehrer der Weltweisheit und der lehrten Geschichte; Er ist durch sein großes richten von Schriftstellern, und durch sein gelehr land, rühmlichst bekannt. Die allgemeine deutsc thek verliehrt an ihm einen sehr einsichtsvollen Mitarbeiter.

Allgemeine deutſche Bibliothek.

Des neunzehnten Bandes zweytes Stück.

Mit Königl. Preußl. Churfürſtl. Sächßl. und Churf. Brandenburg. allergnädigſten Freyheiten.

Berlin und Stettin,
verlegts Friedrich Nicolai,
1772.

Verzeichniß

der in diesem zweyten Stück des neunzehnten Bandes recensirten Bücher.

X. J. D. Michaelis deutsche Uebersetzung des alten Testaments, mit Anmerkungen für Ungelehrte. 343
Die Psalmen aus dem Hebräisch. übers. und mit Commentarien erläutert, von J. C. F. Schulz. 1r Th. 343
XI. *K. W. Ramlers* lyrische Gedichte. 360
XII. Allgemeine nordische Geschichte. Aus den neuesten und besten nordischen Schriftstellern, herausgegeben von A. L. Schlözer. 368
Eben dasselbe Werk unter der Aufschrift: Fortsetzung der allgemeinen Welthistorie ꝛc. 368
XIII. *P. Virgilii* Maronis Opera varietate lectionis et perpetua adnotatione illustrata a *C. G. Heyne.* 380
XIV. J. C. Gatterers Einleitung in die synchronistische Universalhistorie ꝛc. Erster und 2ter Theil. 394
XV. C. P. Kopp, ausführliche Nachricht von der ältern und neuern Verfassung der geistlichen und Civilgerichte in den Fürstlich Hessencassel. Landen. 404
XVI. *I. R. Sinneri* Catalogus Codicum Mſtorum Bibliothecae Bernensis. Tom. II. 408
XVII. Die Harbkesche wilde Baumzucht, theils nordamerikan. und anderer fremden, einheim. Bäume, Sträucher ꝛc. von J. P. du Roi. 1. B. 2. Th. 418
XVIII. Komische Opern, 3ter Band. 429
XIX. Abhandlung über den Ursprung der Sprache, von Hrn. Herder. 439
Versuch einer Erklärung des Ursprungs der Sprache, 439
XX. Die göttliche Eingebung der heil. Schrift, untersucht von J. G. Töllner. 451
XXI. D. C. W. Pörner, chymische Versuche und Bemerkungen zum Nutzen der Färbekunst. 1ter Theil. 464
XXII. *I. Hoppii* commentat. ad Institut. Iustinian. denuo ed. a *C. F. Walchio.* 474
XXIII. Onomatologia botanica completa. 479
C. E. Weigel Observationes botanicae. 483
XXIV. Onomatologia botanica completa. 2ter Band. 484

XXV. Betrachtungen über die
ralischen Ursachen der Verschieden
der Sitten und Regierungsform der
Hrn. L. Castilhon.

XXVI. Magazin für die neue Historie und
phie, angelegt von D. A. F. Büsching. 6ter

tionen, v

Kurze Nachrichten.

1) Gottesgelahrheit.

Hirtenbrief Sr. Hochfürstl. Gnaden des Bischofs von Speyer an seine Geistliche.

Anweisung Sr. Hochfürstl. Gnaden des Bischofs von Speyer für die Missionarien dieses Bistums, als eine Beylage zu den Hirtenbrief.

Bibliothek der vorzüglichsten englischen Pr
herausgegeben von J. C. F. Schulz. 2ter

J. D. Michaelis Versuch über die siebzig
Daniels.

Vorschläge zur Aufklärung und Berichtigung des Lehrbegrifs unserer Kirche, gesammelt und herausgegeben von D. C. F. Bahrdt.

2) Rechtsgelahrheit.

A. L. Jacobi Anleitung zur Kenntniß der Rechte in
auffergerichtlichen Handlungen.

Anweisung zum Inquiriren.

Sammlung einiger juristischen Abhandlungen
hend in Erläuterung einiger Artickel des Jü
Lowbuchs.

Gedanken und Erläuterungen über das Kirchenrecht,
bey Erklärung der princip. jur. can. des Hrn. Hofr.
und Prof. G. L. Böhmers zu Göttingen, entwor
fen von H. Becker.

Successio ab intestato civilis in suas classes novo methodo redacta a *D. I. C. Koch.* Edit. III.

3) Arzneygelahrheit.

Bibliotheca botanica, qua scripta ad rem herbariam facientia a rerum initiis recensuntur auctore *A.* von *Haller.* Tomus II.

D. G. Schusters vermischte Schriften. Erste Layette.

Hrn. Goulards chirurgische Werke. Aus dem Franz. übersetzt, mit einer Vorrede versehen von D. J. Vogel. Erster und 2ter Band.

D. J. M. Marcard, von einer der Kriebelkrankheit ähnlichen Krampfsucht, die in Stade beobachtet ist. 552
D. G. K. Lichtensteins Abhandlung vom Milchzucker und den verschiedenen Arten desselben. 555
Das in Wien im Jahr 1771. und 1772. sehr viele Menschen anfallende Fäulungsfieber, beschrieben von *X. Fauken.* 556
W. Cadogan Abhandlung von der Gicht und allen langwierigen Krankheiten. Aus der englischen zehnten Ausgabe übersetzt. 557

(4 Schöne Wissenschaften.

Hirtenlieder von J. A. C. W. und der verklagte Amor. 558
Abhandlungen über verschiedene Gegenstände, sowol aus aus dem Franz. übersetzet, als mit Originalstücken vermehret. 561
Das Mährchen vom Bilboquet. 564
Die alte Frau oder die weise Schriftstellerin. 1tes, 2tes, 3tes Bändchen. 566
S. Gesners neue Idyllen. 567
Eben dieselben, unter dem Titel: *Sal. Gesners* Schriften. VI. Band. 567
Noch, mit deutschen Lettern gedruckt, als: S. Geßners Schriften. Dritter Band. 568
Operetten von J. B. Michaelis. Erster Theil. 579

5) Schöne Künste.

Musik.

Concerto I. et II. per il Cembalo concertato accompagnata da due Violini, Violetta e Basso. Composto dal Sr. *C. G. Richter.* 574
Symphonie Russienne a 2 Violons, Taille, & Basse, Flutes et Cors de Chasse. Composée par *A. Veichtner.* 575
Drey Sonaten für das Clavier und eine Violine, von J. L. Bach. Zweyter Theil. 575
Clavier-Sonate, der Durchl. Herzoginn und Regentinn von Sachsen-Weimar und Eisenach, Annen Amalien, unterthänigst zugeeignet, von J. F. Reichardt. 575
Vorspiele unterschiedener Art für die Orgel, von J. C. Conrad. 576

6) Romanen.

Empfindſame Reiſen durch Deutſchland von S. Dritter und letzter Theil. Herausgegeben von J. W. r. 576
Zween Täge eines Schwindſüchtigen, etwas empfindſames von L. 579
Empfindſame Reiſen durch die Viſitenzimmer am Oſtertage. 579
Empfindſame Reiſen durch die Viſitenzimmer am Pfingſttage. 579
Canut der Große, oder der Streit der kindlichen und ehelichen Liebe, eine Heldengeſchichte, 4 Theile 581

7) Weltweisheit.

D. C. A. Cruſius, kurzer Begriff der Moraltheologie oder nähere Erklärung der praktiſchen Lehren des Chriſtenthums. Erſter Theil. 586
Beyträge zur geheimen Geſchichte des menſchlichen Verſtandes und Herzens. Erſter und 2ter Th. 594

8) Mathematick.

M. C. B. Funckens Anfangsgründe der mathematiſchen Geographie zum Gebrauch in Schulen. 597
J. W. A. Hunrichs Einleitung zum Deich- Siel- und Schlengenbau, 2ter Theil. 601
J. W. Gerlach kleine Erdbeſchreibung, darinn die Erklärung der Erdkugel ihrer Cirkul und deren Nutzens geometr. Ausmeſſungen der Erde, und richtige Landcharten zu machen ꝛc. 601
J. G. Hübners Gedanken von Verbeſſerung der Magnetnadel bey der Bouſſole. 602
I. Bequeme Münztabellen von verſchiedenen Sorten, als Laubthalern, Carolinen, Marb'or, Ducaten ꝛc. 603
II. Tabelle wie in Hamburg der Cours in Louisd'or ſteigt und fällt ꝛc. 603
III. Tabellen, woraus zu erſehen, wie nach dem Leipziger Werth die Carolinen zu 6 Thlr. 8 ggr. Luisd'or zu 5 Thlr. und Ducaten zu 2 Thlr. 20 ggr. 603
J. G. W. Wiehens Abbildung und Beſchreib. einer graph. Maſchine, auf einem Wagen oder K n.
J. G. W. Wiehens kurze Beſchreibung, wie man tige Pferde von einer Kutſche mit einem losſpannen, und die Räder an einem Reiſ nach Beſchaffenh. der Wege weit und enge ſtellen n. 605

9) Erziehungsschriften.

Vorübungen zur Erweckung der Aufmerksamkeit und des Nachdenkens. 605
Unterweisung in den vornehmsten Künsten und Wissenschaften, zum Nutzen der niedern Schulen. Mit Kupf. 608
Lehrbuch für Frauenzimmer. Herausgegeben von M. M. C. Steinberg. 616

10) Naturlehre und Naturgeschichte.

J. S. Schröter, Lithologisches Reallexicon, in welchem sowol die Lithographie als auch die nöthigsten Wahrheit. der Lithogeognosie enthalten sind. 1. Band. 612
Natürliche und bürgerliche Geschichte von Californien, aus dem Engl. übersetzt, von J. C. Adelung. Zweyter, dritter und letzter Theil. 614
Handbuch der Naturgeschichte, oder Vorstellung der Allmacht, Weisheit und Güte Gottes in den Werken der Natur. Erster Band, aus dem Franz. übers. 615
Schauplatz der Natur, oder Unterredungen, worinnen der Mensch in Gesellschaft mit Gott betrachtet wird, des achten Theiles zweyter Band. Aus dem Franz. des Hrn. Abbt de Plüche übersetzt. 616
Neuer Schauplatz der Natur, oder Beyträge zur Verherrlichung Gottes und zur Ausbreitung gemeinnütziger Kenntnisse ꝛc. Erster Band. 617
Neuer Schauplatz der Natur, oder Beyträge zur Verherrlichung Gottes und zur Ausbreitung gemeinnütziger Kenntnisse ꝛc. Anderer und letzter Band. 618

11) Philologie, Kritick und Alterthümer.

H. A. Frommanni opusculorum philologici atque historici argumenti etc. Tomi duo. 618
J. Obsequentis quae supersunt ex libro de prodigiis. Cum animadversionibus *I. Schefferi* et *Oudendorpii*. Accedunt Supplem. C. *Lycosthenis* curante *I. Kappio*. 626
G. Cuperi Observationum libri quatuor, in quibus multi auctorum loci, qua explicantur, qua emendantur. 627

12) Geschichte, Diplom. und Erdbeschr.

Abhandlung von Liefländischen Geschichtschreibern. 627
Allgemeine Geschichte der bekannten Staaten, ꝛc. 10ter Th. oder der Geschichte der Deutschen, 1ter B. 637
Allgemeine Geschichte der bekannten Staaten, ꝛc. 11ter Th. oder der Geschichte der Deutschen, 2ter B. 637
Eben derselb. 3r B. oder der allgem. Geschichte 12r Th. 637

6) Romanen.

Empfindſame Reiſen durch Deutſchland von S. Dritter und letzter Theil. Herausgegeben von J. W. r. 576
Zween Täge eines Schwindſüchtigen, etwas empfindſames von L. 579
Empfindſame Reiſen durch die Viſitenzimmer am Oſtertage. 579
Empfindſame Reiſen durch die Viſitenzimmer am Pfingſttage. 579
Canut der Große, oder der Streit der kindlichen und ehelichen Liebe, eine Heldengeſchichte, 4 Theile 58

7) Weltweisheit.

D. C. A. Cruſius, kurzer Begriff der Moralthegie oder nähere Erklärung der praktiſchen Leh des Chriſtenthums. Erſter Theil.
Beyträge zur geheimen Geſchichte des menſchli Verſtandes und Herzens. Erſter und 2ter Th.

8) Mathematick.

M. C. B. Funckens Anfangsgründe der mathematiſchen Geographie zum Gebrauch in Schule
J. W. A. Hunrichs Einleitung zum Deich- und Schlengenbau, 2ter Theil.
J. W. Gerlach kleine Erdbeſchreibung, darinn di klärung der Erdkugel ihrer Cirkul und deren tzens geometr. Ausmeſſungen der Erde, und r tige Landcharten zu machen ꝛc. 60
J. G. Hübners Gedanken von Verbeſſerung der Magnetnadel bey der Bouſſole. 60
I. Bequeme Münztabellen von verſchiedenen Sorten, als Laubthalern, Carolinen, Max'or, Ducaten ꝛc. 60
II. Tabelle wie in Hamburg der Cours in Louisd'or ſteigt und fällt ꝛc. 60
III. Tabellen, woraus zu erſehen, wie nach l n Leipziger Werth die Carolinen zu 6 Thlr. 8 Luisd'or zu 5 Thlr, und Ducaten zu 2 Thlr. ꝛc. 60
J. G. W. Wiehens Abbildung und Beſchreib. ei graph. Maſchine, auf einem Wagen oder Kut ꝛc.
J. G. W. Wiehens kurze Beſchreibung, wie man tige Pferde von einer Kutſche mit einem Ri losſpannen, und die Räder an einem Reiſe nach Beſchaffenh. der Wege weit und enge ſt kann. 605

9) Erziehungsschriften.

Übungen zur Erweckung der Aufmerksamkeit und des Nachdenkens. 605
Unterweisung in den vornehmsten Künsten und Wissenschaften, zum Nutzen der niedern Schulen. Mit Kupf. 608
Lehrbuch für Frauenzimmer. Herausgegeben von M. M. C. Steinberg. 616

10) Naturlehre und Naturgeschichte.

J. S. Schröter, Lithologisches Reallexicon, in welchem sowol die Lithographie als auch die nöthigsten Wahrheit. der Lithogeognosie enthalten sind. 1. Band. 612
Natürliche und bürgerliche Geschichte von Californien, aus dem Engl. übersetzt, von J. C. Adelung. Zweyter, dritter und letzter Theil. 614
Handbuch der Naturgeschichte, oder Vorstellung der Allmacht, Weisheit und Güte Gottes in den Werken der Natur. Erster Band, aus dem Franz. übers. 615
Schauplatz der Natur, oder Unterredungen, worinnen der Mensch in Gesellschaft mit Gott betrachtet wird, des achten Theiles zweyter Band. Aus dem Franz. des Hrn. Abbt de Plüche übersetzt. 616
Neuer Schauplatz der Natur, oder Beyträge zur Verherrlichung Gottes und zur Ausbreitung gemeinnütziger Kenntnisse ꝛc. Erster Band. 617
Neuer Schauplatz der Natur, oder Beyträge zur Verherrlichung Gottes und zur Ausbreitung gemeinnütziger Kenntnisse ꝛc. Anderer und letzter Band. 618

11) Philologie, Kritick und Alterthümer.

A. Frommanni opuscolorum philologici atque historici argumenti etc. Tomi duo. 618
J. Obsequentis quae supersunt ex libro de prodigiis. Cum animadversionibus *I. Schefferi* et *Oudendorpii*. Accedunt Supplem. *C. Lycosthenis* curante *I. Kappio*. 626
G. Cuperi Observationum libri quatuor, in quibus multi auctorum loci, qua explicantur, qua emendantur. 627

12) Geschichte, Diplom. und Erdbeschr.

bhandlung von Liefländischen Geschichtschreibern. 627
lgemeine Geschichte der bekannten Staaten, ꝛc. 10ter Th. oder der Geschichte der Deutschen, 1ter B. 637
Allgemeine Geschichte der bekannten Staaten, ꝛc. 11ter Th. oder der Geschichte der Deutschen, 2ter B. 637
Eben derselb. 3r B. oder der allgem. Geschichte 12r Th. 637

Gan

Samml. zur Dän. Geſchichte, Münzkenntniß, Oekonom. und Sprache, durch J. H. Schlegel. 1. Band, 1s St. 641

13) Gelehrte Geſchichte.

Die Leitungen des Höchſten nach ſein. m) auf
Reiſen d. Europa, Aſia u. Africa. 2r Th. v. Sd
Hiſtor. Lobrede auf J. J. Breitinger, v. J. C. 653
De vitis Philologorum noſtra aetate
Vol. III. Auct. *P. C. Harleſio.* 658

14) Finanzwiſſenſchaft.

J. L. Hiltebrandts, neue Beyträge zur A
der Staats- und Landes-Oekonomie.
Kurzer Inbegriff der ganzen Policeywi
lariſch entworfen von L. C. Lahner.
Tabelliſcher Entwurf von der Staatswirthſchaft.

15) Haushaltungskunſt.

Abhandl. der fränkiſch. Geſellſchaft auf das J 671.
Einleitung in die neuere Bienenzucht nach i
den: von M. B. Sprenger.
Phyſikaliſche Unterſuchung von den verſchie
ſchlechtsarten der Bienen ꝛc. von J. F. Stein
M. Kurella kurzer Entwurf der alten und neuer
nenzucht in Preußen, nebſt einer Anweiſung
Bienenzucht in Preußen verbeſſert werden
Culture des Abeilles ou Methode experimentale er
fonée ſur les Moyens de tirer meilleur Parti
eilles, par une Conſtruction des Ruches mieux
ties a leur Inſtinct avec une Diſſertation nouv
l'origine de Cacire. Par. M *Duchet.*
Kurzgefaßter Unterricht vor den M
mann, wegen der Bienenzucht in Ma
Treugemeynte Aufmunterung des Pa
ſchen Landmannes zu der Bienenz
J. J. Reinhards correſpondirender r
durlachiſchen Bienenvater ꝛc.

16) Vermiſchte Nachrichten.

Briefwechſel zwiſchen Sr. Königl. Hoheit, dem
Guſtav in Schweden und Sr. Excel. Hr
Grafen von Scheffer.
Nachrichten.
Amtsveränderung.
Todesfall.

X.

Johann David Michaelis deutſche Ueberſetzung des alten Teſtaments, mit Anmerkungen für Ungelehrte — der zweyte Theil, welcher das erſte Buch Moſis enthält; Göttingen und Gotha, bey Johann Chriſtian Dieterich, 1770. — der ſechſte Theil, welcher die Pſalmen enthält — der dritte Theil, welcher das zweyte und dritte Buch Moſis enthält, 1771. des vierten Theils erſte Hälfte, welche das vierte Buch Moſe enthält; nebſt einem Kupfer, 1772.

Die Pſalmen aus dem Hebräiſchen überſetzt und mit Commentarien erläutert, von **Johann Chriſtian Friederich Schulz**, Verfaſſer der morgenländiſchen und griechiſchen Litteratur in Gießen. Erſter Theil I — L. Pſalm, Leipzig, in der Weygandſchen Buchhandlung, 1772. 8. ohne Vorrede und Zueignungsſchrift, 20 Bogen.

Das iſt nun auch wohl wider die gute Lebensart, daß man dieſe Ueberſetzungen nicht nur ſo zugezeddelt — erſter Theil ꝛc. ſondern auch ſo zerſtückelt bekommt. — Der erſte ſechſte Theil; des vierten Theils erſte Hälfte — Wir bitten doch im Namen unſerer Amts-

brüder ſehr, uns das Leſen der Schriftü ſe ngen
nicht ſo ſauer, und das Binderlohn nicht ro
zu machen. Hr. M. verſichert zwar in r
zum ſechſten Theil, er habe dieſen vorau ge
um dem Verlangen einiger Freunde zu genügen: n
der Vorrede zum zweyten Theil aber, weil die
men ſchon bey Ausgabe dieſes größtentheils al
zum Abdruck da gelegen, und (es folgen ſ
Worte) was vielleicht niemand erwarten
ihm die Ueberſetzung der poetiſchen Theile le
worden ſey, als der hiſtoriſchen; denn die hi
Schreibart der Hebräer ſey für ein deutſches
gen der öftern Wiederholung des Und, der
wörter u. ſ. w. zu fremd, es müſſe alſo der
ſetzer mit gar zu vielen Schwierigkeiten kämpf
deutſch zu reden, und doch dem Gehör
von der Treue aufzuopfern —

Aber nein! ein ſolch Urtheil hatte auch der Re
cenſent nicht erwartet; ſo wie er auch die Schwierig
keiten in Ueberſetzung des hiſtoriſchen Theils der Schrift
gar nicht abſehen kann. Dies wäre alſo ein bequemer Uebergang zu der genauern Anzeige dieſer fortgeſetzten Ueberſetzung, bey der wir den Hrn. M. nach ausgemachten Grundſätzen ſtreng und freymüthig beurtheilen wollen, wie es die Würde des Unternehmens, die Verdienſte des Hrn. M. um daſſelbe, und der Nutzen des deutſchen Publikums noch auf künftige Zeiten mit ſich bringen. Denn wir geſtehen, daß wir bey der Anzeige des erſten Theils (des 16. B. 2. St. S. 513. Pf.) etwas ſehr an uns haben halten müſſen, um das viele, was wir noch auf dem Herzen hatten, nicht auszuſchütten, und vieles andere, was wir geſagt haben, nicht noch ſtärker zu ſagen. Nun zum zweytenmal können wir uns unmöglich ſo viel Gewalt anthun, den Ungelehrten nicht das ganze

Ver-

Verſtändniß zu öfnen, wollen von Herzen wegſprechen und gelegentlich auch des Hrn. Prof. Schulze Ueberſetzung beurtheilen. Man kann, denken wir, zuerſt, ein großer Sprachgelehrter und doch noch kein Ausleger; man kann beydes ſeyn, ohne ein guter Ueberſetzer zu ſeyn; und oft iſt der Sprachgelehrte ein mittelmäßiger Ausleger, noch öfter ein ſchlechter Ueberſetzer: ſo wie ohngefehr die großen Handelsleute leichter gefährdet ſind, zu bankerottiren, als die kleinen Krämer, die ihr bischen Waare beſſer überſehen können, das Ihrige beſſer zu Rathe halten. Wenn wir uns nun den Namen des Mannes nicht blenden laſſen, ſo beſitzt Hr. Michaelis viel Sprachgelehrſamkeit, etwas weniger Auslegungskunſt, und noch weniger Ueberſetzungsgeiſt; mehr von dieſem Hr. Schulze, dies beweiſen wir dann alſo.

Von der Ueberſetzung anzufangen, geht der eigene Charakter der hiſtoriſchen und poetiſchen Schreibart der Hebräer unter den Händen des Hrn. M. jener zum Theil, dieſer beynahe ganz verlohren: Er iſt für den poetiſchen Numerus der Hebräer viel zu wortreich, (und deshalb unterſcheidet ſich Hr. Sch. merklich von ihm,) vernachläßiget die harmoniſche Stellung der Worte in der Urkunde, wo doch die deutſche Sprache ſie ebenfalls zuläßt, (etwas weniger Hr. Sch.,) iſt gar nicht beſorgt dafür, den Wohllaut einzelner Worte und Schlußfälle des Verſes in ſeiner Ueberſetzung durchhören zu laſſen (ſo auch Hr. Sch.). In dem Abdruck der hiſtoriſchen Schreibart dagegen, wird er oft zu periodiſch, verwandelt die erſte Perſon, wo ſie redend eingeführet wird, durch eine unnöthige Wendung in die dritte, und unterſchlägt zuviel Verbindungswörter, die ihre große Schönheit im Styl der Hebräer haben. Z. E. Pſ. 1, 4. überſetzt Hr. M. nicht ſo ſind die Ungerechten; Hr. Sch. mit Auslaſſung des

ſind, welches auch der Dichter im Original ausdrückt; (oder hatte er es nicht eben ſo gut in ſeiner Sprache?) und alſo weit fortreiſſender, nicht ſo die Laſterhaften: Aber doch ſind auch hier noch zwey Sylben mehr als im Original. Pſ. 2, 2. Hr. M. die Könige der Erden ſtellen ſich zur Gegenwehr; daß nun aus ſieben Sylben des Originals gerade ſieben mehr werden und darum Hr. Sch. beſſer Frechſtehen Erden Könige da: Aber auch er konnte ſich noch kürzer nach dem Original faſſen und läßt wie Hr. M. den, den Troß der Feinde zugleich ankündigenden Klang des Worts jitthjazzebhu ganz verſchwinden. Gleich nachher ſagt Hr. M. ihr Könige werdet weiſe, und übergeht das gleich vorangeſtellte vielbedeutende nun ganz; Hr. Sch. folgt dem Wink des Dichters und überſetzt; Nun alſo, Könige! ſeyd weiſe: Am Ende Hr. M. wohl denen (im Texte ſteht allen) die unter ſeinen Schutz ſind; wie langweilig gegen den ſechsſylbigen Vers im Original, unharmoniſch gegen das Hebräiſche fortſchieſſende und mit einmal geſtauchte Aſchrekol choſeh bho? Alſo beſſer Hr. Sch. glücklich wer zu ihm flieht; doch noch nicht völlig ſo muſikaliſch — Pſ. 49, 1. H. M. Höret dies alle Völker, gebt mir aufmerkſame Ohren — Ja! wenn der Poet uns im kurzen ernſten Ton gebietet, haaſmut und Hr. Sch. mit ihm, bemerkt es; ſo wollen wirs thun: Aber bey einem ſo undeutſchen und gedehnten, gebt mir aufmerkſame Ohren, da wenden wir die Ohren weg. Solche Anmerkungen laſſen ſich nun bey jedem Pſalm, bey jedem poetiſchen Stück in den Büchern Moſis über die Michaeliſche Ueberſetzung machen: Und ſinds etwa Kleinigkeiten? dem gemeinen alltäglichen Leſer mögen ſie es ſeyn: Aber einem Mann von Geſchmack, einem unhebräiſchen Leſer, der doch gleichwohl auch mit ſeinen eigenen Ohren den

Wohl-

Wohlklang der hebräiſchen Poeſie u. ſ. w. hören möchte, können ſie es nicht ſeyn: Und wenn auch das wäre, ſo muß ſie kein Ueberſetzer dafür halten. Dann ſoll er uns aber auch nicht kommen und ſagen „es iſt leich„ter die Pſalmen zu überſetzen als die hiſtoriſche Theile „der Schrift.„ Und wenn er alle Sprachen des Orients und Occidents verſtünde, und wäßte alle Ueberſetzungen auswendig, und hätte alle alte und neue Ausleger geleſen und geprüft, ſo ſoll er uns doch wohl noch über den einzigen erſten Pſalm Tage lang überſetzen: Beſſer hat nun wohl Hr. M. den hiſtoriſchen Styl getroffen; aber nicht ſelten haben wir doch auch hier die bereits angezeigten Fehler gefunden. Der Leſer mag urtheilen. Wir waren gleich begierig zu ſehen, wie er die alte ehrliche Sprache des Umgangs in der Ueberſetzung ausgedruckt hätte, und ſchlugen daher 1. B. M. 29, 4. Pſ. auf: Da laſen wir dann: „zu den Hirten dieſer drey Heerden ſagte Jacob, wo ſeyd ihr her, meine Brüder? (ſo hat nun aber doch Jacob nicht geſagt, ſondern Brüder, woher ſeyd ihr? und uns iſt es wenigſtens ſo, daß dieſe verſchiedene Stellung der Worte nicht einerley ſey) Sie antworteten: aus Chanaan (ſind wir, ſagten ſie vollſtändig) er ſagte zu ihnen (da ſagte Jacob zu ihnen) kennet ihr Laban, den Sohn Nahors (Nahors Sohn würden wir überſetzt haben, um den Artickel zu vermeiden). Sie: ja! wir kennen ihn (im hebräiſchen ſchlecht weg; wir kennen ihn) Jacob: geht es ihm noch wohl? Die Hirten: es geht ihm ganz wohl (nach dem Hebräiſchen ſollte es in der Antwort blos heiſſen ganz wohl) und dort kommt eben ſeine Tochter mit den Schaafen her (pünktlicher: und ſiehe, da kommt ſeine Tochter mit den Schaafen). Ein andres Exempel von der Art: 24, 23. ff. „Als nun die Cameele alle getrunken hatten, gab er ihr —

— — und ſagte: weſſen Tochter biſt du? ſagt mir, iſt wohl in deines Vaters Hauſe Platz, daß wir die Nacht über da bleiben könnten? (für: ſag mir doch, iſt in deines Vaters Hauſe Platz für uns zu übernachten?) v. 49. „Nun kommet es auf euch an, wollt ihr ꝛc. (für: Wollt ihr nun, oder; Alſo, wollt ihr; denn im Hebräiſchen ſteht nichts mehr und nichts weniger als das Einzige אתה) — — Hierbey fallen uns die Verbindungswörtergen ein, die Hr. M. faſt durchaus wegläßt: z. E. והנה in dem angeführten Kapitel v. 15. Er hatte noch nicht völlig ausgeredet, als Rebecca — herauskam; für „Und ehe er noch völlig ausgeredet hatte, ſiehe, da kam Rebecca: v. 43. „willſt du die Reiſe gelingen laſſen, ſo ſtehe ich hier ꝛc. für: daß du doch die Reiſe wollteſt gelingen laſſen — Siehe, ich ſtehe ꝛc. 2. B. M. 7, 25. Wenn du dies verweigerſt, ſo wird er ꝛc. für: ſiehe, ſo wird er — ועתה 2. B. M. 4, 11. 12. Jehova ſprach: Wer hat dem Menſchen den Mund gegeben — thue ich nicht alles dieſes? Gehe hin; ich will deinem Mund beyſtehen„ für: alſo gehe hin; oder ſo gehe denn hin ꝛc. Eben ſo wenig kann der Recenſent es billigen, wenn der Hr. Hofrath, wie in folgenden Stellen die ganze hebräiſche Periode umändert: 1. B. M. 24, 37. 38. „Mein Herr hat von mir einen Eyd genommen, daß ich ſeinem Sohn eine Frau nehmen ſolle, aber keine von den Töchtern der Cananiter, in deren Lande er wohnet; ſondern ich ſoll in ſeines Vaters Haus gehen„ ſtatt: „Mein Herr ließ mich ſchwören, und ſagte: Du ſollt meinem Sohne keine Frau von den Cananitern nehmen unter denen ich wohne! Durchaus nicht! An meines Vaters Familie und Freundſchaft ſollſt du dich wenden ꝛc. 2. B. M. 5, 10. 11.„ Sobald die Fronvögte und Schreiber vom Könige heraus kamen, machten ſie dem

Volke

Volke bekannt, Pharao habe verordnet, ihnen ferner kein Stroh mehr zu liefern ꝛc. ſtatt: „Und die Fronvögte — giengen aus, und machten dem Volke folgendes bekannt: So iſts der Wille des Pharao: Niemand ſoll euch weiter Stroh liefern ꝛc. v. 22. Moſes kam wieder vor Gott und ſprach: O Herr warum haſt du dieſem Volk ſo wehe gethan? mich zu ſenden?„ für: Herr! warum haſt du dieſem Volk ſo wehe gethan? warum haſt du mich geſendet?„ Es iſt nemlich ſehr merklich, daß durch die Zuſammenziehung dieſer zwey Sätze in einen mit Auslaſſung des zweyten warum? der Affekt des Redenden geſchwächt wird, welches auch von 7, 17. gilt, wo Hr. M. überſetzt: „Daran wirſt du erkennen, ſpricht Gott, daß ich Jehova bin„ und es nach dem Hebräiſchen heiſſen ſollte: „So ſpricht Jehova; Daran wirſt du erkennen, daß ich Jehova bin„ dieſes: „ſo ſpricht der „Herr, ſo ſpricht Jehova„ ſollte man um ſo viel weniger in einer Ueberſetzung verlohren gehen laſſen, da es zum eigenthümlichen des Canzeleyſtyls der Hebräer gehöret.

Und dies mag genug ſeyn, um unſer bis hieher gefälltes Urtheil über die Ueberſetzungsart des Hrn. M. zu erläutern. Wir wollten nun auch ferner ſagen, daß wir nach eben ſo ausgemachten Gründen es ihm für einen Hauptfehler anrechnen müſſen, wenn er gar nicht ſynonymiſche Wörter und Ausdrücke der Hebräer mit einander verwechſelt oder gegenſeitig verſchiedene Wörter und Redensarten in der Ueberſetzung auch wohl kurz nacheinander braucht, wo im Original immer einerley Ausdruck ſteht. Auch nur einem gemeinen guten Schriftſteller gilt doch wahrhaftig nicht jedes Wort gleich viel. Wie wahr das ſey, wird ſich gleich zeigen: Pſalm 23, 6. überſetzt H. M. לארך ימים (aufs längſte) auf ewig: aber dann

müßte es ja לאולם heiſſen! Hr. Schulze alſo ſicher weit richtiger: lange Jahre. 2, 2. giebt Hr. M. לאמים Völker als wenn עמים ſtünde; und auch hier hat Hr. Schulze ſehr gut das Wort Nationen gewählt, welches ſo wie das Hebräiſche poetiſcher iſt, und ſo auch Hr. M. ſelbſt anderswo z. E. Pſ. 108, 4. gleich nachher v. 2. überſetzt dieſer רוזנים Fürſten, und wenn wir es nicht ohnedem gewußt hätten, ſo hätten wir geglaubt, der Dichter hätte in ſeiner Sprache שרים geſagt; fanden alſo auch in ſo weit Hr. Sch. auf dem rechten Wege, der Satrapen überſetzt; nur Schade, daß er nicht einen Schritt weiter gehen wollen, um das eigentliche als deutſche Wort dafür zu finden — So ſind gegenſeitig חסידים Hrn. M. Pſ. 16, 3. Heilige Pſ. 30, 4. Liebhaber, Pſ. 149. 1. 5. 9. Bald Liebhaber bald Freunde; das iſt doch alles nicht einerley, und welches iſt nun die rechte Ueberſetzung? Auch Hr. Sch. iſt ſich hier ungleich und überſetzt bald Heilige, bald Verehrer (welches letztere er ſonſt richtiger für יראים braucht, als Pſ. 31, 20.) יאר iſt 2 B. M. 7, v. 15. der Fluß v. 17. 18. der Strom, v. 20. 21. der Nil; und das in einerley Contexte!

Noch weiter: wer kanns billigen, wenn ein Ueberſetzer Worte bald ausläſſet, bald einſchiebt, ohne ſich weiter an ſein Original zu kehren. Gleichwohl ſtößt man beſtändig auf ſolche Stellen in der Michaeliſchen Ueberſetzung, beſonders der hiſtoriſchen Bücher. Es wird z. E. bey 1. B. M. 22, 7. in der Anmerkung ſehr gut erinnert, wie rührend die kindliche Anrede mein Vater! und die darauf folgende Frage: „hier iſt Holz und Feuer, aber wo iſt das Lamm zum Opfer?„ dem väterlichen Herzen müſſe geweſen ſeyn; und es iſt wahr, es geht nichts über die Naivetät derſel-

ſelben: Aber warum bemerkte Hr. M. nicht eben ſowol die vielfache Schönheit, die in der väterlichen Antwort liegt: „Gott wird ſich ſchon das Opfer auserſehen, mein Sohn.„ Das konnte er nemlich nicht, weil er das ganze, mein Sohn! welches dem gerührten Vater am Ende den Mund verſchließt, in der Ueberſetzung weggelaſſen hatte: Eben ſo heiſſet es 2. B. M. 6, 30. in der Ueberſetzung: Moſe aber antwortete; im Original dagegen vollſtändiger: „Moſe aber antwortete vor dem Jehova„ welches letztere doch ja nicht hätte wegbleiben ſollen, da es vermuthlich zur mehrern Beſchämung der Dreiſtigkeit Moſis ſo geſetzt war. — 2. B. M. 24, 18. erzählt der Geſchichtſchreiber, was auch leicht ein jeder in dieſem Fall wird erwartet haben, „Rebecca habe das Waſſergefäß eilig in die Hand genommen, um dem Fremdling daraus zu trinken zu geben; aber Hr. M. läßt ihn kalt ſagen: ſie nahm das Waſſergefäß in die Hand, ob er gleich in der Wiederholung dieſer Erzählung v. 46. ſelbſt die Beybehaltung des Worts eilig für nöthig erkannte, und hier erſt überſetzt: ſie war ſehr geſchwind, das Waſſergefäß wieder von ihrer Schulter zu nehmen; dagegen nun flickt er v. 28. eilends hinein — ſie lief eilends zurück, wo es im Original nicht ſteht, und auch nicht ſtehen ſollte: Die Mädchens laufen gewiß unter allen Himmelsgegenden und durch alle Zeitalter nicht ſo eilends von einem Fremden wieder zurück, beſonders, wenn er ſie beſchenkt hat und bey den Eltern einkehren will — 2. B. M. 46, 31. heißt es im Original ſchlechtweg: „ich will zurück reiſen, und „dem Pharao erzählen, in der Ueberſetzung hingegen „ich will zur Hofſtadt des Königs reiſen: ganz wie 2. B. M. 2, 11. „gieng er aus dem Pallaſt der Tochter Farao zu ſeinen Brüdern„ für: „gieng er zu ſeinen Brüdern; oder, beſuchte ſeine Brüder.„

Doch weil dies zugleich einen andern Ueberſetzungsfehler in ſich ſchließt, wollen wir dazu übergehen.

Die Ueberſetzung der Pſalmen ausgenommen iſt nemlich Hr. M. auch zu ſehr und ohne Noth paraphraſtiſch. Wer ſollte z. E. glauben, daß 2. B. M. 2, 3. ein kleines Schiff von der Art, wie ſie auf dem Nil gewöhnlich ſind, von Papierſtaudenholz, und gleich nachher, an einen Ort, wo viel Sari im Nil wuchs, die Ueberſetzung, jenes von den zwey Wörtern גמא תבת, dieſes des einzigen בסוף ſey: Man fühlt es, wenn man auch gar kein Hebräiſch verſtehet, daß eins wie das andere die langweiligſte Umſchreibung ſey. Zur Strafe ſcheitert darüber der Ausleger an einer Klippe, die wir doch nebenher zur Warnung anderer in ähnlichen Fällen anzeigen wollen: „Dies iſt, heißt die eine Anmerkung, eine Umſchreibung des im hebräiſchen vorkommenden egyptiſchen Namens dieſer Schiffe: Es iſt eben derſelbe, der im erſten Buch Moſe von den Schiffe Noahs gebraucht ward. Auch diesmal muß man ja nicht an einen Kaſten denken: das Wort bedeutet keinen Kaſten, und ein in das Waſſer geſetzter Kaſten würde ſich ſehr bald um und um kehren, und das darinn liegende Kind tödten.„ Nun folgt die zweyte Anmerkung bey der Erzählung des Textes, daß die Tochter des Pharao den Kaſten (wie wir es immittelſt fort nennen wollen, ſo lange man kein Schif eröfnet) eröfnet habe; „Es muß alſo dieſer kleine Kahn oben mit einer Decke versehen geweſen ſeyn, um das Kind vor den Anfall der Raubthiere zu ſchützen: daß dieſe Decke Luftlöcher gehabt haben müſſe, iſt kaum nöthig zu erinnern. Nun wollen wir nicht chicaniren, und ſagen, wie zu Noahs Zeiten תבה ein Schiff könne bedeutet haben, wie es auf dem Nil gewöhnlich iſt: Aber wir ſehen doch ſelbſt aus dieſer Anmerkung, daß die Sache, die dadurch

durch angezeigt wird, nicht blos auf dem Nil gebräuchlich geweſen; treffen den Hr. M. auf einem offenbaren Widerſpruch an, da er das gleich nachhero einen kleinen Kahn nennet, was gleich vorher durchaus nichts anders, als ein kleines Schiff bedeuten ſollte; ſehen deutlich, wie er ſich wenden mußte, um bey der Meldung des eröfnens der Idee vom Kaſten auszuweichen, und wie er nun darüber in die unwahrſcheinlichſte Annehmung eines Kahns mit einer Decke verfiel! Glaube es doch immer, lieber Leſer, daß es ein Käſtchen geweſen, ganz kunſtlos aus Rohr verfertigt, mit Pech von allen Seiten dicht verwahret, und ſo ins dicke Schilf ans Ufer geſetzt: Da ſchlief das Kind ruhig drinn, und war für Näſſe und Regen ſicher: Wie es nun aber ſo eigentlich ausgeſehen hat, das wird dir kein Ausleger nach ſo viel tauſend Jahren ſagen können; aber darnach wirſt du auch bey geſunden Verſtande ſo wenig fragen, ſo wenig du, wenn noch jetzt ein Kind irgendwo ausgeſetzt gefunden wird, lange fragen wirſt, wie die Schachtel oder das Käſtchen ausgeſehen, in die man es gelegt hatte. — —

2 B. M. 7, 9. ſteht im Text blos „thut ein Zeichen„ Hr. M. aber umſchreibt es „thut ein Wunder zum Beweis eurer göttlichen Sendung, welches offenbar nicht in den Worten lieget, ob es gleich die Meynung des Pharao ſeyn mochte, und in ſo weit als Erklärung ſich ganz wohl hören läßt: Gleich nachher v. 11. wird das חרטמי מצרים in der Ueberſetzung umſchrieben: die Egyptiſchen Prieſter, die von ihrer Kenntniß der Bilderſchrift den Namen haben: aber ohne uns itzt um die Richtigkeit der Auslegung zu bekümmern, was iſts für eine Ueberſetzung und warum konnte es nicht wie v. 22. gleich kürzer ausgedrückt werden, die Egyptiſchen Bilderſchriftkenner, 5. 4, 14. „ich weis, daß dein Bruder

Aron

Aron der Levite beredt iſt; er iſt ſchon unterweges und kommet dir entgegen. Denn er hat dich in einem Geſichte bereits als wiederkommend geſehen: dies letzte iſt nun die Umſchreibung dieſes einzigen Wortes וראך; das, er iſt ſchon unterwegens, ſteht auch nicht im Texte; und genau ſollte es heiſſen: Er wird dir entgegen kommen und ſich herzlich freuen, ſo bald er dich ſieht. Auch Hr. Schulze haben wir einmal in einer Hauptſtelle auf dieſen Uebergang eines Ueberſetzers zum Paraphraſten angetroffen; wir meynen Pſ. 2, 7. und die von ihm gewählte Ueberſetzung — heute habe ich dich wiedergebohren: Er beruft ſich deswegen auf die Erklärung des Worts zeugen Ap. Geſch. 13. Da iſt es nun aber einmal nicht erweislich, daß der Apoſtel dieſe Stelle von der Auferſtehung habe erklären wollen, und dann, wann es auch wäre, ſo liegt ja dieſer Begriff nicht in dem Worte ילד ſondern in der Sache: Das Wort bedeutet allezeit ſo ſchlechtweg geſetzt, zeugen: Dem Ausleger gebühret es alsdann zu zeigen, wo es eigentlich oder uneigentlich zu nehmen iſt.

Bis hieher haben wir nichts weiter gethan, als uns gegen die Treue der Michaeliſchen Ueberſetzung zu erklären, und darinn der Schulziſchen einen gröſſern Werth beyzulegen. Es iſt Zeit, daß wir nun auch beyde in Anſehung der Sprachrichtigkeit prüfen, ſo weit wir beyde miteinander haben vergleichen können. Und da hätten wir denn an beyden gleich viel auszuſetzen. Hr. Schulze hat überhaupt gröſtentheils als Ueberſetzer nichts weiter gethan, als die Michaeliſche Pſalmen-Ueberſetzung in eine mehr poetiſche Proſe und richtigern deutſchen Ausdruck umgeſchmelzen; in den Erklärungen ſelbſt, folgt er bis minder auf wenige wichtige Stellen andern bekannten Auslegern, am häufigſten aber Hrn. M. ſeinem Lehrer:

rer: Aber war das wohl der Mühe werth, gleich wieder eine neue Ueberſetzung abdrucken zu laſſen? Wir wollen alles beweiſen, und die Stellen in der Ordnung nacheinander herſchreiben, in der wir ſie aufſchlugen, um gleich zu wiſſen, was etwa Hr. Sch. neues und vorzügliches vor Hrn. M. habe. Pſ. 41, 9. überſetzen beyde der Hauptſache nach gleichſinnig: H. M. Schmähungen ſind genug über ihn ausgeſchüttet, und wer liegt, wird nicht wieder aufſtehen. „Hr. Sch.„ Von Budenſtücken ſind ſie voll; „wer liegt, ſoll nicht wieder aufſtehen.„ Nun denke man! das Lied iſt ein Krankheitslied, wofür es auch Hr. Sch. in der Ueberſchrift hält, und in ſo weit gegen Hrn. M., der mit den gewöhnlichen Auslegern es in die Flucht Davids vor Abſolom ſetzt; im 8. V. hatte David ſeine Feinde vorgeſtellt, wie ſie über ihn frolockten, und (nicht, wie beyde überſetzen, auf ſein Unglück dichten, ſondern) ihm die ärgſten Läſterungen nachſagen: dieſe führt er nun im 9. V. an, und wenn noch kein Ueberſetzer es gethan hat, ſo muß man, wenigſtens aus dem gröbſten überſetzen: „es hängt ihm eine garſtige Krankheit an; da er einmal liegt, ſoll er nicht wieder aufſtehen„ — oder man muß nicht ſagen, daß man beſſer hebräiſch verſtehen gelernt hat, als es vor funfzig, hundert Jahren Geyer und Moller verſtunden — Pſ. 45, 2. Hr. M. Mein Herz kocht von frölichen Worten über: Hr. Sch. Mein Herz ergießt ſich (und in ſo weit deutſcher) in frohe Töne — in frölliche Wünſche ſollte es heiſſen; ſo wie es im Hebräiſchen דבר טוב heißt — Hr. M. Meine Zunge iſt ein Griffel des beſten Schreibers: Hr. Sch. Meine Zunge iſt ein Griffel eines geſchickten Schreibers: Das beſſer gewählte Wort geſchickt ausgenommen, fühlte alſo keiner von beyden das unſchickliche, wenn der Dichter wirklich nicht etwa die

Hand

Hand, nein, die Zunge mit den Griffel eines noch so geschickten Schreibers verglich: Das beste ist, daß er es nicht gethan hat, ob wir gleich aus gewissen Ursachen uns itzt nicht näher darüber erklären mögen. Ps. 2, 1. Die zweyte Hälfte; Hr. M. „Was brüllen die Völker so vergeblich.„ Hr. Sch. Nationen, warum schäumen sie Wuth: nemlich das Stammwort הגה wird bey den Arabern auch von den schäumenden Meereswellen gesagt; daher kam Hr. M. auf sein Brüllen und Hr. Sch. auf sein Schäumen: denn dieser nahm noch das dazu, daß ריק auch den Geifer bedeutet: Aber ist nun Geifer und Wuth gleich einerley? Braucht irgendwo ein arabischer Dichter die ganze Redart הגה ריק von Wuthschäumen? Braucht irgend einer das einzelne Wort von Menschen, die brüllen oder vor Wuth schäumen? Nun, so lange uns das nicht bewiesen werden kann, so lange wollen wir dabey bleiben, daß Luther [illegible] nicht so ganz richtig, aber doch zehnmal besser übersetzt hat. Mit einem Worte, nach einer sorgfältigen unpartheyischen Prüfung dieser beyderseitigen Uebersetzung der Psalmen ist der Leser in Aufklärung der schwersten Stellen, Auszeichnung der gröbsten Schönheiten, Erläuterungen der besondern Veranlassungen einzelner Gesänge, nicht um einen Schritt weiter fort geholfen: Wer das thun wollte, würde freylich fast keiner Kirchenparthey es recht machen; Orthodoxe Juden und Christen würden oft gleichviel dagegen einzuwenden haben. — Aber wer will und darf sich daran kehren, so bald er das Geschäfte eines Uebersetzers übernimmt, und ihm die Sache selbst nur etwas werth ist. Hr. M übersetzt nun auch immer so, daß er entweder die hebräische Sprache ohne Noth beybehält, oder sie doch nicht richtig verdeutscht. Z. E. 2. B. M. 15, 3. wird יהוה wird über-

überſetzt: Held im Kriege: Allein was der Hebräer wörtlich Mann des Krieges nennt, iſt ja eben unſer deutſches, Soldat, oder das edlere Held, und da muß alſo in der Ueberſetzung das „im Kriege„ wegfallen; ſo gewis Hr. M. es ſelbſt tadeln würde, wenn ihm einer das lateiniſche vir belli, Held im Kriege, überſetzte: 1. B. M. 24, 57. ſagen die Eltern in ihrer Sprache von der Tochter נשאלה את פיה, und da überſetzt Hr. M. wir wollen ſie (die Tochter) ſelbſt fragen, läßt alſo entweder das את פיה ganz aus, oder wollte es mit dem ſie ſelbſt, ausdrücken: Aber, einen um ſein Maul fragen, wie es wörtlich heißt, iſt deutſch zu reden, nicht mehr und nicht weniger, als; „einen um ſeine Meynung fragen: 2. B. M. 4, 10. ſagt Moſes auf rein Deutſch „ich kann mich nicht mit Reden behelfen.„ Hr. M. läßt ihn auch etwas undeutſch, wenn uns unſer Ohr nicht betrügt, ſagen „ich bin nicht fertig in Worten„ und ſo 6, 12. 30. „ich habe eine ungelöſete Zunge„ (welches er auch ſelbſt in der Anmerkung für pur hebräiſch erkennet) für „ich ſtottere„ — Pſ. 148, 10. geflügelte Vögel; für „Geflügel„ 72, 16. Das Haupt der Berge, für „die Spitze der Berge, oder die höchſten Gebürge; Pſ. 73, 1. und a. O. m. reines Herzens ſeyn, für ehrlich, aufrichtig, gutgeſinnet ſeyn. —

Bey dem allen verſteht ſichs nun wohl, daß Hr. M. hin und wieder richtiger überſetzt habe, als Luther, und andere ſeiner Vorgänger, nicht ſelten beſſeren Lesarten gefolgt iſt, und alſo ſeine Ueberſetzung dem eigentlich ungelehrten Haufen immer nützlich ſeyn kann. Allein, wenn ein neuer Ueberſetzer uns in Hauptſtellen verläßt, und dann ſo nachläßig und unbeſorgt für das, was er dem unhebräiſchen doch immer polirten Theil, dem er ſich zum Führer anbietet, ſchuldig iſt;

ſo

ſo kann man ihm jenes eben nicht ſo ſehr zum Verdienſt anrechnen. Und doch iſt er auch in der Wahl der Lesarten, wir wiſſen ſelbſt nicht, wie unbeſtändig, folgt gar keiner gewiſſen Regul: denn das ſollte doch, ſo lange man nicht die Menge Handſchriften hat vergleichen können, eine der erſten ſeyn, daß man nicht ohne Noth die gewöhnliche Lesart verlaſſen, aber auch dann, wenn die gemeine durchaus keinen Sinn giebt, ſich nicht ſo genau daran binden wolle. Er konnte alſo Urſache haben, Pſ. 66, 7. zu überſetzen, „vor deinem Drohen ſinkt Reuter und Pferd in Schlaf„ und für רֹכְבֵ֗ leſen רֹכֵ֗ב; aber wir begreifen gar nicht, was ihn nöthigen könnte, Pſ. 1, 6. in den יוד und תאו zweymal die Punkte zu verändern, daß nun die Ueberſetzung heraus kam, Jehova lehret die Gerechten den Weg, der Ungerechten Weg aber läuft in die Irre; welches letztere nun auch unverſtändlich iſt, ſo wie beydes ganz wider die Abſicht des Dichters. Wir fühlen es, daß er völlig berechtiget war, Pſ. 35, 7. zu überſetzen „unbeleidigt legen ſie mir verborgene Fallſtricke; unbeleidigt graben ſie mir mörderliche Gruben;„ und alſo das Wort שוחת zu verſetzen, worinnen auch Hr. Sch. ihm beytritt; aber warum er nun nicht eben ſowol die ganz unverſtändliche Schreibart ויעי Pſ. 87, 7. in eine ſehr ähnliche und den beſten Sinn gebende verwandelte, und da er in der Anmerkung geſteht, es müſſe ein Schreibfehler hier ſeyn, nicht lieber ſo lange muthmaßte, bis er auf die rechte Spur kam, können wir nicht einſehen.

Auf die Anmerkungen des Hr. M. und Kommentarien des Hrn. S. zu kommen, müſſen wir nun wohl jenen im Ganzen den Vorzug vor dieſem geben: Der letzte will nichts gemeines ſagen, aber dafür ſagt er auch deſtomehr gezwungenes. Es wird denn wohl zu

zuweilen eine poetiſche Schönheit bemerkt, die Ueberſetzung eines Worts, einer Lesart erläutert; aber noch weit öfter werden Stellen aus griechiſchen, lateiniſchen, deutſchen Dichtern ſo recht herbeygezogen, von denen wir überdies nicht abſehen können, wozu ſie eigentlich dienen ſollen. Doch einem jeden gefällt ſeine Weiſe! Dies möchte alſo ſeyn, wenn man nur nicht da Anmerkungen vermißte, wo ſie offenbar nöthig waren. So überſetzt er Pſ. 23, 3. ganz hebräiſch „um ſeines Namens willen„ aber er erklärt es nicht; und zeigt eben ſo wenig bey v. 4. warum hier den Hirten zwey Werkzeuge der Beſchützung, ein Stock und Stab, zugeeignet werden: Und dies iſt denn hier und an andern Orten auch der Fehler der michaeliſchen Anmerkungen. So heißt es Pſ. 2, 7. „weil über den Sinn der Worte„ du biſt mein Sohn, heute habe ich dich gezeuget, viel geſtritten iſt, ſo will ich um meinen Leſern auf keine Weiſe in ihrem Urtheil vorzugreifen, gar nichts zur Erklärung hinzuſetzen. Bey 2. B. M. 20. will er nicht entſcheiden, welche Eintheilung der ſogenannten zehn Gebote die richtigſte ſey, weil er für alle drey Kirchenpartheyen überſetze, und über 1. B. M. 49, 10. dreht und wendet er ſich hin und her, will leſen שׁילה aber auch anders leſen; will die Stelle von Chriſto erklären, aber kann nicht. So! ſo kommt man freylich am beſten durch die Welt. —

Aber wir ermüden über dieſer Arbeit, und wollen denn die Anmerkungen, da ſie für Ungelehrte ſeyn ſollen, hingehen laſſen. Kläglich iſt es immer, daß auch ein Bibelüberſetzer nach dem andern, vor der weggedrängten, verſcheuchten und bey ihrem ungeſchminkten Anſehen Leſern und Käufern eben nicht viel geltenden Wahrheit vorbeygeht. Das wird nun aber auch ſo lange geſchehen, ſo lange nicht ein Mann von

Luthers Genie, Geſchmack und Muth aufſteht; ein Mann, den tiefe Ehrfurcht vor Gott, Gewiſſen und Wahrheit, wie er ſie erkennet, durchaus belebet, der es aber vergeſſen gelernt hat, zu welcher Religionsparthey er gehöret; ein Mann, der kein Misfallen der Obern, keinen Zorn der Biſchöffe, keine Inſinuationen ſeiner Herren Collegen, keinen blinden Eyfer der Ungelehrten fürchtet; kein Privilegium für ſeine Ueberſetzung verlangt oder erhält; keine Zueignungsſchrift derſelben vorſetzen mag; und dann endlich es drauf wagt, wenn er darüber verhungern ſollte, und mit ihm der Herr Verleger, und wen und was man ſich alles da noch hinzudenken will.

P.

XI.

Karl Wilhelm Ramlers lyriſche Gedichte. Berlin, bey Voſſen, 1772. 390 Seiten in kl. 8.

Die vermehrte und zum Theil verbeſſerte Ausgabe der ſämtlichen Ramlerſchen Gedichte — Wenn wir ſie etwas ſpäter anzeigen, als ein ſolches Werk eigentlich wohl angezeigt werden ſollte, gewiß, ſo iſt es nicht die Frucht jener — ſo wie man will — ſehr begreiflichen oder auch unbegreiflichen Kaltſinnigkeit, welche Kunſtrichter und Nebenbuhler, Richter auf dem Dreyfuße und an dem Nachttiſche hier und da gegen einen ſo vortreflichen Dichter bezeigen.

Man findet hier 1) Oden 2) Oden aus dem Horaz, 3) muſikaliſche Gedichte und 4) geiſtliche Cantaten. Wir wollen nun die hauptſächlichſten Verbeſſerungen des Alten bemerken und die neuen Stücke beur-

rtheilen, auch anzeigen, welche von ihnen, sonst
r einzeln oder in fremden Büchern, gedruckt wa-
en. Einige Umständlichkeit wird man uns, bey
iesem klassischen Schriftsteller oft wider unsern und
er Leser Willen um so viel williger erlauben, da
lende Skribenten Raum genug in unsrer Bibliothek
innehmen müssen.

Die Sammlung eröfnet, wie in den vorigen Aus-
gal 1, das Gedicht an den König, welches durch-
1 unverändert geblieben, in dem Sylbenmaaße
r ersten Ode des Horaz. Der Recensent möchte
elleicht einmal in einer besondern Schrift, oder doch
1 einem andern Orte über die Prosodie unsrer Sprache
reiben und durch deutliche Beweise die harten Vor-
rfe, die man ihr gemacht, ablehnen; wer kann
diese Ode lesen, und bey solchen Vorwürfen ver-
ren? Es ist übrigens angenehm, sie an den Kö-
g gerichtet zu finden, da er dem Dichter auch in
folgenden Alles in Allem bleibt. 2) An den
Apoll. 3) Amynth und Chloe. Dieses ist, so
e das vorige, dem letzten Abdrucke gleich und, wie
1 vorige, ein kleines, sanftes, vortrefliches Stück.
4) Auf die Geburt des Prinzen von Preußen, 1744.
In den vorigen Ausgaben nicht befindlich und nur
einige Zeit vor dieser Sammlung in dem Musenal-
manach abgedruckt. Diese Ode ist der spätern Jahre
es Dichters würdig, voller warmen aber sanften
Phantasie z. B.

Ja singen will ich von der Seligkeit
Des Fehdelosen Landes: von der Beute
Der goldnen Gärten, von den Spielen junger Bräute
Am Weinfest und zur Erndtezeit.

— — —

Und von den neuen Helikon, umringt
Mit Galliern und Britten; und von weiten

Amphiteatern, und wohin von allen Seiten
Die ganze Fluth Europens dringt.
Ich selber, nicht mehr kämpfend um den Preis,
Ermuntre dann durch meinen Zuruf, kröne
Durch meinen Beyfall dann des goldnen Alters Söhne,
Schon längst ein schwanenfarbner Greiß. u. s. w.

Auch besonders dem Schluße geben wir unsern Beyfall und wollen sie nicht entbehren. 5) Sehnsucht nach dem Winter. S. 16. Dies Stück ist unter den kleinern gewiß nicht das schlechteste. 6) Anklagen, eine neue Ode, obgleich vom Jahre 1745; so wie auch 7) An den Vulkan. Beyde müssen fallen; vorzüglich dies letztere, in welcher man Dichter erkennt, der alles zu nutzen versteht. 8) Nänie. Dies Stück war nicht in den vorigen Ausgaben. Aber es war vorher in verschiedenen Zeitungen, ohne Namen des Verfassers erschienen. Jedermann empfand, daß es eines der größten Dichter würdig wäre, und sehr viele Leser riethen auf Hrn. Ramler, einige, weil ihnen kein anderer Dichter einfiel, dem sie es hätten zuschreiben können, andere, weil sie die feinsten Merkzeichen seiner Manier darinn wahrzunehmen glaubten. Es scheinet eine Nachahmung des Catullischen Gedichts auf einen Sperling zu seyn, ist aber das naivste süßeste Original:

Rede, du kleiner lieber Liebling,
Eh die bräunliche Seide dich umwickelt
Und dies Grab dich auf ewig einschließt. Warst du
Nicht ein lieblicher Flötenspieler? Warst du
Nicht vor Zeiten ein süßer Minnesinger?
Nichts! er redet nicht mehr u. s. w.

9) Achelous, Bacchus und Vertumnus. Erfindung und Ausdruck sind beyde schön; es ist zuerst in dieser Ausgabe gedruckt. 10) Auf einen Granatapfel. Es würde nicht der Mühe werth seyn, anzumer-

merken, daß ſtatt des Verſes: „Und lehrt dem wilden Winde ſeinen Lauf„ nunmehr: ſagt dem wilden ꝛc. geſetzt worden. Aber dieſes Beyſpiel eines ſo großen Mannes ſoll diejenigen ſchamroth machen, welche die grammatiſche Richtigkeit der Sprache ſo gänzlich verabſäumen. 11) Die Wiederkehr. 12) An die Stadt Berlin. (Beyde unverändert; nach der letzten Ausgabe von 1768.) Dieſe Ode iſt gleich den übrigen alten,*) ſo bekannt, daß etwas darüber zu ſagen, ganz überflüßig ſeyn mag. Aber ich kann mich nicht enthalten, diejenigen, welche über den Gebrauch der Mythologie, über ängſtliche Nachahmung der Alten, der Himmel weis! über was mehr ſchreyen, zu fragen: Findet ihr z. B. in dieſer Ode nichts, als die Najade, den Jupiter, die Pallas, den Apollo und den Python? Machen dieſe das Weſen derſelben aus? Iſt hier ängſtliche Nachahmung? Könnt ihrs wirklich nicht ſehen, nicht empfinden, was uns andre ehrliche Leute auſſer uns ſelbſt bringt? Oder wenn ihr Alles das auch empfindet, ſo iſt nicht zu begreifen, wie Jupiter und Pallas es nur im mindeſten verderben könnten, wie ſie es nicht verſchönern müßten — 13) An Hrn. Bernhard Rode. (Ein neues Stück.) Wie viele Stellen, die hier daraus angeführt zu werden ſo ſehr verdienten! Graun und Kleiſt werden in dieſer Ode mit dem Mahler verewigt. 14) An die Feinde des Königs. Ein allegoriſches Gemählde, wie der Verf. nun auch in einer Anmerkung ſelber

*) Nemlich folgenden, die ohne Aenderung geblieben ſind. 16) Lied der Perſante. 17) Auf ein Geſchütz. 18) Auf den Fabius. 20) An ſeinen Arzt. 21) An Lycidas. 22) An Hrn. Krauſe. 24) An die Göttin der Eintracht. 25) Auf die Wiederkunft des Königs. 27) An Hymen. 28) An die Muſe. 30) Der Triumph. 32) Abſchied von den Helden. 34) Ptolomäus Evergetes und Berenice.

anzeigt. Die Anmerkungen über diese Ode in einer nun bereits verstorbenen periodischen Schrift waren sehr ungerecht. Sie verfehlten aber ein Ziel, das ihnen dunkel vor den Augen schwebte. 15) Auf den Frieden. (Sonst nur in einer fremden Sammlung gedruckt.) Die Wörter: vortreflich und schön sind so oft in dem Munde der Unwissenheit kalte und eckle Lobsprüche, und also ohne Hyperbel; es fehlt mir an Worten, das Vergnügen, wenn ich diese Ode lese, zu beschreiben.

Die Winzerinnen halten nicht mehr Tänze,
Die jüngstverlobte Garbenbinderinn
Trägt ohne Saitenspiel und Lieder ihre Kränze
Zum Dankaltare weinend hin —

19) An die Könige. (Zuerst im Wandsbecker Bothen gedruckt) Da ist ganz Ramler! wer sie lesen kann, diese Ode, und nicht stolz werden, auf unsern Dichter, auf unsre Muttersprache — den halte ich für das Gefühl des Schönen und Erhabenen verlohren. — Welches Feuer, welcher unerschöpfliche Reichthum, welcher Wohlklang! 23) An Delien. (Eine neue Ode) Diese warnende Anrede an die junge und schöne Gemahlin eines abwesenden Kriegers, der am Tajo kämpfet, nimmt sich aus durch die Beschreibungen, die darinn angebracht sind und durch die artige Erfindung von dem Ursprunge desjenigen rothen Champagnerweins,

— Des tückischen Weins, der wie das Auge des
Rebhuns röthelt.

Diesen Ursprung lese man daselbst; zur Probe sey hier eine andre Strophe:

Weib des treuen Gemahls, scheue die Dämmerung,
Und das wallende Blut nach der vertrauten Jagd.
Und des Meeres und Landes
Mark und Würze dir aufgetischt.

26)

16) An Gallinetten. Ein neues Stück und eine würdige Vertheydigung unſrer Mutterſprache gegen die franzöſiſche in einer deutlichen, angenehmen Allegorie. 29) Glaukus Wahrſagung. In dieſem unſterblichen Geſange heißt es nun: „Bald nimmt Averius eine Myriade„ ſtatt daß in der vorigen Ausgabe geleſen ward: „Bald nimmt der Abgrund ꝛc.„ 31) An den Freyherrn von Buddenbrock. Die vorletzte Strophe iſt nunmehr ſo verbeſſert:

Und hätt' ihm ſein Geſtirn ein doppelt Loos beſchieden,
Denn wär er früh erbleicht,
Dann hätt' er Babylon mit ſeinem Philippiden
Nicht im Triumph erreicht.

33) Die Jahresfeyer. (In der vorigen Sammlung nicht befindlich.) Wer muß den Dichter nicht bewundern, der ſo viel erhabene Oden geſungen und nun auch ſo artige, ſüſſe, entzückende Lieder, als dieſes gegenwärtige? Der ſo viel Hülfsmittel in ſeiner Einbildungskraft, im Ausdrucke und in der Sprache beſitzt? 35) Auf den Tod des Prinzen Friedrich Heinrich Carls. (Bisher nur einzeln gedruckt.) Das Lob dieſes jungen und würdigen Herrn, eine ſchickliche Moral an die Großen der Erde und der Ausdruck von den Schmerzen des königlichen Hauſes iſt fein und glücklich in einander gewebt. 36) An die Liebe (in der 2ten Ausgabe nicht befindlich.) Ein ſchönes Gedicht auf die Vermählung des Prinzen Friedrichs von Braunſchweig. 37) An den Kaiſer Joſeph, den Zweyten. (Bisher nur einzeln gedruckt.) Eine würdige Arbeit nach Gegenſtand und Ausführung. Die Ode iſt kurz aber nachdrücklich und ſchön. Niemand verſteht beſſer, als Ramler, die callidam juncturam, wodurch veraltete Wörter einen Glanz erhalten, wie in dieſer Zeile:

Von deinem Erbreich hiebevor trennete,

wo man das hiebevor nicht gern entbehren würde, wo es eine beſondre Zierde macht, und doch ein Wort iſt, ſo wie urplötzlich, das unbemerkt in Schriften noch lebender Alten häufig angetroffen wird. Es iſt oft genug geſagt, allein ich ſage es noch einmal: Dieſes bleibt eine reiche Quelle und ein groſſes Verdienſt, die Sprache mit körnigten alten Wörtern zu beleben. Nur gehöret eine geſchickte Hand dazu. 38) An die Venus Urania, (vorher im Muſenalmanach.) Welch ein ſtarkes Gemählde iſt das folgende:

Frechheit, blutlos von Stirn, Reue mit ſchlafender
Natter, Falſchheit verlarvt, Eiferſucht immer wach
Und mit raſendem Dolch und mit medeiſchem
Becher Rach' und Verzweifelung.

39) An Philibert iſt neu und hat unſern ganzen B fall. 40) Die Rede am 60ten Geburtstage des Königs, auf dem Theater gehalten, macht den ſchluß. Sie iſt in Hexametern, ſehr harmoniſch, wie alle Stücke des Verf. und das würdigſte und erhabenſte Lob des preußiſchen Monarchen. Wir enthalten uns kaum, Stellen anzuführen — aber wir möchten kein Ende finden. Wie bald iſt die Prophezeyhung erfüllt, welche in dieſer Zeile zu finden:

— Die Mutter zukünftiger nordiſcher Helden

Von den Anmerkungen, welche Hr. Ramler in dieſer Ausgabe ſeinen Oden beygefügt hat, müſſen wir noch anführen, daß ſie geübten Leſern zwar nicht unentbehrlich ſind, aber ihrer Sparſamkeit und Präciſion wegen und da ſie gewiß vielen nöthig waren, auch dem Kenner nicht Mißvergnügen erwecken.

Wir kommen alſo nun auf die Oden aus dem Horaz, die nicht zahlreicher geworden ſind, aber an manchen Stellen verbeſſert erſcheinen. Von den Schwie-

rig-

rigkeiten, die Hr. R. glücklich überwunden hat und von dem Werth der Ueberſetzung, nachdem die erſte Ausgabe mehr als einmal hinlänglich beurtheilt worden, vieles zu ſagen, wäre zum Theil, wenigſtens geſchehene Arbeit. Sie laſſen ſich wie ein Original leſen, ſie ſind in dem Sylbenmaſſe der Urſchrift und ſo getreu, als man vernünftigerweiſe verlangen kann. Dieſes zuſammengenommen mit der Ueberſetzung poetiſcher Schönheit — welches Lob kann größer ſeyn? — Die erſte Ode auf den Bachus iſt hin und wieder geändert. Das remotis, welches vorhin durch geheime ausgedrückt war, heißt nun beſſer:

Von fernen Felſen hallte ſein hohes Lied

So auch die 4te Strophe, die man ſelbſt nachſehen und mit der vorigen Ausgabe vergleichen mag, weil alles anzuführen, der Raum nicht verſtattet. Auch übergehen wir andre kleine des Wohlklangs halber gemachte Aenderungen; dem Kenner werden ſie nicht entwiſchen.

— Cerberus leckte
Sanft dir den Fuß, da du wieder auffuhrſt

wie es nun heißt, iſt auch beſſer, als das;

Deinen zur Rückkehr erhobenen Schenkel

Der Verfaſſer hat Anmerkungen auch zu dieſen Oden gegeben, die uns angenehm geweſen ſind, und welche zum Theil, wie gleich die erſte, ſeine Ueberſetzung rechtfertigen.

Die muſikaliſchen Gedichte: Der May, Jno, Pygmalion und Alexanders Feſt, wozu ein neues Stück: Das Feſt des Daphnis und der Daphne gekommen iſt, wie auch die berühmten geiſtlichen Kantaten ſind ſo bekannt, ſind von uns in dieſer Bibliothek ſo oft erwähnt und gelobt worden, daß wir uns darauf nur zu beziehen haben.

Auf Quanzens Geburtstag und eine Rede von Madam Koch gehalten, welche beyde Stücke vorher in andern Sammlungen Ramlern zugeſchrieben worden, ſind in der gegenwärtigen nicht befindlich. Es ſcheint alſo daß ſie nicht von ihm ſind, oder daß er ſie nicht erkennen will.

Wir wollen weiter nunmehr nichts hinzuſetzen als unſern eifrigen Wunſch: noch viel, ſehr viel von unſerm Dichter zu leſen — In Wahrheit, noch viele goldne Pfeile ruhn unverſucht in ſeinem Köcher.

Jk.

XII.

Allgemeine nordiſche Geſchichte. Aus den neueſten und beſten nordiſchen Schriftſtellern, und nach eigenen Unterſuchungen beſchrieben, und als eine geographiſche und hiſtoriſche Einleitung zur richtigern Kenntniß aller Skandinaviſchen, Finniſchen, Slaviſchen, Lettiſchen und Sibiriſchen Völker, beſonders in alten und mittlern Zeiten, herausgegeben von Auguſt Ludwig Schlözer. Halle, bey J. J. Gebauer, 1771. 636 Seiten in 4. nebſt vier Landkarten, und verſchiedenen eingedruckten Vignetten, welche nordiſche Alterthümer vorſtellen.

Eben daſſelbe Werk unter der Aufſchrift: Fortſetzung der allgemeinen Welthiſtorie ꝛc. Ein und dreyßigſter Theil, oder Hiſtorie der neuern Zeiten, dreyzehnter Theil.

„Die

„Die Unwiſſenheit, ſagt Hr. Schl. (S. 210.) „der Stolz, und eine ungerechte Verachtung „haben den weltſchweifigen und unbeſtimm„ten Namen nordiſche Geſchichte, gebohren. Man „faſſet unter demſelben eine Menge ganz verſchiede„ner Länder und Staaten zuſammen, die nichts als „etwan die Lage mit einander gemein haben: man „begreift darunter eine Anzahl von Völkern, die die „größere Hälfte von Europa bewohnen, deren jedes „ſeine eigene Herkunft, Verfaſſung und Jahrbücher „folglich auch ſeine eigene mögliche Geſchichte hat; „die aber die ſüdlichern europäiſchen Völker, welche „wegen des vorzüglichen Fleißes und Glücks, mit „dem ſie ſeit hundert Jahren ihre Landesgeſchichte „bearbeiten, in der Geſchichtkunde herrſchend ſind, „und darinne den Sprachgebrauch beſtimmen, theils „nicht kennen, zum Theil auch vor ſo unerheblich an„ſehen, daß ſie für alle zuſammen in der europäiſchen „Hiſtorie, ſo zu ſagen, nur einen Abſchnitt machen, „die beſondere umſtändlichere Ausführung aber der „einzeln nordiſchen Staaten vor unnöthig halten.„ — Wir unterſchreiben dieſe Anmerkung gerne; nur mit dem kleinen Vorbehalte, daß es eigentlich nicht wir Deutſche, ſondern unſere lieben nachahmungswürdigen Nachbarn ſind, welche dieſen Mißbrauch aufgebracht, und unter dem Nord de l'Europe ohngefehr eben ſo viel zuſammenfaſſen, als unter dem vielbedeutenden Worte Etranger, das heißt, viele von den Ländern und Nationen, auf welche ſie patriotiſch herabſehen, — weil ſie dieſelben nicht kennen.

Hr. Schl. folgt dieſem Sprachgebrauche; aber eben deswegen fand er es deſto nothwendiger, vors erſte eine allgemeine nordiſche Geſchichte zu ſchreiben, ehe er die beſondere Theile derſelben bearbeitete; das heißt, gewiſſe allgemeine Kenntniſſe von dem

Um-

Umfange des Nordens, von den Quellen dieſer Geſchichte, und von der Art, wie das allgemeine Syſtem derſelben entworfen werden müſſe, voran zu ſchicken. Dieſe reichhaltigen Unterſuchungen und Sammlungen, welche den gegenwärtigen Band ausmachen, ſind allerdings eine wichtige und für die gedachte Geſchichte unentbehrliche Arbeit. Alle Kenner werden es dem Hrn. Schl. danken, (geſetzt auch, daß ſie ihm nicht durchgehends beyträten,) dieſelbe, mit allen dazu nöthigen Gaben ausgerüſtet, unternommen zu haben. Immerhin mag man es nur Materialien zur nordiſchen Geſchichte nennen; aber es ſind edle, ſehr ausgewählte Materialien, deren der gemeine Sammler nie habhaft wird. Was weitläufige Gelehrſamkeit, Scharfſinn in der Beurtheilung des Ganzen, wie der kleinſten Theile, und ein kühner Zerſtörungsgeiſt über alles, worinne er einen oder den andern baufälligen Beſtandtheil zu ſehen glaubt, mühſam und mächtig zu Stande bringen, das belebt auch oft ſein nicht weniger ſcharfe Witz. Alſo auch Witz in dem Vortrage eines Geſchichtforſchers? Ja, aber von derjenigen Art, von welcher man geſagt hat: chez lui l'eſprit a beaucoup de raiſon.

Was den Begriff anlangt, den Hr. Schl. von der nordiſchen Geſchichte macht, ſo zieht er die Elbe und Donau als zwey Gränzlinien; ſo daß die ganze europäiſche Geſchichte in zwo große Hälften zerlegt wird: in die ſüdliche, dieſſeits dieſer Ströme, und in die nördliche, jenſeits derſelben. Dieſe Theilung, ſagt der Hr. V. (Vorr. S. 3.) hat zugleich ihren Grund und Nutzen: einmal in der Chronologie, denn gerade hier hörte die bekannte Welt der Alten auf; und zweytens in der Ethnographie, denn an dieſem langen Streife, von der Mündung der Trave an, faſt ununterbrochen bis zur Mündung der Donau, wohnte

vordem ein Volk von einerley Stamme, die Slaven oder Wenden, ob ſie gleich in der Folge ihre Sitze veränderten, und weiter ſüdwärts herunter über die Donau rückten, nordwärts aber von den Deutſchen weit von der Elbe weg verdrungen, und zum Theil gar ausgerottet wurden. Dieſe Slaven, fährt er fort, ſind unſtreitig ein nordiſches Volk: und da die Methode befiehlt, alle Zweige eines Völkerſtammes beyſammen zu laſſen: ſo käme dem zu Folge nicht nur Ungarn, ſondern auch verſchiedene andere noch ſüdlichere, vormals unabhängige, nun aber mit dem ungariſchen, türkiſchen oder venetianiſchem Staate verbundene ſlaviſche Staaten, gleichfalls in die nordiſche Geſchichte. Dieſen großen europäiſchen Norden der alten Zeiten, den man nur verworren und dunkel kannte, durfte Hr. Schl. nicht nach beſondern Staaten abtheilen: er mußte alſo andere Eintheilungen, z. E. Celtiſcher, Baltiſcher, Finniſcher, Rußiſcher ꝛc. Norden einführen. Zur Vollſtändigkeit ſeines Syſtems zog er auch Sibirien, oder den aſiatiſchen Norden mit hinein, weil der europäiſche Norden Stammvölker, Finnen und Samojeden, hat, die ſich tief nach Aſien hinein erſtrecken, im Mittelalter eine Menge neuer Ankömmlinge aus Aſien erhalten, und Revolutionen erlitten hat, deren nächſte Anläſſe oder entferntere Urſachen weit auſſer ihm liegen. Die Quellen dieſer Geſchichte, die ihren Anfang beſtimmen müſſen, hat Hr. Schl. beſonders ſorgfältig geprüft, und in dieſer Abſicht ſogleich auf den erſten 203 Seiten

Hrn. Gerhard Schönings, Prof. in Sorõe, Abhandlung von den Begriffen und Nachrichten der alten Griechen und Römer von den nördlichen Ländern, beſonders von dem ſogenannten Skandinavien, eingerückt, und mit vielen Anmerkungen begleitet.

Da

Da Hr. Schl. allen Nachrichten der Alten vom Nor den ſehr wenig trauet: ſo hat er dieſe Abhandlung ſo überſchrieben: Von der Unwiſſenheit der alten Grie chen und Römer in der Erd- und Geſchichtkunde des Nordens. Der Verf. handelt zuerſt von den Nachrichten, welche die Griechen und Römer vor Chriſti Geburt vom Norden gehabt haben. Hr. Schl. zeigt dabey, daß es nach dem Begriffe der Alten dreyfachen Norden gebe: den Celtiſchen, den Scyti oder Pontiſchen, und den Caſpiſchen. Er ſucht es mehr begreiflich zu machen, warum ſie vom Nor nige Kenntniß haben konnten. Inſonderheit ſet er wohl, daß Herodots Börnſteinland Pre ſey. Hr. Schöning geht hierauf die Nachrichten Mela, des Plinius, des Tacitus, des Ptolo und der andern alten griechiſchen Schriftſteller Norden, kritiſch durch, woraus wir aber wiel nen Auszug geben, weil es uns hier nicht ſowol dieſes ausländiſche, allerdings ſehr leſenswürdige dukt, als um Hrn. Schl. Zuſätze und Anmerku zu thun iſt. Dieſer behauptet alſo, daß die A gar keine Oſtſee, ſondern nur ein ſcythiſches Ufer nördlichen Oceans gedacht haben; daß man im M nur Spuren von Holſtein und Jütland finde; l aber nicht Codanonien, ſondern Scandinavien ſchrieben habe. In einer eigenen Abhand (S. 103-124.) theilt er einen Verſuch einer r gern Auslegung der geographiſchen Nachrich Plinius vom Norden mit, als die vom Schöning gegebene iſt. Er hält ihn in dieſem der Geographie, vor den ſchätzbarſten Schriftſteller aus dem ganzen Alterthum; findet, daß derſelbe da bey drey verſchiedene Perſonen vorgeſtellt habe; bald einen Zeugen, bald einen Mann, der von Zeugen und aus Urkunden ſchöpft, bald einen Compilator;

ba-

bedauret aber, daß er nicht immer selbst diese verschiedenen Quellen seiner Nachrichten angegeben hat. Den Umfang seiner Kenntnisse, seine große Fehler, und doch zugleich seine große Brauchbarkeit, entwickelt Hr. Schl. mit der ihm eigenen Geschicklichkeit. Weiter sucht er zu zeigen, daß Tacitus vor seinen Vorgängern in der Beschreibung des innern Germaniens und des noch fernern Nordens keine Vorzüge, und alles was er davon erzählt, nur vom Hörensagen, nicht einmal aus der zweyten Hand habe; ob er gleich sonst der größte Geschichtschreiber aller Zeiten sey. Von der Geographie des Ptolemäus glaubt er, daß sie wohl an unzähligen Stellen von spätern Händen verändert, vermehrt und verbessert seyn möchte; und daß mit derselben noch zur Zeit für die alte nordische Geschichte nichts anzufangen sey, da ihn weder die kleinere noch die höhere Kritick bisher bearbeitet habe.

Die allgemeine nordische Geschichte des Hn. Schl. selbst geht S. 209. an. Zuerst giebt er einen Abriß des ganzen Umfangs derselben. Er bemerkt an dem Namen, nordische Geschichte, als an einem Beyspiele, was die geographischen Namen in der Völkergeschichte von jeher vor Verwirrung angerichtet haben. Drey große Aeste sind es, in welche er die ganze nord. Geschichte zertheilt, nemlich die scandinavische, die slavische, und die lettische Geschichte. Da jeder dieser Aeste wieder mehrere Zweige hat: so handelt er dieselben, um die Uebersicht des Ganzen vorläufig zu befördern, S. 213-253. summarisch ab, und bemerkt bey jedem einzelen Theil dieser Geschichte die Epochen, wenn ein Staat angefangen, wenn er zuerst in der Historie erscheine, wenn er christlich geworden, und wenn er seine ersten Annalisten bekommen habe.

Von

Von diesem merkwürdigen können wir nun
nichts als die äussersten Linien in unsere Nachricht ü
tragen, aber auch diese sind es werth. I. Die S
dinavische Geschichte hat die Dänische, die N
gische, die Isländische, die Schwedische, und
männische Geschichte zu Unterabtheilungen. Sie
greift, sagt Hr. Schl. lauter Völker von einerley,
lich Germanischer Abkunft, die heut zu Tage
verschiedene Staaten, den Dänischen und Sc
schen ausmachen; bey der Entdeckung des No
aber vor 2000 Jahren den gemeinschaftlichen, o
damals unbegränzten Namen, Scandinavien, tr
II. Die Slavische Geschichte. „Sie ist von unge
„Umfange, fängt schon im 5ten Jahrhunderte
„läuft ununterbrochen bis in unsere Zeiten herab,
„kreuzt einen großen Theil der übrigen eur
„und asiatischen Geschichte, und macht na
„heutigen Staaten-System, den interessa
„Theil der nordischen Geschichte aus. Rät
„Arabern, die einst von Malacka bis nach
„herrschten, kenne ich kein Volk auf dem gan
„boden, das sich, seine Sprache, seine
„seine Colonien, so erstaunlich weit ausgebreite
„Von Ragusa am adriatischen Meere an,
„bis an die Küste des Eismeers, rechter
„nach Kamtschatka in der Nähe von Ja
„ker Hand bis an die Ostsee, trift man
„sche Völker, theils herrschend, theils a
„kern dienend an. Gleichwohl ist die Gesch
„ses großen, und so an merkwürdigen Beg
„als zuverläßigen historischen Denkmälern
„Volks noch zur Zeit so unbekannt, daß u
„lich Lengnich und der P. Gelasius sie
„vor eingebohrne Europäer erkennen, son
„Pontus und Caucasus haben herleiten

dahin gehörige Völker ordnet der V. unter ſieben Claſſen, indem er die Rußiſchen, Pohlniſchen, Böhmiſchen, Deutſchen, Illyriſchen, Ungariſchen und Türkiſchen Slaven unterſcheidet. Aber wieder in dieſen Claſſen findet er ſo viele Specialgeſchichten, daß deren gegen 24. bis 25. herauskommen. III. Die Lettiſche Geſchichte. Sie begreift Völker von lettiſcher Abkunft, die Littauer, Preußen, Kuren, und eigentliche Letten.

Auſſer dieſen drey Hauptäſten findet der V. noch drey Völker, die theils zwar im Norden wohnen; aber keinen eigenen Staat ausmachen, keine eigene Geſchichte haben; theils nicht im Norden wohnen, aber doch mit der nord. Geſchichte auf mehrere Art in Verbindung ſtehen, nemlich die Finnen, Ungarn und Walachen, von denen und ihrer Geſchichte er ähnliche Nachrichten ertheilet. Darauf beſtimmt er den Werth, den Reichthum und das Alter der nordiſchen Geſchichte. Die Quellen ihrer Fabeln ſucht er theils in dem alten Begriff von Scythien, der terra incognita der Alten, wie er ſchreibt, die von Scandinavien bis an die Wenhoturiſchen Gebürge und bis an Indien herabgieng, und vermittelſt welcher man die junge nordiſche, mit der alten griechiſchen und römiſchen Geſchichte zuſammenknüpfte, theils in der Etymologie, der Tradition, und den Stopplern. — Von ſeiner Arbeit über die nord. Geſchichte macht er folgende Beſchreibung: „Aus verſchiedenen kleinen, „zum Theil raren, und den meiſten unbekannten „Schriften, ſammle ich in gedrungener Kürze, — „— — dasjenige, was über die Erd und Geſchicht„kunde dieſer Weltgegend, nach dem Uebergange der „dicken Finſterniß, die vorhin über ſie hieng, die erſten „Strahlen des Lichts verbreitet. Ich ſuche die „Stammväter des europäiſchen und aſiatiſchen Nor-

„ bens auf einem Wege auf, den Leibnitz vorgezeich„ net, und niemand nach ihm betreten hat. Ich be„ ſchreibe die Geographie des ſcandiſchen und ſlaviſchen „ Nordens; jene aus isländiſchen, und dieſe aus ruſ„ ſiſchen, Byzantiſchen und Isländiſchen Jahrbü„ chern. Endlich handle ich den Urſprung einiger „ Völker beſonders ab, in deren Geſchichte zugleich ihre „ meiſte nordiſche Nachbarn eingeflochten ſind.„ Daher folgt nun

Cap II. von den Stammvölkern des europäiſchen Nordens, oder denen Völkern, vor welchen man keine frühern Bewohner dieſer Gegenden angeben kann. Hr. Schl. zeigt weitläufig, und mit vielen untermiſchten Anmerkungen über die Nachrichten Moſis und der Griechen, niemand wiſſe, woher, wenn und von welchen Völkern der europäiſche Norden ſeine allererſten Einwohner erhalten habe; weder Griechen, noch Moſes ſelbſt lehre dieſes. Er will alſo weiter kein Wort mehr von moſaiſchen Japhetiten hören. Auch eben ſo wenig von Celten, Scythen, Celto-Scythen und Sarmaten hören, (S. 289.) „Dieſes ſind, ſagt er, lauter Lieblingswörter „ der tiefen Unwiſſenheit der Alten: die Noth ließ ſie „ unter den Griechen entſtehen; Eitelkeit und Miß„ verſtand pflanzten ſie zu den Römern fort; und Un„ kritik und Mode lallen ſie auch noch heut zu Tage, „ bey einem ungleich größern Lichte der Weltkunde, „ den alten angebeteten Ignoranten nach.„ Auch Gomerier und Magogaiten wirft er aus der älteſten nordiſchen Geſchichte heraus. „Sie ſind ein Pro„ dukt alles deſſen, was Griechen und Römer unklu„ ges von Celten und Scythen gefabelt haben, ver„ bunden mit der dreiſteſten Verdrehung und willkühr„ lichſten Auslegung der moſaiſchen Nachrichten vom „ Urſprunge der Völker.„ Dagegen ſchlägt Hr. Schl.

einen

einen andern Weg vor, die nordiſchen Stammvölker zu finden, nemlich durch die Ausforſchung der Hauptſprachen, die noch jetzt im Norden geredet werden. Dieſe claßificirt er nach Hauptſprachen und Mundarten, und beſtimmt auch darnach die Völkerclaſſen nebſt ihren Unterabtheilungen. Entdeckt er keine Spuren, daß einige ſolcher Hauptvölker erſt in ſpätern Zeiten entweder von Süden herauf, oder aus Aſien in den Norden eingewandert ſind: ſo hält er ſie vor Stammvölker. Nach dieſer Methode findet er den ganzen Norden von fünf Haupt- oder Stammvölkern beſetzt: 1) von Samojeden, 2) von Finnen, 3) Letten, 4) Slaven und 5) Germaniern. Es iſt der Mühe werth, dieſe Unterſuchung, S. 292. 343. durchzugehen. Wir ſetzen nur die kleine Stelle S. 318. her. „Vom Rhein bis zur Elbe wohnten „Deutſche, von der Elbe bis zur Weichſel Wenden, von der Weichſel vielleicht bis zum Finniſchen „Meerbuſen Letten und von hier bis an das Ende „von Europa in Norden und Weſten Finnen.„

Dem Hauptvolke des Nordens, den Slaven, iſt das 3te Cap. gewidmet. Es enthält eine Geſchichte der Slaven vom Jahr 495. bis 1222. aus den Byzantinern vollſtändig beſchrieben von Hrn. Strittern, der ſeit mehrern Jahren im Solde der Petersburger Akademie an ſyſtematiſchen Auszügen aus den griechiſchen Byzantiniſchen Geſchichtſchreibern, mit einer Geduld, Genauigkeit und Geſchicklichkeit arbeitet, und dieſe die Slaven überhaupt betreffenden Auszüge, auf Erlaubniß der gedachten Akademie H. . . mitgetheilt hat. Sie ſind ein beträchtliches Geſchenk für die Geſchichte; aber keines Auszugs a.

Die drey folgenden Kapitel ſind nicht minder beträchtliche Aufklärungen der nordiſchen Erdbeſchrei-

„dens auf einem Wege auf, den Leibnitz vorgezeich„net, und niemand nach ihm betreten hat. Ich be„ſchreibe die Geographie des ſcandiſchen und ſlaviſchen „Nordens; jene aus isländiſchen, und dieſe aus ruſ„ſiſchen, Byzantiſchen und Isländiſchen Jahrbü„chern. Endlich handle ich den Urſprung einiger „Völker beſonders ab, in deren Geſchichte zugleich ihre „meiſte nordiſche Nachbarn eingeflochten ſind.„ Daher folgt nun

Cap. II. von den Stammvölkern des europäiſchen Nordens, oder denen Völkern, vor welchen man keine frühern Bewohner dieſer Gegenden angeben kann. Hr. Schl. zeigt weitläufig, und mit vielen untermiſchten Anmerkungen über die Nachrichten Moſis und der Griechen, niemand wiſſe, woher, wenn und von welchen Völkern der europäiſche Norden ſeine allererſten Einwohner erhalten habe; weder Griechen, noch Moſes ſelbſt lehre dieſes. Er will alſo weiter kein Wort mehr von moſaiſchen Japhetiten hören. Auch eben ſo wenig von Celten, Scythen, Celto-Scythen und Sarmaten hören, (S. 289.) „Dieſes ſind, ſagt er, lauter Lieblingswörter „der tiefen Unwiſſenheit der Alten: die Noth ließ ſie „unter den Griechen entſtehen; Eitelkeit und Miß„verſtand pflanzten ſie zu den Römern fort; und Un„kritik und Mode lallen ſie auch noch heut zu Tage, „bey einem ungleich größern Lichte der Weltkunde, „den alten angebeteten Ignoranten nach.„ Auch Gomerier und Magogiten wirft er aus der älteſten nordiſchen Geſchichte heraus. „Sie ſind ein Pro„dukt alles deſſen, was Griechen und Römer unklu„ges von Celten und Scythen gefabelt haben, ver„bunden mit der dreiſteſten Verdrehung und willkühr„lichſten Auslegung der moſaiſchen Nachrichten vom „Urſprunge der Völker.„ Dagegen ſchlägt Hr. Schl.

einen

einen andern Weg vor, die nordiſchen Stammvölker zu finden, nemlich durch die Ausforſchung der Hauptſprachen, die noch jetzt im Norden geredet werden. Dieſe claßificirt er nach Hauptſprachen und Mundarten, und beſtimmt auch darnach die Völkerclaſſen nebſt ihren Unterabtheilungen. Entdeckt er keine Spuren, daß einige ſolcher Hauptvölker erſt in ſpätern Zeiten entweder von Süden herauf, oder aus Aſien in den Norden eingewandert ſind: ſo hält er ſie vor Stammvölker. Nach dieſer Methode findet er den ganzen Norden von fünf Haupt- oder Stammvölkern beſetzt: 1) von Samojeden, 2) von Finnen, 3) Letten, 4) Slaven und 5) Germaniern. Es iſt der Mühe werth, dieſe Unterſuchung, S. 292-343. durchzugehen. Wir ſetzen nur die kleine Stelle S. 318. her. „Vom Rhein bis zur Elbe wohnten „Deutſche, von der Elbe bis zur Weichſel Wenden, von der Weichſel vielleicht bis zum Finniſchen „Meerbuſen Letten und von hier bis an das Ende „von Europa in Norden und Weſten Finnen.„

Dem Hauptvolke des Nordens, den Slaven, iſt das 3te Cap. gewidmet. Es enthält eine Geſchichte der Slaven vom Jahr 495. bis 1222. aus den Byzantinern vollſtändig beſchrieben von Hrn. Stritter, welcher ſeit mehrern Jahren im Solde der Petersburger Akademie an ſyſtematiſchen Auszügen aus den ſämtlichen Byzantiniſchen Geſchichtſchreibern, mit ungemeiner Geduld, Genauigkeit und Geſchicklichkeit arbeitet, und dieſe die Slaven überhaupt betreffenden Auszüge, auf Erlaubniß der gedachten Akademie H. Schl. mitgetheilt hat. Sie ſind ein beträchtliches Geſchenk für die Geſchichte; aber keines Auszugs fähig.

Die drey folgenden Kapitel ſind nicht minder beträchtliche Aufklärungen der nordiſchen Erdbeſchrei-

bung. Im vierten erſcheint ein allgemeiner Abriß des aſiatiſchen Nordens, oder Sibiriens, hauptſächlich aus Fiſchers ſibiriſcher Geſchichte (Petersb. 1768. 8.) gezogen; aber mit Hrn. Schl. Zuſätzen. Die nähere Beſchreibung des finniſchen Nordens, beſonders in Anſehung Scandinaviens, (Cap. 5.) iſt großentheils aus einer däniſchen Schrift des Hrn. Schöning, die zu Kopenhagen im J. 1751. Vorſchein kam, genommen; wozu noch ein von dem alten Quenland, aus Hrn. Ihrens Diſſ. Quenlandia antiqua, (Upſal, 1767. 4) gek[illegible] iſt. Endlich beſchreibt der V. im 6ten C[illegible] Rußiſchen Norden, (oder diejenige un[illegible] Weltgegend, die ſich von der Oſtſee bis [illegible] und die Wolga hin, und von Eismeer bis [illegible] ſchwarze Meer herunter erſtreckt,) in der [illegible] zehnten Jahrhunderts; und zwar die nördli[illegible] deſſelben nach ſcandinaviſchen Schriftſtelle[illegible] Bayers Geographia Ruſſiae vicinarum [illegible] num, circiter A. C. 948. (in den Comm[illegible] Petropolitan. Tom. X. p. 369-419.) aber nach byzantiniſchen Schriftſtellern, [illegible] ſelben Geographia Ruſſiae vicinarum [illegible] num circiter A. C. 948. ex Conſtant. P[illegible] genn. (ibid. T. IX. p. 365-422.) be[illegible] ſind Hauptabhandlungen in der nordiſchen aber hinterlaſſene Aufſätze des V. und die [illegible] ſeiner unwürdig, weil er ſie nicht ausgebeſſert der Abdruck derſelben ſehr fehlerhaft au[illegible] In ſeinem Auszuge hat Hr. Schl. unzählige [illegible] ſtillſchweigend ausgebeſſert, auch ſo [illegible] ihrem Gebrauche beygetragen; ob er gle[illegible] ſtehen gebliebene Sätze billigt.

Der Inhalt der beyden letzten Capitel [illegible] auf einen ſehr erheblichen Hauptſatz dieſe[illegible]

ichte. Es iſt dieſer: In dem Zeitraume von
iſti Geburt bis auf das 9te Jahrhundert giebt
keine diſche Geſchichte. Keine auswärtige:
n der Nor n ſtand noch in keiner Verbindung mit
Süd , die Reiſen aus dem erſten in den
rn ſ ſ ſpäter an, als man bisher geglaubt
. im 7ten Cap. bewieſen, welches
Reiſen der Scandinavier nach Conſtantino-
re Länder, ſeit dem 9ten Jahrhunderte
, aus Hr. Ihrens Diſp. Peregrinatio-
ntium ſeptentrionalium in Graeciam,
1758. 4.) geſchöpft iſt. Hier wird inſonder-
.267. fg. der Einfluß der isländiſchen Reiſen
chbeſchreibung bey dieſer Nation gezeigt.
auch in dem gedachten Zeitraume keine
mr e nordiſche Geſchichte. Denn Scandi-
e höchſtens erſt im ſiebenten Jahrhunderte
, und bis auf die Einführung des Chriſten-
ieb es faſt blos auf Leichenſteine, wenig-
ieb es mit ſeinen Runen keine Annalen; we-
ſind keine ſolche mehr vorhanden, und im
ſ ſ ſtelalter findet ſich keine Spur, daß der-
Annalen je vorhanden geweſen ſind. Um
in ihr Licht zu ſtellen, hat Hr. Schl. im
apitel, von der Schreibekunſt in Scandi-
v von den Runen dergeſtalt gehandelt, daß
den rn aus Hr. Ihrens zwo Diſſertat. de
um in Suecia antiquitatibus, (Upſal, 1769.
de Runarum patria et origine, (ib. 1770.
erheilt; theils auch die neuern Unterſuchun-
ſtdeckungen der Herren Murray, Laurel,
tner u. a. m. über die Runenſchrift bey-
ſ, wodurch die Frage vom Urſprunge der-
von der Ihriſchen Vorſtellung etwas ver-
ſehn erhält.

Wir haben blos erzählt, und Auszüge gemacht: auch noch lange nicht von allen Merkwürdigkeiten, oder eigenen Meynungen des Hrn. Schl. worunter z. E. (S. 166. Anm. d.) gehört, daß die Cimbern, welche Marius schlug, von den Bewohnern der Cimbrischen Halbinsel ganz verschieden, und beydes keine Deutsche gewesen seyn sollen. Aber welcher gelehrte Liebhaber der Geschichte wird dieses Buch ungelesen lassen? Es wird immer einen sehr ansehnlichen Rang in dieser Wissenschaft behaupten; die darinne zusammengefaßten Strahlen werden ein dauerhaftes Licht auf die Finsternisse der alten Geschichte werfen; belehrt und mit Vergnügen werden Kenner die Hypothesen welche darinne so reichlich ausgestreuet sind, prüfen; die gute historische Methode wird überhaupt in Deutschland viel dadurch gewinnen, und die kurze, aber richtig und im Zusammenhange abzufassende Geschichte von Pohlen, Schweden und Rußland, die Hr. Schl. auf dieses Werk folgen lassen will, wird desto begieriger erwartet werden.

Ml.

XIII.

P. Virgilii Maronis Opera varietate lectionis et perpetua adnotatione illustrata a *Chr. Gottl. Heyne.* Accedit index uberrimus. Tomus IIdus Aeneidis libri I-VI. Lipsiae, 1771. sumtib. C. Fritsch, 8.

Diese Ausgabe des ersten römischen Dichters, die mit so vielen Vorzügen vor allen bisher gelieferten pranget, verdient wohl, daß wir uns [illegible] etwas umständlicher auf sie einlassen, als mit dem [illegible]en Bande im Anhange dieser Bibliothek geschehn konn-

irgend richtigen Geſchmack an der alten
, wem die Krücke nicht gefällt, worauf
r viele ſogenannte Lehrer der ſchönen
ſten auch bey Auslegung dieſes Dichters
ihrer dadurch eben ſo elend gehenden
ter lehnen; kann unmöglich dieſe Ausgabe mit
n Augen anſehen. Mit ſcheelen Augen
merhin die Herren thun, die im Herzen
n Werth dieſes Werks fühlen, aber aus
r quemlichkeit ihre einmal gemachten Col-
zur Aeneis beybehalten und von Geſchlecht
lecht eben ſo treu fortpflanzen, als wie man
de in einer andern Wiſſenſchaft eine gewiſſe
Le n thun ſoll, die vom Syſtem und Com-
für ein unverzeyhliches Verbrechen
Nicht auf andre Gedanken zu bringen —
n wollte das hoffen? — ſondern um einem
e erechtigkeit wiederfahren zu laſſen, das un-
s terlande Ehre macht, wollen wir genauer
reden. Vielleicht hat unſre Anzeige beyläufig
hie und da einen auf die wahren Vorzüge
usgabe aufmerkſam und ihren Gebrauch ihm
n ſo viel nutzbarer zu machen.

H. hat auch bey dieſem Bande beſtändig zur
, Leſer des Virgils, beſonders junge Gelehrte
s mögen immer die Juvenes ſeyn, denen der
ne Mann ſeine Arbeit gewidmet haben will,)
chönheiten des Dichters, auf ſeine mannich-
lehrſamkeit und auf ſeinen vortreflichen poe-
a ruck aufmerkſam zu machen; und dazu
freylich die beſten Mittel, theils eine kurze er-
e Umſchreibung der ſchwereren Stellen, theils
ihrlichere Bemerkungen, welche bald die
Umſtände erklärten, bald den Grund des
chten, und ſo den dichtriſchen Schmuck

vor Augen legten, den der Römer bald seinem eignen Genie, bald dem Homer und dessen Landsleuten zu danken, und nach seiner Zeit so vielen seiner Mitbrüder mit nicht immer gleichem Erfolge geliehen hat. Und diese Absicht hat Hr. H. sehr glücklich erreicht. Das zeigen die mit einer fast unnachahmlichen Kürze, Genauigkeit und Deutlichkeit verfaßten Anmerkungen die unter den Text gesetzt sind, und die jedem Buche angehängten Excursus über eigne oder erborgte Erfindungen des Dichters. Bey der ungeheuren Menge von Auslegern des Virgils, sie mögen es ex professo oder beyläufig haben seyn wollen, mußte es einem Manne, der nicht gutes und schlechtes compiliren, sondern selbst denken und nur das Beste von andern entlehnen wollte, unendliche Schwierigkeiten verursachen, die Mittelstrasse zu gehn; Hr. H. that es dadurch glücklich, daß er (Vorrede S. VII.) erst selbst ein Stück des Dichters nach seinem eignen Sinn sich erklärte, und die ihm nöthig dünkenden Anmerkungen hinzufügte, und dann alte und neue Ausleger und zwar nur die besten z. E. den Cerda, Servius, Trapp, Warton u. a. nachsah. Ehe wir Beyspiele anführen, was Hr H. durch diese, noch mehr aber durch sich selbst geliefert hat, müssen wir noch die beyden Abhandlungen erwähnen, die dem Virgilianischen Gedicht als Einleitungen vorgesetzt sind.

In der ersten: de carmine epico Virgiliano S. XI-XXXIX. wird, nach einer Erklärung des Epischen Gedichts überhaupt, die Anwendung auf Virgils Werk gemacht, und gezeigt, worauf besonders der Leser zu sehn habe, wenn er die Schönheit des Virgil. Gedichts sich entwickeln wolle. Schöne Anmerkungen über Homers und Virgils mit einander verglichne Erfindungen kommen S. XVII. fgg. vor, und alsdenn kommt der Verf. auf das poetische

Ver-

Verdienſt ſeines Dichters ſowol in Anſehung des von ihm gewählten Sujets, (S. XXI. fgg.) als ſeines Helden ſelbſt (S. XXIII. fgg.) wo in der Note die neuen Nachbeter des Marmontel v. Batteux ſich über dieſer ihren ungegründeten Tadel des Virg. belehren laſſen können. — Und dies ſein gewähltes Sujet hat V. glücklich bearbeitet (S. XXV.), indem er theils den Homer nachgeahmt hat, welches bis S. XXX. vertheydigt wird, theils die ſchönſte Bilder gewählt und ſeiner Rede einen von den Griechen glücklich geborgten Schmuck und Anſtand gegeben hat, wovon in der 2ten Abhandlung noch beſonders geredet wird. — Am Ende widerlegt Hr. H. mit der ihm eignen Beſcheidenheit und Gründlichkeit die Kunſtrichter, welche den ganzen Charakter dieſes Gedichts durch ihre Meynungen verfehlt und aufgehoben haben, namentlich den Spence, der aus der Aeneis ein politiſches Gedicht macht, dem Auguſt zur Ehre und ſeiner neuen Regierungsform zur Empfehlung geſchrieben (S. XXXII. fg.) des Abts Vatry, der ſchon vor Sp. hierauf gefallen iſt, und ſich beſonders auf die Aehnlichkeiten Auguſts und Aeneas Perſon und Umſtänden beruft, und des auf gleiche Art irrenden le Boſſu. Freylich finden ſich in der Aeneis auch für Fürſten heilſame Lehren, aber da V. des Aeneas Charakter nicht erfand ſondern vorfand, wie konnte man auf den Gedanken kommen, der ſich mit dem Epiſchen Gedichte ſo wenig verträgt, Virgil habe ſeinen Aeneas dem Auguſt anpaſſend machen wollen? Zugleich begegnet Hr. H. dem Einwurfe, daß Aeneas doch den Homeriſchen Helden ungleich ſey, und unter ihnen zu ſtehn verdiene. Wohl, ſagt er, ſoll denn Aeneas ein zweyter Achill oder Ulyß ſeyn? ſo hat Virgil ſclaviſch nachgeahmt, und ausgeſchrieben. Achill iſt freylich eine ſtärkre Epiſche Perſon als der ſanfte, den Göttern folgſame

Aeneas; aber muß jeder epiſche Held ein Achill ſeyn? Das wäre ganz gegen das feinere Auguſtiſche Zeitalter geweſen. — Man ſuche alſo nicht wie in der Iliade dieſelben heftig erbitterten Gemüther, die Hitze, den Sturm der Leidenſchaften, aber dafür hat die Aeneis andre eigenthümliche Schönheiten und mit dieſen ſey man zufrieden. Beyläufig wird noch erinnert, daß die Handlung des Gedichts nicht ſieben Jahre währe, d. h. die ganze Zeit der Reiſen des Aeneas, ſondern mit dem Sommer des ſiebenden Jahres anfange, und mit demſelben Jahre aufhöre, welches Exc. 2. ad L. III. noch weiter ausgeführt wird; eben wie die Handlung der Odyſſee nur 36. bis 37. dauert. Ferner wird die Klage derer beherzigt, die viel weniger Mannichfaltigkeit der Charaktere in der Aeneis als in der Iliade finden, wobey Voltairens und Addiſons Antworten dem Verf. keine Gnüge thun. Zuletzt giebt er S. XXXVIII. fg. die nützliche Warnung, nicht zu viel den jungen Leſer auf den der Natur gemäßen Ton und Wohllaut des Verſes zuführen. Dergleichen Verſe finden ſich freylich häufig, aber wer glaubt, der Dichter habe immer die Töne geſucht, die nach der Natur der Rede ſich oft von ſelbſt darbieten, der ſetzt die Dichtkunſt und das Genie weit unter ihre Würde hinab.

Die zweyte Abhandlung unterſucht nun umſtändlicher, woher Virgil ſeine Fabel und die ſie ausſchmückenden Umſtände hergenommen habe. (S. 39-52.) Mit Recht hat man angenommen, daß Il. T. 307. fg. der Grund der Virgiliſchen Fabel ſey. Virgil hat alſo in dem Aeneas einen in der alten Geſchichte und bey den Dichtern nicht unbekannten Helden gewählt, deſſen Schickſale und Begebenheiten nicht erſt ausgedacht, ſondern vorgefunden und mit dichteriſcher Freyheit verändert, und bey der Verſchiedenheit der

Mey-

Meynungen, wo sich Aeneas niedergelassen, mit Recht die der Römischen Schriftsteller angenommen, die dies von Italien sagen. Die Stelle des Homers wird hiebey erläutert und mit Strabo's Berichte vereinigt, und nun in der Kürze vortreflich gezeigt, wie V. die verschiednen Erzählungen der Alten vom Aeneas genutzt habe. (S. 45-47.) Sehr dichterischweise hat V. die Aeneis ganz auf die Prophezeyungen gebauet, von welchen er ebenfalls bey den Alten den Grund schon vorfand. Er geht darinn immer von den dunklern und ungewissern zu den bestimmtern und deutlichern fort, und gründet sich dabey auf die alte Geschichte. Nach Homers Beyspiel braucht er geschickt die Juno und Venus, da der Haß der erstern und die Liebe der letztern gegen Troja und Aeneas schon aus dem Homer bekannt genug ist.

Aus diesem kurzen und unvollständigen Auszuge kann man von selbst beurtheilen, wie reichhaltig diese Abhandlungen bey aller gedrungnen und fast unnachahmlichen Kürze sind.

Bey der äusserlichen Einrichtung dieses Werks uns aufzuhalten, wäre, da die Anzeige so spät kommt, überflüßig. Wir wollen lieber einige Stellen, die uns in den untergesetzten Anmerkungen hauptsächlich gefallen haben, anführen, und wie wir mit Recht hoffen, einem Theile unsrer Leser mehr wiederholen als zum erstenmal nennen. Denn welcher Freund der Litteratur wird diese Ausgabe nicht schon aus eignem Gebrauch kennen, und das Vergnügen, das sie ihm verursacht hat, gern noch einmal mit uns theilen, wenn wir ihn an einzelne Stellen erinnern — Hört man doch gern ein Stück von Händel oder Graun mehr als einmal! Ueberhaupt ist das ein grosser Vorzug dieser Anmerkungen, daß sie bey aller dem Zweck angemessnen Kürze wichtige und schwierige Stel-

Stellen nie vorbeylaſſen, den Leſer beſonders auf den dichtriſchen Schmuck und worinn dieſer liege, verweiſen, und das Verwickelte durch kurze Umſchreibungen glücklich auflöſen. Erläuterungen aus dem Homer (und auch neben her oft Erläuterungen dieſes Dichters ſelbſt) aus dem Ovid, dem Q. Calabr. Valer. Flaccus u. a. verbreiten ſehr oft ein unerwartetes Licht über dunklere Stellen; dabey ſind die vorhergehenden Ausleger des V. und unter den ältern beſonders Servius fleißig gebraucht und angeführt. Auch neue Dichter, Milton, Dante, Klopſtock u. ſ. w. werden zur Vergleichung empfohlen; ein Geſchäfte, das, wenn es mit gehöriger Einſicht geſchieht, auſſerordentlich zur Schärfung des wahrhaftig guten Geſchmacks beyträgt. Beyläufig werden in mehrern Stellen ſowol hier als in den *Excurſibus* Spens und Home oft mehr ſpitzfündige als wahre Kritiken widerlegt. Alles dieſes zuſammen genommen, macht die Anmerkungen ſehr ſchätzbar, und eben daher die vielen ungekünſtelten leichten und natürlichen Erklärungen, ſtatt der von andern gegebenen gezwungenen. Als Beyſpiele erinnern wir den Leſer an Aen. I, 395. ſq. wo das

— — — — terras ordine longo
Aut capere, aut captas jam deſpectare videntur

ſo glücklich leicht erklärt und auch das folgende:

Stridentibus alis coetu cinxere polum &c.

ſ. Erläuterung erhellt; oder auf Aen. II, 157.

— — Sacrata reſolvere jura.

wo Hr. H. ſtatt Burmans und andrer künſtlichen Erklärungen ſacrata jura durch jus ſacrum und reſolvere durch eo ſe liberare giebt; eben daſ. 322.

quam prendimus arcem?

arx

arx überhaupt für perfugium nimmt: „quo confugimus? welches alſo Burm. Muthmaßung *qua* überflüßig macht. (Wenn man nicht etwa Taubmans des braven Mannes voll geſunden Menſchenverſtands, wodurch er oft grundgelehrte Ausleger hinter ſich zurück läßt, wenn man nicht etwa mit dem ſtatt des Fragezeichens eine Exclamation annehmen will: „Quam occupamur et defendimus, cum eo eam relinquas!„ Beyläufig merken wir an, daß Hr. H. mehrmalen in ſeinen Erklärungen mit T. ſtillſchweigend übereinſtimmt.) Oder Aen. III, 181. wo das:

— — novo veterum deceptum errore locorum

eine leichte Erklärung erhält. Aber die wichtigſten und angenehmſten Erläuterungen hat Hr. H. den Excurſibus aufbehalten und dieſe verdienen vorzüglich die Aufmerkſamkeit eines jeden Leſers des Virgils.

Beym erſten Buche zeichnen ſich hier beſonders aus Exc. IV. ad 108-12. wo er dem: *aras*, ein erträglichen Sinn zu geben, durch die Interpunktion des Servius der matten Stelle aufzuhelfen und auch über *Notus* und *Syrtes* etwas beyzubringen ſucht. Weiter Exc. V. v. 124-129. erläutert er das dem Anſehen nach in Widerſpruch ſtehende graviter commotus — caput placidum nicht nur durch die von dem großen Kenner und Freunde der Wiſſenſchaften, Hrn. Brandes in Hannover mitgetheilte Anmerkung, daß Virgil, eben wie Homer und alle großen Dichter die Würde und Majeſtät der Götter auch in ihrem Zorn oder bey andern Affekten beyzubehalten ſuchten und ihnen nicht ein von Zorn aufgeſchwelltes oder durch heftiges Gelächter verzognes Geſicht gäben; ſondern auch noch vorzüglich durch das Homeriſche μενεαίνειν das an einen heftig entbrannten Zorn zu den-

denken, keinesweges erfodert. Exc. VI. v. 159-169. liefert über die Beſchreibung des Ortes, wo Aeneas gelandet, ſchöne Anmerkungen. Exc. XIII. 402-4. über die Art, wie Homer und Virgil die Gegenwart der Gottheiten auch bey ihrem Abſchiede zeigen. Exc. XX. 498. ſq. kann man die gute Lehre ſich merken, bey Vergleichung des Homer und Virgil unpartheyiſch zu verfahren. Hr. H. giebt hier, wie auch ſonſt gewöhnlich, jenem in Anſehung der Erfindung, dieſem in Anſehung des Schmucks der Rede den Vorzug und vertheydigt die angeführte Stelle gegen alter und neuer Kritiker Einwürfe dadurch am gründlichſten, daß er ihre Schönheiten entwickelt. Und wie glücklich thut das der Mann von Geſchmack! Exc. XXV. v. 716. zieht er des Corradus natürliche und ungezwungne Erklärung der Burmanniſchen vor: „partes Filii, patrem vehementer amantis, bene egit.„ (Auch Vater Taubmann hat dieſe leichtre Erklärung, ohne Zweifel, eben weil ſie die leichtre und natürlichere iſt.) Im letzten *Excurſus* ad v. 750. ſq. dieſes Buchs bemerken wir noch Hrn. H. Beſcheidenheit, die er mit allen wahren Gelehrten gemein hat. Er entſcheidet über die Waffen des Memnon nichts, weil wir wenigſtens von ihnen nichts vorzügliches wiſſen, und ſein Vorſchlag es ſimpliciter zu nehmen, für: multa rogitans ſuper Memnone thut ihm ſelbſt nicht recht Gnüge.

Aus den XVII. Excurſus zum 2ten Buche wollen wir nur ein paar ausheben, und dem Leſer vorzüglich empfehlen. Gleich der erſte S. 220-36. über den Anfang dieſes Buchs gehört dahin. Es wird darinn unterſucht, was Virgil, der vom Untergange Trojens manche beym Homer fehlende Umſtände hat, wahrſcheinlich für ältre Quellen gebraucht, und wie er ſie als Dichter gebraucht habe. Die Cycliſchen

Dich-

Dichter, die Verfaſſer der Theogonie, die eigentliche Geſchichtſchreiber, die Trauerſpieldichter, die Ausleger der Dichter und Grammaticker z. E. Hygin, Apollodor ꝛc. gehören dahin. Beſonders aber iſt zu vermuthen, V. hauptſächlich die kleine Ilias gebraucht habe, die man am wahrſcheinlichſten dem Leſches beylegt. Indeß hat er auch viel aus dem Euripides vorzüglich, ſodann auch aus den übrigen griech. Trauerſpieldichtern eingemiſcht, wovon er die Ueberſetzungen des Livius Andronicus, Varro, Pacuvius u. a. vor ſich fand. Bey dieſer Gelegenheit unterſucht Hr. H. die Stelle des Macrobius, der als bekannt annimmt, V. habe den Piſander faſt wörtlich ausgeſchrieben, und ſetzt zugleich die Verwirrung, die aus den zwey Leuten dieſes Namens entſtanden iſt, glücklich aus einander. Eine Abhandlung voll gründlicher Gelehrſamkeit. Man vergleiche nur das, was Hr. H. z. E. von den Cycliſchen Dichtern ſagt, mit der Vorrede zu der verunglückten halliſchen Ausgabe des Tzetzes, die unſers Verf. Vorſatz etwas beſſers davon uns zu liefern (S. 225.) hoffentlich nicht rückgängig machen wird; und entſcheide dann. Der Vte Excurſus über den Laokoon, worüber in den letztern Jahren ſo viel geſchrieben und geſtritten iſt, unterſucht zuerſt, wo Virgil die Erzählung nebſt den ſie ausſchmückenden Umſtänden her habe, wobey zugleich die ſpätern von Virgil abweichenden Erzählungen z. E. des Q. Calaber, und Hygins, der Virgilen noch am nächſten kommt, ꝛc. vorkommen. Zu den ältern gehören Lycophron, Euphorion und Lyſimachus. Der mittlern welchen Virgil an zwey Stellen ſeiner Eclogen rühmt, hat er, der überhaupt die Alexandrin. Dichter fleißig ſtudirte, wahrſcheinlich auch hier vor Augen gehabt, doch ſo, daß er die jenen fehlende Würde von den tragiſchen Dichtern entlehnt, welches er auch hier aus

Sophoclis Laokoon ꝛc. thun konnte. Dann kommt Hr. H. auf die Vatikaniſche Gruppe und merkt ſehr richtig an, daß weder der Künſtler den Dichter, noch dieſer jenen vor Augen gehabt habe, ſondern beyde verſchiednen Schriftſtellern, deren es von Laokoon ſo viele gab, gefolgt ſeyn. — Eben ſo natürlich nimmt er im folgenden *Exc.* an, daß das Schreyen des L. (v. 222.) keine groſſe Rechtfertigung brauche. V. will ja keines ſtandhaften Helden Muth und Standhaftigkeit ſchildern, ſondern es ſoll ein ſchreckliches Wunderzeichen geſchehn, die Trojaner ſicher zu machen. L. kann und muß alſo ſchreyen, um Mitleiden und Schrecken zu erregen, und in dem Geſchrey liegt für nichts widriges und tadelnswürdiges. Ein andres wäre, wenn L. aufs Theater gebracht wird. — Hätte man dieſe und die vorige Anmerkung bey den Streit über dieſe Sache vor Augen gehabt, wie mancher hätte anders geſchrieben und wie mancher Kritiker oder Recenſente anders geurtheilt! Indeß haben wir allen den Subtilitäten über den Dichter und Künſtler und Künſtler und Dichter Leſſings vortreflichen Laokoon zu danken.

Im XVten Exc. v. 781. fg. wird Aeneas befahren, daß er an Creuſens Prophezeyung im folgenden gar nicht denkt, damit entſchuldigt, daß Hesperien und die Tiber damals noch ſehr unbekannt waren dem Namen als der Lage nach waren, und daß daher ſeiner Gemahlin Rath, wie das bey dunklen und unwahrſcheinlichen Sachen zu ſeyn pflege, keine tiefe Wurzel bey ihm geſchlagen habe, eben wie die Caſſandra Prophezeyung III, 183. fg. — Der letzte Exc. dieſes Buchs endlich bemerkt noch aus den mehrern Erzählungen andrer Schriftſteller, von Trojas Untergange und des Aeneas Schickſalen, daß Virgil nicht nach Gefallen gedichtet, ſondern unter mehrern

Er-

Erzählungen die beſte gewählt habe. Dergleichen Anmerkungen zu machen, fällt dem Troß der Ausleger ſonſt eben nicht ein; um ſo viel ſchätzbarer ſind ſie uns hier.

Im erſten und zweyten Excurſus des dritten Buchs, iſt die Reiſe des Aeneas ſehr fleißig und chronologiſch unterſucht, auch mit den Nachrichten anderer Schriftſteller verglichen. Im 15ten wird die ſchon bey Gellius angegriffne Beſchreibung des Aetna richtig damit vertheydigt, daß V. Pindarn nicht habe wörtlich überſetzen wollen und müſſen, und ein lyriſcher und epiſcher Dichter nicht einerley Auswahl in Worten und Sachen haben könne. So auch Exc. XVI. zu v. 623. fg. die Beſchreibung des Cyclopen gegen Home.

Im IVten Buche wird man beſonders den erſten Exc. mit Vergnügen leſen, der die Unterſuchung enthält, was unſern Dichter vorzüglich auf den Gedanken bringen konnte, die Liebe der Dido zum Aeneas ſtatt irgend einer andern die der Chronologie näher gekommen wäre, in ſein Gedicht zu weben. Segrais, und andre, die hier viel von einem Anachroniſmus ſchwatzen, werden dadurch hauptſächlich widerlegt, daß die Erzählung von der Zeit des Urſprungs von Carthago und der Regierung der Dido ſo verſchieden iſt, daß allenfalls ein nicht zu genauer Schriftſteller freye Wahl dabey behalten könnte. Auch hat V. das vor ſich, daß ſelbſt bey Geſchichtſchreibern vor ſeiner Zeit die Liebe der Dido und des Aen. bekannt waren. — Der dritte Excurſus vertheydigt die Epiſode von der Fama gegen Homens Einwürfe.

Beym Vten Buche beſchäftigt ſich Hr. H. vorzüglich damit, zu zeigen, daß V. immer geſucht habe, ſeine Fabeln auf hiſtoriſche Nachrichten, die hier angeführt werden, zu gründen, und eben dadurch ſie

ſeinen Römiſchen Leſern deſto angenehmer zu machen. So z. E. bey Helymus S. 537.; beym Brande der Trojaniſchen Flotte S. 539. und ſonſt öfter. — Beym VIIIten Exc. V. 838. fg. glaubt er mit Recht, daß an der Stelle die Beſchreibung des Schlafes zu viel Schmuck habe.

Im VIten Buch endlich empfehlen ſich diejenigen Abhandlungen vorzüglich, welche chorographiſche Anmerkungen enthalten mit vielen Berichtigungen der vorigen Ausleger des Virgils. Auſſer den erſtern Excurſen rechnen wir beſonders den achten dahin über die Beſchreibung der unterirdiſchen Gegenden, und den neunten über die Höllenflüſſe. Im Xten wird Warburtons Meynung unterſucht, der in Aeneas Reiſe in die Unterwelt nichts als Allegorien auf die Eleuſiniſchen Gottesdienſte finden will; im XIIIten zu V. 724-51. wird gegen Mosheim bewieſen, daß der Dichter hier ſeine Ideen nicht blos aus der gemeinen Meynung, ſondern aus Pythagoriſchen und Platoniſchen poetiſch eingekleideten Lehrſätzen genommen habe: Exc. XIV. über die Prophezeyhung der Römiſchen Schickſale, bey welcher Gelegenheit die ähnlichen Erfindungen neuerer Dichter z. E. des Spencer, Arioſt, Taſſo, des Grafen von Erceira in ſeiner Henriqueide, des Camoens u. a. verglichen werden, die theils durch Geiſter und Zauberer ihren Helden dergleichen verkündigen laſſen, theils zu Geſichtern und Träumen ihre Zuflucht nehmen, wie Voltaire in der Henriade, Mme du Boccage in der Colombiade, Chaplain u. a. m. Das Reſultat von dem allen iſt, daß Virgil durch die von der Philoſophie zu Hülfe genommne Seelenwanderung dies Süjet am glücklichſten bearbeitet habe, und auch hier ihm das Lob der vortreflichen Nutzung fremder Erfindungen bleibe. „Homerum haud dubie ante oculos hu-

habuit at ab Homerica Necyia quantus artis & ingenii progreſſus ad Aeneidis librum ſextum!„

Wir erwähnen noch zuletzt des XVten Exc. über das Thor der falſchen Schatten, wo Aeneas wieder herausgeht. So wie Hr. H. nicht wie ſo viele Ausleger hier künſtelt, die ihren Autor nie was zu Schulden kommen laſſen wollen; ſo iſt er dennoch mit Recht wider die Meynung, daß Virgil in dieſer Stelle ſeine vorige Erzählung von der Unterwelt für fabelhaft habe erklären wollen. — Wie iſt es möglich, einen ſolchen Gedanken bey dem Dichter nur zu vermuthen! und doch haben gelehrte Leute dieſen Einfall der Grammatiker annehmen und vertheydigen können! Hr. H. glaubt alſo, daß V. fürs erſte wenigſtens keinen beſſern Weg für den Aeneas habe finden können. Aus einem andern Thore mußte ſein Held wieder fort. Die doppelten Thore des Schlafs fielen ihm ein. Aus denen, welche den würklichen Schatten den Ausgang verſtatten, konnte Aeneas nicht kommen, denn weder er, noch die Sibylle, waren würkliche Schatten. Alſo mußten ſie zum andern hinaus, wo die falſchen Schatten herkommen. Das nachtheilige, was für ſie daraus folgte, ſah Virgil entweder nicht recht ein oder wollte es auch künftig noch verbeſſern. Kurz, ganz iſt hier V. wohl nicht zu entſchuldigen. (Und vielleicht verführte ihn eben die zu treue Nachahmung des Homers, daß er das für ſein Gedicht nachtheilig daraus flieſſende überſah; denn ſonſt hätte er freylich, wie Hr. H. ſehr gut erinnert, Aeneas aus eben dem Thore herausgehn laſſen können, wo die für neue Körper gereinigte Geiſter herkommen. Aber man ſieht auch aus dieſem Beyſpiel den leichten Irrweg des größten menſchlichen Witzes.)

Nur mit zwey Worten wollen wir unſre Leſer noch auf die dem Inhalte des III-IVten Buchs hinzuge-

fügten kurzen aber reichhaltigen Anmerkungen aufmerkſam machen. Die z. B. beym dritten Buche beſchäftigt ſich mit der Urſache, warum dieſes Buch nicht allen ſo gefalle, wie die beyden erſten und die beym ſechſten widerlegt Homens Tadel, daß die Epiſode von der Reiſe des Aeneas in die Unterwelt zu weit vom Inhalte des Gedichts entfernt ſey; abermals eine gute Lehre für die beſtändigen Nachbeter des ſonſt ſchätzbaren aber nicht untrüglichen Home! — Die beyden folgenden Bände dieſes Werks, zumal den dritten, erwarten wir mit Verlangen, wogegen wir offenherzig wünſchen, daß der *Index uberrimus* Hrn. H. von dem uns jede Arbeit ſo ſchätzbar iſt, nicht zu viel Zeit und Mühe verurſachen möge, da wir den ſonderlichen Nutzen davon bey ſolchen Ausgaben wie die gegenwärtige iſt, nicht recht einſehn. Wie ſelten braucht der größte Theil der Leſer einen ſo reichen Index, und auf den Nothfall haben wir ja dergleichen in andern Ausgaben! Deſto willkommner ſollen uns die Zuſätze zu den beyden erſten Bänden ſeyn.

Og.

XIV.

Joh. Chriſtoph Gatterers, Königl. Großbr. Churf. Braunſch. Lüneb. Hofraths u. ſ. w. Einleitung in die ſynchroniſtiſche Univerſalhiſtorie, zur Erläuterung ſeiner ſynchroniſtiſchen Tabellen. Göttingen, bey Vandenhöck, 1771. Erſter Theil, 164 Seiten in 8. Zweyter Theil, 1096 Seiten. Nebſt mehrern Tabellen.

Die

Dieſes iſt bereits die vierte Schrift, in welcher Hr. G. eine Art von Auszuge der allgemeinen Weltgeſchichte mittheilt: und jede derſelben hat ihr eigenes Verdienſt; jede kündigt auf die erſten Blicke den Mann an, der ſeiner Materie mächtig worden iſt, nachdem er ſie lange unterſucht hatte. Wir haben ehemals ſeine ſynchroniſtiſchen Tabellen beſchrieben. *) Da er ſie zu ſeiner Abſicht, nemlich einen Leitfaden zu halbjährigen Vorleſungen über die Univerſalhiſtorie zu haben, zwar dienlich befunden, aber auch bemerkt hat, daß ſeine Zuhörer bey der Anhörung ſeines Vortrags, denſelben gemeiniglich nicht nach ſeinem Entzwecke nützten: ſo entſchloß er ſich, einen Commentarium, oder noch eigentlicher Diktata über jene Tabellen drucken zu laſſen; aber nur darum, weil er glaubte, ſie ließen ſich gedruckt leichter leſen, als ohne Fehler und Zeitverluſt nachſchreiben. Dieſer Beſtimmung gemäß, hat er hier manche Stücke, beſonders Tabellen, Rechnungen, neue Entdeckungen u. d. gl. m. umſtändlicher ausgeführt, als die übrigen Dinge, die man ſchon in andern Büchern findet. Vorzüglich hat er auch Auszüge aus manchen ſeiner noch ungedruckten Abhandlungen mitgetheilt. Die mittlere Geſchichte nach der Völkerwanderung, ingleichen die neue, ſind nur in einem kurzen Abriſſe vorgetragen; theils weil ſich von dergleichen Geſchichten, wo das meiſte bekannt iſt, weit leichter mündlich reden läßt, theils weil auch beſondere Vorleſungen über die deutſche Reichshiſtorie und über die europäiſche Staatengeſchichte pflegen angeſtellt zu werden.

Nach einigen Vorerinnerungen über die Geſchichte, läßt der Hr. Verf. den allgemeinen Theil der Univerſalhiſtorie folgen. Hier beſchreibt er zuerſt

*) A. d. Biblioth. Anhang zum I-XII. Bande, S. 747.

die Erde, den Schauplatz dieſer Geſchichte, nach ihrer Größen, ihren mathematiſchen Eintheilungen, natürlichen und politiſchen Aenderungen, ihren Haupteintheilungen, den alten und neuen Namen der Hauptländer. Sehr nützlich iſt die Vergleichung der Länder des Erdbodens in der alten und neuen Zeit, S. 29-54. Zuletzt folgt eine kurze Nachricht vom Urſprunge und von den Schickſalen der Landkarten und Erdkugeln. Darauf wird vom Menſchen gehandelt, unter folgenden Artickeln: Stufenweiſe Abnahme des Alters der Menſchen; das äuſſerliche der menſchlichen Körper, ſowol in Anſehung der Statur, als auch der ganzen übrigen Geſtalt, und beſonders in Anſehung der Farbe; Lebensarten der Menſchen; inſonderheit Handlung und Schiffahrt, deren bündige Geſchichte S. 69-89 ſteht. Woher die Bekanntſchaft der weſtlichen Völker mit einem ſo entfernten und ſo ſpät eroberten Lande als Indien, das doch ſtets die Hauptquelle der Großhandlung war, gekommen ſey, erklärt Hr. G. dergeſtalt. Indien und Bactriana ſind, wie er anderwärts zu zeigen geſucht hat, die erſten Länder, die von den Menſchen nach der Sündfluth bevölkert worden, und die weſtlichen Aſiater, ſo wie die Africaner und Europäer, haben, nach ſeiner Meynung, in ihren Voreltern auch einmal daſelbſt gewohnt. Daher die Kenntniß der vortreflichen Naturgaben Indiens, und die mit einer Art von Heimweh verbundene Lüſternheit nach denſelben, in Gegenden, wo man ſie bald nach der Zerſtreuung der Menſchen eben ſo ſehr vermißte, als man im Stande war, den Weg dahin wieder zurück zu finden, das iſt, im weſtlichen Aſien, und in den weſtlichen Ländern Aſiens und Europens. — Die allgemeine Abſchilderung des Menſchen wird nun fortgeſetzt. Anzahl der Menſchen auf dem bekannten Erdboden. Er glaubt, und wir mit

ihm,

ihm, daß die Staaten vor Christi Geburt, überhaupt zu reden, volkreicher gewesen, als die nachherigen. Die jetzige Anzahl der Einwohner in den europäischen Staaten, verglichen mit der Größe der Länder, mit der Summe der jährlichen Einkünfte, und mit dem Bestande des stehenden Kriegsheeres, wird auf einer besondern Tabelle vorgestellt. (Frankreich werden daselbst nur 16. bis 18 Millionen Menschen gegeben; aber nach der neuesten Berechnung des Abbé Expilly vom J. 1767. sind es 22 Millionen.) Endlich folgt eine ausführliche Nachricht von allen bekannten Sprachen der Welt, deren historische Benutzung gezeigt, und eine systematische Anzeige derselben mitgetheilt wird, S. 101-164. Es werden eilf europäische Hauptsprachen, und also eben so viele Hauptvölker unsers Welttheils angegeben. Jene sind: 1) die Vaskische oder Biscayische, 2) die Altgallische, oder jetzige Schottisch-Irrische, 3) die Finnische nebst der Ungrischen, 4) die Kymrische, oder die Sprache von Wales, Cornwall und Bretagne, 5) die Griechische, 6) die vier Töchter der Lateinischen, 7) die Arnautische oder Albanesische, 8) die deutsche, 9) die Lettische, 10) die slavisch-wendische, 11) die türkische oder tatarische. Wenn es S. 119. heißt: Hr. von Kollár, (nicht Kollari, wie im Buche steht,) behauptet, daß die ungrische Sprache in der grammatischen Einrichtung mit der türkischen sehr übereinkomme; aber in Ansehung der Wörter von ihr sehr verschieden sey: so ist dieses zwar richtig, man kann aber hinzusetzen, daß die ungrische Sprache auch von dieser Seite eine starke Aehnlichkeit mit der hebräischen und andern morgenländischen Sprachen habe, z. E. in Ansehung der Suffixorum. So viel sich der Recensent entsinnen kann, hat bereits vor fast dreyßig Jahren ein Ungar, dessen Name, wie er glaubt,

Oertel war, in einem eigenen Buche ſolches bewieſen.

Im zweyten Theil der Univerſalhiſtorie kommt nun die zuſammenhängende Erzählung der großen Weltbegebenheiten. Die ganze Univerſalhiſtorie bringt Hr. G. unter vier Epoquen: Die Schöpfung der Welt, den Urſprung der Nationen, (im J. d. W. 1809.) die Völkerwanderung, und die Entdeckung von Amerika. Da in jeder der daraus entſtehenden Perioden eine eigene Gattung von Erkenntnißquellen der hiſtoriſchen Wahrheit herrſcht; ſo giebt er ihnen davon folgende Beynahmen: Das Zeitalter der hiſtoriſchen Nothmittel, der bibliſchen und claſſiſchen Geſchichtſchreiber, der Chroniſten und Urkundenſchreiber, endlich der Sammler, Aeſthetiker, Critiker und Pragmatiſten. Weiter nimmt der Hr. V. acht herrſchende Nationen an, welche dazu dienen, die ganze Völkergeſchichte in chronologiſcher Folge ſowol, als im ſynchroniſtiſchen Zuſammenhange zu erzählen, weil mit denſelben immer viele andere Völker im Verhältniſſe geſtanden haben, bald als Unterthanen, bald als Vertheidiger ihrer Freyheit, bald auch als Mitbuhler um die Herrſchaft. Es ſind dieſe: Die Aßyrer, ſeit dem J. d. W. 1874. die Perſer ſeit dem J. d. W. 3425. die Macedonier ſeit dem J. d. W. 3648. die Römer ſeit dem J. d. W. 3838. das iſt, ſeit der Zerſtörung von Carthago und Corinth, oder auch von Cäſars Dictatur an, ſeit dem J. d. W. 3939. die Parther ſeit dem J. d. W. $3733\frac{1}{3}$ und die Perſer ſeit dem J. C. 226. die Deutſchen und Slaven ſeit dem 5ten Jahrhunderte nach C. G. die Araber ſeit dem J. C. 622. die Mogoln und Tataren, und zwar des Tſchingiskhan ſeit dem J. C. 1209. und des Tamerlan ſeit dem J. 1369. Auch nimmt der Hr. V. aus der Geſchichte zwölf größere Weltbegebenheiten heraus,

die

in der [illegible] Epoquen machen, nem-
): aus [illegible] lter, den Sündenfall, die
[illegible] ch; aus dem zweyten, die Ab-
ey, d[illegible] f der Wissenschaften, und die
t Ch[illegible] s dem dritten, den Pabst und Mu-
d, die [illegible] züge, die Buchdruckerkunst und
Constantinopel durch die Türken;
vier , die Reformation und das Triden-
nc [illegible] das Europäische Gleichgewicht,
stphälischen Frieden, endlich den philo-
[illegible] Geist der beyden letzten Jahrhunderte.

d [illegible] n Abriß trägt der Hr. V. die allgemeine
te [illegible] bst von S. 38. an vor. Wir wollen ei-
dem ersten Zeitalter bemerken. Adam ist
Meynung entweder in Indien, oder in
n Orus ostwärts gelegenen Gegend geschaf-
rden: und Eden ist das ganze südliche Asien.
[illegible] Stammvätern vor der Sündfluth muth-
, daß es wohl auch Namen der Stämme oder
s [illegible] seyn könnten. Er gesteht, daß er noch
[illegible] zem gezweifelt habe, ob die Sündfluth allge-
g [illegible] sen sey; aber jetzt, sagt er, halte ich es vor
„Die Ausdrücke die 1 Mos. VI, 12. 13. 17.
und VII, 3. 4. 19. 24. vorkommen, beweisen
lgemeinheit ganz unstreitig, und die Auslegun-
die einige davon machen, sind ungegründet:
t Moses nach der Sündfluth den ganzen
)den durch das Haus des Noah wieder bevöl-
Von den Versteinerungen und andern Grün-
[illegible] nichts zu gedenken.„ (Wir fürchten fast,
Freunde der Gegenmeynung eben durch die
ung Mosis sich vor berechtigt halten werden,
: Die Sündfluth war freylich allgemein in
[illegible] alle damals lebende Menschen ausser dem
und seinem Hause, und auf alle unter und ne-

ben ihnen in gleichem Bezirke lebende Thiere. Also da man beym Moses nicht die geringste Spur findet, daß zu dieser Zeit mehr als ein Theil von Asien bevölkert gewesen sey, und da er ausdrücklich versichert, die Sündfluth sey eine Strafe des verdorbenen menschlichen Geschlechts gewesen: so sieht man keinen Grund zu glauben, und vielmehr wird es desto unwahrscheinlicher, daß alle vier Welttheile sollten überschwemmt worden seyn. Und alsdenn ist die ganze Erde beym Moses eben so wie in andern biblischen Stellen, der ganze Erdstrich, von dem der Schriftsteller redet. Unter dem Gebürge Ararat versteht Hr. G. den Paroxamisus; so daß der erste Aufenthalt der Menschen nach der Sündfluth, und der Mittelpunkt ihrer nach und nach erfolgten Ausbreitung auf dem ganzen Erdboden, die Gegend von Bactra und das nordwestliche Indien gewesen wären.

Aus dem zweyten Zeitalter. Der Versuch einer Erklärung des mosaischen Bevölkerungssystems (S. 51-103.) ist sehr lesenswürdig; aber für einen Auszug zu weitläuftig. Nur die allgemeinen Gränzlinien der mosaischen Bevölkerungskunde, schreibe ich von S. 67. fg. ab. „Die Japhetiten, sagt Hr. G. wohnten zu Mosis Zeiten von Bactriana und Sogdiana an, rings um das caspische Meer herum, im Süden bis an die Küsten von Kleinasien, im Norden von dem Uraltag oder den Riphäischen Gebürgen, bis nach Europa hinüber, woselbst die westliche Gränzlinie vom Tyras oder Dnjester an, längst den Küsten des schwarzen Meers, über Thracien hinweg, bis an die abendländische Küste Griechenlands, mit Einschlieſſung der südöstlichen Küste Italiens, fortlief. Die sogenannten Indo-Scythen haben allem Ansehen nach, damals schon an dem Ober-Indus hin gewohnt; aber die Perser noch nicht in ihren nachmaligen südlichen

ie Semiten wohnten zu Mo-
Indien, gegen den Ganges hin,
des Südmeers bis an den per-
in Elymais, Aßyrien, Chaldäa,
esopotamien, und bey weiterer Aus-
zen Gegenden von Palästina, im Nor-
von Arabien, endlich auch, aber viel-
t zu Mosis Zeiten, in Abyßinien oder
Die Chamiten wohnten zu gleicher Zeit
das ist, in Mesopotamien und Babylo-
im südwestlichen Arabien, (aber unge-
als schon, wie hernach in Ethiopien):
durch ganz Egypten, die nächsten West-
ens vielleicht mit eingeschlossen, über einen
trich von Arabien, und längst der Küste
na und Syrien, Cypern mit eingeschlos-
nach Colchis. Mit der Zeit, und zum Theil
Mosen würden die Chamiten, vornemlich
mitische Stämme, denen sie in Arabien,
en, und zuletzt auch in Canaan weichen muß-
eingeschränkt, und hier und da zum Abzuge
wo ihnen keine Länder zustunden, gezwun-
oder ausgerottet.„

m Hr. G. zum Aßyrischen Völkersystem
, theilt er erst eine Vergleichung des Petavi-
mit dem Jacksonischen Zeitrechnungssystem in-
R nungen über die Anzahl der Menschen
n Pelegs Zeiten mit. Unter andern kom-
149. fg. hier schöne Untersuchungen über die
en Scythen vor. Der Hr. V. bringt die
Erzählung vom Ursprunge derselben aus dem
us bey, behauptet wider Bayern, daß der
en Erzählung genannte Araxes, an wel-
die Scythen zuerst gewohnt haben sollen, nicht
Wolga, sondern der Oxus, oder der mosaische

Sie

Antheil daran hatten, nach dem Cäsar, Strabo, Plinius, Tacitus und Ptolemäus, mit großem Fleiße erörtert, S. 686 - 854. sodann folgen die Züge und Kriege der Germanier, vom Marcomannischen Kriege, bis zum Anfange der fränkischen Monarchie, S. 855 - 911. weiter die übrigen Wanderungen der Deutschen sowol, als der Avaren, Bulgaren und Ungarn, oder die fortwährende Entstehung der heutigen europäischen Staaten, vom J. 486 - 893. (S. 911 - 954.) endlich der Ursprung und die Wanderungen der Slaven, bis zur Mitte des 9ten Jahrhunderts, da der Pohlnische und Rußische Staat entstanden sind: wozu noch die Uebersetzung einiger Stücke aus Nestors Rußischen Jahrbüchern, als eine Beylage kommt.

Weder Herr G. noch unsere Leser werden erwarten, daß wir dieses Buch loben. Es ist genug, wenn wir noch hinzusetzen, daß es ausser seiner nächsten Bestimmung, allen gelehrten Freunden der Geschichte, auch selbst in seinen Muthmassungen, die weit mehr als glänzende Hypothesen und gewagte Einfälle sind, schätzbar seyn müsse, und daß man überhaupt daran den festen mit langer Bedachtsamkeit gelegten Grund erkennt, der alle Werke eines Gatterer charakterisiret.

Ml.

XV.

Carl Philipp Kopp, Fürstl. Hessencasselischen Oberappellationsgerichts-Rathes, ausführliche Nachricht von der ältern und neuern Verfassung der geistlichen und Civilgerichte in den Fürstlich Hessencasselischen Landen.

Erster

Erster oder historischer Theil, 4 Alph. 15 Bogen, anderer oder praktischer Theil, 2 Alph. 15 Bogen 4. Cassel, bey Cramer, 1769 - 1771.

Wäre dieses Werk nicht schon in so vielen Journalen recensirt, und wie wir versichert sind, in den Händen der Kenner: so würde es Pflicht für uns seyn, unsre Leser umständlich von seinem interessanten Inhalt zu unterrichten. Itzt sey uns, um keine Unterlassungssünde auf die Bibl. zu laden, genug es anzuzeigen, und unser Körnchen Weyhrauch auf den Altar zu werfen, der den hochachtungswürdigen Verfasser errichtet ist.

Mit Ehrerbietung und einer Art von Enthusiasmus schlagen wir das Buch wieder auf, das uns bey dem Durchlesen so vielen Unterricht und Vergnügen gegeben hat. Hier ist keine compilatorische, ausgekramte, diffuse, sondern wahre, lehrreiche und wohlgeordnete Erudition; hier ist ein Mann, der eben so großen Eifer als Fähigkeit hat, in die Schachte der alten Zeit ohne Furcht vor den Wettern und Wassern, die einem dort aufstossen, zu steigen, neue Minen zu suchen, und die gewonnene Stufen mühsam von den vielen Schlacken zu reinigen, und dem doch, was so vielen Alterthumsforschern widerfährt, durch das Herumwandeln in diesen dunkeln Gängen der Kopf nicht düster und die Augen nicht blöde geworden sind.

Der Titel verspricht nur einen Localnutzen, eine Erläuterung der Heßischen Gerichtsverfassung. Aber das Buch selbst enthält so viele wichtige Bemerkungen über das alte deutsche Gerichtswesen überhaupt, daß es auch ausser Hessen einem jeden Freund vaterländi-

ländiſcher Sitten und Rechte höchſt ſchätzbar ſeyn muß.

Nach dem erſten Plane wollte der V. nur den heutigen Heſſen-Caſſeliſchen Proceß beſchreiben, und in einem Vorbericht von der Einrichtung der Heßiſchen Gerichte in den mittlern Zeiten handeln. Urceus coepit inſtitui, ſed amphora exibat. Als er an die Arbeit kam, fand er ſo vielen Stoff, als ſich in die Gränzen eines Vorberichts nicht einſchlieſſen ließ. Er widmete alſo dieſer Materie einen eignen Theil, der itzt der erſte in dem gegenwärtigen Werke iſt.

Das erſte Stück enthält in 51. §§. eine mit groſſer Kenntniß abgefaßte Rechtsgeſchichte von Heſſen. Eine Anmerkung S. 25. gegen Grupen, welcher mit Unrecht das Alter des Kaiſerrechts in das 14. Jahrhundert herunterſetzt, weil der Verfaſſer die Decretalen Bonifacius VIII. anführe, indem unter dem dort angeführten geiſtlichen Recht, das weit ältere Gratianiſche Dekret gemeynet ſeyn kann, und ein Verſuch §. 23. wie das Kaiſerrecht in Anſehung der Verjährung mit dem Schwaben- und Sachſenſpiegel in eine Uebereinſtimmung zu bringen ſey, haben uns vorzüglich gefallen.

Das zweyte Stück beſchreibt die ältere Verfaſſung der geiſtlichen Gerichte in Heſſen, und handelt in der erſten Abtheilung von der Gerichtsbarkeit der Biſchöffe in weltlichen Sachen und ihren weltlichen Gerichten; in der zweyten von ihrer Gerichtsbarkeit in geiſtlichen Sachen und ihren geiſtlichen Gerichten überhaupt; in der dritten von den Sendgerichten inſonderheit, in der vierten von den Eingriffen der geiſtlichen Gerichte in die weltliche Gerichtbarkeit der Stände; in der fünften von den geiſtlichen Gerichten in Heſſen.

Im

Im dritten Stück, dessen Gegenstand die welt-
(richte sind, spricht die erste Abtheilung von
aftschaften und Centen in Hessen; die zweyte
en Landgerichten und der landgräflichen obersten
rkeit; die dritte von den Centgerichten; die
e von den Stadtgerichten; die fünfte von den
fen; die sechste von einigen Particulargerich-
die siebende von den Friedensgerichten, die
von den Gastgerichten.

as vierte Stück beschäftiget sich mit dem Pro-
in den alten Heßischen Gerichten. Den Be-
s dieses Bandes macht eine ansehnliche Samm-
von Urkunden, wovon die meisten unedirte, ei-
auch mit Anmerkungen des V. begleitet sind.
graphische Register über diese Documente,
alphabetische Verzeichniß der merkwürdig-
b nn vorkommenden Personen, machen die
ung noch nützlicher.

zweyte Band beschreibt den itzt üblichen
bey den Hessen-Casselischen Gerichten; so daß
ersten Buche von dem Untergerichtsproceß, im
ten von dem Verfahren bey der Regierung, im
en vom Proceß bey den geistlichen Consistorien,
im vierten von der Procedur bey dem Oberap-
gericht gehandelt wird.

an denke nicht, daß der V. aus den Schriften
den gemeinen Proceß compiliret habe. Nein,
bt eine Beschreibung des eigentlichen Heßischen
es, das heißt, er bringt die Heßische Landes-
gen, Rescripte, Decrete und gemeine Bescheid
ein System. Da die Grundlage des Heßischen
es aus den gemeinen Rechten entlehnt ist, so
, wie auch die Vorrede erinnert, manches ge-
den, was auch die gemeine Rechte sagen; aber
trift doch zugleich viel eigenthümlich Heßisches

an. Im Text ſteht die jetzige Gerichtsverfaſſung; in den Noten ſind die ältern Geſetze angebracht, daß man mit einem Blick die Succeßion der [illegible] jeder Materie überſehen kann.

Noch müſſen wir einer kleinen Controvers gedenken, die ſich zwiſchen dem V. und dem Hrn. von Selchow entſponnen hat. Hr. K. behauptet, daß in der Cammergerichtsordnung von 1495. und in der Heßiſchen Gerichtsordnung von 1500. unter den kaiſerlichen gemeinen beſchriebenen Rechten, und des Reichs gemeinen Rechten auch die alten Rechtsbücher, Sachſenſpiegel, Schwabenſpiegel und Kaiſerrecht zu verſtehen ſey. Hr. von Selchow hingegen rechnet dieſe Bücher zu den redlichen, erbaren Gewohnheiten des Fürſtenthums und der Landſchaft. Hr. K. vertheydigt ſeine Meynung in dem Anhang zum erſten, und in der Vorrede zum zweyten Bande. Wir fürchten, die Partheyen möchten exceptionem judicis incompetentis opponiren, wann wir zwiſchen ihnen richten wollten.

Sr.

XVI.

Catalogus Codicum Mſſtorum Bibliothecae Bernenſis, Annotationibus criticis illuſtratus. Addita ſunt Excerpta quam plurima et praefatio. Curante *I. R. Sinner*, Bibliothecario. Tomus II. Bernae. Brunner et Haller, 1770. 630 Seiten in 8.

Warum ſind doch nicht alle Bibliothekäre ſolche wie Leßing und Sinner von Balaigue. Die Verdienſte und Entdeckungen des erſten ehrt und nützt das deutſche Publikum. Hr. v. Sin-

ner

r war auswärtigen bis dahin weniger bekannt, wer er ſein im Stillen fortwachſendes Verdienſt kennen nt, wird ihn verehren. Dieſer zweyte Theil eines atalogen der Berniſchen Handſchriften, deſſen erſter r zehen Jahren erſchienen iſt, iſt in mancher Abſicht ɔr ſchätzbar. Was helfen die reichſten Schätze wenn hinter vier Mauren den Augen aller Erdebowohner rborgen liegen? Sie bekannt machen und ihre Nuung verſtatten, iſt ein eben ſo großes Verdienſt, als ſammlen. Aber wenige Verzeichniſſe ſind ſo unhi nd und lehrreich für den Geſchichtforſcher, mit m Fleiße und ſolcher Kritick geſchrieben. Wir chten es nemlich als einen Aushängezeddul, der n Liebhaber kritiſcher Waare zu ihrer Beſichtigung l, nicht als die Waare ſelbſt; welches den urf beantworten kann, der mir gemacht wor- als wären dieſe Mſpte gleichwol noch nicht erɔft.

Aus dem erſten Theile des Catalogi der gedruckund dem erſten der ungedruckten Bücher iſt die uth, mit welcher Jacob Graviſet v. Liebek die rſiſchen Handſchriften der Republick Bern zu lichem Gebrauch überließ, und der patriotiſche r mit welchem dieſe Republick, von Standesweb aus Privatfreygebigkeit, dieſen Schatz je r und mehr bereichert, allen Leſern bekannt. Auch je Nachrichten von einem beſondern Glücke, ſie der Anſchaffung auserleſener Bücher, und n ɔ ſeltener iſt, in der Wahl ſehr vorzüglicher dienſtvoller Bibliothekare gehabt hat. Hal- und Engels würdiger Nachfolger liefert uns hier ſchreibung des hiſtoriſchen, alſo wohl des wich- Theils der Handſchriften. Wir wollen einige ze auf das geben, was uns das wichtigſte

S. XII. fg. der Vorrede, berichtet Hr. v. Sinner eine ſehr reiche Sammlung Briefe aus dem 16 Jahrhundert, welche auf der Bibliothek liegen, und im erſten Theile hatte er eine ähnliche Sammlung bongarſiſcher Briefe angekündiget. Ich ſchätze dergleichen Sammlungen aus eigener Erfahrung ſehr hoch und bitte den Hrn. v. S. oder wenn es von ihm nicht abhängt, eine Regierung, welche ſonſt nicht leicht irgend ein gutes Unternehmen ohne Unterſtützung läßt und ſchon ſo große litterariſche Verdienſte hat, uns bald mit einer ſolchen auserleſenen — denn nicht jeder alte Brief iſt merkwürdig — Sammlung zu beſchenken. Ich darf überhaupt von den ſchweizeriſchen Bibliotheken, beſonders auch der neuern Geſchichte des 16. und 17 Seculums, noch manche wichtige Aufklärung verſprechen. Das Kirchenarchiv zu Zürich beſitzt ganze Schränke dergleichen Nachrichten, unter welchen gleichwol vieles merkwürdige ſtecken muß. Auf der Bürgerbibliothek daſelbſt ſind ebenfalls wichtige Sammlungen. In St. Gallen ſind vom gutten Vadian noch ſehr gute Schriften. Hr. Inſpector Simler in Zürich, durch ſeine Beyträge für einen fleißigen Forſcher bekannt, hat über das 16te Seculum wohl die weitläuftigſte Sammlung, welche jemals ein Privatmann beſeſſen hat und ſammelt noch immer. Ich halte die Schweitzer für fähig, aus allen dieſen Sammlungen eine ganz neue helvetiſche Kirchengeſchichte neuerer Zeiten zu ſchaffen und überhaupt der ganzen neuen Geſchichte ſehr wichtige Erläuterungen zu verſchaffen. Unter andern wären die bongarſiſchen Briefe und einige brittiſche Correſpondenzen des Drucks ohne Zweifel vorzüglich werth. Aber Claßification, Auswahl und hiſtoriſche Noten ſind auch unentbehrlich. Möchten doch die helvetiſchen Geſchichtforſcher, indeß wir auf unſern Univerſitä-

ten

äten ein Compendium aufs andere häufen, ein
yſtem aus dem andern abſchreiben, möchten ſie ein
wichtiges Geſchenk, und wär es auch nur ein Real-
egiſter aller ihrer ungedruckten Nachrichten auf Sin-
ers Weiſe, uns bald machen! Realregiſter dann
rklich ſollte man das Publikum mit den ſteifen Höf-
chkeiten und unwichtigen Eingängen und Schlüſſen,
uch ſämtlicher homiletiſcher Schwatzhaftigkeit vieler
er Briefe verſchonen! Unüberſtehlich und über Men-
kräfte iſt die Arbeit nicht, es dürften nur einige ſich
mmen thun, es dürfen nur aufgeklärte Regierungen
yn, welche unſchädlichen Nachrichten nicht ein ängſtli-
Anſehen politiſcher Gefährlichkeit geben, welche wir
Obern Sinners ſelbſt zur Bekanntmachung er-
tern.

Jedermann weis, welche Aufklärungen ein phi-
hiſches Studium des Geſchlechtregiſters einer
ache der Geſchichte eines Volks gewähret, wie
eles auf den Nationalcharakter ſich daraus richtig,
gehöriger Behutſamkeit ſchlieſſen läßt. Die
e. n. Sinners, zumal aus den älteſten fran-
ſtſtellern, ſeine Auszüge einiger franz.
des 12. 14 Jahrhunderts (Lauſanne 1759.
) genommen, können dem Geſchichtforſcher
franzi chen vieles Licht geben. Wenn auch der
ausgebreitet nicht ſeyn ſollte, als ein philo-
er Kopf ihn machen kann, ſo belohnt ſich die
ſelbſt ſchon durch die auſſerordentliche Wolluſt
Unterſuchungen, welche ſo vieles Neue ent-
. Auberge kömmt S. 141. von *Herberge*,
ſ Sammt, *Bled* iſt auch im Latein des Mit-
Bladum, *Phyſician* Engl. ein Arzt, hat dieſe
ng auch im alten Franzöſ. von Soror kam
r noch *Sereur*; das Altdeutſche Sakmann
n ſtatt, plündern, kömmt auch hier vor, met-
a Sacqueman. Dieſe Beyſpiele ſind eben nicht

die wichtigſten, aber ſie ſind die
nun beyfallen. Romunſch, die Sp
lichen Gegenden Helvetiens, eines
ſchiedenen Stammältern und Zungen,
der allgemeine Name des franzöſiſchen,
ſetzte häufig de Latin en Roman, wie
J. J. 1206. Ganz abgeſtorbene Wort
läutert Herr S. bisweilen in einer kurzen
er hätte es immerhin öfter thun mögen.

S. 33 - 36. ſteht eine ſchöne Stelle von der Fruchtbarkeit Paläſtinens und zur Geſchichte des Zuckers (Zuccura hier) im 12 Jahrhundert aus einem ſehr ſorgfältigen Reiſenden. Die Beſchreibung des Beylagers der Schweſter Friedrichs III. mit einem Prinzen von Niederbaden J. J. 1447. iſt für unſere Vorfahren charakteriſtiſch. „Und uff der Hochzyt „do ward brucht andarthalb hundart fudar wyns. „Item aber ward do gebrucht 100 Ochſen und me. „Und 1500 Kelber. Und 8000 gens. Und 15000 „hüner. Und tuben ön zall. Und warend dä 6000 „Pfäritt. Und gab man jederman genug von der „Höf wer dar kam, arm und rich, öch hurm und „buben ön Zal vill. Und armen lüt faſt vil, ſarlub „ſpillüt.„ Aus Gregor Hagen, einem Zeitgenoſſen S. 117 - 127. rührende Geſchichte des Ugolino, über deſſen unglücklichem Ende man ſeine Ungerechtigkeiten gern vergißt. S. 159. bis 177. Nachricht von Peter von Eboli, deſſen Gedicht über den Krieg auf Sicilien zwiſchen Heinrich VI. (welchem er nach altem Herkommen der Lobredner niedrig ſchmeichelt) und Tancreden Herr Landvogt Engel 1746. herausgegeben hat. Peter weis nichts von der ſeltſamen Anekdote des Britten Rogers v. Hoveden, betreffend die Grobheit des heiligen Vaters bey der Krönung dieſes Kaiſers, welche auch Häberlin, wie mir deucht,

mit

ſt Rechte, verwirft; doch möchte Peter der Lobdich-
r eben kein unpartheyiſcher Zeuge ſeyn, denn wer
ird etwas ſo beleidigendes in einer Art Lobrede wie-
rholen und verewigen? Der Mann iſt überhaupt
tſetzlich partheyiſch gegen Tancred und ſeine Leute.

Von 185. bis 218. ſteht ein vielleicht etwas zu
äufliges Excerpt über Gerhard, Graven von
uſſillon, einen der mächtigſten Großen in Frank-
i zur Zeit der Karolingen, Carl des Kahlen
d iger, den das Glück bis zum Kohlenbrenner
edrigte, wieder zum Grafen erhobe, Held, Ueber-
nder, und zuletzt einen Heiligen werden ließ. Naive
tellen finden ſich in dieſer Geſchichte verſchiedene,
eſpräch ſey ein Beyſpiel, über welchem Karl und
Grafe Feinde wurden. Bey Gelegenheit einer Hand-
vom Froiſſard kömmt S. 220-230. ein Aus-
nes Lebens vom Hrn. Delacurne de St. Palaye.
rdings verdient er Biographen, Bewunderer und
, denn Geſchichtſchreiber in ſo vortheilhaften Um-
en und ſolche fleißige Geſchichtſchreiber, welche
Umſtand nützen, welche den großen Gedanken
ichtbeſchreibung immer mit ſich, ins Cabinet,
d, auf die Schauplätze großer Begebenheiten,
all hintragen und ſo recht für die Geſchichte ge-
: ſind, wie Froiſſard, die ſind gar zu ſelten.
iſſard iſt meines Bedünkens noch nicht er-
pft, am wenigſten philoſophiſch genützt; es iſt aber
ganzen Mittelalter faſt gar keiner, ſie werden
Unwiſſenden, welche ſie nie angeſehen haben, un-
n als Barbaren verdammt.

Wilhelmen von Tripoli S. 281. ſollte man al-
ngs herausgeben. Er hat Fabeln, er hat vieles
te, viele bloße Wiederholungen, er hat viele tolle
gungen nach dem Geiſte ſeiner Zeiten, er hat
Namen ganz barbariſch gemißhandelt, aus Abu-

becher Bobert gemacht, das iſt alles wahr; wir ſind aber noch ſo gar arm an mittlern Geſchichtſchreibern der Morgenländer, Wilhelm erzählt ſo ehrlich und getreu eine Menge beſonderer Umſtände, und die Beſchreibung der Kriegesmacht des Mamluckenſultans, des großen Baudocdars, des Eroberers von Armenien (1275), eines der merkwürdigſten und größten Fürſten (den Wilhelm S. 304-312. auch intereſſant genug beſchreibt) wie auch S. 321. bis 329. Die Poſtcharte ſeines Reichs macht mich immer mehr nach dem Ganzen und nach kritiſchen Noten dabey lüſtern; denn man hält doch wohl die Bearbeitung der morgenländiſchen Geſchichte nach Deguignes Werk nicht für überflüſſig oder für Pedanterey? Man muß noch vieles, vieles ſammlen, noch manchen Verfaſſer leſen, ehe ſich an die Ausarbeitung, an ein Syſtem der morgenländiſchen Geſchichte noch denken läßt.

Wenigſtens ſo ſehr, wann nicht noch ernſtlicher als dieſen, wünſchte ich der Geſchichte aus dieſer Bibliothek noch eine andere Bereicherung; einen Marc Paul, aus dem vortreflichen Codex, welchen Hr. v. Sinner S. 419-456. beſchreibt. Es iſt unbegreiflich, welch Zeug in einigen bisherigen Ausgaben ſteht: ſtatt nach Accon (Acre, Ptolomais, wie jeder Anfänger weis) finden die Geſandten des Koblai nach Bergerons Verderbung, den päbſtlichen Legaten zu Ancona. Geſetzt ein Kopiſte hätte ſo geſündiget, konnte denn Bergeron nicht wiſſen, daß dieſer Legate gleich darauf als Gregor. X. aus Syrien nach Brunduſium kam und vom Carl v. Anjou mit vielem Gepränge empfangen wurde? Bald glaube ich, gewiſſe Herren geben Bücher heraus, ohne ſie jemals ganz geleſen zu haben. Wenn der Berner Codex herauskömmt, ſo werden wir auch der Thorheit Sr. mogoliſchen Majeſtät nicht mehr lachen; es waren nicht 40000 Mann,

welche

welche Koblai den drey Venetianern entgegen ſandte, eine unbeſtimmte Zahl gieng ihnen 40 Tagereiſen weit entgegen. Berühmte Männer ſind wirklich ſehr zu bedauren; geſetzt der Geſchichtſchreiber erzähle keine Thorheiten von ihnen, ſo läßt doch wol der Kopiſte ſie welche thun. Ich halte den Mark Paul für ein Hauptbuch zur mittlern morgenländiſchen Geſchichte. Ein Mann von ſeiner Wißbegierde konnte in den 17 Jahren, welche er am ſineſiſchen Hofe zubrachte, ſchon etwas lernen. Noch einmal, wir ſollten nichts verſäumen, ihn richtig und ganz zu bekommen.

S. 345 - 363. Fragment aus dem III. Buch orientaliſcher Geſchichte von Jacob v. Vitriaco, durch welches ohne Zweifel der Hr. Verf. die Forſcher des Morgenlandes auf die übrigen Handſchriften dieſes Faches der Bibliothek aufmerkſam machen will; ſo viele ſchöne Nachrichten liegen in dieſem Fragmente durcheinander. Wie vieles mag nicht in allen den Geſchichtſchreibern der Kreuzzüge von S. 329-391. verborgen ſeyn! Wer aber iſt Patriot genug, fürs allgemeine Beſte der mittlern Geſchichte in dies Chaos Wahrheit und Gedicht und Traum ſich hinein zu ſtürzen, aus dieſen Dunkelheiten Licht heraus zu ſchlagen, bey welchem der Menſchenforſcher beobachten könne!

Auch Bernhard v. S. Pierre S. 367-376. chr' ich ganz leſen. Dies Excerpt enthält verſchie- e allerliebſte Nachrichten, vom Patriarchen He- les zu Jeruſalem, welcher öffentlich Madame la riarcheſe, hinaus über den Aberglauben ſeines ers, unterhielt; von Friedrich II. auf welchen Deutſchen ſtolz ſeyn dürfen. Bernhard entdeckt e Familienhiſtörchen, welches den Johann v. ne zue von ſeinem, auch in dieſer Erzählung l en Tochtermann entfremdete. Er hätte Joh freylich nicht haſſen ſollen, aber des er-

hoßten Schwiegervaters und des kalt bleibenden Friedrichs muß man wirklich lachen.

S. 457. 502. Auszug aus Mönch Ricold, ziemlich unterhaltend, aber von einem Verf., der gar zu mönchisch ist. Sehr schätzbar sind die Sammlungen kleiner Schriften zur neuern Geschichte von S. 548. 580. Ganz eigentlich gehören sie auf Bibliotheken und kurze Auszüge des Wichtigsten, dergleichen Hr. v. S. von einigen giebt, können die Originale dem gemeinen Publikum entbehrlich machen. Lehrreich ist der Auszug aus Alexander Sauvaige genuesischer Geschichte, S. 615. 627. den geschichtforschende Leser selbst nachsehen werden.

Die helvetische Geschichte erhält ebenfalls verschiedene Aufklärungen. S. 81. Gedicht eines Augenzeugen über die Einnahme des Aargau und anderer Besitzungen des geächteten Friedrichs von Tirol. S. 96. redet ein Zeitgenosse von der Schlacht bey Laupen 1339. und wird vom Hrn. v. S. mit Justingern und Tschudy verglichen. Er ist weder interessant noch sehr wichtig. Burkard v. Erlach statt Ellerbach heißt hier der östreichische Landvogt, welcher den Fryburgern half — entweder durch einen Schreibfehler oder aus Mißverstand des Verfassers, welcher ein Undeutscher, ein Ausländer seyn mochte, woher auch seine silva Forestum sich herschreiben mag. Die Beschreibung im Tschudy gefällt mir noch immer am besten.

Hier nemlich; denn von 1317. bis 1322. in der Geschichte der beyden Graven von Kyburg, Hartmann und Eberhard, gefällt mir Matthias v. Neuenburg (hier S. 523. 526.) weit besser. Der letzte gab vielen seiner Zeitgenossen Anlaß mit ihm unzufrieden zu seyn und Tschudy mag einen solchen gebraucht haben. Matthiä Erzählung ist so natürlich, so zu-

sam-

ſammenhängend; er hat den Urſprung der Uneinigkeit, den Buhler der Gräfinn Eliſabeth, den Umſtand, daß man Eberharden ſeine Wechſel ſo unrichtig nach der Univerſität übermachte und ihn Schulden zu machen zwang — er hat alles ſo gut auseinander geſetzt, daß er mir faſt den Glauben abzwingt. Einige übrige Zweifel ſtänden hier nicht an ihrem bequemſten Orte.

Ungemein ſchätzbar müſſen Hrn. v. S. Unterſuchungen des Geſchlechts der Grafen von Kyburg S. 529-548. allen denjenigen ſeyn, welche Deutlichkeit und Richtigkeit in der Vaterlandsgeſchichte — und in dieſer iſt dem forſchenden Bürger zumal in freyen Staaten auch eine Kleinigkeit in gewiſſen Umſtänden erheblich — wünſchen. Dieſe Unterſuchungen gründen ſich auf Urkunden Guichenons, Herrgottens und der Stadt Bern, wir haben ſie dem gemeinſchäftlichen Fleiſſe Hrn. Sinners und des Hrn. Landvogt Vatteville von Nidau, der durch die Geſchichte der Conföderation bereits rühmlich bekannt iſt, zu danken, und ſie können über verſchiedenes in der mittlern Schweitzerhiſtorie Licht ausbreiten. Der Philoſophe, welchem ſie unwichtig ſcheinen, mag bedenken, daß die Geſchichte, welche ich freylich ſelbſt lieber als ein Magazin Erfahrungen über das menſchliche Geſchlecht nutze, nach unſeren Verfaſſungen auch ein Archiv für den Juriſten iſt, und von der Aechtheit oder Falſchheit einer Urkunde oft das Schickſal eines Volkes, wenigſtens ſeine Ruhe, abhängt.

Ich ſehe dem dritten Bande dieſes Verzeichniſſes begierig entgegen und wünſche ſchließlich, ohne Zweifel mit Genehmhaltung aller Freunde der Litteratur, aller Geſchichtforſcher und unter andern aller helvetiſchen Patrioten, daß andere L. Stände wie die Regierung von Bern ihre gelehrten Schätze durch geſchick-

ſchickte Männer bekannt machen, Zürich z. B. ſeinen angefangenen Catalogus fortſetzen, beſonders Baſel ſeine vielen Mſpte durch einen gebohrnen Kritiker der Welt ankündigen, auch das ohne allen Zweifel ſehr wichtige Verzeichniß der Kloſter Sangalliſchen Bibliothek, an welchem Vater Pius Kold arbeitete, bald erſcheinen möge. Das Schickſal der Bibliotheken von Gemblours, Kempten und anderen, die gemeine Erfahrung, daß unſere Handſchriften mit den Jahren unleſerlicher, manchmal gar eine Speiſe der Würmer werden, dieſe Sorgen und ſolche Beyſpiele ſollten alle zu patriotiſchem Eifer aufwecken. Möchten doch alle Bibliothekare Leßinge oder Sinner ſeyn!

Sh.

XVII.

Die Harbkeſche wilde Baumzucht, theils nord-amerikaniſcher und anderer fremden, einheimiſcher Bäume, Sträucher und ſtrauchartigen Pflanzen, nach den Kennzeichen, der Anzucht, den Eigenſchaften und der Benutzung beſchrieben von Dr. Johann Philipp du Roi. Braunſchweig, im Waiſenhauſe, 1772. in gr. 8. Erſter Band, 28 Bogen und 2 Kupf. Zweyter Theil, 32 Bogen und 3 Kupf.

Dieſes ſchätzbare Werk iſt für mehr als eine Art Leuten wichtig. Der Botaniſt, der Forſtmann, der Gärtner, der Liebhaber und der Oekonom finden hier Gelegenheit ſich zu befriedigen. Der Verf. hat ſich über die Einrichtung im Vorberichte erklärt, den wir nicht abſchreiben, ſondern nur etwas daraus an-

gen wollen. Der Ritterſitz des Hrn. Hofrich von Veltheim, Harbke, enhält die Pflanzungen hier beſchrieben werden, und liegt an der Gränze magdeburgiſchen und Braunſchweigiſchen Gebiets. dem man an Pflanzungen nordamerikaniſcher ume Geſchmack gefunden (d. i. ſeit 20 Jahren et. wie Hr. du Roi bemerkt) haben wir doch kein ch das ſo genau eine dergleichen beſchriebe als gegenwärtige, ſo ſehr wir auch die im 5ten Th. Hausvaters vom Hrn. v. Münchhauſen mitge Abhandlungen des Hrn. Jacobi ſchätzen, da a ihrer Abſicht nur einen Theil von dem enthal- as Hr. d. R. liefert. Die Anzahl der Geſchlech- läuft ſich auf 95. und da von einigen z. E. Pi- Quercus, Roſa gegen 20 Arten und mehr ſind: man leicht ſich vorſtellen, wie viel Platz und tung dieſe erfordern; und dieſe reichen Geſchlech- rſe ſo zu ſagen was die nur eine Art haben zu en inen. Allein das iſt noch das wenigſte. ze der einzelnen Stücke von mancher Art iſt s d Pflanzungen uns beſonders merkwürdig ob ſie gleich nur beyläufig und ſehr ſelten er- d. Z. E. bey der Eſche (Fraxinus excel- . 280. daß von ſechzig tauſend Stück junger Eſchen in 5 Jahren kein Stamm friſch r. Eine gewiß beträchtliche Anzahl! aber unſre Leſer genauer mit dem Werk be- machen, ſo müſſen wir einige einzelne Be- auszeichnen, die die Brauchbarkeit deſ- alle die beweiſen, die wir oben nannten. noch ein Wort von der Einrichtung. Zu- Verzeichniß der gebrauchten Schriftſteller; nun freylich unſers Bedünkens heutiges t immer nöthig wäre, z. E. von den Bota- vorigen Jahrhunderts; denn wer die Schrift-

ten

ten der Bauhine, Commeline, Tourneforts ꝛc. nicht kennt, der wird auch dies Buch ſchwerlich leſen wollen. Dagegen iſt es bey den vielen neuern Schriften ſehr gut, daß ſie hier ſtehen, da man die von einem Verfaſſer oft verwechſelt, wenn man ſie nicht ſelbſt beſitzt, und dem Recenſ. iſt noch kein Buch vorgekommen, worinn dieſe ſo ordentlich wären verzeichnet geweſen und das zugleich die jetzt neueſten enthält. Nach dieſem ein alphabetiſches und dann ein ſyſtematiſches Regiſter der abgehandelten Pflanzen; nach jenem ſind ſie im Buche beſchrieben, dies iſt nach dem Linné. Und in den Abhandlungen ſelbſt iſt erſt das allgemeine des Geſchlechts beſchrieben, wenn es viele Arten hat, und dann von jeder Art der Linnäiſche Name, wenn ſie bey ihm einen hat, nebſt den Synonymen, den engliſchen franzöſiſchen und deutſchen Namen geſetzt. Dann in der Beſchreibung der Art das Vaterland, das Laub, die Fructification, die Cultur und Benutzung. Zu einer Probe des Botaniſchen wählen wir die Roſe Th. 2. S. 333. Linné ſagt ſelbſt: Species Roſarum difficillime limitibus circumſcribuntur, deswegen Hr. du Roi ſeine Bearbeitung dieſes Geſchlechts auch nur für einen Beytrag zur Geſchichte deſſelben angiebt. Er beſchreibt davon 22 Arten, die er mit dem Ritter, der aber nur 14. annimmt, nach den kugelrunden oder ovalen Früchten eintheilt. Gleich bey der erſten bemerkt der V. daß ſie vom Linné und Leyſer mit der gelben vielleicht verwechſelt ſeyn könne. Die 2te Mantiſſa des Ritters giebt den Aufſchluß, die aber unſer V. nicht haben konnte, da ſie mit ſeinem Werke ungefehr zugleich unter die Preſſe kam. Der V. nennt ſeine erſte Roſenart R. eglanteriam, und wir müſſen ſeinen und den Linnäiſchen Namen neben einander ſetzen, um die Verwirrung aufzulöſen:

du Roi	*Linné*
ɔſa Calycibus ſemipinnatis; germinibus globoſis glabris, *pedunculis* petioliſque *biſpidis* glanduloſis; caule aculeis ſparſis *curvis*; foliolis ſubrotundis ſerraturis glanduloſis.	Roſa germinibus globoſis pedunculisque glabris, caule aculeis ſparſis rectis, petiolis ſcabris, foliolis acutis.
und in der Beſchreibung der Blume: die Blätter ſind fleiſchfarbig.	— — in ſpec. Plantt. flores lutei.

bey ſo vielem Unterſchiede denn wohl unſers rſ. R. eglanteria nicht mit der Linnäiſchen dieſelbe nge? Gewiß nicht! In der gedachten Mantiſſa t ers ſelbſt: Roſa ſpinis aduncis foliis ſubtus iginoſis Hall. Flor. 1103. (eine böſe Citation; lt. oder Stirp. hätte ſie heiſſen ſollen; denn Haller nichts unter dem Titel Flora geſchrieben) di- rſa, & *alia ſpecies*, foliolis ſimillimis Corollis s, caule breviore, cum mea — — ſemloribus luteis eſt. Wir geſtehen gerne, daß zu Aufſuchung dieſer Stelle die Recenſion der iſchen Mant. veranlaſſet hat in Gött. Anz. 1772. 153. ob aber, wie deren Verfaſſer glaubt, die Spielart der rothen (von Hrn. v. Haller be- eglanteriae) ſey, iſt noch die Frage. Es linne's angeführter Stelle nur, daß er die ma und zuweilen die aus ältern Synonymen Trivialnamen unrichtig ſetzt; und da kann anders als Mißverſtand geben. Daher würnach dem lateiniſchen Namen des Verf. das Synonymum hier wegſtreichen und bey Roſa lutea S. 344. ſetzen, wenn dieſelbe acurectos hat, das Hr. d. R. entſcheiden mag. bleibt der Bauhiniſche Name ꝛc. bey der eglanV. ſtehen, der dieſer Name nach den Alten

ge-

gebührt, und Linne behält gar keine eglanteriam übrig, ſondern die, welche er ſo nennt, müßte lutea heiſſen, zumal da C. Bauhin Pin. 483. ſagt, bey Roſa lutea ſimplex: meminit Geſnerus Roſarum quae Moſchum fragrent & luteae ſint; tales non vidimus, ſed fruticis (da ſoll doch wohl *hujus* R. lut. ſimplicis hinzugedacht werden?) Folia odorata obſervavimus. — Der Gegenſatz: Roſae quae moſchum — & folia odorata zeigt, daß Bauhin den Geſnerſchen Ausdruck auf die Blume gezogen, und vielleicht ſich nicht erinnert, daß Roſa ſowol die Blume als den Strauch anzeige, wie im Deutſchen. Nimmt man ihn aber ſo an, daß fragrant auf die Blätter und luteae auf die Blumen gehe, ſo ſieht man, daß Geſner und Bauhin von einerley Pflanze reden. Dabey wollen wir uns nicht irren laſſen, daß Hr. d. R. ſagt: die Frucht (der eglanteriae wird bey der Reife ſchwarz, und Linne dieſen ang. O. von der ſpinoſiſſima behauptet. Denn auch von dieſer bemerkt es unſer Verf. Beyläufig kann der Oekonom hier lernen, welche Art Roſen, die zum Einmachen (Einkochen mit Zucker) tauglichſten Früchte, welche das beſte Roſenwaſſer und Verhältnungsweiſe das meiſte Roſenöl giebt.

Bey der 10ten Art wären wir Millers Meynung geneigter, der die Roſam holoſericeam (Sammtroſe) des Verf. zur Provenceroſe als eine Spielart rechnet. Die angegebnen Unterſchiede dünken uns zu unerheblich. Die 12te pimpinellifolia wird, wie uns dünkt, mit Recht von der 2ten ſpinoſiſſima, unterſchieden, ungeachtet Hr. v. Haller ſie vereinigt. Denn die Stacheln ſind bey der pimpin. gerade und die Blättchen viel tiefer gezahnt als bey der ſpinoſ. deren Stacheln krumm ſind. Warum mag Hr. du Roi hier das Linnäiſche Synonymum vergeſſen haben?

Bey

Bey der 13ten kommt eine Anmerkung für die Gärtner vor; dieſe (ſempervirens) muß nicht aufgebunden werden. So leicht es nach dem Anſehen iſt, die 20ſte (R. muſcoſa) zu unterſcheiden, ſo ſchwer möchte es ſeyn, zu beweiſen, daß ſie eine verſchiedne Art iſt; und daß ſie es nicht iſt, vermuthen wir deſto mehr, da ihre Vermehrung nach des V. Bemerkung ſchwer fällt.

Nur noch ein Wort von dem voranſtehenden Charakter dieſes Geſchlechts, S. 333. wo der V. ſagt: das erſte Hauptkennzeichen eines Roſenſtrauchs ſind die Stacheln. Dies iſt wohl zu unbeſtimmt. Denn Rubus hat in vielen Arten auch Stacheln; eben dieſer hat die fünffach eingeſchnittne Blumendecke, 5. Blumenblätter u. ſ. f. Daher wäre wohl, wenn man von der Fruktification abſtrahirt, genauer: ein ſtachlichter Strauch mit gefiederten Blättern, wo jedes Blättchen gerundet iſt; ſo fiele die Brombeer- und Hinbeerſtaude gleich weg, deren Blätter nicht gefiedert und die Blättchen ſpitz ſind. Beyläufig müſſen wir S. 377. bemerken, daß die eben von der Hinbeere gebrauchte Redensart: „ein jedes Blatt beſteht bald aus drey, bald aus fünf gefiederten Blättern„ uns ſehr ſchielend vorkommt, wenigſtens lange nicht das nervöſe Latein, deſſen Ueberſetzung es iſt, foliis quinato-pinnatis ternatisque, ausdrücke, und noch weniger deutlich ſey. Ohne Umſchreibung läßt ſichs nicht deutlich überſetzen. Bey jener Redensart des V. gedenket ſich der Linnéaner ein folium ſupradecompoſitum, wie z. E. Polypodicum Dryopteris.

Als einen Beweis von der Brauchbarkeit dieſes Buches für den Forſtmann, wählen wir den Abſchnitt von der Büche (Fagus ſylvatica L.) der Th. 1. S. 231. faſt 40 Seiten einnimmt. Da es bey Forſt-

ſachen, ſo ſehr als irgendwo, auf Erfahrungen ankommt: ſo haben die davon handelnden Stellen alle Glaubwürdigkeit, da Hr. d. R. mit rühmlicher Aufrichtigkeit im Vorbericht geſteht, daß dieſe hauptſächlich vom Hrn. Hofrichter von Veltheim, als dem Eigner der Harbkeſchen Pflanzungen, herrühren, und wir wagen es, ihm im Namen des Publici für deren Mittheilung zu danken, zumal da er edel genug denkt, dieſe Mittheilung für Pflicht zu halten, die man ihm doch mit Hrn. d. R. (Vorber. S. 18.) für Wohlthat anrechnen muß. Möchten doch nur andre eine Bekanntmachung ähnlicher Bemerkungen uns für Wohlthat anrechnen, wenn ſie ſie nur mittheilten! Indeſſen da Hr. d. R. bey einem fünfjährigen Aufenthalt beym Hrn. v. Veltheim von verſchiednen dieſer Erfahrungen Zeuge geweſen iſt: ſo kann man ihm ſeinen Antheil an den in dieſen Zeitraum gemachten keinesweges entziehen.

Die Büche liebt einen leichten ſchattigten Grund, und wird aus Saamen, der zu Ende Octobers oder Anfang Novembers geſammlet iſt, am beſten gezogen, S. 233. dabey wird unterſucht, ob man ihren Anbau im Kleinen unternehmen oder ſogleich große Waldungen anziehen ſoll? und bey der Gelegenheit ein, unſers Bedünkens, ſchätzbares Fragment aus der Geſchichte der Forſtwiſſenſchaft eingerückt, in dem gezeigt wird, wie unſre Vorfahren die Büchenwälder behandelt, wie die Methoden derſelben nach und nach geändert ſind, und warum? und nach Erfahrungen wird entſchieden, daß die Anlage im Großen vorzuziehen ſey. Der Recenſent hat aus dieſer Abhandlung einem Vorurtheil entſagen gelernt, nach welchem er immer geglaubet, daß die Alten beſſere Haushälter in Forſten geweſen, als wir, da er nun einſieht, daß ſie wenig Veranlaſſung hatten zu ſchonen, wegen des Ueberfluſſes

den

fanden, daß aber wir erſt ſpäter die Wirkun
n im Mangel und Theurung des Holzes em
sdenn frägt ſichs, ob ein Büchenort, der
em ſtand geweſen, verjünget oder ein neuer
rden ſoll? und dies muß nach Umſtänden
ed werden, die hier anzuführen zu weitläuftig
. Von beyderley Verfahren werden die Regeln
en, und im letzten Falle eine allgemeine Be-
m des anzulegenden Platzes gerathen, die jedoch
Gegenden, wegen der Nachtfröſte, erſt im
oder May vorzunehmen ſey S. 254. Dieſer
e Aufſatz iſt voll von Vorſichtsregeln, Widerle-
en mancher Vorurtheile, und richtigen Raiſon-
nts aus Erfahrungen gezogen.

Neben dem enthält eben dieſer Artickel S. 235.
Bemerkung, die zwar dem Forſtmanne eigentlich
die aber der Phytologe auch mitnimmt. Näm-
die Beſtätigung des Satzes aus den Sammlun-
der Berner ökonomiſchen Geſellſchaft, daß die
winde den Bäumen nicht ſo ſchädlich wären, als
Südwinde und die Mittagsſonne, weil dieſe mehr
rockne. Wir erinnerten uns dabey des Vor-
s, wenn man in einem Walde ſich verirrt hätte,
Zweig abzuſchneiden, und die Seite wo die Ringe
leſten vom Marke entfernt wären, ſicher für
liche zu halten. Es verſteht ſich daß der Zweig
) groß ſeyn muß. Wenn alſo die größre Wär-
an dieſer Seite die Saftröhren, aus denen das
beſteht, mehr ausdehnt: ſo werden ſie dadurch
, und können, wenn dieſelbe Urſache fortwirkt,
aſt nicht genug halten, daher trocknet er aus,
Baum ſtirbt ab.

Eine brauchbare Bemerkung iſt auch S. 263.
vie das den Würmern ſehr unterworfene Büchen-
dafür verwahrt werden kann, und wir wünſchen

mit dem V., daß an andern Orten, ſo wie in Braunſchweig, eine Dampfmaſchine ſo angelegt würde, daß jeder für eine Kleinigkeit die zu bearbeitenden Stämme könne durchdünſten laſſen. Und wahrſcheinlich lieſſe ſich dabey am beſten das ölige Waſſer ſammlen, das wie S. 267. erwähnt wird, die damit beſtrichnen Pfähle in der Erde länger vorm Faulen bewahrt.

Wir haben dieſen Auszug von der Roſe
che nicht darum gewählt, als wenn die
ſchnitte nichts merkwürdiges enthielten;
dem Leſer das Gegentheil verſichern, und
nur andre weitläuftige Kapitel durchleſen, z.
Quercus, Prunus, Pinus, Salix, &c. um
zu überzeugen. Zweyerley aber müſſen
geſſen: Erſtlich das Verdienſt des V. um
ſchen Namen ſeiner Pflanzen. Bey den
kannten ausländiſchen hat er den lateiniſch
z. E. Hydrangea, Gleditſia, Itea. Aber
Schwierigkeit war bey den einheimiſchen.
nur die Menge Namen beym Juniperus, Li
Pinus, und viele andre. Der V. hat ſie,
dünkt, in die beſte Ordnung geſtellt, nemlich
rer Abſtammung, wenn man ſo ſagen darf.
ſtund beym Liguſtro aus Beinholz, A
Beinhölzle, Beinhülſen. Daß dies nic
Arbeit geweſen, werden Kenner zugeben.
daß der V. nicht allen ausländiſchen
dem einheimiſchen, aber in dem Vorder
doch einige nach den zu Harbke, und
merken im Großen, gemachten Erfahrun
lich zum Anbau empfiehlt. Z. E. Die
kiefer (Pinus Strobus), die Canadiſche
(Pinus Canadenſis), den nordamerikani
tanus und mehrere.

Damit man uns nicht für partheyisch halte: so wir noch die Bemerkung hinzu, daß wir wünsch. hätte beym botanischen Theile nicht so oft ruct m naturalem beschrieben. Wir wissen gleich deutsch zu übersetzen; wir meynen s, daß er z. E. bey den Rosen, fast bey jeder olt, daß die Blätter gezahnt sind, auf der che Adern haben, u. dgl. Uns ist wenig- Art bekannt, die ein ungezahntes oder un- tes Blatt hätte. Das hätte also wegbleiben nal da der Grad der Einkerbung durch r undeutlich kann angegeben werden, und da Allgemeinen von diesem Geschlechte S. 3. gesagt war. Scheuchzers Agrostogra- doppelt so brauchbar, wenn alles, was er Art anführt, das ihrem ganzen Geschlecht, nzen Familie der Gräser eigen ist, vorn an ngestellt und nachher ausgestrichen wäre. g ieht dies bey der neuen Ausgabe, die spro ist. Es ermüdet nicht nur den Le- n ieht auch die Aufmerksamkeit von dem schreibung ab, der diese Art von einer rscheidet. So arg macht es nun freylich cht; aber es hätte doch manches der Art kön . Bey der Uebersetzung der Fru- wollen wir nichts erinnern, ob wir S ma lieber Narbe gesetzt hätten, unge- wohl ssen, daß nicht alle Stigmata deut- ha n. Und endlich müssen wir noch Arten un rn Lesern anzeigen. Diese sind: m ital um. Syringa laciniata. Cor- Ar mum. Euonymus verrucosus und E. us. Ulmus scabra und U. hollandica. adense. Sambucus laciniata. Amy- alus dulcis (Krachmandeln). Prunus nana und

P. caroliniana. Crataegus uniflora, lucida, alpina. Pyrus irregularis; P. Cydonia maliformа; P. C. luſitania. Spiraea alba. Roſa f cundiſſima; R. lutea; R. punicea; R. provin lis; R. holoſericea; R. virginiana; R. bel R. moſchata; R. muſcoſa; R. damaſcena. cordata und caroliniana. Betula Alnus glu ſa; B. A. rugoſa. Quercus foemina; Q. landica; Q. virginiana. Juglans oblo glabra. Carpinus virgin. und orientalis. lus maxima und arboreſc. Pinus mon virgin.; P. maritima; P. laricina; P. paluſtris; P. americana; P. mariana. minata. Myrica carolin. Junip rus Acer ſtriatum. Fraxinus rotundif Fr. rol. Fr. novae Angliae. — A neuen Pflanzen (neu heiſſen gewöhnl der vollſtändigſten Sammlung der S ſtehen, und das iſt doch unſtreitig Linn. Syst. ed. XII. nach welcher auch der V. ſi denn ſonſt hat Miller die meiſten nicht alle) wirkliche Arten ſind: ſo iſt cherung unſrer Kenntniſſe mehr, ſie zu hal ſind auf Millers Credit angenommen; der V. eigne Beobachtungen, z. E. beym L. italico, das aus Saamen unverändert Aber wenn man die Medicagines dage an wie Linné z. E. thun würde? — Wir ſt meiſten Leſer ſo ſchon vermuthlich zu lang her wollen wir dieſen Punct einer andern vorbehalten. Die Kupfer enthalten: 1. A tum. 2. Acer penſylvanicum. 3. mila und die Frucht von Pinus laricina. 4. nus nana. 5. und 6. Blätter v Sie ſind ſehr gut.

XVIII.

Opern, dritter Band. Leipzig, bey
, 1771. 29 Bogen 8. Dieſer Band
e t die Jagd und den Aerndtekranz, jede
von ey Aufzügen.

uern Operetten unſers Dichter haben ſo
ien Beyfall erhalten, man hat ihnen ſo
je Lobſprüche ertheilet, daß wir faſt Beden-
n möchten, in die lauten Töne nicht mit ein-
n; und doch können wirs unſerm Gewiſſen
t allerdings thun. Wir haben von jeher ge-
daß der erſte Theil des Teufel iſt los, (einige weni-
Ausdrücke und kleine Unmoralen ausgenom-
alle nachherigen komiſchen Opern des V. weit über-
ſt mehr wahres komiſche, richtigere Schil-
n s niedrigen Lebens, mehr Dialog, in den
hr Feuer und in der ganzen Handlung mehr
d Fortgang, als in denen, die er aus dem
nachgeahmt hat. Dieſe ſollen uns das
in ſeiner naiven Unſchuld, in Gegenſatz des
Lebens der Städter ſchildern. Die Liebe
ande, Lotchen am Hofe und die gegenwär-
tücke haben den Zweck. Nur mit dem
e, daß in jenen doch wirklich noch mehr ko-
ſt, als in dieſen neuen. Ueberhaupt aber
denen aus dem franzöſiſchen nachgeahm-
zöſiſchen Naivetäten zu oft in deutſche Ein-
ndelt, das bäuriſche in dem Charakter
prache der Perſonen paßt oft nicht zu ein-
infällen und Situationen, welche in Deutſchen
alten worden. In keiner von dieſen Operetten
hervorſtechende große Schönheiten, von wel-

cher Art man will; keine die auch ohne k
Stück aufrecht hielte. Gute Operetten ſollt
durchaus nicht ſchlechte Luſtſpiele ſeyn. A
ben wir auch an dem poetiſchen Theile noch mehr
erinnern, als von einigen erinnert worden
finden zu viel Arien und Lieder, die nichts
worinn weder ernſthafte noch komiſche Em
herrſcht, und woben alſo der Komponiſt durc
einen muſikaliſchen Schnickſchnack verfall
lodie ohne Ausdruck machen muß.
auch wohl zu viel. Vor allen haben wir
viele matte gereimte Stellen geſtoſſen, die de
kommen zu vermeiden im Stande war,
Werk nicht mit allzugeringſchätzigen Augen
hätte. Die Plane ſind ganz gut geordnet,
den ältern beſſer, als in den neuern. (Vom
balbier reden wir gar nicht; da ihn der
verwerfen ſcheint) Der Dialog, wo das
miſche herrſcht, iſt lebhaft und natürlich
auch die Sprache; aber ſo bald naive und
ſentimentale Scenen vorkommen, ſo ſi
matt und gedehnt, und die Sprache ge
haupt dünkt uns, daß Hrn. Weiße,
niedrige komiſche beſſer glücke, als das ed
und empfindungsvolle. Wir halten es
dieſe unſre Zweifel einmal laut zu ſagen,
ſiſchen Operetten ſo häufig geſpielt werden,
wenn ſie nicht den erforderlichen Grad
ben, zu leicht den Geſchmack verderben kön
man dasjenige durch die Muſik gut fände,
nur mittelmäßig iſt. Wir wollen uns
einlaſſen.

Zuerſt die Jagd. Man weis daß ein
der Partie de Chaſſe de Henri IV. genommen
wir wollen aber die Erfindung als ein Original a

dergleichen man von Weißen wohl erwarten dürfte. Uns ſcheint der Plan zu gedehnt, und die ganze Handlung ehe der König im 7 Auftritte des 2 Akts erſcheinet, ziemlich ſchleichend und nicht intereſſant. Die einzige Situation den König unerkannt unter ſeinem Landvolke zu ſehen, iſt rührend. Doch weis man nicht wofür man ſich im Ganzen intereßiren ſoll, für die entführte Braut des Baurenſohns, oder ſeine Tochter, oder den König. Die Charaktere ſind auch nicht ſcharf genug gezeichnet und zu unbedeutend. Rößchens und Töffels Unterredungen haben zu viel Einerley, nichts als kleine verliebte Zänkereyen, vornehmlich über des entführten Mädchens Unſchuld. Der fünfte Auftritt des 1 Akts, ein Geſpräch zwiſchen beyden, iſt uns ſehr zuwider geweſen. Die Theaterſpiele S. 57. da einer den andern im Gehen über den Haufen ſtößt, ſind alltäglich. So auch einige Einfälle z. E. S. 34. dergleichen gar zu oft ſchon da geweſen iſt, imgleichen S. 63. da Töffel Rößchen küßt, und ſie ihm antwortet;

„Ich ſchreye! — du darfſt mir nicht viel, du kriegſt eins — wenn ſich nur wenigſtens der Bube den Bart geputzet hätte.„ Das iſt Natur freylich; aber gerade ſo wie ſie ſich jeder ohne Mühe denkt. Auf der andern Seite iſt manchmal der Ton der Bauern zu hoch. S. 114.

Chriſtel.

Es brauſe! was fürcht' ich der Donner Getümmel?
Wo du biſt, da lächelt ein heiterer Himmel

Hannchen.

O weh! der Tag verbirgt ſein Licht.

Chriſtel.

Mir ſtrahlt dein glänzend Angeſicht. u. ſ. w.

Dieſe etwas koſtbare Arie wird geſungen, da man ein Gewitter herauf kommen ſieht, und es natürlicher war, ſein nach Hauſe zu eilen.

Die Rede, welche Chriſtel S. 102. hält, iſt ſeiner Situation gar nicht gemäß. Er hatte ſo ſehr nach ſeiner entführten Geliebten geſeufzt, und es mußte ihm gleich in dem Augenblick da ſie liebreich wieder in ſeine Arme lief, kein Zweifel wegen ihrer Treue aufſteigen. Hinten nach wäre es ſchicklicher. Die Galanterie des Königs hat uns nicht recht gefallen wollen. Man ſehe ſeine Liebes- und Trinklieder S. 131. und 155. das letzte heißt:

Welch ein ſchöner Gegenſtand!
Eine Flaſch' in Phyllis Hand
Sieht der ernſte Weiſe blinken:
Heiter wird der finſtre Mann,
Und der ſonſt nicht trinken kann,
Wird ſchon durſtig, will ſchon trinken u. ſ. w.

natürlicher wars, ſeinem Charakter und Situation gemäßer, ihm große Arien zu geben, dadurch hätte die Muſik Abwechslung erhalten. So eine recht gute kömmt S. 188. vor.

Welche königliche Luſt,
Seinen Thron auf Liebe gründen u. ſ. w.

Die Geſpenſterhiſtorien im Anfange des 3ten Akts, ſind ein guter Einfall, aber er iſt ſchon im Teufel iſt los da geweſen.

Unter den eingemiſchten Arien und Liedern ſind einige ſehr ſchön. Dahin rechnen wir das Terzett S. 24. welches gut dialogirt iſt. S. 66. 76. die Romanze S. 83. S. 88. S. 136. S. 179. S. 181. Folgendes Lied iſt vortreflich.

Schön ſind Roſen und Jeſmin
Wenn ſie noch im Lenzen

Unbe-

Unberührt am Strauche blühn
Und vom Thaue glänzen:
Aber reitzender als die,
Glühen Iris Wangen;
Keusche Liebe färbet sie:
Selig, wenn sie prangen!

Sanft und lieblich ist der West:
Thal und Aue lächelt,
Wann er an der Flora Fest
Ihre Kinder fächelt:
Aber sanfter dünken mich
Worte meiner Schönen;
Ohr und Herz erquicken sich:
Selig, wenn sie tönen;

Süß ist frisch gepreßter Most
Aus den reifsten Trauben;
Süß der kleinen Bienen Kost,
Die sie Blumen rauben;
Aber süßer ist der Kuß,
Den mir Iris giebet
Den kein Dritter sehen muß:
Selig wen sie liebet!

n übrigen Arien sind zu viel matte, vom Reim
igte oder unmusikalische Stellen; sehr oft ist auch
wahre komische verfehlt und fällt ins Gemeine z.
. 10. S. 18.

Und käm ein Graf mit einem Band
Und Stern an seiner Seite
Und sprich: da Rösel, ist die Hand,
Dich Mädchen nehm ich heute!

So sprech ich: nein, ich bin kein Schaf:
Sie nehmen mich zum Spaße
Und das taugt nichts; nein, nein Herr Graf
Gehn sie nur ihrer Straße!

S. 34.

124. Das Terzett S. 29. hat einen guten Dialog. Ein niedliches naives Lied wollen wir zur Probe mittheilen. Ein junges Mädchen vom Lande ſingt es.

Habt ihr nie in meinen Jahren
Liebe Mutter ſelbſt erfahren:
Was uns in der ſtillen Nacht
Oft ein Traum für Freude macht?

(Itzt noch ſchmeck ich dieſe Freude,
Denn mir träumt:) auf jener Weide
Lag ich ſorglos hingeſtreckt
Vom Geſträuche ganz bedeckt.

Bald hört' ich die Blätter rauſchen
Und ſah einen Schäfer lauſchen
Der dem ſchönſten Junker glich:
Gleich that ich als ſchlummert' ich.

Er kam näher: voll Entzücken
Schien er lang' mich anzublicken,
Und warf Blumen über mich:
Doch ich that, als ſchlummert' ich.

Bald drauf kniet er bey mir nieder,
Schlau nahm er den Straus vom Mieder
Küßt' ihn — ach! und küßt auch mich:
Noch that ich, als ſchlummert' ich.

Drauf knipp er mich in den Backen
Schob die Hand mir unterm Nacken
Und = = Ihr ſchreyet = Mit eurem Schreyn
Wars itzt Zeit, geweckt zu ſeyn?

Andere Arien ſind es nur dem Namen nach.

Das beſte Gut im Dorf iſt ſein,
Von allen böſen Schulden rein:
Er hat hübſch Feld und Wieſewachs
Er bauet Rüben, Hanf und Flachs

Er hat ein bischen Holz dabey
Das Haus und auch die Scheun ist neu
Er hat drey Pferd und vierzehn Küh
Das ist ja wohl ein Mann für sie.

ir können nicht finden, daß hierinn die geringste Poesie, chweige denn, daß es zur Musik geschickt sey. In i französischen Opern findet sich dergleichen die Men- aber man hat es längst verworfen. Eine ähn- e unbedeutende Arie sehe man S. 74. Andere n am unrechten Orte und fliessen nicht natürlich i dem vorhergehenden Dialog z. E. S. 49. wo ein ges Gleichniß in einem Liede gesungen wird, wel- s gegen das übrige Gespräch zu stark absticht und nein sehr matt anfängt

Seht den jungen Zephir streichen
Und bedenkt, wie viel ihm gleichen!

s Bild am Schlusse, wo Zephyr

Zuletzt im Sumpfe stirbt

unedel.

Ein andres Lied, S. 56. ist auch sonderbar an- ht. Die Edelfrau lehrt ihren Pächter, wie er er erkleidung zu Hülfe kommen soll. „Da muß :„ (sagt sie und fängt nun an zu singen)

So kömmst du alleine, mein Dorchen?
Ist Vater und Mutter nicht hier?
Was machen sie beyde, was Lorchen?
Warum kömmt keines mit dir?

Die folgenden drey Strophen, welche nach eben Melodie gesungen werden sollen, passen überhaupt keiner Musik, die was ausdrücken will, noch we- er aber zu einer, welche alle jene Fragen gehörig lamirt hat. Für unmusikalisch halten wir auch Parenthese S. 137.

Liebe

Liebe (die du) mit den Herzen
Armer Sterblichen nur ſpielſt.

und ſo weiter bis zu Ende der Strophe; der Hauptgedanke geht erſt in der folgenden an.

Einzelne matte Stellen haben wir mehr angetroffen, als guten Dichtern vergönnt ſeyn möchte; eine etwas ſchärfere Feile hätte ſie alle weggebracht. Wir führen nur ein paar zur Probe an. S. 72.

Fort, Hans, ſpann an die raſchen Pferde!

— —

Sie riechen ihren Haber ſchon!

S. 209.

Verſöhnte Liebe! ach wie ſchön
Biſt du den zarten Herzen,
Die nach der Trennung Schmerzen
Sich wiederum verſtehn!

S. 212. in einem Aerndtegeſange, (den der Componiſt aber ja nicht durchgehends zum Chore machen muß, wozu viele Stellen nicht taugen.)

Denn geht bey uns das Lachen los;
Der junge Schnitter blickt
Nach ſeinem Gretchen, die halb blos
Sich nach der Garbe bückt.

Welch ein Bild!

Dergleichen Stellen lieſſen ſich mehrere ausleſen; wir glauben aber genug geſagt zu haben, um den Dichter zu ermuntern, ſolche Flecken von ſeinen Werken abzuwiſchen, die ihre Schönheiten zu ſehr verſtellen. Wir haben unſre Meynung freymüthig geſagt, weil wir uns nicht einbilden können, daß dadurch jemand, der anders denkt, ſich beleidigt finden werde.

Sm.

XIX.

Abhandlung über den Urſprung der Sprache, welche den von der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften für das Jahr 1770. geſetzten Preis erhalten hat, von Herrn Herder. Auf Befehl der Akademie herausgegeben, Vocabula ſunt notae rerum. Cic. Berlin, bey Chriſtian Friedrich Voß, 1772. 8. 222 S.

Verſuch einer Erklärung des Urſprungs der Sprache. Riga, bey Johann Friedrich Hartknoch, 1772. 8. 256 Seiten.

In dieſen beyden Abhandlungen wird der menſchliche Urſprung der Sprache behauptet. Aber in der erſten wird derſelbe aus der Natur des Menſchen und der Sprache, aus dem Bau der urſprünglichen Sprachen und der Geſchichte ihrer allmähligen Fortbildung ſo ſtrenge, als ſich eine ſolche Sache erweiſen läßt, dargethan und gezeiget, daß der Menſch vermöge ſeines eigenthümlichen Unterſcheidungscharakters Sprache erfinden konnte und mußte. In der zwoten hingegen wird dieſer Urſprung nur wahrſcheinlich gemacht und gezeigt, daß man keinen Grund habe, dem Menſchen dieſe Erfindung abzuſprechen, weil er auch ohne Sprache Vorſtellungen hat, und zwar ſolche, die der Verf. allgemein ſinnliche Vorſtellungen nennt, und die er zur Erfindung der Sprache hinlänglich achtet: indem durch dieſe Vorſtellungen und andre hinzukommende Umſtände Worte erzeugt, durch die Worte die Vernunft, und durch dieſe die Sprache angebauet, in Ordnung und Zuſammenhang gebracht werde. Beyde Verfaſſer laſſen ſich auf die Auflöſung

der Schwierigkeiten ein, womit man die menschl
Erfindung der Sprache zu bestreiten pflegt, und
schäftigen sich insonderheit mit Widerlegung des
milchischen Beweises für den göttlichen U
Sprache. Allein Herr Herder weis d
worauf es ankömmt, richtiger zu treffen,
eine glückliche Reduktion das Unstatthafte
Schwäche der Gegengründe einleuchtender zu
als der ungenannte Verfasser. Dieser schränk
nur eigentlich auf eine etwanige Beleuchtung
seel. Süßmilch vorgebrachten Einwürfe ein,
gnügt sich, denselben allgemeine Antwort
zu seßen, ohne die vielen kleinen Schw
berühren, die bey einem genauen Na
den Ursprung der Sprache sich darbieten. U
ist das Urtheil beyder Schriftsteller insonl
Hrn. Herders über den Süßmilchischen
der Hauptsache beynahe eben dasselbi
Bibliothek X. Band 1 St. S. 174. d
worden. Beyde Verfasser bemühen sich,
Möglichkeit der menschlichen Spra
gen, oder die Situationen anzugeben,
dem Menschen diese Erfindung aufdring
türlich und leichter werden mußte. Al
welcher Unterscheid! Hr. Herder läßt
aber mit thätigen Kräften der Seele
ausgerüsteten Menschen mit seiner noch
ten Sinnlichkeit, mit seiner durch Gesa
ten und in Verlegenheiten geübten Unter
kraft an die Erfindung der Sprache geh
durch Familienverbindungen und dur
Gesellschaft ausbilden. Der andre
verwilderten Menschen in einen hob
der Natur (wie er auch überhaupt dem
ner Theorie von der Sprache zu se

icht, wie hier gewiß geſchehen, noch öfter den
)ren Geſichtspunkt der Sache verfehlt hat,) wo
)em ohngeachtet, durch das Bedürfniß ſich ver-
ıblich zu machen, das doch nur in einem geſelligen
:n recht dringend ſeyn kann, gezwungen wird, ſich
chen ſeiner Vorſtellungen zu ſchaffen, erſt die Ge-
)en-Sprache erfindet, und dann um leichtere und
uemere Zeichen zu haben, die Laute der Empfin-
g zu artikulirten Tönen ausbildet, die Sprache
: das Geſchrey der Thiere nachmacht, und daraus
menſchliche Sprache hervorbringt. Beyde
)riftſteller machen Bemerkungen über die Sprache,
Eigenſchaften, ihre Ausbildung u. ſ. w. Der
:f. der zwoten Abhandlung hat ſogar den ganzen
en Theil derſelben einer philoſophiſchen Unterſuchung
Sprache oder der allgemeinen Grammatik gewid-
. Bey manchem richtigem und bekannten
t er auch manches Unrichtige, und nicht genug
mmte an, und weil er ſeine Bemerkungen und
ln aus zu wenig Sprachen, und zwar blos aus
:ern, bereits ausgebildeten, nicht aber aus den
n prachen abſtrahirt hat, mußte er viel Will-
l ı und Zufälliges mit einmiſchen. Herr Her-
bringt grammatikaliſche und philologiſche Anmer-
en z : nur größtentheils beyläufig an, ſo wie
s nem Stoff hervorſpringen und ihm zur Er-
: g und Beſtätigung ſeiner Theorie dienen;
r e tiefeindringend ſind ſeine Blicke, wie reich-
tig ſeine Beobachtungen und aus wie mannichfal-
ı d ergiebigen Quellen geſchöpft! Ueberhaupt
det ſich das philoſophiſche Genie des Herrn
rs durch die Geſchicklichkeit, alles was ihm ſeine
breitete Kenntniß in der Philoſophie, Natur-
und der ganzen Litteratur darbot, zu ſeinem
rt l anzuwenden, daher iſt er auch vermögend,

seine Materie in ein helleres Licht zu setzen, sie von mehrern Seiten zu betrachten, und mehr darinn zu entdecken, als es dem andern Verf. möglich war. Auch in der Schreibart unterscheiden sich diese Schriftsteller. Der Ungenannte begnügt sich mit einem natürlichen, ungeschmückten, aber reinem, deutlichem und der Materie nicht unangemeßnem Ausdruck. Herrn Herders Schreibart ist freylich stärker, aber auch geschmückter und glänzender; allein es scheint mir, daß die zu häufig angebrachten Verzierungen, die ungewöhnlichen Wendungen, neugeprägten Ausdrücke, Apostrophen, harte abgebrochne Construktionen, entfernte Anspielungen, kühne Metaphern u. s. w. nicht selten eine widrige Wirkung machen, und seinen Vortrag überhaupt mehr verdunkeln, als aufklären. Warum muß doch Hr. Herder, der es so sehr in seiner Gewalt hat, durch die Richtigkeit und den Reichthum der Gedanken den Beyfall der Kenner gewinnen, so ganz unnöthigerweise einen zu kostbaren Aufwand in der Einkleidung derselben machen, als wenn er nicht Neues genug zu sagen wüßte, und auch noch nöthig halten, es auf eine neue Weise zu sagen! Mag sich doch derjenige, dessen Vermögens-Umstände schwach oder zweifelhaft sind, durch ein reiches Kleid Credit zu verschaffen suchen, aber wer wirklich reich und dafür bekannt ist, kann es wagen, sich simpler zu kleiden, und er wird an der ihm nöthigen Achtung andrer nichts verlieren, sondern vielmehr gewinnen.

Dieses sind ohngefehr meine Gedanken von diesen beyden Abhandlungen. Ich würde zu weitläuftig werden müssen, wenn ich die Gründe derselben den Lesern in einiger Vollständigkeit vorlegen wollte. An dessen statt will ich aus der Preisschrift noch einiges und das andre anmerken.

Die

Die Sprache, die der Menſch als Thier hat, dies Geſchrey, worinn ſich jede lebhafte Empfindung ohne Abſicht und ohne Willkühr äuſſert, muß mit der, die er als Menſch hat, nicht verwechſelt werden. Vergeblich hat ſich daher Condillac, nebſt andern mehr bemühet, den Urſprung dieſer aus jener herzuleiten. Rouſſeau, ſo wenig er ſonſt die Materie vom Urſprunge der Sprache auf eine genugthuende Weiſe abgehandelt hat, zeiget doch ſehr wohl die Unhinlänglichkeit dieſer Erklärungsart. Auch Hr. Herder zeiget es. Er nimmt einen ganz andern Weg, und bey Verfolgung deſſelben liefert er, wie bereits geſaget, keine Hypotheſe, ſondern einen Beweis, der für eine Demonſtration gelten kann, daß auf die von ihm angegebne Weiſe, Sprache hat entſtehen müſſen. Dies iſt der Weg, den er gehet. Der Menſch unterſcheidet ſich von allen Thieren durch eine artikulirte, mit Abſicht und Willkühr gebrauchte Sprache; folglich muß der Urſprung derſelben in dem charakteriſtiſchem Unterſcheide des Menſchen geſucht werden. Dieſer iſt die Vernunft, oder wie es der V. lieber nennet, die Beſonnenheit, nach welcher die denkende Kraft des Menſchen ſich in größern Räumen, nach feinerer Organiſation und heller äuſſert. Es iſt die einzige poſitive Kraft des Denkens, die mit einer gewiſſen Organiſation des Körpers verbunden, bey dem Menſchen ſeine Vernunft heißt, wie ſie bey den Thieren Kunſtfähigkeit wird, die bey ihm Freyheit heißt, und bey den Thieren Inſtinkt wird. Der Unterſchied aber iſt nicht in Stufen und einer Zugabe von Kräften, ſondern in einer ganz verſchiedenartigen Richtung und Auswickelung aller Kräfte. Iſt die Vernunft keine abgetheilte, einzelwirkende Kraft, ſondern eine der menſchlichen Gattung eigne Richtung aller Kräfte, ſo muß der Menſch ſie im erſten Augenblick haben,

da er Mensch ist. Bey dem ersten Gedanken des Kinds muß sich diese Besonnenheit zeigen, wie bey dem Insekt, daß es Insekt war — Der V. läßt sich bey der Vergleichung der Menschen und Thiere, die ihm zu seinen Zwecke nöthig war, in Betrachtungen über die Kunsttriebe der Thiere ein, und tadelt den sel. Reimarus, daß er diese Kunsttriebe durch blinde Determinationen, die alle Philosophen, habe erklären wollen. Er glaubt, daß hey Erklärung derselben einen Hauptgesichtspunkt fehlet habe, aus dem man, wo nicht vollständige klärung, so wenigstens Bemerkungen in der der Thiere machen könne, welche die menschli lenlehre sehr aufklären könnten. Dieser punkt ist die Sphäre oder der Kreis, worinn Thier bey seiner Geburt tritt, und worinn Unter diesen Kreis macht der V. folgende Bemer die er als durchgehends richtig voraussetzt; lenthalben eine umgekehrte Proportion zw mindern Extension der Bewegung, Eleme rung, Erhaltung, Paarung, Erziehung, und zwischen den Trieben und Künsten statt finde — Ich glaube, daß sich Reima den ihm gemachten Vorwurf einigermaßen gen lasse, zwar nicht alsdann, wenn er blinde Determinationen der Thierkräfte, triebe eigentlich zu erklären glaubte. diese genaue Determination der Seelenk Thiere, vermöge der sie auf etwas G sonders gerichtet sind, als ein bloßes Fak so ist er eben so wenig zu tadeln, als wenn er die anziehende Kraft der Körper als ein Faktum zum Grunde legte. Ja ich Reimarus hat keinen Tadel verdient, Hrn. Herder selbst treffen könnte. Er

wahrſcheinlich, daß dieſe Bemerkung über den Kreis der Thiere vorausgeſetzt, und vermittelſt derſelben ſich alle Kunſttriebe und Kunſtfähigkeiten der Thiere aus ihrer Vorſtellungskraft erklären laſſen, ohne daß man blinde Determinationen annehmen dörfe. „Wenn „unendlich feine Sinnen, „ſagt er,„ in einem klei„nen Kreis auf einerley eingeſchloſſen werden, und „die ganze übrige Welt für ſie nichts iſt, wie müſſen „ſie durchdringen! Wenn Vorſtellungskräfte in einen „kleinen Kreis eingeſchloſſen und mit einer analogi„ſchen Sinnlichkeit begabt ſind, was müſſen ſie wir„ken? Und wenn endlich Sinne und Vorſtellungs„kräfte auf einen Punkt gerichtet ſind, was kann „anders, als Inſtinkt daraus werden?„ — Allein, iſt die vom V. angenommene Einſchränkung der ganzen Sinnlichkeit und Vorſtellungskraft des Thiers auf einen Kreis etwas anders als die vom Reimarus angegebne genaue Determination der thieriſchen Seelenkräfte auf etwas Gewiſſes und Beſonders? Iſt dies Gewiſſe und Beſondre nicht eben der dem Thier angewieſene Kreis? Iſt jene Einſchränkung etwas anders als eine blinde Determination, d. i. eine Determination, von der wir weiter keinen Grund angeben können, als daß es dem Schöpfer gefallen hat, die Seelenkräfte der Thiere ſo genau einzuſchränken? Ein anders wäre es, wenn man dieſe Einſchränkung aus der Natur der Thiere und ihrer Kräfte ſelbſt erklären könnte, aber ich ſehe nicht, wie man dies thun kann, ohne im Cirkel herumzulaufen, und zu behaupten, daß der Schöpfer den Thieren keine andre Seelenkräfte verliehen, als ſolche, die ihnen gerade zu ihren angemeßnem Wirkungskreiſe nöthig und hinlänglich wären, oder daß er ſie eben vermittelſt der beſondern Einrichtung und des beſtimmten Maaßes ihrer Sinnlichkeit und Vorſtellungskräfte auf einen gewiſſen Wirkungskreis ein-

geschränkt und die übrige Welt
Dann fällt die Herdersche Erklä ng
weg, denn alsdann läßt sich nicht
die Einschränkung auf einen
und Vorstellungskräfte der Thiere so
schärft und erhöhet werden könnten,
daraus werden müßte. — Doch die
selbst von dem Kreis der Thiere und der dab
teten umgekehrten Proportion, trift sie
ein? Sollte der Bieber mit seinem kü
mäßigen, aber nach verschiedenen U
änderten Wasserbau sich völlig dan
sen? Und woher kömmts, daß nur
nur in gewissen Ländern so geschickte
andre aber und in andern Lände
nicht verstehen oder doch nicht a
der Wirkungskreis aller Thiere o
bestimmt seyn, daß sich die Gren
erweitern liessen, wenn das Thier
wöhnliche Situationen versetzt wi
lehrigkeit einiger Thiere läßt dies vermut
manche Geschicklichkeiten und Künste
halb vernünftelnde Elephant, wenn er zah
worden, erlernen, wovon er in seinem
stande nichts weis?

Aber dem sey wie ihm wolle, zur Aufklärung der menschlichen Seelenlehre, weis der V. diese Bemerkung sehr gut zu nutzen. Der Mensch hat den ausgedehntesten Kreis, er hat Sinne und Vorstellungskräfte für die ganze Welt; folglich eine getheilte, zerstreuete, schwächere Sinnlichkeit und Freyheit in den Vorstellungen; folglich weder die Stärke noch die Sicherheit des Instinkts, weder Kunsttriebe noch Fähigkeiten, noch eigentliche Thiersprache, oder dies lebendige Einverständniß einer Thiergattung unter

ander

ander über ihre Beſtimmung im Kreiſe ihrer Würkung — die Schadloshaltung für allen dieſen Abgang iſt der eigenthümliche Charakter ſeines Geſchlechts, den der V. ſehr gut durch Beſonnenheit ausdrückt. Wie ſich dieſe Beſonnenheit des Menſchen äuſſert, ſoll uns der V. ſelbſt ſagen. „Laſſet jenes Lamm als „Bild ſein Auge vorbeygehn: ihm wie keinem an„dern Thiere. Nicht wie dem hungrigen, wittern„den Wolfe! nicht wie dem Blutleckenden Löwen — „die wittern und ſchmecken ſchon im Geiſte! die Sinn„lichkeit hat ſie überwältiget! der Inſtinkt wirft ſie „darüber her! — Nicht wie dem brünſtigen Schaaf„mann, der es nur als den Gegenſtand ſeines Ge„nuſſes fühlt, den alſo wieder die Sinnlichkeit über„wältigt, und der Inſtinkt darüber herwirft; nicht „wie jedem andern Thier, dem das Schaaf gleichgül„tig iſt, das es alſo klar vorbeyſtreichen läßt, weil „ihn ſein Inſtinkt auf etwas anders wendet — Nicht „ſo dem Menſchen! ſo bald er in die Bedürfniß „kömmt, das Schaaf kennen zu lernen: ſo ſtöret ihn „kein Inſtinkt: ſo reißt ihn kein Sinn auf daſſelbe „zu nahe hin, oder davon ab: es ſtehet da, ganz wie „es ſich ſeinen Sinnen äuſſert. Weiß, ſanft, wol„licht — ſeine beſonnen ſich übende Seele ſucht ein „Merkmal, — das Schaaf blöcket! ſie hat Merk„mal gefunden, der innere Sinn wirket. Dies „Blöcken, das ihr am ſtärkſten Eindruck macht, das „ſich von allen andern Eigenſchaften des Beſchauens „und Betaſtens losriß, hervorſprang, am tiefſten „eindrang, bleibt ihr. Das Schaaf kommt wieder. „Weiß, ſanft, wollicht — ſie ſieht, taſtet, beſinnt „ſich, ſucht Merkmal — es blöckt, und nun erkennt „ſies wieder! Ha! du biſt das blöckende! — fühlt „ſie innerlich, ſie hat es menſchlich erkannt, da ſies „deutlich, das iſt mit einem Merkmal erkennes und

„nennet.„ Dies erſte Merkmal der Beſinnung war, wie der V. richtig anmerkt, Wort der Seele, mit ihm iſt die menſchliche Sprache erfunden. Auch der Zeit Lebens Stumme, war er Menſch, beſann er ſich, ſo lag Sprache in ſeiner Seele. Wie richtig auf dieſe Weiſe der Urſprung der Sprache angegeben ſey, hätte der V. auch durch fernere Bemerkungen über Taube und Stumme beſtätigen können. Ein jeder der mit ſolchen Menſchen einigen Umgang gehabt, muß bemerkt haben, wie ſehr ſich ihre Seele beſtrebt, Unterſcheidungsmerkmale zu erhaſchen, wie ſie durch ihre oft ſo ſinnreiche Zeichen und Geberden Sprache beweiſen, daß ſie ſich Merkmale zu abſtrahiren und daran zu unterſcheiden wiſſen, und wie bey ihren Bemühungen, dieſe Merkmale andern verſtändlich und vermittelſt derſelben die Objecte kenntlich zu machen, ihre Kehle und Luftröhre arbeitet, als wenn ſie es fühlten, daß ſie dieſe billig zu Hülfe nehmen müßten. Iſt dies die Wirkung einer natürlichen Verbindung eines gefühlten Einverſtändniſſes zwiſchen ihrem arbeitenden Werkſtande und den Werkzeugen der Sprache, oder iſt es Nachahmung der Sprechenden, inſoferne ſie, die blos die Bewegung der Zunge und der Gurgel ſehen, Sprechende nachahmen können! die Sache ſelbſt, daß bey Tauben und Stummen die Sprachwerkzeuge in Bewegung ſind, hat ihre Richtigkeit, wie man ſie auch erklären mag. —

Welches ſind, frägt der V. die erſten Merkmale zu Elementen der Sprache! zuförderſt waren es Töne. Das Ohr mußte der erſte Lehrmeiſter der Sprache werden. Wie hat aber der Menſch ſeinen Kräften überlaſſen, ſich auch eine Sprache, wo ihm kein Ton vortönte, erfinden können! Wie hängt Geſicht und Gehör, Farbe und Wort, Duft und Ton zuſammen! „Nicht unter ſich, antwortet der V. in den Gegenſtän-

„ſtänden; aber was ſind denn dieſe Eigenſchaften in „den Gegenſtänden, ſie ſind blos ſinnliche Empfindun„gen in uns, und als ſolche flieſſen ſie nicht alle in „eins? Wir ſind ein denkendes ſenſorium commune „nur von verſchiednen Seiten berühret, da liegt die „Erklärung. Wir ſind voll ſolcher Verknüpfungen „der verſchiednen Sinne, nur wir bemerken ſie nicht „anders, als in Anwandlungen, die uns aus der Faſ„ſung ſetzen, in Krankheiten der Phantaſie, oder bey „Gelegeheiten, wo ſie auſſerordentlich merkbar wer„den.„ Herr Herder führt dieſe Sätze, und die ihm eigne Bemerkung, daß das Gehör in gewiſſer Weiſe der mittlere Sinn, die Spuhr zur Seele und das Verbindungsband der übrigen Sinne ſey, mit vielem Scharfſinn aus. Indeſſen muß ich geſtehen, daß er mir hier weniger als ſonſt Genüge gethan hat. Vermuthlich würde er, bey einer nähern Unterſuchung, warum die Empfindung verſchiedner Sinne in unſrer Seele in Eins flieſſen, die Schwierigkeiten gefühlt haben, die uns billig abhalten, eine innere, urſprüngliche, oder von äuſſern Senſationen nicht gewirkte Verbindung dieſer Empfindungen anzunehmen. Er würde vielleicht erkannt haben, daß dieſer Zuſammenhang der Sinne, dies durchkreutzen derſelben in jedem beſondern Fall jedesmal von auſſen veranlaßt, und durch frühe, auf mancherley Weiſe geknüpfte, oft ganz unbemerkte Aſſociationen nicht tönender Gegenſtände mit tönenden und Tönen gewirkt werde. Wenn dies, wie es mir ſcheinet, richtig ſeyn ſollte, wenn z. B. der Namenſuchende an einen Vogel eine demſelben vorzüglich und beſtändig eigenthümliche Farbe bemerkt, dann dieſe Farbe mit dem Vogel und ſo weiter mit dem Tone deſſelben dergeſtalt aſſociirt hätte, daß nun dieſe Empfindungen des Geſichts und Gehörs genau zuſammenhängen, und ſich einander hervorbringen;

ſo iſt es nicht genau und richtig genug geſprochen, daß Geſicht und Gehör in den Gegenſtänden nicht zuſammenhängen, Farbe und Ton, ſind wenigſtens in demſelben dergeſtalt beyſammen, daß beyder Eindruck zu gleicher Zeit auf die Seele geſchicht, daß äuſſere Veranlaſſungen und ein näherer Grund zur Aſſociation derſelben da iſt. Ja es möchte ſich manche Benennung ſtummer Gegenſtände aus einer blos zufälligen, oder in einer individuellen Situation des Namengebers gegründeten Aſſociation derſelben mit Tönen, die er eben damals hörte, als er den Gegenſtand zum erſtenmal mit einem Intereſſe erblickte, herleiten laſſen. Dies alles kann man in der merkwürdigen Abhandlung, die im Jahr 1759. über die Preisfrage der Berliniſchen Akademie vom wechſelſeitigem Einfluß der Sprachen und Meynungen das Accesit erhalten, und die leider ein Fragment bleiben wird, durch ſehr anpaſſende Beyſpiele erläutert und beſtätiget finden. Ueberhaupt deucht mich, macht die Aſſociation hier alles aus, und hebt alle Schwierigkeiten, wie der Menſch nicht tönende Gegenſtände durch Töne bezeichnen können. Auf ſo mannichfaltige Weiſe nemlich der Menſch ſeine Empfindungen und Vorſtellungen untereinander aſſociiret, und aus ſo mancherley Quellen, als dem bloßen Beyſammenſeyn; dem unmittelbar aufeinander folgen, den Verhältniſſen der Aehnlichkeit, von Urſachen und Wirkungen u. ſ. w. er ſeine Aſſociationen ſchöpfet, eben ſo viele Quellen ſind ihm auch für die Namengebung ſtummer Gegenſtände geöfnet. Da ich indeſſen die Sache ſelbſt, nemlich den Zuſammenhang der verſchiednen Sinne und ihrer Empfindungen dem V. gerne zugeſtehe, ſo bin ich auch mit den daraus hergeleiteten Folgerungen einig, inſonderheit finde ich eine für den Schriftausleger ſehr brauchbare Anmerkung deſſelben vollkommen richtig.

Je

Je älter! heißt es, „eine Sprache iſt, je mehr ſol„cher Kühnheiten (kühner Wortmetaphern) in ihren „Wurzeln iſt, hat ſie lange gelebt, ſich lange fortge„bildet; um ſo weniger muß man auf jede Kühnheit „des Urſprungs losdringen, als wenn jeder dieſer ſich „durchkreutzenden Begriffe auch jedesmal in jedem „ſpätern Gebrauche mitgedacht worden wäre. Die „Metapher des Anfangs war drang zu ſprechen; „nimmt mans nachher in jedem Fall, wo das Wort „ſchon geläufig worden war, und ſeine Schärfe abge„nutzt hatte, für Fruchtbarkeit und Energie, alle „ſolche Sonderbarkeiten zu verbinden — was für „klägliche Beyſpiele wimmeln da in ganzen Schulen „der morgenländiſchen Sprachen!„

Bm.

XX.

Die göttliche Eingebung der heiligen Schrift unterſucht von Johann Gottlieb Töllner, der heil. Schrift Doctor, und der Gottesgelehrſamkeit und Weltweisheit öffentlichen Lehrer auf der Univerſität zu Frankfurt an der Oder — Lindau und Leipzig, bey Jacob Otto und Söhnen, 1771. gr. 8. 1 Alph. 8 Bog.

Die Tugenden, durch welche ſich alle übrigen Schriften des Hrn. D. auszeichnen, ſind auch bey dieſer Unterſuchung nicht zu verkennen. Eine vertraute Bekanntſchaft mit den gewöhnlichen Vorſtellungs- und Beweisarten, eine ungemeine Liebe zur Wahrheit, unermüdetes Beſtreben in Erforſchung derſelben, und die lebhafteſte Sorge, Niemand anſtößig

stößig zu werden, das alles wird man auch bey ihr mit Vergnügen wahrnehmen. Um so billiger ists die Erklärung gelten zu lassen, die der V. S. 142. und besonders ganz am Ende über die ihm von einigen Recensenten zur Last gelegte allzu scientifische Lehr- und Schreibart von sich stellt, und so einen geringen Theil der Mühe, die er sichs hat kosten lassen, mit über sich zu nehmen. Ein jeder hat freylich seinen eigenen Gang zur Wahrheit zu gelangen, wie sie andern vorzutragen: Wenn der eine es bequemer findet, seinen Lesern nur das Resultat dessen vorzulegen, was er gefunden hat, ohne sie eben durch alle die Tiefen und Krümmungen, die er durchgewandert, herumzuführen, so findet der andere für nöthiger es zu thun, daß ihnen die Richtigkeit des Weges desto sichtbarer werde. Zu diesen gehört nun der Hr. D. Wir wollen ihn also in unserer Anzeige getreu folgen.

Da bey vielen überhaupt noch die Frage hätte seyn können, was es nach so vielen hieher gehörigen Bemühungen der Gottesgelehrten jetzt erst einer solchen Untersuchung bedürfe? so zeigt der Hr. D. in der Einleitung umständlicher, daß sie noch lange nicht geendiget sey, und die Gottesgelehrten sich noch nie recht darüber vereinigen können. In dieser Absicht liefert er eine kurze Geschichte des durch alle Zeiten über die Eingebung biblischer Bücher gefällten Urtheils der Kirche.

Die Jüdische vor Christi Geburt legte einstimmig den mosaischen Büchern göttliches Ansehen bey, so weit man dies aus den beständigen Beziehungen darauf in den spätern Theilen des A. T. schliessen kann; aber von der Eingebung derselben findet man weder ausdrückliche Bejahungen, noch genauere Bestimmungen: Um die Zeiten Christi bejahen Philo und Josephus dieselben ausdrücklicher, aber auch sie lassen

sen

l Begriff ſelbſt unbeſtimmt; mehr geben Jeſus die Apoſtel dabey zu denken, wenn ſie ſogar aus l n Worten des A. T. Beweiſe führen, und alſo die Eingebung der Worte wie der Sache, wens für bekannt und von ihren Zuhörern und Legealaubt vorausſetzten: Und ſo iſts aus mehreren klar, daß die Juden nach Chriſti Geburt in die vollkommenſte Eingebung dem Geſetz, den nächſten Grad derſelben den Propheten unterſten der Pſalmen u. ſ. w. zugeſchrieben — — die chriſtliche Kirche in den erſten Jahrerten erkannte die Eingebung der Schrift unget die Vorſtellungen einzelner Lehrer von der Art n auch in dieſem Zeitraum nicht ſo gleichförlauten; beſonders ſcheinen Auguſtinus und Enius ſie bey den hiſtoriſchen Büchern genug get zu haben. In den mittlern Zeiten ließ man bey allgemeinen Vorſtellungen von Gott dem Ur: der Schrift, und dieſer, als einer Rede Gotn ſetzte die Lehrmeynung von der Einig r voraus, als daß man ſie genauer hätte ſollen, bis man endlich in den neuern Zeiten hat, auch darüber ſich beſtimmter zu erd damit auch die Verſchiedenheit der Meyſichtbarer geworden iſt. Die meiſten Lehrer hen Kirche haben ſie nur auf die Hauptſachen ankt; in der lutherſchen hat man einige neuere n, die Eingebung der Sachen wie der te t diget; in der reformirten größtentheils, ja ſogar wie Vernet, Doddridge, Bendurchaus zugeſtanden; unter den Remon- haben Grotius und Le Clerc beyde die Einhiſtoriſchen Bücher, und dieſer auch die ung der Lehrſchriften völlig geläugnet: Noch . Middleton gegangen, indem er zwar das

göt-

göttliche Anſehen zugiebt, aber die Eingebung gänzlich aufhebt — dies thun auch die Socinianer u. ſ. w. — Dieſer Abriß iſt nun zu der Abſicht des Hrn. D. hinlänglich und nach derſelben betrachtet, auch unverbeſſerlich. Aber da der Hr. D. ſelbſt mit Grunde erinnert, daß das Urtheil der erſten Lehrer der chriſtlichen Kirche von der Eingebung der Bücher des A. T. von den jüdiſchen Beſtimmungen derſelben entlehnt ſey, ſo wünſchten wir doch, daß es der einmal gemachte Plan nicht gehindert hätte, bey dieſen länger zu verweilen: Es ſcheinet immer noch eine groſſe Frage zu ſeyn, was die Philoneiſche Benennungen ἱερὰ γραμματα, ἱεραὶ γραφαὶ u. d. m. eigentlich ſagen ſollen; was die Juden unter Schriften verſtanden, die רוח הקודש geſchrieben worden, u. ſ. w.

Nachdem alſo der Verf. durch dieſe vorläufige Geſchichte die Leſer vorbereitet, fängt er die Unterſuchung ſelbſt an und zertheilt ſie in fünf Hauptſtücke.

Im erſten ſoll von dem Begriff der Eingebung und den Graden derſelben gehandelt werden. Jener kann, wie ſogleich ſehr richtig erinnert wird, aus dem Worte θεοπνευστος nicht beſtimmt werden, deſſen Gebrauch die Sache auch nur bejaht, aber nicht erklärt. Man muß ſich alſo deswegen an die Kirche halten. Ihr zufolge würde man ihn alſo feſtſetzen müſſen, daß die Eingebung eine innere übernatürliche, (auſſerordentliche, wunderthätige) Wirkung Gottes zu einem Vortrag ſey. — (Mitwürkung will der Hr. D. nicht zu voreilig ſagen, damit man ihn nicht beſchuldigen könne, er habe den kirchlichen Lehrbegrif eigenmächtig eingeſchränkt, und ohne dem ſey Wirkung eine allgemeine, die Mitwirkung zugleich einſchlieſſende Benennung). Weil nun zu einem Vortrage, der Wille, ihn zu thun, das vorgetragene Erkenntniß, die Worte, die Ordnung der Sache, die Ord-

Ordnung der Worte gehöre, ſo entſtünden daraus vier Grade der Eingebung; der erſte, als der vollkommenſte, wenn alle dieſe zu einem Vortrag gehörigen Stücke blos übernatürlich gewirkt worden; ein Zweyter, wenn ſolches nur in Anſehung einiger derſelben geſchieht, und einige dagegen theils natürlich theils übernatürlich erfolgen; ein dritter, wenn ſolche ſämtlich theils natürlich, theils übernatürlich gewirkt werden; der vierte, wenn einige derſelben bloß natürlich, und nur einige theils natürlich, theils übernatürlich würklich werden: der erſte Grad faſſe keinen weitern Grad in ſich, deſto mehrere der zweyte, dritte und vierte, und nach allen ſey das göttliche Anſehen eines Vortrags geſichert, weil es nicht darauf ankomme, wie viel Gott übernatürlich dazu gethan und es genug ſey, wenn es nur etwas ſey, man müßte denn annehmen, die Eingebung ſey eine Handlung Gottes, da er unmittelbar in jemanden Gedanken hervorbringe, womit man aber in der Anwendung auf die Eingebung der Schrift nicht fortkomme: Indeß laſſe ſich noch ein fünfter Grad denken, wenn ein Vortrag mit Eingebung überſehen und beſtätiget werde; dies ſey zwar etwas anders, als aus Eingebung etwas vortragen, aber doch mehr als eingegebene Sachen vortragen, welches letztere einen Vortrag zwar göttliches Anſehen verſchaffe, aber nicht zureichend ſey, ihn für eingegeben zu erkennen, wenn gleich der Inhalt eingegeben ſey.

Im zweyten Hauptſtück wird nun die Wahrſcheinlichkeit der Eingebung der heil. Schrift unterſucht. Sie iſt wahrſcheinlich, weil einmal es der Weisheit Gottes zuzutrauen iſt, daß er für die Erhaltung und Fortpflanzung ſeiner Offenbarungen werde geſorgt haben: dann weil die Propheten und Apoſtel bey ihren mündlichen Vorträgen Gottes auſſerordentlichen Beyſtand genoſſen, daß ſich alſo ein gleiches bey ihren Schriften annehmen läſſet; endlich weil der

ganze Inhalt ſämtlicher Bücher in ſeiner zweckmäſſigen Wahl betrachtet, kein Werk des Zufalls oder einer blos menſchlichen Klugheit vermuthen läßt. Aber freylich ſind das alles auch bloße Wahrſcheinlichkeiten; es könnte immer noch das Gegentheil dabey ſtatt finden; es könnten auch andere Gründe es unwahrſcheinlich machen. Man könnte z. E. einwenden, Gott thue keine unnöthigen Wunder; nun ſey es ja genug geweſen, daß Gott überhaupt den Menſchen mündliche Offenbarungen gegeben: Und wahr iſts, fährt der H. D. fort, das göttliche Anſehen der Schrift iſt nicht ſchlechterdings an die Eingebung derſelben gebunden, zu jenem iſt es genug, wenn der darinn enthaltene Lehrbegriff überhaupt Gott zum Urheber hat; warum ſollte aber auch Gott nicht Wunder thun können, wo es zwar eben nicht nöthig, aber doch nützlich iſt, nützlich, wie in dieſem Fall, um gewiſſen Vorträgen gröſſere Zuverläſſigkeit; und mehrere Verbindlichkeit zu verſchaffen? Doch das alles entſcheidet, wie geſagt, nicht; es zeigt nur, daß es denen, die eine geſchehene Eingebung der Schrift behaupten, nicht an Vermuthungsgründen fehle.

Der Hr. D. fährt alſo im dritten Hauptſtück fort, der Wirklichkeit nachzuforſchen. Der Beweis für dieſe kann weder aus dem Inhalt, noch aus der Abfaſſung (a priori) geführet werden, wobey alles, wenn ſchon mündliche Offenbarungen vorhergegangen, natürlich möglich war. Es kommt alſo lediglich auf Zeugniſſe an. Dieſe ſind theils innre, theils äuſſere; jene wieder allgemeine und beſondere. Die allgemeinen ſind 2 Tim. 3, 16. wo, wenn man auch θεοπνευστος zum Subjekt ziehen wollte, doch der Apoſtel behaupten würde, daß es von Gott eingegebene Schriften, nemlich die vorher genannten ἱερα γραμματα gebe, und da er die Art der Eingebung unbeſtimmt läßt, den Begriff damit verbinden mußte,

den Timotheus als ein Jude dabey hatte, und der denn mit dem gewöhnlichen übereinkommt — 2 Petr. 1, 19. 21. welche aber weder für die Eingebung des ganzen A. T. noch der mit derselben niedergeschriebenen Weissagungen, sondern nur für eine den Verfassern dieser wiederfahrne unmittelbare Offenbarung beweisend ist — Joh. 5, 39. 10, 33. Matth. 22, 45. Apostelgesch. 28, 25. Ebr. 3, 7. 1 Petri 1, 11. Röm. 3, 2. Ebr. 1, 1. welche wenigstens die damalige jüdische Zuhörer und Leser nach ihren Begriffen von der Eingebung von derselben verstunden — Unter die besondern, und zwar nach einer fernern Unterabtheilung unmittelbaren (ausdrücklichen oder wörtlichen) werden für die Eingebung des A. T. und aus demselben beurtheilt. Die Stellen, in welchen Moses versichert, daß er einzelne Theile seiner Beschreibung, wie den Sieg von den Amalekitern, auf göttlichen Befehl aufgezeichnet, daß also wenigstens von diesen Theilen die Eingebung so gewiß ist, so gewiß der Antrieb zum Schreiben göttlich war; ähnliche in welchen Jesaias, Jeremias, Hesekiel, Habacuc versichern, daß sie einen Theil ihrer Weissagungen auf göttlichen Befehl geschrieben oder, wie Daniel ein ganzes Buch ihrer Offenbarungen, sind gleichfalls, aber nur für die Eingebung dieser Theile und Bücher beweisend; ganz untauglich dazu aber ist die Stelle Ps. 45, 2. und die so oft wiederholte Formel: so spricht der Herr, die nur ihre höhere Vollmacht zum Lehren anzeigen sollte: Aus dem N. T. und für die Eingebung desselben ist Matthäi 10, 19. 20. für die fortdaurende Einwirkung Gottes bey den Schriften der Apostel wie bey mündlichen gerichtlichen Vertheydigungen zum Beweise nicht zureichend; mehr sind es die Verheissungen Joh. 14, 16. 17. 26. 16, 13. und entscheidend, Apostelgesch. 5, 3. 15, 28. 1 Cor. 2, 10. 2, 13. 7, 10. 12. 25. weil hier theils

von den Zuhörern gefordert wird, sie hätten wissen sollen, daß sie mit erleuchteten Männern zu thun hätten, theils diese von eignen Offenbarungen in Dingen reden, die sie wie Paulus von andern natürlich hätten erfahren können, theils sie ihre eigenen Gedanken von den höhern Erleuchtungen unterscheiden: Mittelbare oder thätige, da die Verfasser sich selbst für bloße Schreiber ausgäben, giebt es gar nicht, man müßte denn in Absicht auf das A. T. den Gebrauch, den Christus und die Apostel davon machten, durch Folgerungen dazu machen wollen. Diesen Zeugnissen hat man nun wohl andre entgegen gesetzt, als, daß die Apostel ganz natürliche Veranlassungen zu ihren Schriften erzählen, in der Abfassung oft zweifelhaft sprechen, nur bitten, dafür halten, und dem Inhalt nach, sich oft widersprechen: Allein mit den natürlichen Anlässen konnte immer ein höherer Antrieb, sich ihrer zu bedienen, bestehen; der ermahnende und bittende Ton war der Absicht gemäßer, und oft sprechen sie auch mehr gebietend; die Widersprüche sind nur scheinend, und alles beweiset aufs höchste, daß man nicht eine von Wort zu Wort geschehene Eingebung behaupten müsse — — Was nun die äussern Zeugnisse betrift, so fehlt es an solchen. Das Zeugniß der Kirche würde dafür gelten können, wenn es erwiesen wäre, daß es auf einer beständigen sichern Ueberlieferung des eigenen Zeugnisses der Verfasser selbst beruhe; da dies aber nicht ist, so ist es wohl ein wahres Urtheil, aber kein Zeugniß. —

Hierauf gründet nun der Hr. D. seine Ueberzeugung, daß die ganze Schrift von Gott eingegeben sey, und geht zu der Beschreibung der eigentlichen Beschaffenheit dieser Eingebung im vierten Hauptstück über. Was und wie viel eingegeben sey, lasse sich nicht bestimmen, da es die Schrift selbst nicht bestimmet hat: Es bleibt also kein andrer Weg zu

Be-

rtheilung ihrer Beſchaffenheit übrig, als die Be-
kung des Zwecks der bibliſchen Schriften und ih-
Abfaſſung, und daraus ergiebt ſich folgendes.
mal iſt daraus erweislich daß die Eingebung der
Schrift nicht den vollkommenſten möglichen Grad
Eingebung eines Vortrags gehabt, ſo daß die
ſſer, Willen, Sachen, Worte, das alles un-
ber von Gott gehabt hätten, denn dann würde
zelnen Büchern, wie in der ganzen Sammlung
und nicht der Verfaſſer reden; es würde und
in der Lehr- und Schreibart mehr Einförmig-
durchgängige Deutlichkeit, größere Vollkom-
heit anzutreffen ſeyn, und dieſe Vollkommenheit
ſo viele Wiederholungen derſelben Begebenhei-
der Lehren nicht zulaſſen, andere Beweiſe und
ſarten, welche nicht nur auf gewiſſe Zeiten und
ndern giengen, erfordern: Aber es war auch
Weisheit, daß Gott hiebey nicht dieſen höchſten
nmenſten Grad der Eingebung erwählte, in-
denn die erbauliche Mannichfaltigkeit und ſo viele
nthümer für die Wahrheit der Religion aus
Wahrheit der Zeugen, ihrer Uebereiſtimmung
, mit einmal verlohren gegangen wären — —
ſtens erhellet, daß auch nicht alle Bücher und
der heil. Schrift in gleichem Grade eingegeben
einige nur unter einer bloßen Aufſicht, andre
rmittelſt einer bloßen Erweckung, noch andere
eine übernatürliche Mitwirkung zur Wahl des
, weil nemlich die Verfaſſer an Fähigkeiten,
Sachen in Anſehung der Erheblichkeit einan-
gleich waren. Aber es iſt auch drittens zu er-
, daß in Anſehung keines Buchs und keines
ſſer Grad der Eingebung genau beſtimmt wer-
nn, weil es hier keine gewiſſe Entſcheidungsre-
lebt, nicht die Regel, Gott habe jedesmal ſo
natürlich durch die Verfaſſer geſchehen laſſen, als

zum Endzweck geschehen können, da man ja nicht wissen kann, wie viel oder wie wenig zum Endzweck jedesmal nöthig gewesen; — nicht die Ungleichheit der Verfasser und Sachen, weil diese schon vorher durch Offenbarung bekannt und jene vor Niederschreibung ihrer Gedanken durch sie unterrichtet seyn konnten, und ausserdem in beyden Fällen zwar auf das gröſsere oder geringere, aber doch nicht eigentliche Maas der Eingebung geschlossen werden kann. Doch erfordert viertens der Zweck der Schrift, daß Gott zur Wahl, Wahrheit und Verständlichkeit ihres Inhalts mitgewürkt hat, daß nichts ganz unnützes, nichts falsches, nichts ganz unverständliches geschrieben würde — Fünftens ist eben so erweislich, daß diese Eingebung sich sowol auf die Worte als die Sachen erstreckt habe; denn ob dies gleich in der Schrift nicht ausdrücklich behauptet wird, so ist es doch deutlich, daß die Worte zum Vortrag gehören, Mittel zum Sinn sind, und also die Zuverläßigkeit und Verständlichkeit des Inhalts, eine gewisse göttliche Mitwürkung dazu, oder wenigstens Billigung und Bestätigung derselben, nothwendig machte: Im gegenseitigen Falle hätten auch Jesus und die Apostel nicht zuverläßig aus den Worten des A. T. schlieſsen können, wie Joh. 10, 34. 35. Matth. 22, 43. Hebr. 1. 5. Gal. 3, 16. man müßte denn sagen wollen, es wäre eine Beweisart ad hominem und denn könnte dies von allen Beweisführungen aus dem A. T. eben so gut gesagt werden. — Sechstens erhellet aber auch so viel, daß man keinen hinreichenden Grund hat, sämtliche Bücher der heil. Schrift für sogleich aus Eingebung geschriebene Bücher zu halten; es ist genug, wenn sie nachher mit Eingebung übersehen und bestätiget worden, wie muthmaßlich die meisten historischen Schriften des A. T. (die mosaischen ausge-

nen) Jeſu und den Apoſteln und die Le-
ſchrei g Jeſu beym Marcus und Lucas,
ch l Paulum.

dem allen folgt nun nach dem fünften Haupt-
— richtigung der Dogmatick, daß man
d Offenbarung ganz von einander ab-
te, und eher dieſe jener unterordnen, weil
g auch nur in einem bloßen Antrieb be-
haben kann, und daß man auch dieſen nicht
zur Eingebung hätte rechnen ſollen, indem er
lich geweſen ſeyn kann, — für die Vertheyd-
der geoffenbarten Religion; daß die Gültig-
gion ganz unabhängig von der Göttlich-
chrift ſey, weil die darinn enthaltnen Lehren
geſchehnen Offenbarungen beruhen; und
alſo dies iſt, der gemeine und unſtudierte Chriſt
jener gehörig unterrichtet werden muß, die
von der Eingebung oder Göttlichkeit der
nicht für ihn, ſondern zum gelehrten Erkennt-
n; und es eben ſo zureichend iſt, gegen die
gen nur die Wahrheit und Glaubwürdigkeit
riſt zu vertheydigen — für die Auslegung der
chrift; daß bey ihrer Erklärung nach den all-
Regeln der Auslegung müſſe verfahren wer-
immer der fruchtbarſte und vollkommenſte
wahre ſey, (wodurch der H. D. mit
mungswürdiger Beſcheidenheit einen ſonſt
ten Satz wieder zurücknimmt) da die
iten der Verf. nicht vollkommen geweſen
— für die Theologie überhaupt und die theo-
n Beweiſe; daß das Anſehen der Schrift als
aubens Grundes völlig geſichert ſey, da auch
erſten Grad der Eingebung angenommen, die
rkung Gottes zu einem einzigen Stück des
och zugleich eine Beſtätigung aller der übri-

gen gewesen; daß man aber nicht auf die Wahl der Worte ihre Ordnung und Vervielfältigung wider allgemeine Auslegungsregeln ganze Artickel und Lehrmeynungen gründen müsse.

Bis hieher haben wir den Hrn. V. unumstößlich gehen, und, wo es auf die Hauptsache ankam, gute Antheils mit seinen eigenen Worten reden lassen. Die ganze Untersuchung kann überhaupt die Uebung im Denken befördern und besonders in der Lehre von der Eingebung der Schrift einen jeden zu einer richtigen Beurtheilung dessen, wovon eigentlich die Rede ist, und der Schwierigkeiten, die sich hiebey von allen Seiten finden, ungemein behülflich seyn. Auch sind wir völlig der Meynung des Hrn. V. daß blos aus den Worte θεοπνευστος und der Redart φερομενοι υπο πνευματος αγιου der vollkommenste Grad der Eingebung sich nicht erweisen lasse; und wir finden endlich in seiner ganzen Vorstellungsart durchaus nichts Anstößiges: Am Ende nimmt er doch die Eingebung der Sachen wie der Worte an, und bestimmt sie nicht anders. Aber bey dem allen sind uns doch auch bey dieser Theorie folgende vielleicht nicht unerhebliche Bedenklichkeiten eingefallen. Wir zweifeln zuerst, ob dadurch die Vorstellung der Eingebung wirklich erleichtert worden; denn sollte es nicht besser seyn, überher bey dem gewöhnlichen noch so ausgedehnten Begrif es bewenden zu lassen, als Grade anzunehmen, von denen man doch gestehen muß, daß sie sich bey einzelnen Schrifttheilen nicht bestimmen lassen? wollen die, die eine vollkommene Eingebung behaupten, nicht vielleicht am Ende eben das sagen, „es läßt sich nichts genauers bestimmen„ oder ist nicht wenigstens diese erkannte Unmöglichkeit von je her eben die Veranlassung gewesen, um desto sicherer zu gehen, alles in die Beschreibung derselben hinein zu bringen?

Zwey-

ptens, sollte die Kirche die im ersten Stück vorgeschickte Beschreibung des Hrn. D. so ganz für ihrige erkennen? Er verspricht doch, wenn wir recht verstanden haben, den Begriff vorläufig so stimmen, wie ihn die Kirche bestimmt. Wenn gesagt wird, sie sey eine innere übernatürliche ung zu einem Vortrage, dürfte jene nicht einen, es müsse heissen — zum ganzen Vortrage — das Ansehen gewinnen, als wenn die Beschreiung schon in Hinsicht auf die nachfolgende Theorie s unbestimmter gefaßt worden, und dies denn Kirche, ungeachtet der so großen Mäßigung des D. doch nicht befriedigen?

Da er drittens sehr richtig behauptet, man müsse yden schon angeführten Paulliniſchen Beschreiyen von der Eingebung nicht aus dem griechischen lateinischen, sondern bibliſchen und jüdiſchen uchgebrauch erklären, und nun von dieſer Erklä die Entſcheidung der Sache ſelbſt abhängt; man nicht vor allen Dingen hierinn dem jüdi Sprachgebrauch noch tiefer nachforſchen, und e die ganze Unterſuchung anfangen? Sollten ich die Wörter übernatürlich und auſſerordentin dem Geſchäfte der Eingebung gleichgültig ſeyn, eine zwar auſſerordentliche aber doch nicht übernatürliche, nicht wunderthätige, göttliche Wirkung gedacht werden können, und der Frage werth ſeyn? So hat auch der Recenſent das alles nur fragen, der ſcharfſinnigern Beurtheilung eines ſo anſehnn Schriftſtellers überlaſſen wollen. Er iſt immer erſte Gottesgelehrte, der eine ſo genaue Unterſug von der Art angeſtellt, und auch zur Zeit der ge, der, ohne eben anſtößig zu werden, doch auch mehr wahres und gutes dabey geſagt hat, als in den gewöhnlichen Anweiſungen davon hört.

Gſ.

XXI.

D. Carl Wilhelm Pörner Churfürſtl. Sächſ. Bergraths chymiſche Verſuche und Bemerkungen zum Nutzen der Färbekunſt. Erſter Theil. Leipzig, bey Weidmanns Erben und Reich, 1772. 524 Seiten in gr. 8.

Seitdem die Färbekunſt, eine Tochter der Chymie, wegen ihrer großen und weitläuftigen Beſchäftigung von jener getrennet, und zum Nutzen der menſchlichen Geſellſchaft als eine beſondere Kunſt getrieben worden, iſt ſolche von den Chymiſten auſſer der Achtung gekommen, und dem handwerksmäßigen Betriebe ihrer Meiſter überlaſſen worden. Nur ſehr wenige giebt es unter dieſen Künſtlern, welche bey ihren Arbeiten etwas denken, welche von ihren Operationen eine naturgemäße Erkenntniß haben und alſo zu neuen Erfindungen und Verbeſſerungen ihrer Kunſt geſchickt ſind. Wie groß bleibt alſo bey dieſer Beſchaffenheit der Sache das Verdienſt, wenn geſchickte Chymiſten den abgeriſſenen Zweig ihrer Kunſt einiger Aufmerkſamkeit werth achten, und mit forſchenden Auge bemühet ſind, zu mehrerer Vollkommenheit der Kunſt und zum Nutzen der menſchlichen Geſellſchaft, alle ihre Kräfte und Einſichten zu verwenden. Dergleichen Beſchäftigungen enthalten unſers gelehrten Verfaſſers angeſtellte Verſuche, und es wäre zu wünſchen, daß dieſes Buch von allen Färbern, welche Luſt haben, in ihrer Kunſt größer als ihr Lehrmeiſter zu werden, geleſen würde. Vorſchriften zu dieſer oder jener Farbe, womit alle Farbebücher angefüllet ſind, ſind nicht darinne zu ſuchen; Der Verfaſſer will ſolche dem Leſer ſelbſt erfinden lernen; und be-

bemühet sich vornemlich den Grund von der Festsetzung und Dauerhaftigkeit der Farben zu erforschen. Die gegenwärtige Schrift besteht aus sechs Abhandlungen, wo in fünf hintereinander folgenden von der Curcume, der Scharte, den Chamillen, den Galläpfeln und der Ellernrinde gehandelt, und die mit diesen Körpern angestellte Versuche und Untersuchungen mitgetheilet werden. Die sechste betrift die Vermischungen der in den fünf ersten Abhandlungen untersuchten Körper, und die daher unternommenen Versuche. Die Ordnung, wornach eine jede einzelne Abhandlung eingerichtet, ist folgende: daß zuerst die Mischung des Körpers, mit welchen andere Körper gefärbt werden können, untersucht, und die Bestandtheile desselben durch solche chymische Versuche erforscht werden, wodurch man zu einer nähern Erkenntniß der färbenden Eigenschaft eines Körpers gelangen kann. Diesen Erfahrungen, ohne welchen nichts gründliches in Ausübung einer gemeinen Kunst unternommen werden kann, sind eine beträchtliche Anzahl von solchen Versuchen beygefügt, welche eigentlich den Gebrauch eines durch die Chymie erkannten färbenden Körpers erklären, oder die Wege zeigen, wie ein solcher Körper, dessen Natur und Eigenschaften bekannt geworden, in der Färberkunst zum Färben der Wolle und Baumwolle gehörig zu gebrauchen ist. Daß dergleichen Versuche nicht nach bloßen Einfällen, sondern nach gehörigen Gründen und besondern Absichten angestellt worden, ist leicht zu erachten. Da der Vers. erkannt, daß oft eine kleine Veränderung der Körper in die Eigenschaften und Wirkungen derselben einen beträchtlichen Einfluß hat, so hat er nicht allein mit dem Körper, welcher gefärbt werden soll, sondern auch mit demjenigen, welcher die färbende Eigenschaft besitzt, verschiedene Behandlungen unternommen. Er hat daher verschiedene

dene Arten von Vorbereitungen der Schaafwolle oder des daraus verfertigten Tuchs, wie auch der Baumwolle oder des daraus gewebten Cattuns angestellet, zugleich aber auch die Farbebrühen mit verschiedenen Zusätzen bereitet, um sowol die gehörigen Verhältnisse als die daher zu erfolgenden Wirkungen in Erfahrung zu bringen. Hierbey hat der Verf. allezeit den doppelten Zweck der Färbekunst, nemlich die sinnliche Beschaffenheit der Farben und die Befestigung derselben vor Augen gehabt. Die erste Abh. von der Curcume ist am umständlichsten abgefaßt, indem darinne die Wege gezeiget, die man gehen kann, wenn ein Körper zum färben anderer angewendet werden soll, und die Naturen und Wirkungen vieler Körper erklärt, welche in der Färbekunst als Zusätze gebraucht werden, oder wenigstens angewendet werden können.

Im ersten Abschnitt erhellet von der Mischung und den Bestandtheilen der Curcume, daß diese Wurzel ohngefehr aus zwey Drittel erdichten Theilen und einem Drittel einer Substanz bestehe, welche weder für blos gummigt noch harzigt gehalten werden kann, indem solche eine erdigtschleimigte Mischung ausmache, mit welcher einige sehr wenige ölichte Theile verbunden sind. Dieses ist die eigentliche färbende Substanz der Curcume. Im zweyten Abschnitt sind Versuche mit der Curcume in Absicht der Farbe auf Wolle befindlich. Die Versuche sind mit reinem weissen wollenen Tuche unternommen, und dasselbe auf folgende unterschiedene Art zur Annahme der Farbe vorbereitet worden, 1) mit bloßen Wasser eingeweichet, 2) mit Salpeterwasser, 3) mit Salzwasser, 4) mit Wasser worinn Salmiac aufgelöset worden, 5) mit Wasser durch Weinsteincremor vorbereitet, 6) mit Eßig, 7) mit Alaunwasser, 8) mit Gipswasser, 9) mit Vitriolwasser, 10) mit Kupfervitriol Auflösung, 11) mit

Seife

eiffenwaſſer, 12) mit einem durch die Kunſt ver-
rigten ſelenitiſchen Waſſer, 13) mit Alaunwaſſer,
s mit Thon gekocht worden, 14) mit Alaunwaſſer,
s mit Gips gekocht worden, 15) mit Alaun und
einſteincremor, 16) mit Galläpfeldecokt, 17) mit
alläpfeldecokt und Alaun, 18) mit Weinſteincremor,
laun und Curcume. Dergleichen auf ſo unterſchie-
ne Art vorbereitetes wollenes Tuch iſt hernach durch
genden Farbebrühen gezogen worden, als: 1) blos
: ſich ohne Zuſatz abgeſottene Curcume, 2) Curcu-
: mit Salpeter, 3) mit Kochſalz, 4) mit Salmiac,
mit Weinſteincremor, 6) mit Weineßig, 7) mit
aun, 8) mit Gips, 9) mit grünen Vitriol, 10)
t blauen Vitriol, 11) mit Seiffe, und bey einem
em Verſuch iſt der Erfolg deutlich angemerket.
ach dieſem Entwurfe iſt ebenfalls im dritten Ab-
nitte verfahren worden, inwieferne die Baumwolle
t Curcume gefärbt werden kann. Die Curcume theilt
dem wollenen und Baumwollenen Zeuge eine ſehr
ine Farbe mit, aber man glaubt durch vielfältige
fahrung übergeugt zu ſeyn, daß aus derſelben nie-
als eine beſtändige Farbe erhalten werden könne.
n dieſem Vorgeben derer Färber hat ſich der Ver-
ſer nicht beruhigt, und jenen angenommenen Satz,
ß die Curcume mit Alaun und Weinſtein keine be-
ndige Farbe giebt, ſo ſey es unmöglich eine dauer-
te Farbe daraus zu bringen, durch ſeine auf die
ürliche Erkenntniß dieſer Subſtanz ſich gründende
rſache geprüfet und dieſen Schluß falſch erfunden.
geſtehet zwar, daß in der Curcume wenig oder
gar nichts von einer zuſammenziehenden Subſtanz
merkt wird, ſondern daß die färbenden Theile der
cume in einer ſeiffenhaften Subſtanz befindlich
. Hieraus erhellet freylich, daß die ſchöne Po-
ranzenfarbe, welche ohne allen Zuſatz aus der Cur-
cume

cume erhalten wird, in Ermangelung zusammenziehender Theile, gar nicht beständig seyn kann. Es folget aber daraus ganz richtig, da die Curcume eine andere Mischung, als viele andere gelbfärbende Substanzen hat, daß deswegen auch andere Zusätze, als die gewöhnlichen sind, gebraucht werden müssen, wenn man aus der Curcume Farben erhalten will, welche eine mehrere Festigkeit zeigen, als bisher bemerkt worden. Unter denen in dieser ersten Abhandlung angestellten Versuchen, welche sich bis auf 268. belaufen, befinden sich freylich viele mißlungene, welche andern zur Warnung angemerket, aber auch viele, bey denen der Verfasser seinen Endzweck ziemlich erreichet hat, welche eine weitere Anwendung und praktische Ausführung verdienen. Vorzüglich erhellet daraus, „daß Alaun und Weinstein nicht diejenigen Mittel sind, die aus der Curcume erhaltene färbende Substanz fest zu setzen, und daß es zur Festsetzung der Farben nicht allezeit auf eigentlich sogenannte zusammenziehende Mittel, sondern auch wohl darauf mit ankömmt, daß die Körper, welche gefärbt werden sollen, genugsam geöfnet, und dahin gebracht werden, daß die färbenden Theile genugsam in die Canäle und Zwischenräume eindringen, und sich wegen der ähnlich gemachten Beschaffenheit der Theile untereinander vereinigen können. Ist es nicht zu verwundern, daß die färbenden Theile der Curcume durch Kochsalz und vorzüglich durch Salmiac und Kupfervitriol eine weit mehrere Festigkeit als durch irgend eine andere Substanz erhalten?„

Die Versuche, welche mit der Baumwolle unternommen worden, sind nicht so gut gelungen, indem die allermeisten, wenn die Proben mit Seife gekocht worden, verlohren gegangen, doch hat die Vorbereitung durch Galläpfel und blauen Vitriol einige Festigkeit

e ächt. Die Festigkeit der Farben auf
umw erforschen, hat der Verf. wohlbedäch-
Seife erwählet, weil die meisten
e fertigten Waaren dem Waschen
ut E un vorfen werden.
In ser ersten Abhandlung S. 90. und 91. be-
e t htung über den Weinstein, und
ch l ucination hervorgebrachtes alkali-
, ingleichen S. 134. und 135. über die
ist l inen Pottasche. In beyden Stel-
he tet l Verfasser noch, daß diese alkalischen
durch Kalcination erst entstünden, und
ke n ges in denen Substanzen, aus wel-
worden, wesentlich vorhanden gewe-
ir dächten aber doch, daß die Marg-
suche über diesen Punkt entscheidend
d von Chymisten zur eignen völligen Ueber-
ig chte wiederholet werden könnten, um hier-
e untrüglichen Gewißheit zu kommen. Un-
en Zeiten, welche auch in die Scheide-
großen Einfluß haben, erfordern es ja,
cken bemühet zu seyn, Vorurtheile abzu-
reine Wahrheit ans Licht zu bringen, denn
rch erhalten die Wissenschaften ihr völliges
l.

te Abhandlung enthält Versuche mit
olle und Baumwolle zu färben. Aus de-
rten Versuchen kann man wahrnehmen,
rte erdigtharzige und schleimigte Bestand-
, welche dergestalt genau zusammen vereini-
ß sie sich zusammen bequem mit Wasser aus-
en. Wenn also aus der Scharte die gelbe
z und mit selbiger wollene und baum-
ir gefärbet werden sollen, so muß auf die
ten Theilen vereinigten erdigtharzigten
Be-

Behältniſſe der gelbfärbenden Subſtanz geſehen werden. Man muß darauf bedacht ſeyn, dieſelben genugſam, doch nicht ſo ſtark aufzuſchlieſſen, daß dadurch ihre Natur verändert, und die färbende Subſtanz zerſtöret werde. Im zweyten Abſchnitte kommen die Verſuche vor, in wie ferne die Scharte ihre Farbe der Wolle mittheilt. Hier iſt der Verfaſſer nach eben dem Entwurfe verfahren, als von der erſten Abhandlung angemerket worden. Der dritte Abſchn. zeigt die Verſuche, wie ſich die Scharte gegen die baumwollenen Zeuge verhält. Von dieſer Pflanze iſt ſchon bekannt, daß ſie unter die brauchbarſten vorzüglichſten gelbfärbenden Körper gehöret, und dieſes wird auch durch die hier angeführten 162. damit unternommenen Verſuche beſtätiget, welche ſich aber nicht durchgängig wegen mühſamer Bereitung und Unkoſten im Großen unternehmen laſſen, dennoch aber bleiben ſie allemal unterrichtend und behalten ihre Verdienſte. Kochſalz, Alaun und Gips ſcheinen ſowol zur Vorbereitung des Tuchs, als auch bey den Farbenbrühen ſelbſt die beſten Mittel zu ſeyn, eine ganz feine Farbe aus der Scharte hervorzubringen, am ſchönſten aber der Alaun. Am dauerhafteſten iſt die Farbe ausgefallen, welche das Tuch erhalten hat, ſo vermittelſt des zugleich mit Gips gekochten Alauns vorbereitet worden. Was für Vortheile ſind nicht alſo aus der Vermiſchung verſchiedener Körper, vornemlich wenn dieſelben eine genaue Vereinigung eingehen, und neue Subſtanzen erzeugen, in der Scheidekunſt überhaupt, auch in der Färbekunſt zu erwarten? Mehr, als mancher glaubt.

Die dritte Abhandlung zeiget die Verſuche, welche der Verf. mit den gemeinen Chamillen angeſtellet, in Abſicht Wolle und Baumwolle damit zu färben. Von dieſen ſehr bekannten Blumen iſt [illegible]

her bey der Färberey kein sonderlicher Gebrauch gemacht worden, dennoch erhellet aus den hier verzeichneten Versuchen, daß dieselbe gar wohl zu dieser Absicht gebraucht werden könnten. Wie gut wäre es doch, wenn mehr dergleichen vaterländische Gewächse untersuchet, und bey entdeckten Nutzen derselben Cultur mehr befördert würde! Der Verf. geht beständig nach seinem einmal gemachten Entwurfe fort, und zeigt hier im ersten Abschnitt aus Versuchen, daß in den Chamillen sehr viel schleimigte Theile mit einigen ölichten und erdigtharzigten Theilen vereiniget sind, und daß diese letztern mit den ölichten und schleimigten Theilen sehr genau zusammenhängen, so daß sie durch ein blos wässerigtes Auflösungsmittel nicht zu trennen sind, sondern zusammen verbunden sich in selbiges begeben: doch kann auch durch den Zusatz salziger Körper die Mischung verändert und die angezeigten Bestandtheile getrennet werden. Aus denen im zweyten und dritten Abschnitt mit Wolle und Baumwolle unternommenen 98. Versuchen zeiget sich so viel, „daß die Chamillen eine schwächere Kraft zu färben haben, als bey der Curcume und Scharte bemerkt wird, wiewol sie, was diese letztere betrift, nicht viel schwächer zu seyn scheint. Was die Festigkeit der aus den Chamillen erhaltenen Farben betrift, so scheint sie, überhaupt betrachtet, geringer als bey der Scharte, und etwas stärker als bey der Curcume zu seyn.„

In der vierten Abhandlung befinden sich die mit Galläpfeln angestellten Versuche. Der erste Abschnitt zeigt, wie sich dieser bekannte Körper mit verschiedenen einzeln Materien, welche in der Zubereitung der Farben mit vorkommen, verhält, wobey zugleich auf die Entdeckung derer Bestandtheile das Augenmerk gerichtet worden ist. Daraus ist gefolgert worden,

„daß die Galläpfel gröſtentheils aus erdi n
len beſtehen, welche mit einem Sauren au
einigt und durch daſſelbe auflöslich g ri .
welchen ſich etwas weniges von einer
ſtanz vereinigt hat.„ Aus denen im zn
beſchriebenen 40. Verſuchen, welc n
Tuche und Cattun unternommen worl ſi , e
man, „daß die Vereinigung der Galläpfel
nen Vitriol den vornehmſten Grund z e
ſchwarzer Farben darreicht; daß a)
ohne einen andern Zuſatz weder die ai €
noch Baumwolle gewebten Zeuge mit Vort ſ
gefärbet werden können, indem erſtere zwar ei
ſchwarze Farbe bekommen, die aber oft,
andere Zuſätze dabey gebraucht worden,
nachtheilig iſt, und leztere, die baumwollenen
nemlich, niemals eine rechte ſchwarze Far
dere Zuſätze erhalten können.„

Die fünfte Abhandlung enthält Verſ
lernrinde auf Wolle und Baumwolle angel
Anſehung der Beſtandtheile erhellet aus
rung, „daß die Subſtanz, welche aus d
durchs Waſſer vermittelſt des Kochen ausg
gröſtentheils aus harzähnlichen Theilen beſte
mit einer ſaliniſcherdigten, wie auch ſalini
Subſtanz genau vereiniget und durch ſelbige
ſer auflöslich geworden; daß dieſe Miſ
Miſchung der eigentlichen zuſammen en
verſchieden iſt, indem in dieſen eine
Menge von ſauererdichten Theilen mit einer
Menge erdigtharzigter Theile vereiniget, in er
nemlich in der Miſchung, der aus der
herausgezogenen wirkſamen Subſtanz eine u
gröſere Menge harzähnlicher Theile it e
ungleich kleinern Menge ſauererdichter T

Hieraus folgt ferner, daß die Beschaffenheit
Ansehn der Produkte, welche aus der Ver-
ischung der Ellernrinde mit verschiedenen Körpern
halten werden, anders als von den eigentlichen zu-
mmenziehenden Körpern ausfallen müssen, und
folglich die Ellernrinde in der Färbekunst andere
kungen als die Galläpfel und andere dergleichen
stanzen zeigen müsse „ Im zweyten Abschnitte
durch die unternommenen 23 Versuche mit
af- und Baumwolle so viel erwiesen, „daß die
nrinde theils für sich, theils mit verschiedenen
verbunden, wenig färbende Kraft hat, und
diesem Grunde wenig Vortheil von ihr in der
kunst zu hoffen ist, dennoch dieselbe von einer
rn Seite betrachtet, allerdings einigen Nutzen
ffen könne, indem ihre mit saliniscerdigten
len vereinigte harzigte Substanz eine geringe zu-
mmenziehende Eigenschaft hat, und daher zu Be-
ung einiger Farben dienen kann.

Die sechste Abhandlung machen diejenigen Ver-
von Farben aus, welche aus den Vermischun-
färbender Körper entstehen. Die erste Vermi-
g ist mit Curcume und Scharte vorgenommen,
nach den vorne angezeigten verschiedenen Vor-
ngen Tuch und Cattun gefärbet worden. Die
te Vermischung ist mit Curcume und Chamillen,
dritte mit Curcume, Scharte und Chamillen;
vierte mit Curcume und Galläpfeln; die fünfte
Curcume und Ellernrinde; die sechste mit Scharte
Chamillen. Die siebente mit Scharte und Gall-
die achte mit Scharte und Ellernrinde; die
nte mit Chamillen und Galläpfeln; die zehnte mit
millen und Ellernrinde; die eilfte mit Galläpfeln
lernrinde angestellet worden, und dadurch sind
um 271 Versuche in dieser letzten Abhandlung

entſtanden. Ein kurzes, doch ſehr wohleingericht
Regiſter vermehret die Brauchbarkeit und den W
dieſes vortreflichen Buches. Wenn der V., wel
uns wenigſtens noch zween Bände dergleichen
ſuche und Bemerkungen herauszugeben verſpro
in dieſen Bemühungen fortfährt, ſo müſſen
nen erſtaunenden Fleiß und Geduld nach
bewundern, und eine ſo nützliche Arbeit
ſchen Färbern und Fabrikanten empfehlen.
hen dieſen fortgeſetzten Bemühungen mit Ver
entgegen, erwarten aber auch hiernächſt mit no
kerer Begierde deſſen verſprochene
welche einen Theil des Mineralreich
Ein ſolcher Gelehrter, der ſeinem Ver
den ganzen Tag der Chymie widmen kann,
Verfaſſer, kann uns vieles lehren, und
lich machen, was andern aus Mangel
legenheit und andern Umſtänden unbek

TL

XXII.

Ioachimi Hoppii commentatio ſucci
tutiones Iuſtinianeas; recenſuit et
ductione in lectionem Inſtitutionum i
locupletiſſimo denuo edidit *Carolus Fr*
Walchius. Francof. ad Moen. ſumtibus F
Varrentrapp, 1772. 6 Alphab. 14 Bog. 4.

Hopps Commentar über die Inſ
bisher eine Waſſerſuppe, ſ
zubereitet, hell und klar, aber
ter Brocken, die dem Praktikus ſehr
kam, ihn zu ſättigen, ohne ihm das

rr Walch wollte dieſer Suppe mehr haut gout ge-
; er goß daher etwas antiquariſche Kraftbrühe
ein, ſetzte kritiſche und philologiſche Gewürze zu,
mehrte auch die Brocken ein wenig, um das Ge-
te wo möglich allen Gaumen ſchmackhaft zu ma-
n. Ob das nun geſchehen iſt, ob dem Praktikus
ht vor den beygemiſchten Ingredienzen eckelt, und
Freund eleganter Jurisprudenz ſich nicht lieber
Vinnius, Huber und Otto zu Gaſt bitten wird,
iſt es, was zu unterſuchen wäre, und wir ſind ſo
von beydem überzeugt, daß wir den Aufwand und
Mühe bedauern, die Herr W. bey der Zuberei-
ſeiner Mahlzeit gehabt hat. Sollte und mußte
wieder aufgelegt, und ſollte ein Kranz von
n dazu ausgehängt werden, ſo hätten ſie, ſo wie
nze Commentar alle auf das praktiſche gerich-
und etwa nur die wichtigſte hiſtoriſche und anti-
iſche Fehler berichtiget werden ſollen, dann jetzt
das Buch der Menſchenkopf auf dem Pferdehals
mancherley Federn bekleidet ꝛc. Nicht wenige
Anmerkungen fehlen; eine Menge unnöthiger
angebracht, und über die Walchiſche Noten wä-
öfters wieder neue Noten nöthig. Der Rec. iſt
gewohnt ohne Beweis zu tadeln, am wenigſten
Mann der wie Herr W. wirkliche Verdienſte

Nicht wenige nöthige Berichtigungen oder Sup-
nente fehlen. S. 15. ſagt Hopp das trinundi-
n ſey eine Zeit von ſieben und zwanzig Tagen.
ſſen doch Anfänger daß es nur ſiebenzehen begriff.
ß alle Geſetze vom Volk wären beſchwert worden,
ndaſ.) iſt ganz unerweislich.

Man kann nicht ſagen (S. 19.) Diſceſſione facta
ſententiis ſingulorum exquiſitis perſcribeba-

tur SCtum. Dann in allen SCtis geſchah eine ceſſio.

Es giebt nach Hopps Meynung (S. 50.) heu Tages bey chriſtlichen Nationen keine Sklaven. ſollte den armen Negern lieb ſeyn.

Wie konnte Herr W. die confuſe Hopps von der Präſcription, beſonders den hö ſchicklichen Satz S. 33., quod attinet praeſcrip nem actionum *ſeu* longiſſimi temporis ob beſſerung ſtehen laſſen.

Daß nach der Cammergerichts Praxis dus zu 4 fl. angenommen wird, hätten wir nicht unbemerkt gelaſſen.

Zu der Stelle S. 431. wo Hopp behauptet: p teritio a matre facta hodie non eſt loco ex dationis macht zwar Hr. W. eine Note, a t rechten Punkt nicht. Verſteht man u ition ein völliges Stillſchweigen, ſo und Anführung einer legalen Urſac tacon Iſt alſo ein Teſtament null, worinn die Urſa Enterbung nicht angeführt iſt, wie die meiſt gelehrten behaupten: ſo iſt es auch nichtig, n ſolche Präteritition darinn geſchehen iſt. M mi aber das Wort in einer weitläuftigern b nennt auch den einen praeteritum der ni a lich eingeſetzt, und nicht ausdrücklich en be kann praeteritio und allegatio juſtae cauſae men beſtehen, folglich als eine Enterbung

S. 473. behauptet Hopp: qui in querela cumbit legata amittit. *Koch* ſpecim. c Pand. hat dieſen Satz mit ſo wichti ſtritten, daß niemand leicht mehr daran zwei Er iſt aber ſo wenig als andere neue Autor ler, an andern Stellen, z. E. Seger mann ꝛc. angeführt.

ſung nennen? Am unbegreiflichſten iſt es, daß die Kochiſche Schrift von der Inteſtatfolge, die alles, s über dieſe Materie geſcribelt und compilirt wor- i iſt, in vielem Betracht ſo weit hinter ſich läßt . 589. u. f. weder angeführt noch benutzt iſt.

Die alberne Erklärung der cauſae in contractibus S. 630. iſt ohne Note geblieben. Cauſa eſt implementum ab una parte, ſeu datio vel factum ſagt Hopp. Alſo hatten die contractus verbales und conſenſuales keine cauſam? Manchen Juriſten zum Dienſt müſſen wir es ſagen: cauſa eſt requiſitum conventionis, propter quod vi legum generalium et primaevarum, circa conventiones latarum, obligationem omnimodam producit.

Die Böhmeriſche Erklärung eines contractus ſtricti juris und bonae fidei, die ſo vernunftmäßig iſt, daß ſie verdiente wahr zu ſeyn, wann ſie es nicht iſt, und daß man verdrießlich wird, wann man die Schwierigkeiten dabey nicht bequem wegräumen kann, hätte S. 633. eine Stelle verdient. — Alles dies nur als Beyſpiele, die uns ungefehr auffielen. Man könnte leicht noch mehrere und vielleicht wichtigere finden.

Daß Anmerkungen in großer Zahl angebracht ſind, für die ein Buch, wie Hopp, ein ganz fremder Ort iſt, dürfen wir wohl nicht beweiſen. Man kann aufſchlagen, wo man will, um Beweis zu finden. Was ſoll dem Advocaten z. E. die Unterſuchung S. 447. nützen, ob der ſervus Parthenius §. 4. Inſt. de vulg. ſubſtit. ein Sklave des Tiberius, oder des Titus oder Antonins geweſen ſey?

Endlich Walchiſche Noten die ſelbſt einer Verbeſſerung bedürfen, ſind nicht ſelten.

Wer kann einen Stoicismus im L. 2. P. de mort. infer. (S. 5.) finden? Ueberhaupt herrſcht in den Noten die Hypotheſe vom Stoicismus der alten Rö-

miſchen Rechtsgelehrten, die zu gewiſſen Zeiten Lieblingshypotheſe war, und ſo weit getrieben wu daß nichts fehlte, als man hätte noch behauptet, die Römiſche Rechtsgelehrten hätten gegeſſen, getrunken verdauet ꝛc. weil es die Stoiker thaten.

Sigonius und Gruchius haben (S. 13.) nicht darüber geſtritten, ob die Magiſtratsperſonen in pelten comitiis *centuriatis* gewählt worden ſeyn.

Die ecclectiſche Rechtsgelehrte (S. 24.) ſind von den alten nie herciscundi genannt worden. Dieſer Name iſt modern, und ganz gegen die Analogie der Sprache. Gar nicht *ſine dubio*, ſondern eine bloſſe Conjektur, über die ſich noch dazu Bach luſtig macht, iſt es (ebendaſ.) daß die Verfaſſer des Gregorianiſchen und Hermogenianiſchen codicis Heyden geweſen, und aus Liebe für ihre Religion dieſe Sammlungen gemacht haben.

Unverantwortlich finden wir es, daß S. 46. die griechiſche Ueberſetzung der Pandekten des Stephanus nicht angeführt und dagegen den Thaleläus Cyrillus und Dorotheus als Pandektenüberſetzer, angegeben ſind, von denen es ſich doch gar nicht erweiſen läßt. Auch möchten wir wiſſen, womit es (S. 62.) zu verificiren wäre, daß Kaiſer Sigismund und Friedrich III. des Mincuccius Buch de feudis confirmirt habe.

Die traditio ſymbolica ſo wenig als die longae manus ſind fictae, wie S. 305. ſteht.

Wann Hr. W. S. 353. von der Frage ſpricht, ob die Schenkung ein titulus oder modus adquirendi ſey: Callipides multum ſe movet, nec tamen promovet. Fängt ſich die Schenkung mit der Uebergabe an, ſo iſt ſie modus adquirendi; fängt ſie mit einem Verſprechen an, titulus. Das iſt das ganze

Ge-

heimniß. Nun vergleiche man die Walchiſche Beantwortung.

S. 438. glaubt Hr. W. auch nach dem neueren römiſchen Rechte, könne einem Sohn keine conditio caſualis in Anſehung deſſen, was er über den Pflichtheil erhält, vorgeſchrieben werden. Sein Grund iſt: filius ſub caſuali conditione inſtitutus, ſi illa non exiſtit, pro praeterito eſt habendus. Gleichwohl als ob praeteritio ratione bonorum praeter iuſtitiam nicht erlaubt wäre! — doch wir müſſen uns nach dem Hafen umſehen, und nur noch anführen, daß Hr. W. in der ſogenannten introductione ad lectionem inſtitutionum die dem Buche vorgeſetzt iſt, gute Nachrichten von der Verfertigung der Inſtitutionen, ihren Quellen, der beſten Methode ſie zu erklären und den Text zu berichtigen, und von ihren Commentatoren zuſammen getragen hat.

Tf**.

XXIII.

Onomatologia botanica completa, oder vollſtändiges botaniſches Wörterbuch, worinn nicht nur alle Kunſtwörter überſetzt und erklärt, die bekannte Pflanzen nach der Lehrart des Ritters von Linne beſchrieben, ihre verſchiedne Namen nach den berühmteſten Schriftſtellern angeführt, und eine kleine Lebensgeſchichte der vornehmſten Kräuterkundigen beygefügt, ſondern auch die Heilskräfte und der Nutzen, den die Arzneywiſſenſchaft, Landwirthſchaft, Färberey, Vieharzney- und

Scheidekunſt aus denſelben ziehen, aus beſten Schriften dieſer Art und aus Erfahrung erläutert werden, von einer ſellſchaft erfahrner Pflanzenkundiger. Fra furt und Leipz. 1772. 8. (Bubſtab A. 1 Alph. 10 Bog.)

Man würde irren, wenn man ſich nach dieſem Titel einen Begriff von dem Buche machen wollte. Der Recenſent gehört nicht zu den partheyiſchen Kunſtrichtern deren Lob und Tadel den Verfaſſern gleichgültig iſt, da er dieſelben nicht kennt; ob er ſich gleich damit nicht anmaßt, daß ſich andre nach ihm richten, oder ſeine Meynung ſo wichtig hält, daß ſie darauf achten ſollten. Er iſt nicht ſo unbillig, zu fordern, daß alles neu und eigen ſeyn ſolle; er geſteht, daß er ihre Arbeitſamkeit und Kenntniß in der Beſchreibung und Cultur der Pflanzen bewundert, und dennoch hält er dies Werk nicht für das, was es ſeyn ſoll. Unſers Bedünkens nach hätten dazu zwey ja drey Werke gehört, das eine deutſch, worinn alle Kunſtwörter erklärt, die Lebensgeſchichte der berühmten Botaniſten angeführt und alles übrige in das zweyte Werk geworfen wäre, das lateiniſch die einzelnen Beſchreibungen der Pflanzen, und die Reduktion der Namen ältrer Schriftſteller zu den Linnäiſchen enthalten hätte, und dann möchten wir uns eines Werks gefreuet hätten, das in vieler Abſicht noch unter die frommen Wünſche gehört. Ein 3tes hätte endlich alles, was den Gebrauch derſelben betrift, enthalten können. Aber nun man uns alles dies in einer Schüſſel aufträgt, war es nicht möglich, etwas vollſtändiges zu liefern. Wir wollen ſuchen, unſer Urtheil zu rechtfertigen, und wir wiſſen es,

es, daß mehrere ungefehr eben ſo urtheilen. — Die Verf. ſcheinen ſich ein Geſetz gemacht zu haben, keine deutſchen Namen zu erklären, ſie verſprechen am Ende des Werks ein Verzeichniß davon zu geben, und bis dahin wird der Nutze ihrer Ueberſetzungen der Gattungsnamen aufgeſchoben bleiben. Die meiſten davon werden unbekannt ſeyn, wenn man nicht den Oederſchen Nomenclator nachſchlägt. Z. E. Sinau (für Marienmantel, Alchemilla) Günſel (Ajuga) und unzählige andre. Aber die Kunſtwörter, die bey der Cultur vorkommen, wären vielleicht nicht ohne Nutzen erwähnt worden. Z. E. im A. Ablegen, Auge. Denn auf dem Titel wird nicht erwähnt, daß die Kunſtwörter nur lateiniſch ſeyn ſollen. Ablactatio iſt da. — Die Lebensbeſchreibungen ſind erbärmlich; man ſehe nur zur Probe *Adanſon* und Artedi; und wo hat denn der letzte von den doldentragenden Pflanzen geſchrieben? ſeine Eintheilung dieſer Familie ſteht nirgends als in Linnaei Claſſibus Plantt. p. 531. ed. Hal. und mit deutlichen Worten dabey: — praeventus fato ſolus ordines nobis cum communicavit nec plura reliquit. So auch mit den Büchern; ſchwediſche Pflanzengeſchichte S. 229. ſoll Flora ſuecica ſeyn. Wer wird nicht denken, es ſey ein anders Werk?

Aber warum einen zweyten Theil des Werks lateiniſch? Um der Ausländer willen. Oder ſollten wir darauf nicht ſehen, wenn wir Deutſchen etwas ſchreiben können, das auch ſie wünſchen? Eine kritiſche Synonyme, worinn die von Linne nicht erwähnten Pflanzen auf ſeine Gattungen und Arten reducirt, die Autoritäten davon citirt, die Kupfer angegeben und die Linnäiſchen hie und da berichtigt würden, iſt ein Werk, das alle Botaniſten mit beyden Händen annehmen und wenn es lateiniſch wäre, alle Ausländer

der kaufen würden, nur müßten die, welche nicht blos Spielarten ſind, hinlänglich und nach ſeiner Art beſchrieben werden. Das iſt aber gewiß nicht das Werk Eines Mannes, ſondern einer Geſellſchaft, davon der eine dieſe, der andre jene Familie unterſuchte, und wenn es je zu hoffen ſteht, ſo müſſens Deutſche liefern, denn unſre Nachbaren haben lange nicht Geduld genug dazu. Etwas von fern her ähnliches iſt hier freylich geliefert, aber man wird leicht ſehen, wie wenig das dem Vorſchlage Genüge thut, den wir jetzt gethan haben; man ſehe z. E. die weitläuftigen Gattungen nach Achilaea, Aloe, Amaranthus, Artemiſia &c. Denn nun wird man auf deutſche Namen verweiſen, die man nicht eher Linnäiſch finden kann, bis das erſterwähnte Verzeichniß da iſt. Z. E. S. 392. kommen unter dem lateiniſchen Namen Amaranthus Celoſie, Kermesbeere, Rivinſche Pflanze, Rheinblume, Spreublume, Gomphrene, Nagelkraut, Strausfeder. Wir wollen nicht, daß man uns hier unrecht verſtehe; daß dieſelbe Pflanzengattung die einen lateiniſchen Namen hat, in ſo viele andre Gattungen ſich vertheile, bey denen die mit Linne nur die Arten zu einer Gattung rechnen, deren Theile der Befruchtung übereinſtimmen, dafür können die Verf. nicht; ſie müſſen es anzeigen, aber nur, daß ſie hier nicht den Linnäiſchen Gattungsnamen überſetzt, und anſtatt Tourneforts, Vaillants, Boerhaavs ꝛc. 14te, 18te, 22ſte Art und deren Spielarten, den Linnäiſchen Gattungs- und Trivialnamen geſetzt hätten, ſo könnte man die, welche bey ihm auch Amaranthus heißen, gleich nachſchlagen, da es nun einmal alphabetiſch gehen mußte; ob wir gleich noch lieber ſähen, wenn es allenthalben, ſo wie beym Amaranthus caudatus ſtünde, S. 387. Diejenigen, für deren Gebrauch dies Werk beſtimmt iſt, wür-

würden bey einem lateiniſchen von angezeigter Art nichts verlieren; denn wenn der Gärtner oder Landwirth kein Latein verſteht, ſo fällt für ihn ein groſſer Theil vom Nutzen auch des gegenwärtigen Buchs hinweg; und wenn er die Kunſtwörter nicht verſteht: ſo ſchlüge er den erſten Theil auf, der nicht viel mehr als eine Ueberſetzung der Linnäiſchen Diſp. Termini botanici ſeyn dürfte; und denn würde wohl ſchwerlich Platz bleiben für die Anmerkungen über Cultur und Nutzen, und dieſe alſo einen dritten Theil einnehmen. Wer jetzo die Species Plantt. Linn. und Millers Gärtnerlexicon, auch allenfalls Dietrichs Einleitung zur Kenntniß des Pflanzenreichs hat, wird dieſe onomatologiam ohne ſonderlichen Nachtheil entbehren. Die Kenner mögen urtheilen.

Dr.

Chr. Ehrenfr. Weigel M. D. Obſervationes botanicae, c. tab. aen. 3. Gryph. 1772. 4. 6 Bog.

Der Bemerkungen ſind 36. die alle von dem Fleiſſe und Einſicht des Verfaſſers zeugen. Sie ſind pur botaniſch, das heißt, ſie gehen auf genaue und richtige Beſtimmung der Arten, den Grund alles deſſen, was man mehr von einem Gewächs ſagen kann. In der erſten werden die Arten des Bromus und in der letzten eine neue Gattung Sphaeria beſtimmt, das Hr. von Haller gemacht, das zu dem Schwämmen theils und theils zum Lichen von andern gerechnet iſt. Beyde können ohne friſche Exemplare davon zu haben, nicht beurtheilt werden, auſſer daß die letzte Species, Sph. Carchariae mit der vom Marchant in Mem. de l'Acad. 1711. S. 121. Amſt. Ed. 8. beſchriebenen und abgebildeten ſehr übereinzukommen ſcheint. Eine andere neue Gattung möchte der Hr. Verf.

Werf. aus einer Pflanze machen, die Blätter Gras, und Fructification wie ein Moos hat, und au davon kann niemand was entscheiden, ohne sie hen zu haben, wenn nicht das Aufweichen i Wasser etwa möchte zeigen, ob es wirklich n ist. Der Lichen obs. 27. scheint wohl Linna atro-virens zu seyn. Sehr viel Mühe W. die Vergleichung der Synonymen und macht haben, und dennoch haben sie s nicht auflösen können. Der Rec. würde die Obs. nebst einem Exemplar von jeder ctator nach Upsala zu schicken, um kommen. Das Sium das unter florum in Göttingen passirt, ist wie der Rec. läßig weis, anguſtifolium Linn. S. N. 12. gen nodiflorum L. am besten in der Figur rison die in Spec. Plantt. angeführt ist, au und bis zur 12 Aufl. S. N. von Linne selbst anguſtif. verwechselt ist. Ueber die rth des Ritters in der 10 Obs. hat sich Rec. und es erhellt aus solchen und 100 peln, daß man bey Pflanzen, die der sehen, niemals die rechte Speciem hat. Beschreibung nicht genau zutrift. Die wir besser gewünscht, vielleicht werden es be anderweitigen Ausgabe. Da der V Vorrede darüber erklärt: so woll zur Last legen.

Dr.

XXIV.

Onomatologia botanica completa, oder vollständiges botanisches Wörterbuch u. s. f.

Zwey-

Zweyter Band. Frankfurt und Leipzig, 1772. 8.

könnten es allenfalls bey der bloßen Anzeige bewenden laſſen, daß der 2te Theil nun auch da ſey, die Buchſtaben B und C bis Coh greife und dem vorigen allerdings ähnlich ſey, dem wir nur eben umſtändlich geredet ha- Allein wir wollen doch einiges daraus be- ers bemerken. Die Vorrede ſcheint von einem anne geſchrieben zu ſeyn, der den Umfang der Bo- , zumal der angewandten, ziemlich kennt; nur e, daß ihn das Vorurtheil von der Gleichheit äfte bey einheimiſchen Pflanzen mit den aus- zuweilen hingeriſſen hat, ſo ſehr er in An- der Futterkräuter, auch vieler Färbekräuter hat. Aber wenn er ſagt: „daß man in ſehr en Fällen einheimiſche Mittel habe, welche der rinde in ihren Wirkungen gleich kommen,„ z. E. die Wurzeln des Enzians, des Odermen- , r Waſſermerzwurz (dieſe kennen wir unter dem nicht, und das deutſche Regiſter iſt noch weit it) des gemeinen Fünfſingerkrauts (ſoll ohne Tormentill ſeyn, der Name iſt aber zweydeu- da er auch der Potentilla zukommt, die unſers s nie gegen Fieber gebraucht iſt) anführt: ſo n wir ſagen, daß die vorhin angegebnen Beyſpiele nig als dieſe paſſen, auſſer dem von der Salebwur- der einheimiſchen Knabenwurz, die eines Ge- es und mithin eines ordinis naturalis ſind. wenn der Satz richtig wäre, daß die erwähn- einheimiſchen in vielen Fällen der China gleich kä- , warum hätte denn Sydenham, deſſen Name en Ruhm ſchon iſt, die Wechſelfieber nicht heben , da er doch auch Cardobenedicten, Wermuth- u mehrers gehabt haben wird? Daher ohne

Zwei-

Zweifel, weil die Umstände unter welchen diese helfen, (denn daß sie zuweilen geholfen, leugnet der Recensent gar nicht) nicht genau bestimmt sind; das hat man aber nun bey der China so gethan, daß ein kluger Arzt sie nicht leicht zum Nachtheil geben wird, und dies ward durch den Streit über ihren Nutzen oder Schaden veranlaßt; und wenn wir ohne deswegen einen neuen Streit anzufangen, bey den Versuchen mit inländischen Gewächsen nur genau beschrieben, was für Ursachen der Krankheit deutlich vorhanden gewesen, und wie viel von der Cur dem Mittel, wie viel der Natur selbst beyzumessen sey, und hauptsächlich die fehlgeschlagenen Versuche eben so aufrichtig als die gelungenen beschrieben: so würden wir bald entscheiden können.

Aber wenn man uns doch mit den Lebensbeschreibungen der Botanisten in den folgenden Theilen verschonen wollte, auch wenn sie noch kürzer gefaßt wären als hier! oder — uns richtige lieferte! Wir wollen gleich ein paar Exempel geben. Aber wir bitten die Verf. uns doch im folgenden Theil in der Vorrede zu sagen, was doch das für Schriften seyn mögen, „welche die Geschichte der Pflanzenkundigen zu ihrem eigentlichen und einzigen Endzweck haben?„ Stollens Historie der medicinischen Gelahrtheit, ist uns zwar bekannt, und schon nach ihm werden die Verf. manchen Fehler vermeiden können, aber wir vermuthen nicht, daß sie dies im Sinne gehabt, da es zumal nicht auf die neuern Zeiten geht. Hallers Bibliotheca botanica wird es also vermuthlich seyn sollen? aber dessen eigentlicher und einiger Endzweck ist doch wohl nicht die Lebensgeschichte der Pflanzenkundigen? wir denken wenigstens, es ist ein chronologisches Verzeichniß aller Schriften die in der Botanick geschrieben sind, ein Urtheil über ihren Werth und den Einfluß, den sie zur Verbesserung der Wissenschaft gehabt haben, wo denn beyläufig das wichtigste

von

von den Lebensumſtänden der Verfaſſer vorkommt, wenn ſie merkwürdig ſind. Alſo werden wir ein ſolches Werk eben ſowol als eine zuſammenhängende Geſchichte der Botanick, wie die Clerkſche, Schulziſche und Freindſche Geſchichte der Medicin ſo lange für ein pium deſiderium halten, bis man uns zeigt, in welchem Buche ſie ſtehe? S. 30. „Barrelii (dies wollen wir für einen Druckfehler hingehen laſſen, er heißt Jacob Barrelier) ein pariſiſcher berühmter Pflanzenkenner„ in ſoweit richtig, daß er zu Paris gebohren war, und auch daſelbſt ſtarb, nicht aber ſeine Pflanzenkenntniß da zeigte, ſondern auf ſeinen Reiſen; „dem die Gattung des Drachenſängers ihren lateiniſchen Namen zu danken, und der zu „Anfang dieſes Jahrhunderts die Abbildungen einiger Pflanzen herausgegeben hat.„ Das Barrelierſche Werk wird im 1ſten Bande der Onomatologiae unter den genutzten Büchern mitgenannt, auch Hallers Acceſſiones ad meth Stud. medici Boerhaavii; aber keines von beyden iſt bey dieſem Artickel angeſehen. Denn vor jenem ſteht vita Jacobi Barrelieri (ſollte Barrelerii heiſſen, nach dem lateiniſchen genio, und ſo ſchreibt es auch Hr. von Haller S. 201.) woraus man deutlich die drey großen Fehler der letzten beyden Zeilen hätte ſehen können. Wir wollen verſuchen, wie kurz es ſich richtiger angeben laſſe: „Barrelier, ein Pariſer, ſtudirte erſt die Arzneywiſſenſchaft, ward aber ſtatt zu promoviren Predigermönch, und reiſete in der Mitte des vorigen „Jahrhunderts durch einen großen Theil von Frankreich, Spanien und Italien, dabey er alle ihm vorkommende merkwürdige Pflanzen abzeichnete, beſchrieb und in Kupfer ſtach. Dieſe Kupfer wurden „40 Jahr nach dem Tode deſſelben von Antoine de „Juſſieu (Pariſ. 1714. fol.) edirt; die eignen Be-

„schreibungen des Verf. waren verbrannt. Es sind „der Abbildungen über 1200. Nach ihm nennt Plu„mier eine americanische Pflanzengattung, die wir „Drachenfänger übersetzen. — „ So ungefähr dünkt uns, sollte der Artickel heissen. Auch das: die Pfl. hat ihren Namen dem und dem zu danken, will in einem Wörterbuche gar nicht gefallen.

S. 143. „Boerhaavia hat ihren Nam „großen Arzte zu danken, der zu Anfang dies „hunderts gelebt, und durch sein Verzeich „(der) Pflanzen im Leydenschen Garten auch auf „Kräuterkunde seine Verdienste ausgebreitet h — soll das eine kurze Lebensbeschreibung und für ger seyn? oder ist es eine beyläufige Erwähn g. im Anfange dieses Jahrhunderts ein Arzt (der mel weis an welchem Orte! der Anfänger nicht, lernt es auch daraus nicht, daß er die Leydner Gartens beschrieb; denn Rupp sch ram Jenensem und war nur Student, Le no- ram Halensem und war nicht Professor der sich um die Botanick verdient gemacht. Es h mer von Boerhaave als Botanisten etwas nen gesagt werden, und ein Bodenstein a. gehenden S. obscurior ignotissimis, ten Vergessenheit dafür bleiben kön sind die Artickel Bauhinia, Bignonia, Boehmeria gut, sofern sie als Erwähnung ner sollen angesehen werden, nach de gattungen benannt sind. Bey andern nichts erwähnt, daß es z. E. bey Blasia hen, wollen wir darum entschuldigen, dienste eben wie die von ihm bena silla sind. Aber warum ist bey rreria sagt? Wir wollen den Mangel ers : „I „rere, Arzt und Professor zu Perpignan,

„mals königl. franzöſ. Botanikus auf der Inſel Cayen„ne geweſen, wo er ſich mehrere Jahre aufgehalten „und einen Eſſay ſur l'hiſtoire naturelle de la „France equinoxiale geſchrieben, der ein Vorläu„fer eines größern Werks davon ſeyn ſollte (wovon „dies ein bloßes Verzeichniß iſt, wie es der Verfaſſer „ſelbſt nennt in der Nouvelle Relation de la France „equinox 1743. 12.); das aber nicht zum Vorſchein „kam, und auch der Eſſay iſt ſchwer zu haben, doch „faſt das einzige was von einem Augenzeugen von „dortigen Pflanzen ex profeſſo geſchrieben iſt.„ —

Wenn wir mehr ſuppliren ſollten, ſo könnten wir leicht ein paar Bogen anfüllen, aber das könnten die Verfaſſer auch, und vielleicht wäre das manchem Leſer eben ſo lieb als verſchiedne Artickel die ſie jetzt finden. Aber wie wäre es, wenn einem der Argwohn beyſtiele: wie, wenn die andern Artickel, die Synonyma inſonderheit, auch ſo unzuverläßig wären als die leben? Doch müſſen wir die halbrichtige Bemerkung bey der Brunsvigia nicht vergeſſen, daß ſie nicht nach dem Kräuterkundigen dieſes Namens genannt ſey. Wenn ſich hinzudenkt, daß einer Hier. Salerus insgemein dieſen Namen, *Brunſvicenſis* hat; nach der Gewohnheit der damaligen Zeiten: ſo iſt ſie ganz richtig. — Das kann der Recenſent durch Nachſchlagen gefunden haben, aber — vielleicht der Verleger trieb — und der 3te Th. iſt im Mſct. ſchon fertig! Horaz ſagte einmal: nonum prematur in annum. —

Vom C wollen wir nur ein paar Worte ſagen. In allen beyden Bänden iſt kein einziger Artickel, das behaupten wir zuverſichtlich, ſo gut ausgearbeitet als der Cinchona. Und wenn der Verleger wiſſen wollte, wie das Werk beſchaffen ſeyn müßte, das die Abſichten des Titels erfüllte, und mit Beyfall der Kenner:

so würden wir ihm rathen, dem Verfasser dieses Artickels die ganze Arbeit aufzutragen. Es ist schwerlich derselbe, der die Vorrede geschrieben; denn dieser will von ihren succedaneis nicht viel halten. Nur ist die Blumenkrone nicht aussen filzig, sondern wendig; denn aussen ist doch wohl bey einer einblättrigen röhrigen Blumenkrone die Seite des flachliegenden Saums die nach der Erde zu, und inwendig was nach Stempel zugerichtet war; und überhaupt ist die Beschreibung der Blumenkrone nach de la Condamine gemacht, zu dessen Zeit die Kunstwörter noch nicht genau genug determinirt waren, und auch seine Figur ist nicht völlig genau. Der Rec. hat ein trocknes Exemplar gesehen, das nicht über 2 Jahr alt seyn mochte, und nachdem ist das filzig unsers Vers. sehr gut, aber nicht am Rande und an der Spitze wollig, sondern auf der ganzen Fläche wollige Lappen; just so, wie die bekanntere Periploca graeca Linn. deren Nachbarin sie nach dessen Mantissa geworden, und von der sie (in der Fructification) nicht anders verschieden ist, als daß Cinchona Einen Staubweg hat, eine Röhre unter dem limbo corollae, und gelb blühet; Peripl. aber 2 Staubwege und fast keine Röhre hat, sondern radförmig ist, und dunkelroth (braunroth) blüht.

Wir können auch bey diesem Theile unsre Verwundrung nicht verheelen, über die mühselige Arbeitsamkeit der Verfasser in weitläuftigen Gattung die Synonymen aufzusuchen; zwar giebt Bauhins, Pinax und Menzels Lexicon gute Hülfe, aber die neuern sind hier auch, und schon diese kosten Arbeit. Der Recensent wagt sich indeß nicht in die Kritike dieser Anführungen, indem eine solche Gattung nachzusuchen, leicht eine ganze Woche wegnähme und doch nichts herausbrächte, ohne eine Menge von Arten derselben

Gat-

Gattung zu haben. Warum aber die Verf., da sie in dieser Vorrede ausdrücklich erwähnen: sie hätten die Linnäische Folge der Arten behalten, ohne aufs Alphabet zu sehen (wie in der Rec. des 1ten B. bemerkt ist,) sich nicht die große Erleichterung gemacht, die wir ihnen rathen, auch dem Drucker und Leser zu machen, nemlich die Unterabtheilungen desselben als solche hinzuzufügen, das wissen wir nicht. So wird bey Centaurea z. E. immer wiederholt: mit doppelt stachlichten Blumenkelchen ꝛc. deren Kelchschuppen handförmige Stacheln haben ꝛc. Warum nicht lieber nach dem 719. S. die Centaurea so gut nach den Linnäischen Erklärungen eingetheilt war, so fortgefahren:

Mit glatten und unbewehrten Blumenkelchen:
Centaurea erupina, u. s. f.
— — moschata u. s. f. ohne nun bey jeder Art dies zu wiederholen; denn in dem paraphrasirenden Deutschen ist dies weit eckelhafter als in dem participialischen Lateinischen. Centaurea phrygia heißt im Deutschen noch uneigentlicher und zweydeutiger als im Lateinischen die phrygische; der Sinn dieses Trivialnamens wäre frisirte Flockenblume, weil der Kelch wie eine Peruke aussieht.

XXV.

Betrachtungen über die physicalischen und moralischen Ursachen der Verschiedenheit des Genie, der Sitten und Regierungsform der Nationen. — Von Herrn L. Castilhon.

Magnis tamen excidit ausis.

Leipzig, Holle, 1770. 480 S. gr. 8.

so würden wir ihm rathen, dem Verfasser d
tickels die ganze Arbeit aufzutragen. Es sc
lich derselbe, der die Vorrede geschrieben; d a d
ser will von ihren succedaneis nicht viel halten. I
ist die Blumenkrone nicht aussen filzig, sondern i
wendig; denn aussen ist doch wohl bey einer einb
trigen röhrigen Blumenkrone die Seite d d
genden Saums die nach der Erde zu, und inn
was nach Stempel zugerichtet war; und ü haupt
ist die Beschreibung der Blumenkrone nach de la Con
damine gemacht, zu dessen Zeit die Kunstwörter noch
nicht genau genug determinirt waren, und auch seine
Figur ist nicht völlig genau. Der Rec. hat ein trock
nes Exemplar gesehen, das nicht über 2 Jahr alt
seyn mochte, und nachdem ist das filzig unsers Vers.
sehr gut, aber nicht am Rande und an der Spitze woll
lig, sondern auf der ganzen Fläche wollige Lappen;
just so, wie die bekanntere Periploca graeca Linn.
deren Nachbarin sie nach dessen Mantissa geworden,
und von der sie (in der Fructification) nicht anders
verschieden ist, als daß Cinchona Einen Staubweg
hat, eine Röhre unter dem limbo corollae, und gelb
blühet; Peripl. aber 2 Staubwege und fast keine
Röhre hat, sondern radförmig ist, und dunkelroth (braun-
roth) blüht.

Wir können auch bey diesem Theile unsre Ver-
wundrung nicht verheelen, über die mühselige Arbeit-
samkeit der Verfasser in weitläuftigen Gattung die Syn-
onymen aufzusuchen; zwar giebt Bauhins, Pinax
und Menzels Lexicon gute Hülfe, aber die neuern sind
hier auch, und schon diese kosten Arbeit. Der Re-
censent wagt sich indeß nicht in die Kritike dieser An-
führungen, indem eine solche Gattung nachzusuchen,
leicht eine ganze Woche wegnähme und doch nichts
herausbrächte, ohne eine Menge von Arten derselben

Gat-

Gattung zu haben. Warum aber die Verf., da sie in dieser Vorrede ausdrücklich erwähnen: sie hätten die Linnäische Folge der Arten behalten, ohne aufs Alphabet zu sehen (wie in der Rec. des 1ten B. bemerkt ist,) sich nicht die große Erleichterung gemacht, die wir ihnen rathen, auch dem Drucker und Leser zu machen, nemlich die Unterabtheilungen desselben als solche hinzuzufügen, das wissen wir nicht. So wird bey Centaurea z. E. immer wiederholt: mit doppelt stachlichten Blumenkelchen ꝛc. deren Kelchschuppen handförmige Stacheln haben ꝛc. Warum nicht lieber nach dem 719. S. die Centaurea so gut nach den Linnäischen Erklärungen eingetheilt war, so fortgefahren:

Mit glatten und unbewehrten Blumenkelchen:
Centaurea erupina, u. s. f.
— — moschata u. s. f. ohne nun bey jeder Art dies zu wiederholen; denn in dem paraphrasirenden Deutschen ist dies weit eckelhafter als in dem participialischen Lateinischen. Centaurea phrygia heißt im Deutschen noch uneigentlicher und zweydeutiger als im Lateinischen die phrygische; der Sinn dieses Trivialnamens wäre frisirte Flockenblume, weil der Kelch wie eine Peruke aussieht.

XXV.

Betrachtungen über die physicalischen und moralischen Ursachen der Verschiedenheit des Genie, der Sitten und Regierungsform der Nationen. — Von Herrn L. Castilhon.

Magnis tamen excidit ausis.

Leipzig, Holle, 1770. 480 S. gr. 8.

Für ſeine Nation iſt Herr C. manchmal zu partheyiſch, im Ganzen aber verrathen dieſe Beobachtungen einen forſchenden Denker. Es iſt mir leid, daß ich gleich S. 2. etwas finde, das ich nicht annehmen kann. Solte man erſt ſeit dem 17ten Jahrhunderte vom Charakter der europä Nationen im Norden mit Gewisheit n Ich dächte, durch die älteſte, ungebil e im hätte er, wenn mich nicht alles betrügt, i lſch durchſcheinen ſollen. Seit der neuern Po ck man in den meiſten Ländern nicht mehr ſo l nale, und ein Auswärtiger entſcheidet oft d ten und Glück einer Nation, ohne daß ihr C in ihren öffentlichen Handlungen ſich im kleinſten gen könnte; auch haben Religion und Geſetze ſchriftſtelleriſche Freyheit an manchem Orte ſehr ſchnitten. Wo S. 14. das eigentlich ſogenan Scythien liegt, beliebe der Herr V. mir näher zu gen. Celt und Scyth und Indier und Aethiope ich ſonſt für Bewohner der alten Terra incogn für Völker wie Hyperboreer und Bürger auf T S. 21. „Nur allein die Griechen breiteten ſi „aus. Hebräer und Orientaler reiſeten ſehr „ Die Phönicier ſchifften doch um Afrika herum, h ten auf afrikaniſchen und ſpaniſchen Küſten, pol brittiſches Zinn, und Börnſtein von der Raddune Preuſſen. Nach Alexandern waren die Hebraer überall. In den mittlern Zeiten giengen die Syrer nach Sina. Warum auch von Celten, Galliern, Cantabern J. J. 1770. reden? Haben wir keine bekanntere Namen? Zu S. 32. Finum für Vinum, ſprechen auch die Schweitzer, und den Laut aus der Kehle brauchen die Araber wirklich in dem, für europäiſche Kehlen unausſprechlichen Ajin. S. 37. „Je „übermäßigere Leidenſchaften, deſto mehr Phyſiogno-

„mie.„

„mie.„ Vollkommen wahr, es hält auch die kalte, gleichgültige Miene nicht leicht aus, und läßt die Affektation überall hervorblicken. S. 40. Frankreich hat die geilen joniſchen Stellungen der Morgenländer beym Tanze durch ſeine Wohlanſtändigkeit verbeſſert, Sprünge und Capricen (das Natürliche, Ungezwungene, die Leidenſchaft) mit edeln (ſollte vielleicht heiſſen, mit mechaniſchen, mit ſyſtematiſch gelernten) Bewegungen vertauſcht. S. 41. Das Reich der Anmuth iſt der reine, fruchtbare, aromatiſche Orient, bey jener Feinheit der Organen und des Verſtandes (Ob die Organen des Kalmücken, des Karakalpacken und Mungalen wirklich feiner als griechiſche, pariſiſche, berliniſche wären?) S. 45. „Der nachdenkende Orientaler iſt ſchwer zu reitzen und ſchwer zu beſänftigen.„ Er hat nicht ſo viele Kriege, aber ſein Sieg trägt Verwüſtung herum, ſeine Eroberungen ſind grauſam, ſind unmenſchlich. Den Cyrus kann man nicht einwenden; ein Beyſpiel gegen Hunderte ſagt nichts. S. 46. ſollen die Scoten die Engländer überwunden haben. Das haben ſie auch bisweilen gethan und die Engländer beſiegten die Scoten öfters. Ueberhaupt glaub ich nicht recht feſte an jene vermeinte Beobachtung, die die Eroberer aus Norden kommen läßt. Ein Kaufmann im Süden mit den gekrönten Predigern, ſeinen Nachfolgern, gründete ein Kaiſerthum von Ganges bis Toulouſe. Eroberer aus Oſten verbrannten Breßlau und bekriegten Japan. Der Südländer Marius bezwang die Cimbern, die, Gott und ſie wußten wie tief! aus dem Norden hervorbrachen. Ludewig XIV. eroberte von Weſten aus und wär unter andern Conjunkturen Carl der Große ſeines Jahrhundertes geworden.

S. 47. „Cäſar, Alexander, die größten Generale, die größten Miniſters hatten eine zarte Leibesbe-

schaffenheit.„ Eine solche hatten auch die gröss
Gelehrte, Socrates, Horaz ογκωδεσατος, Conri
Mosheim, Montesquieu, und viele noch le
S. 49. „Die Abendländer geben allen Streitig
ten und Neuerungen Gehör.„ Und die Mor
länder hatten doch wenigstens Anfälle dieser Kran
it,
da Aristoteles das Ein und Alles der Araber
und 72 theologische Sekten entstanden, die des
pheten von Mekah Religion recht christlichorth
zerzerrten. S. 50. „Bey den Mittagsländern
alles groß„ aber der nordische Thor war so fürch
lich oder fürchterlicher als Zevs, und die uncult
testen Völker lieben das Gigantische, Kolossenmä
am meisten. S. 51. „Von Morgen und M
kommen die ausserordentlichsten Produkte.„
Aber Homer war doch wohl nicht, wie Hr. C. g
ein Zeitgenosse des Pythagoras, eher ein
Davids. Die Anmerkungen über die
Gesetzgebung sind gut, sind auch die Meinigen,
eigen sind sie dem Hrn. Verf. nicht. Auch ich
die Spartaner für mehr grausam als herzh
Vaterlandsliebe für republikanische Raser
waren, sagte einst ein berühmter deutscher
schreiber, Patrioten für Lacedämon und deter
nirte Schurken gegen das ganze übrige mensch
Geschlecht. Lycurg mag weise seyn, aber er ist
unmenschlich und empört mein Herz. „Seine
setzgebung verdammte Sparta, klein zu bleiben.„
S. 64. Ich kann den Enthusiasmus nicht begreifen,
mit welchem einige Lycurgs Verfassung unsern Zeiten
noch empfehlen wollen. Auch ist es warlich bloße
Affektation, die heuchlerische Tugend des Sittenrich-
ters Cato, die gegen Athen — ich rede nicht von
dem Athen, das dem Socrates Gift gab und den Ge-
rechtesten Landes verwies; von Athen Solons und
Pe-

Perikles rede ich — ſo altväteriſch losziehet und lieber Sparta zurück wünſcht. Mögen doch dieſe Philoſophen, Spartaner oder gar Mainotten werden; als Athenienſer genießt man doch des Lebens. S. 65. „Nur grauſame Herzen ſetzen die Stimme der Natur dem Vaterlande nach.„ Es wäre nicht einmal Patriotiſmus, durch ſein Beyſpiel im Vaterlande Unmenſchlichkeiten zu autoriſiren. S. 66. „ Der Atticiſmus war die griechiſche Sprache im höchſten Grade der Vollkommenheit, denn die Athener redeten wie Menſchen, die Spartaner wie Spartaner.„ Dieſer Eigenſinn verſpätete auch in der Schweiz die Aufnahme eines reinern Deutſch. Hat doch noch kein Pabſt entſchieden, meinte der ſonſt feine Gotthard Heideager, welches Deutſch, das Schweizerſche oder das Meißniſche beſſer ſey! Dieſer Eigenſinn hat manchen kraftvollen Provinzialausdrücken, auch manchem Machtworte des Alterthumes das Bürgerrecht in der reinern Schriftſtellerſprache pedantiſch verſagt. S. 75. „Die „attiſchen Künſte, gelehret in Pöcile, unter den blü„henden Bogenlauben der Gärten, des Lyceum„ (nicht in finſtern ſchwarzen Marterſtuben unſerer Gymnaſien) „ bemächtigten ſich durch die reine Freund„ſchaft der Lehrer und Schüler„ (Und in unſern Zeiten würden viele Lehrer ſich beleidiget glauben, ja mancher Univerſitätsprofeſſor würde von Impertinenz, von Hintanſetzung des Reſpektes reden, wenn ſein Schüler ſich ſeiner Freundſchaft, ſeiner Familiarität rühmte) „aller jungen Herzen. Nur un„empfindliche Gemüther machen dem Socrates „häßliche Beſchuldigungen. So dachte Philipp aus „Macedonien nicht, da 300. junge Griechen, Ge„liebte genannt, im Tode noch ein Herz, an dem „Ort alle lagen, wo ſie gefochten hatten. Er wünſchte „dem Niederträchtigen, der gegen ihre Tugend ver-

„muthen würde, den schimpflichsten Tod. Auf
„lächerliche Art will man diese „ (mißgedeutete)
„Liebe in unsern Tagen zum Verbrechen ma
„Der Liebende lehrte den Jüngling, den er
„dem Staate verbindlich machen wollte,
„Künste, Musik, Grundsätze des S
„baren.„ Der von hypochondrisch
gegrifne gute Name so großer, ehrwürdiger
ner, der abgeschmackte niedrige Professorstolz
cher unserer Gelehrten, meine Sympathie für
sokratische Freunde, mein Abscheu vor aller Ar
läumdungen würde mir, wenn ich nicht abb
noch manches schreiben lassen, das ich lieber allein
mitleide. S. 79. „Die Griechen waren in
ral und Politik Neulinge, voll Jugend und
wir sind Adepten.„ Ich weis nicht! Sind
all? Sind wirs schon itzt? S. 81. „Not
keit nicht Grundsätze machten die Römer zu
ten.„ Ich bin der ewigen Lobreden
auf Kosten unserer Zeitgenossen sehr mü
doch wirklich ein geringes Verdienst, d
ten nicht mißbrauchten, was sie nicht k
vergleiche die ältere und neuere Geschichte und r
die Barbareyen, die Grausamkeiten, die öff
Schandthaten und politischen Gräuel gegen ein
ab. Möchte man es denen überlassen, die keine
wissen, mit unverständigem Eifer über u re
dertrachten loszuziehen. Wir wissen gl
unsere Väter es nicht besser machten, d
XV. Jahrh. wider die Mannsröcke, die ni
über die Knie giengen, (de abominationibus c. 4.)
und Tauler gegen andere Moden eben so wie - - - -
(diese Lücke fülle nach Belieben jeder Leser!) schryen,
daß ein heiliger Mann in Reizens Historie der Wie-
dergebohrnen die Perüken selbst in der Entzückung im

Feur-

Feuerpfuhle erblickte u. ſ. w. S. 87. „Der römiſche Nationalgeiſt verlohr ſich nie ganz. Ihre unerſchütterliche Gravität blieb, und nur die niedrigſten vom Volke, ich meyne verdorbene große und ungezogene Meſdames machten Ausnahmen. Gute Bürger giengen in die Provinzen und weinten. Selbſt gegen Tyrannen redeten patriotiſche Senatoren laut. Studiren, Tugenden, Mäcene, ſelbſt abgeſchmackter Sophiſten, der alte hohe Ton, die geſchwinden Revolutionen zur Beſſerung unter guten Regenten (Ich hätte die weggelaſſen, denn in allen Reichen folgt der Hof dem Prinzen, die Hauptſtadt dem Hofe, die Provinzen der Hauptſtadt,) die Zufriedenheit der bezwungenen Völker, ſelbſt der Ungeſtüm der Schwermuth bey ihren Ergetzlichkeiten, alles, alles redet dafür.„ Vielleicht kann man ſelbſt den letzten Effort der Freyheit im Jahrhunderte Arnolds von Breſcia dahin ziehen. So hat nach der Bemerkung S. 100. der ſoldatiſche Geiſt der Nordländer, obwol durch Künſte gemäßiget, ihre Galanterie und ihr Royaliſmus bis auf uns herunter geerbt. Geſchichte und Erfahrung ſprechen für Hrn. Caſtilhon. Aber ſehr partheyiſch ſoll S. 111. die Ligue nicht im Charakter der Franzoſen, aber Carls I. Tod im Charakter der Engländer ſeyn. Die ganze franzöſiſche Geſchichte überſehen, die gemeine Beobachtung der ſehr gewöhnlichen Miſchung der Wollüſtigkeit und Härte in gewiſſen ſanguiniſchen Charakteren, und die Beobachtung, daß dieſe Nation überhaupt oft aus Leichtſinn grauſam geweſen, dazu genommen, ſehe ich nichts in den logiſtiſchen Kriegen, das dem Geiſte der Franzoſen vollkommen gemäß wäre. „Sie ſind aber zurückgekommen?„ Es iſt wahr, die Engländer aber auch. „Sie haben dergleichen nie wieder gethan?„ Die Britten haben eben ſo wenig noch einen König enthau-

hauptet. Bürgerliche Kriege haben beyde Vö
seither in Menge geführt. Jede Nation raset b
len. In einem solchem Paroxysme ha die
Wittse ihr Leben eingebüßt, in ein
roxysme haben die Züricher ihren m
Waldmann enthauptet. S. 116. „Der U
mit dem andern Geschlechte und der (sogenan
großen Welt lehrt vielleicht die nöthigen Kü
der Complimente, aber niemals ernsthafte Be
tigungen, Liebe der Künste und Studium.„
allein thut das freylich nie, aber er kann dazu b
gen, wenn besonders der gewöhnliche, freylich
Gähnen langweilige Ton etwas verändert
könnte. (Wer es thäte, würde sich ein Verd
die Gesellschaft machen.) Denn beym itzigen
man nicht einmal, o lange nicht! Urbanität.
Salz in den Gesprächen, lauter Tod und Kälte!
hier und da wird man eines Gedankens g hr,
sind aber die süssen Herren geschwinde hinter
ersäufen ihn in einem öden Ragout Alltagsa
gen. S. 119. „Bey uns ist gar keine Gymna
Leider, nein! S. 129. sucht Hr. C. die alte Ur
tät in Frankreich; von Italien bis nach Sina
blos Höflichkeit. Er gesteht aber auch, d
Frankreich manchmal Männer nicht
Weiber nicht Weiber sind; und das eben ists,
mir an allen Bürgern dieser weitläuftigen Monar
die ich gekannt habe, immer mißfallen hat.
mir die Einförmigkeit unerträglich, alle ha
Charakter; in Frankreich macht jeder den R
charakter zu dem Seinigen, in England
seinen besondern Originalcharakter, welch
sehr lobe. Daß es Ausnahmen giebt, brauch
nicht zu erinnern. S. 123. „Gesch i keit
Geistes, Dienstgeflissenheit, Feinheit,

hlstand des Spottes, Heiterkeit, Atticismus, Entrnung der Professionsphysiognomie (welche unsere ntsche Schriftsteller noch sehr selten abgelegt haben) e Kenntniß der Litteratur und Philosophie. Jndienzen des griechischen Charakters, finden sich), eines mehr als das andere, im Französischen. S. 141. „Der Franzose ist ein Kosmopolite, ein Alade.„ Wir halten hierüber unsere Gedanken zu. S. 150. „Frankreich das Land der Nachahmung, der Schmetterlinge, nicht der starken Seln.„ Wir ahmen aber alle nach, auch den Brahmet den großen Alten nach. Es kömmt bis dahin, daß große Männer, daß Originale diesen geben. Starke Seelen glaub ich in der französen politischen und gelehrten Geschichte so gut, als n Annalen jeder andern Nation zu finden. S. 151. „Bis ins 35te Jahr flattern die Franzosen herum.„ Es kann seyn, es ist mir aber sehr leid, weil ch mit Helvetius unsere Jahre bis zum eilfs vierzigsten für die geschicktesten halte, unsere Ideenmagazine zu bereichern und anzufüllen. S. 161. „Solon und Lycurgs Gesetze waren für Athen und Lacedämon gut„ und mehr wollten diese Männer nicht. So waren Mosis Gesetze für die Juden gut; daß wir sinnig seyn, und uns um ihre Dunkelheiten zerquälen, daß wir sie sogar zum Theil in unsere Codices einflechten würden, ja daran dachte der Mann nicht. Es geht schlechterdings nicht an, ein hebräisches Gesetzesystem zu verpflanzen. Jede Compilation ist entweder gut, und dann gehen sie sich auf Conjunkturen, auf Climata, auf Nationalvorurtheile, auf hundert Zufälligkeiten, die wir nicht mehr haben; oder sie taugt nichts? Ey warum sie denn im Recken Europens naturalisiren? Laßt uns bessere Gesetze, mit dem

Buch

hauptet. Bürgerliche Kriege haben beyde Völ seither in Menge geführt. Jede Nation raset len. In einem solchem Paroxysme haben die Wittse ihr Leben eingebüßt, in einem solch roxysme haben die Züricher ihren Bürgerm Waldmann enthauptet. S. 116. „Der L mit dem andern Geschlechte und der (sogenan großen Welt lehrt vielleicht die nöthigen Kin der Complimente, aber niemals ernsthafte L tigungen, Liebe der Künste und Studium.„ allein thut das freylich nie, aber er kann dazu b gen, wenn besonders der gewöhnliche, freylich Gähnen langweilige Ton etwas verändert könnte. (Wer es thäte, würde sich ein Verdien die Gesellschaft machen.) Denn beym itzigen man nicht einmal, o lange nicht! Urbanität. Salz in den Gesprächen, lauter Tod und Kälte! hier und da wird man eines Gedankens gewahr, sind aber die süssen Herren geschwinde hinter ersäufen ihn in einem öden Ragout Alltagsan gen. S. 119. „Bey uns ist gar keine Gyn Leider, nein! S. 129. sucht Hr. C. die alte Ur tät in Frankreich; von Italien bis nach Sina blos Höflichkeit. Er gesteht aber auch, Frankreich manchmal Männer nicht M Weiber nicht Weiber sind; und das eben ists, mir an allen Bürgern dieser weitläuftigen Monar die ich gekannt habe, immer mißfallen hat. Au mir die Einförmigkeit unerträglich, alle haben e Charakter; in Frankreich macht jeder den at charakter zu dem Seinigen, in England h seinen besondern Originalcharakter, welches sehr lobe. Daß es Ausnahmen giebt, brauch nicht zu erinnern. S. 123. „Geschmeidigk Geistes, Dienstgefliſſenheit, Feinheit,

ahlſtand des Spottes, Heiterkeit, Atticiſmus, Ent-
ı ıg der Profeſſionsphyſiognomie (welche unſere
ſche Schriftſteller noch ſehr ſelten abgelegt haben)
ırke Kenntniß der Litteratur und Philoſophie.„ In-
dienzen des griechiſchen Charakters, finden ſich
h, eines mehr als das andere, im Franzöſiſchen.
.141. „Der Franzoſe iſt ein Koſmopolite, ein Al-
ıade.„ Wir halten hierüber unſere Gedanken zu-
f. S. 150. „Frankreich das Land der Nachah-
ıng, der Schmetterlinge, nicht der ſtarken See-
ı.„ Wir ahmen aber alle nach, auch der Britte
ıet ı großen Alten nach. Es kömmt blos dar-
ı daß große Männer, daß Originale dieſen
ın ge ı. Starke Seelen glaub ich in der franzö-
politiſchen und gelehrten Geſchichte ſo gut, als
ı ınalen jeder andern Nation zu finden. S.
151. „Bis ins 35ſte Jahr flattern die Franzoſen her-
ı.„ Es kann ſeyn, es iſt mir aber ſehr leid, weil
mit Helvetius unſere Jahre bis zum einige vier-
ıgſten für die geſchickteſten halte, unſere Ideenma-
ıazine zu bereichern und aufzufüllen. S. 161. „So-
s und Lycurgs Geſetze waren für Athen und La-
ıon gut„ und mehr wollten dieſe Männer nicht.
o waren Moſis Geſetze für die Juden gut; daß wir
o unſinnig ſeyn, und uns um ihre Dunkelheiten zer-
ıken, daß wir ſie ſogar zum Theil in unſere Codi-
einflechten würden, ja daran dachte der Moſes
ht. Es geht ſchlechterdings nicht an, ein ganzes
ı ländiſches Geſetzeſyſtem zu verpflanzen. Juſti-
ns Compilation iſt entweder gut, und dann grün-
te ſie ſich auf Conjunkturen, auf Clima, auf Na-
lvorurtheile, auf hundert Zufälligkeiten ſeines
Reichs, die wir nicht mehr haben; oder ſie taugt
hts? Ey warum ſie denn im Norden Europens
ıliſiren? Laßt uns beſſere Geſetze, mit dem

Muth

Muth und Geiste Theresiens, Katharinens
drichs — nicht wie Tribonian stopplen, a
ken und machen. S. 168. „Vorzeiten ar
einfach und leicht; Nun ist alles schwer
schaftlich.„ Weissagung Diderots in Gesners
Idyllen. „Es scheint, wir müssen noch ganze
„hunderte von einer Ausschweifung und von e
„Irrthume zu dem andern herumirren, um da
„zu kommen, wo nun der erste Funke von Vern
„der bloße Instinkt geradezu hingeführt hät
Darum, o Menschen! fraget die Natur und
get ihr! Bis S. 185. redet Hr. Castilhon g
Sineser und ihren Anbeter Linguet. Da
Thule gesehen hatte, ward dies Land die c
griechischen Romänen und wer etwas seltsam
tröses gedichtet hatte, setzte seine Comp
Land der Hyperboreer, der Hesperi o
schenfresser. Unsere Modephiloseph n g
Paradoxien, gelegentlich zur Erhaltung der
samkeiten und zum gelehrten Putze mit fr
Anekdoten, ausstaffiren. Historie haben
lernt, sie gehen also zu unbekannten öl
Abentheur aus, und wo ein leichtgläubiger
sehender Reisender sich etwas hat a
das für sie taugt, das haschen sie reissend auf.
Nothfalle schildern sie auch selbst nach Belie
ker, die sich in ihren Schilderungen wahrhaf
erkennen sollten. Auch Helvetius, den ich so
ist in diesen Fehler gefallen. Die Sin
ausserordentlich verstellt; man vergleiche
Linguet und halte dagegen den Adn
195. „Sina (doch nicht China, d
ist ja französisch) ist ein kränklicher
Arzneyen lebt und ganz egyptisch.„ 207.
den die Fabeln der Lady Montague

t, wie hier ſteht) ſehr getadelt. Ob mit Recht
i der ſagen, der in der Türkey geweſen iſt. S.
13. „Die Griechen behaupteten eine weiße Mittel-
a zwiſchen franzöſiſcher Flüchtigkeit und ſineſiſcher
ch rmuth.„ Man thut ihnen Unrecht durch die
naue Parallele mit den Franzoſen, wenn man
nal ſeine Begriffe von der franzöſiſchen Denkungs-
rt und Litteratur nach den Verdrehungen gewiſſer
te gebildet hat, die alle, unſern vormaligen Mei-
tern in der Litteratur ſchuldige Erkenntlichkeit vergeſ-
und die Fenelon, Paſcal, Montaigne, Boi-
au, Bayle, Moliere, Corneille, Monteſquieu,
upertuis, Helvetius, Voltaire, Rouſſeau —
r den heutigen Auszugsmachern, Eſprit-Diction-
naire — und Abrégé-Fabricanten und Roman-
nierern aus den Augen ſetzen und doch gewaltig
ſe thun würden, wenn das Journal Etranger die
ſche Gelehrſamkeit nach der ſchwarzen Zeitung,
ch Schönaichs Hermann, nach Gottſcheds Schau-
ne, nach Hudemann, Obladen, der Schwarziade
d ſolchen Dingerchens beurtheilen wollte. S. 214.
er Griechen Einbildungskraft, der ſie ſo viel zu
ken hatten, führte ſie auf jene Extremitäten, jene
cheinenden Widerſprüche ihres Charakters.„ S.
4. „Cato der Cenſor, der härteſte Herr, und der
dankbarſte Menſch.„ Dieſen großen Heuchler,
nd der Aufklärung und Feind des großen Scipio
n ich vollends nicht ausſtehen. Man ſtellt ihn
n Muſter vor, aber Gott bewahre uns vor Ca-
en, i e der Aeltere war. S. 223-227. „Spar-
i rſkla i und Römerſklaven waren nicht mehr
r i, bey den Athenern waren ſie ſo gut als
e aſſene„ dann zu Athen wohnten Menſchen
d l ſe Menſchen fühlten. S. 243. „Die fran-
Jahrbücher enthalten keine Schandthaten und
Grau-

Grauſamkeiten wie die Engliſchen.„ Aber Herr C
ſtilhon! der Geſchichtſchreiber hat kein Vaterla
leſen ſie doch unpartheyiſch ihre Annalen. S. 2
„Franz der I. war groß und ökonomiſch. In
Schatzkammer lagen (nach dem Thou) 400000
Ecus d'or (Voltaire rechnet ſie zu 1600000 L
numeriques) und das Märzquartal ſtand noch
Nach 13 Jahren hatte Franz II. ſchon 41 M
300000 Livr. Schulden.„ Unter meinen Liebl
charakteren in der Geſchichte iſt beſonders auch F
mit ſeinem ſchönen Geiſte und ſchönen Herz
ſeinen ofnen, freyen, braven, großen Chara
ben welchem Carls ſpaniſch affektirtes Weſen,
Verſtellung, ſein Mißtrauen, ſeine Zweyd
und oft niedrige Politik (S. Robertſon) wa
ſchlecht kontraſtiret. S. 262. „Die Künſte bl
am meiſten, wann die Nationen aus der re
ſchen Freyheit zur Monarchie übergehen„ i
gerlichen Kriege überhaupt und alle Zeiten einer
ſen Gährung, die fruchtbarſten Epochen großer
ner ſind. S. 276. „Wo ein Vaterland
auch Patriotiſmus.„ S. 277. Es iſt unſtrei
kommen dem Syſteme des Gleichgewichtes, das
mals nicht, (ganz und gar nicht! Die Geſchi
zeuget es) war, immer näher.„ Das men
Geſchlecht darf wirklich beſſere Zeiten, längeren
den hoffen, und ſich von keinen univerſalmon
ſchen Träumen ſchrecken laſſen. S. 289.
rauhen Väter, die Bayarde, die Prud-homm
ten von der Würde des Menſchen noch
Begriffe. Hr. C. hat Recht, mir ſind
reden und Paſquille auf die menſchliche
träglich. Warum die Erſte, die Schö
Edelſte der Creaturen Gottes, warum den ewigd
renden ſo herabwürdigen? „Ja, damit er nicht

werde!„ So reute man dann einmal die Affekten aus oder vergeiſtliche ſie alle und lebe dann, wer Luſt hat, in einer ſklaviſchen, langweiligen, trägen Welt. Wenn man doch Pſychologie lernte, ehe man gegen den Menſchen libelliret. S. 310. „Perſer, Egyp„ter, Sineſer, Wilde ſelbſt, auch Amerikaner glaub„ten die Unkörperlichkeit der Seele. Das undank„bare, abergläubiſche, tölpiſche Volk Moſis verhin„derte ihn ſeine Meynung zu ſagen. Itzt„ (zur Ehre, zum Glück unſerer Zeiten!) „glaubt die Un„ſterblichkeit — jede Nation.„ S. 313. Himmel und Hölle wurden nach dem Geiſte jeder Nation verſchieden modificirt. Die Daur beſtimmte niemand. „So hatten die albernen Mönche des Mittelalters Teufel mit Ziegenbeinen, Schwanz und Hörnern, einen Himmel voll geflügelter Köpfe, eine viereckigte Stadt Gottes; dergleichen Mährchen

Nec pueri credunt, niſi qui nondum aere lavantur.

S. 319. Progreßion des Wunderbaren a) Erſcheinungen b) Götter in Wolken c) Wunder. Die Cynikер hatten zu einem Syſteme zu wenig Moral und Philoſophie. Auch Anaxagoras zitterte noch.„ Die Religionsgeſchichte, aber nicht im Geiſte Buddeus oder Lampens geſchrieben, iſt das beſte Präſervativ gegen den Aberglauben. S. 346. „Der franzöſiſche Gottesdienſt iſt nicht trocken wie bey den Reformirten, nicht übermäßig, wie bey den Morgenländern.„ Hr. C. weis gewiß, ohne es zu ſagen, wie viel überflüßiges der Gottesdienſt ſeines Landes noch hat. Mit der reformirten Trockenheit bin ich auch nicht recht zufrieden. Der gemeine Mann, das Volk für welches am eigentlichſten die Kirchen da ſind, braucht, die Sinne lebhaft rührende Vorſtellungen, fühlt abſtrakte Begriffe nicht. S. 349. „Da die Welt verfiele, ſchuf der Betrug Götter, und die Furcht betete ſie an.„

Grausamkeiten wie die Englischen.„ Aber Herr Castilhon! der Geschichtschreiber hat kein Vaterland. Lesen sie doch unpartheyisch ihre Annalen. S. 258. „Franz der I. war groß und ökonomisch. In der Schatzkammer lagen (nach dem Thou) 400000. Ecus d'or (Voltaire rechnet sie zu 1600000 Liv numeriques) und das Märzquartal stand ch Nach 13 Jahren hatte Franz II. schon 41 300000 Livr. Schulden.„ Unter r liebl charakteren in der Geschichte ist besonders a Fr mit seinem schönen Geiste und schönen He seinen ofnen, freyen, braven, großen Charak ben welchem Carls spanisch affektirtes Wesen, Verstellung, sein Mißtrauen, seine Zweyd und oft niedrige Politik (S. Robertson) schlecht kontrastiret. S. 262. „Die Künste am meisten, wann die Nationen aus der re schen Freyheit zur Monarchie übergehen„ gerlichen Kriege überhaupt und alle Zeiten ei sen Gährung, die fruchtbarsten Epochen großer ner sind. S. 276. „Wo ein Vaterland , auch Patriotismus.„ S. 277. Es ist unstre kommen dem Systeme des Gleichgewichtes, l mals nicht, (ganz und gar nicht! Die Gesch zeuget es) war, immer näher.„ Das n Geschlecht darf wirklich bessere Zeiten, längeren den hoffen, und sich von keinen universalm schen Träumen schrecken lassen. S. 289. rauhen Väter, die Bayarde, die Prud-hom...es ten von der Würde des Menschen noch die richti Begriffe. Hr. C. hat Recht, mir sind l n reden und Pasquille auf die menschlic U r träglich. Warum die Erste, die ch , Edelste der Creaturen Gottes, warum ewi renden so herabwürdigen? „Ja, damit er nic

rde!„ So reute man dann einmal die Affekten
us oder vergeistliche sie alle und lebe dann, wer Lust
at, in einer sklavischen, langweiligen, trägen Welt.
enn man doch Psychologie lernte, ehe man gegen
nschen libelliret. S. 310. „Perser, Egyp-
ter, ineser, Wilde selbst, auch Amerikaner glaub-
ten die Unkörperlichkeit der Seele. Das undank-
bare, abergläubische, tölpische Volk Mosis verhin-
derte ihn seine Meynung zu sagen. Itzt„ (zur
re, zum Glück unserer Zeiten!) „glaubt die Un-
sterblichkeit — jede Nation.„ S. 313. Himmel
d Hölle wurden nach dem Geiste jeder Nation ver-
en modificirt. Die Daur bestimmte niemand.
e hatten die albernen Mönche des Mittelalters
l mit Ziegenbeinen, Schwanz und Hörnern, ei-
Himmel voll geflügelter Köpfe, eine viereckigte
dt Gottes; dergleichen Mährchen

Nec pueri credunt, nisi qui nondum aere lavantur.

319. Progreßion des Wunderbaren a) Erscheinun-
b) Götter in Wolken c) Wunder. Die Cyniker
ten zu einem Systeme zu wenig Moral und Philo-
hie. Auch Anaxagoras zitterte noch.„ Die Re-
ionsgeschichte, aber nicht im Geiste Buddeus oder
mpens geschrieben, ist das beste Präservativ gegen
Aberglauben. S. 346. „Der französische Got-
ist ist nicht trocken wie bey den Reformirten, nicht
m ig, wie bey den Morgenländern.„ Hr. C.
ß, ohne es zu sagen, wie viel überflüßiges
ottesdienst seines Landes noch hat. Mit der
nirten Trockenheit bin ich auch nicht recht zufrie-
Der gemeine Mann, das Volk für welches am
klichsten die Kirchen da sind, braucht, die Sinne
ast rührende Vorstellungen, fühlt abstrakte Be-
ffe nicht. S. 349. „Da die Welt verfiele, schuf
Betrug Götter, und die Furcht betete sie an.„

Da haben wir die älteste Göttergeschichte in einer
S. 354. „Die alte Metaphysick war groß, erhal
„glänzend. Die heutige ist ein Schattenbild,
„eckelhaftes widriges Gerippe ohne Fleisch, d
„mer dürrer wird, je genauer man es betr
Dies ist halb wahr und halb falsch. S. 307.
Römer controvertirten nicht, lieber glaubten sie
nichts. S. 385. „In alten Zeiten [illegible] te man
„Menschenliebe für einen Theil der T[illegible]
Theologen predigen auch noch davon, giebt
ihnen Menschenfreunde von Profeßion.
manchem großen, ehrwürdigen Theologen zu n
treten; die Römer riefen Innocenz dem III. zu:
lancte, verba tua Dei sunt, facta Diaboli.
„Niemand ist so tolerant, als es aus Bequem
„die Türken sind, sie lassen ihre Sekten jede
„res Herzenslust Commentarien über ihre
„und über einzele Verse des Corans schrei
„sie können und wollen.„ Diese Grundsätze
genannten Erbfeindes des christlichen Name
man bald, ich hoffe es, auch in Europa an
über Zänkereyen, die sonst ökumenische Con
Kriege veranlaßt hätten. S. 393. „Je na
Sekten beysammen sind, desto mehr
Sueniten und Schüten, Juden und Sama
vor 100 Jahren Lutheraner und Reformirte
das bezeugen. Von S. 394 401. ist
Enthusiasmus zur Zeit Muhammeds sch
dert. S. 418. „Die Reitze des alten
nen Wesens empfehlen den Homer der spät
welt.„ Ich glaube nicht, daß unter al
ihm keiner beygekommen wäre, ich glau
die Vergleichung nie passen kann, d
stens mit Ossian sich vergleichen läßt.
dern Parallele müßte man den Reitz der alt

der nicht dem Geiſte, ſondern dem Zeitalter Homers gehört, d. i. ſeine größte Schönheit, ſeinen größten Vorzug abrechnen. S. 422. „Das Italiäniſche iſt für Ausdrücke der Wolluſt, aber nicht hochgeſinnt.„ S. 424. Zum Schaden des Geſchmacks unterdrückt in Frankreich der Witz das Genie die (gedankenreiche, tiefe Philoſophie.) S. 437-444. „Vorzug der alten Philoſophen vor den neuern.„ Wir dürfen von Philoſophen kaum ſprechen. Wir bringen kaum ein Dutzend in Europa auf, die übrigen ſind Magiſtri, Doctoren und Profeſſoren der Philoſophie. Es iſt aber nicht der Mantel, der den Philoſophen macht. S. 458. „Die Griechen waren mehr witzig als logiſch, und die Römer blieben mit den Wiſſenſchaften allemal hinter ihnen.„ Die Alten ſind wohl über uns, weil ſie 1) nicht immer nachahmten, 2) den Syſtemsgeiſt nicht hatten, 3) mehr Sachen als Wörter lernten, 4) freyer waren, 5) nicht ſo viel ums Brod ſchrieben, 6) die Natur mehr ſahen. Wer heute ſich vor dergleichen hütet, ich weis nicht, warum er den Alten nicht beykommen, warum und wie die Natur ſich erſchöpft haben ſollte? S. 464. „Den alten Dichtern half das philoſophiſche Genie. Ovid kannte die Leidenſchaften, aber Taſſo und Corneille kannten ihre Nüancen.

Ich überſchlage ſehr vieles um zu ſchlieſſen. Der Hr. Ueberſetzer ſollte beyde Sprachen beſſer ſtudiret, ſollte uns den beredten Caſtilhon nicht ſo ſteif und ſo dunkel geliefert haben. Alcron, Patroculus für Patroklus, Aufwandt, Vorwandt, deuchten würden und dergleichen Blümchen wünſchten wir weg. Doch danke ich ihm für die Hauptſache.

Rz.

XXVI.

Magazin für die neue Hiſtorie und
angelegt von D. Anton Fi ch. B
ſching, Königl. Preußl. Oberc
rath ꝛc. Sechſter Theil. Hambu 1
3 Alph. 2 Bogen in 4.

Obgleich auf dem Titel das ſ 1771.
ſo iſt dieſer Theil doch erſt in
1772. ausgegeben worden, das er
S. 1 - 46. Traduction d'une Relati
en Turc par un Effendi de la dernie
de Conſtantinople, (1730.) avec pl
conſtances de cet Evenement tirées d
Memoires. Der Herausgeber en ill
der Vorrede wegen des Abdrucks di
er ſich zu ſpät erinnert hatte, daß ſie, er
Relation des deux rebellions arrivées à C
tinople en 1730 et 1731 — compoſée
Memoires originaux reçus de Conſt
ſchon 1737. im Haag gedrukt erſ
Bey Vergleichung dieſer beyden
zwar einen Unterſcheid in der Sc ibart,
im weſentlichen gefunden, ai die
gedruckte auch den im Märzmonat 1731.
tinopel entſtandenen neuen, aber glück
ten, Aufruhr, nebſt den um dieſe Zeit
Türken und Perſianern vorgef n
beſchreibet. Sonſt hat man no
ſiſche Beſchreibung des Aufſtandes von 17
dem Titel: Hiſtoire de la derniére Rev uti
rivée dans l'Empire Ottoman le 28. Se 1
avec quelques Obſervations ſur l'etat des

de la Ville et Empire de Maroc, par le Sieur e CROUSENAC, Gentilhomme Gaſcon. à aris 1740. 8. Sie iſt kurz, und ſcheint nur ein uszug aus der vorgedachten erſteren zu ſeyn.

Der folgende Aufſatz iſt überſchrieben:

S. 49 - 100. Von den Veroneſiſchen und Vintiniſchen Cimbrern zwey Bücher, von Marko e330, einem Veroneſiſchen Geiſtlichen. Aus dem iniſchen überſetzt von Ernſt Friederich Sig- d Klinge. In dem Gebiete von Verona ſind und in dem von Vicenza ſieben Gemeinen, eutſch reden, oder vormals geredet haben. deutſchen Sprache läßt ſich ihr deutſcher Urſen. Allein der Verfaſſer, der auch zu Völkerſchaft gehöret, will uns davon beſtimmteres lehren, und im erſten Buche daß die gedachten Gemeinen, die zwiſchen ch und Brenta wohnen, Ueberbleibſel der von rius ehemals überwundenen Cimbern ſind, ubet und behauptet, daß die Schlacht, worinn ſiegete, nicht bey Vercelli, wie insgemein alten wird, ſondern bey Verona vorgefallen daß die Cimbriſchen Flüchtlinge ſich in die d rauhen Veroneſiſchen und Vicentiniſchen begeben und daſelbſt niedergelaſſen haben. wenn man es auch als richtig annehmen wol- d rgedachte Treffen bey Verona geliefert ; ſo läßt ſich doch hieraus, ohne klare hi- 5 zniſſe, nicht folgern, daß die übergebliebe- mbern ihre Wohnungen in den Gebürgen bey und Vicenza aufgeſchlagen haben, und daß Stammväter der dortigen deutſchen Völker- ſeyn. Der Verf. beruft ſich hiebey zwar auf oneſiſchen Geſchichtſchreiber: aber dieſe ſind neu, als daß ſie etwas in einer ſo alten Sache

beweisen können. Er nimmt hiernächst auch die mündliche Ueberlieferung, und vornämlich die Sprache der dreyzehn und sieben Gemeinen zu Hülfe. Er merkt von derselben an, daß sie nicht mit der benachbarten Tyrolischen, sondern am meisten mit der Sächsischen übereinkomme, und daß die Ursache hievon keine andere seyn könne, als weil die alten Sitze der Cimbern zunächst an die Sachsen gränzeten, und daher die Sprache der beyden Völker eine Aehnlichkeit gehabt haben müsse. Und in der That enthält das so genannte Italiänische und Cimbrische Wörterbuch, welches das zweyte Buch seiner Abhandlung ausmacht, größtentheils Wörter, die dem heutigen Obersächsischen und zuweilen Niedersächsischen völlig gleich lauten. Aber dies ist kein Beweis für seine Meynung, daß die deutschredenden Bewohner der Gebürge bey Verona und Vicenza von den alten Cimbern abstammen, sondern streitet vielmehr dawider. Denn man kann unmöglich voraussetzen, daß die Sprache dieses Volkes mit der heutigen Deutschen eine so große Aehnlichkeit, als die in dem Wörterbuche ist, gehabt habe: sie muß vielmehr, wenn man die mannichfaltigen Veränderungen, die unsere Sprache in einem Zeitraum von mehr als 1800 Jahren gelitten hat, betrachtet, von derselben unendlich weit verschieden, und folglich der Ursprung der gedachten Deutschredenden Völkerschaften weit jünger seyn. Der Verf. klagt übrigens, daß bey denenselben ihre Sprache seit dem Anfange des 18ten Jahrhunderts, sehr in Abnahme gekommen sey, und äussert den Wunsch, daß sie solche nicht völlig vergehen lassen mögen. Die Uebersetzung scheint hie und da etwas gezwungen zu seyn. Der Uebersetzer hätte auch die in dem Italiänischen veränderte Namen wieder herstellen, und statt Bojorges, Bojorix, statt Massentius, Maxentius schreiben sollen.

Die

des Magazins ent-
ten ſind

103 - 1 . Etat des Forces de Terre et
ti de Sa ieſté Catholique. Ein königl.
ſpan ſ ſ iſt der Spaniſchen Landes-
1753. nem Hofe eingelandt. Man
, daß 1 meiſten Regimenter, woraus
Armee her, erſt in dem gegenwär-
rhi rte errichtet ſind. Mehr finden wir
bey dieſem Verzeichniſſe anzumerken,
e Nachrichten von dem Spaniſchen
hat.

109 - 114. Etat des Revenus et des De-
et Etat militaire du Roi de Sardaigne,
Voyage de Mr. *de la Lande* en Italie T.
. &c.

ntlichen Einkünfte betragen 16,569000
e Livres. Die ſeit dem letzten Kriege
auſſerordentlichen Auflagen machen
3.

Sardinien zieht der König nichts.

ichen Ausgaben belauffen ſich auf
o. Darunter ſind 4,128375 Livres Zin-
Kronſchulden, einige zu 3, andere zu 4
rt, und einige Leibrenten.

uppen des Königs ſollen in 30000 Mann
6000 Invaliden und 10000 Mann Land-
ein Drittel des gewöhnlichen Soldes bekom-
rechnet.

115 - 118. Revenus de la Cour de Rome
s ies Etats Eccleſiaſtiques tirés du Voyage en
fait par Mr. *de la Lande*. T. 5. p. 281. &c.

Die Einkünfte des Pabstes, als eines weltlichen Fürsten, machen jährlich 2,278923 Römische Thaler. Die Einkünfte desselben aus andern Ländern betragen 509512; und also zusammen 2,788436 Römische Thaler, welche, den Röm. Thlr. zu 5 französ. Livres gerechnet, beynahe 14 Millionen Livres machen. — Nach einer andern vor etwa 50 Jahren gemachten Rechnung, *) betrugen die jährlichen Einkünfte des Pabstes 3,901461. Goldthaler; oder 20,482645. Livres, 5 Livres 5 Sols auf den Goldthaler gerechnet. Dies ist fast noch einmal so viel als die obigen 14 Millionen, weil der französ. Livre damals von einem ungleich höhern Werthe, als gegenwärtig, war.

S. 121 - 130. Geographischer Entwurf der Fürstl. und Gräflich-Solmischen Lande,

und

S. 131 - 156. Verzeichniß einer Sammlung zu einem Staatsrecht des Hochfürstl. und Hochgräflichen Hauses Solms, von J. L. Knoch, Hochgräfl. Leiningisch-Westerburgischen gemeinschaftlichen Archiv-Rath.

Diese beyden Schriften können zur Geographie Deutschlands, und denen die sich um die Historie, Genealogie und die Landesverfassung der hohen deutschen Häuser zu bekümmern nöthig haben, nützlich seyn: aber sie verstatten keinen Auszug.

S. 157 - 224. Zuverläßige Nachrichten von Neustadt in Hollstein, aufgesetzt im Jahre 1771. von Johann Bertram Mielck, Diacono dieser Stadt.

Der

*) Man sehe Tableau de la Cour de Rome, par le Sr. I. A. (Aymon.) à la Haye 1726. p. 108. et suiv.

Der Verfaſſer hat dieſe Nachrichten, welchen auch ein Verzeichniß der in 100. Jahren (von 1670 bis 1769.) in dieſer kleinen Stadt Gebohrnen, Geſtorbenen und Getraueten angehängt iſt, nicht ohne vielen Fleiß und Mühe zuſammengetragen, und ſich dadurch um die Einwohner derſelben und die Holſteiner verdient gemacht. Für andere Leſer ſind ſie weniger wichtig.

S. 225-244. Verzeichniß aller Dörfer, Märkte, Städte und Aemter des Biſchofthums Bamberg. Aufgeſetzt 1756.

S. 245-254. Genauer geographiſcher Entwurf vom Eichsfelde. Aufgeſetzt 1756.

S. 255-260. Genaue geographiſche Beſchreibung der Grafſchaft Ober-Yſenburg. Aufgeſetzt 1760.

S. 261-280. Genaue geographiſche Beſchreibung der geſamten Wild- und Rheingräflichen Länder. Aufgeſetzt 1758.

Dieſe vier kleinen zur deutſchen Erdbeſchreibung gehörigen Schriften müſſen wir uns begnügen, blos anzuzeigen; und eben ſo die folgende:

S. 283, 284. Verzeichniß der Summen, welche dem Biſchof zu Oſnabrück von 1729. bis 1754. von den Ständen des Biſchofthums bewilliget worden; und Auszug aus dem Oſnabrückiſchen Landesrechnungen von 1755.

S. 287-290. Les Revenus ordinaires du Royaume de Danemark & de Norwegue, de meme que des Provinces que S. M. Danoiſe poſſede en Allemagne, 1756.

Der Betrag der ordentlichen Einkünfte war 4,955800. Thaler. — Es muß aber entweder in dieser Summe, oder in dem Verzeichnisse der verschiedenen Zweige dieser Einkünfte ein Schreib- oder Druckfehler seyn. Denn bey der Nachrechnung haben wir nur 4, 055800. Thaler herausgebracht. — Unter diesen ordentlichen Einkünften stehen auch 300000. Thaler Französische Hülfsgelder. Die ausserordentlichen Einkünfte der neuesten Zeit sind sehr beträchtlich. Die Kopfsteuer allein muß jährlich ungefehr 1½ Million betragen.

Der König Friderich V. fand bey dem Antritt seiner Regierung, 2,378005. Thaler Staatsschulden, welche sich bis zum Ende des Jahres 1758. bis auf 4,259250. Thaler, und ferner bis zum Jahre 1766. bis zu 20 Millionen vermehret haben. Aber mittelst der bisherigen ausserordentlichen Auflagen sollen sie schon stark vermindert worden seyn.

S. 293-296. Eigenhändige Erzählung König Adolph Friderichs, aus dem Französischen übersetzt. Eine Urkunde, welche einen sonderbaren Contrast zwischen dem sanftmüthigen und guten Charakter des Königs, und dem stolzen und hitzigen Charakter des Grafen (von Tessin) vor Augen legt. — — Mehr können wir davon nicht sagen.

S. 297-308. Eines Schwedischen Patrioten Gedanken über die Manufakturen und den hohen Wechsel-Cours in Schweden. Aufgesetzt 1755. Aus dem Schwedischen.

S. 309-318. *Piece roulante*, in welcher der Zustand von Schweden im Jahr 1755. mit dem von dem Reichstage 1738. verglichen wird. Aus dem Schwedischen übersetzt.

S. 319-326. *Projet préſenté au Roi Adolphe Frederic par le Feldmarchal Comte Düring.* 1755.

S. 327-332. Auszug aus dem Protocoll des geheimen Ausſchuſſes der Reichsſtände vom 25. May 1756. betreffend die Erhöhung des Gehalts der Reichsräthe.

S. 332-362. Der Zuſtand des ſchwediſchen Reichs, in einem Schattenriſſe vorgeſtellt. Im Jahre 1756. Eine aufrühriſche Schrift, die in Deutſchland allezeit, und jetzt auch in Schweden ohne Schaden geleſen werden kann. Aus dem Schwediſchen überſetzt.

S. 363-366. und eine Anekdote, die einen kleinen Umſtand von einem der Staatsgefangenen von 1756. enthält, deſſen von dem Prediger Ruthſtröm und dem Reichsrathe von P.... veranſtaltete Flucht, zu deren Beförderung man einen Geiſt erſcheinen laſſen, und die Wache beſtochen hatte, mißlungen war. Alle dieſe Schriften geben Zeugniſſe von der innerlichen Gährung in Schweden, von dem Mißvergnügen der Nation wider die Parthey, welche die Gewalt in Händen hatte, und dieſelbe zu ihrem eigenen Vortheile und zum Nachtheile des Staats mißbrauchte, von den unglücklichen Folgen dieſes Mißbrauchs und von der Nothwendigkeit einer Veränderung der unbequemen Regierungsform. Ein mehreres können wir davon, ohne allzuweitläuftig zu werden, nicht ſagen.

S. 369-387. Etat de la Depenſe et de la Recette du Royaume de Suede, pour l'année 1755.

Die Einnahme dieſes Jahres betrug mit Einrechnung der Ueberſchüſſe der drey vorhergehenden Jahre 10,642414 Thlr. S. M. Die Ausgabe war . . 9,907847 —

S. 389-401. Kosten des Königl. Schwedischen Hofstaats und aller Besoldungen in Schweden.

Dieses Verzeichniß, welches vermuthlich auch von dem Jahre 1755. ist, leidet keinen Auszug.

S. 403-405. Summarischer Auszug dessen, was der Kriegsstaat in Schweden und Finnland für das Jahr 1756, 57, 58. und 59. erfordert hat.

Die Summe ist 6, 174892 Thaler S. M.

S. 409-424. Memoire sur le Militaire de la Suede.

Dies enthält eine Beschreibung des von dem Könige Carl XI. eingerichteten Kriegsstaats, nach welchem die Anwerbung und Unterhaltung der Schwedischen Nationaltruppen auf das Land vertheilet ist.

S. 425-442. Vorstellung der geheimen Deputation über den Zustand der Flotte: und königl. Befehle an das Staats-Comtoir, von 1756. Aus dem Schwedischen ins Französische übersetzt.

Hierinn ist, unter andern, ein Vorschlag, die Schiffe in einer oder mehreren Docken, d. i. trockenen Behältnissen zu verwahren, wo sie sowol gegen die Nässe als die Sonnenhitze gesichert und über hundert Jahre erhalten werden könnten; dahingegen sie, wenn sie beständig im Wasser liegen, darinn weit eher verfaulen müssen.

S. 443-445. Calcul sur quelques Vaisseaux de guerre, batis pour le compte de la Couronne de Suede, avec toutes les agrets et apparaux, à l'exceptions des vivres et des ammunitions.

Dies ist eine Berechnung der Kosten von vier Kriegsschiffen, zwey von 70. und zwey von 60. Canonen,

nen, die um 1750. oder etwas hernach, gebauet worden ſind. Das erſte koſtete 70126, das andere 122491, das dritte 77287 und das vierte 77876 Thaler Holl. cour.

S. 0, 449 - 0, 456. Memoire ſur la Banque de Stockholm.

Die Bank zu Stockholm, welche ſeit der Regierung Carls XI. beſtehet, ward von den dreyen Ständen, dem Adel, dem Geiſtlichen- und dem Bürgerſtande errichtet, und darüber die Gewährleiſtung übernommen. Der Bauerſtand wollte daran keinen Theil nehmen, und hat daher auch mit den Bankgeſchäften nichts zu thun. Dieſe Bank hat eine beſondere Einrichtung, worinn ſie von allen andern Banken in Europa unterſchieden iſt. Sie übertrift dieſelben auch in dem weiten Umfange ihrer Geſchäfte, und ſteht gewiſſermaßen mit der Regierung in Verbindung. Dies Memoire enthält eine kurze Geſchichte und Beſchreibung der Stockholmiſchen Bank, und auf daſſelbe müſſen wir unſere Leſer, weil wir es ſonſt ganz abſchreiben müßten, verweiſen. Der Hr. Prof. Buſch in Hamburg hat es in ſeinen kleinen Schriften von der Handlung (S. 365. ꝛc.) in das Deutſche überſetzt, und Anmerkungen hinzugefüget, welche denen, die ſich von der wahren Beſchaffenheit dieſer Bank unterrichten wollen, viel Licht geben werden.

S. 451 - 472. Nachrichten von Tſchirkaſſien oder von den Cabardiniſchen Landen, aufgeſetzt von Jacob von Stählin, Rußiſch-Kaiſerl. Staatsrath, für den St. Petersb. geographiſchen Calender auf das Jahr 1772.

Die große und kleine Kabarda, wie dieſes bisher wenig bekannte Land itzo genannt wird, iſt in Weſten von der Cubaniſchen Tartarey, in Südweſten und Süden,

Süden von den Caucasischen Gebürgen, in Norden und Nordosten von dem Flusse Terek und der Astrachanischen Steppe, und in Osten von dem Strome Ajai eingeschlossen. Seine Länge erstreckt sich ungefehr vom 77sten bis zum 80sten, und die nordliche Breite vom 44sten bis zu 46½ Grade. In alten Zeiten machte dieses Land einen Theil des Asiatischen Scythins aus. Zur Zeit des Constantinopolitanischen Kaiserthums rechnete man es zum Asiatischen Sarmatien. Die Einwohner heissen bey den Byzantinischen Geschichtschreibern Alanen, Coranen, Heniochen, Ziechen, Swanen, Zerzeten und Mardien. Von den meisten Erdbeschreibungen und in den Landkarten wird es mit dem zwischen der Cabardey und der Cuban liegenden und nun zu der großen Cabardey selbst gehörigen gebürgigten Landstriche Tschirkassien vermengt, und irrig überhaupt Tschirkassien genannt. Aus einigen Denkmahlen läßt sich schließen, daß die Einwohner sich vormals zur griechischen Kirche bekannt haben. Aber im 12. und 13ten Jahrhunderte scheinen sie in den Heerzügen des Tschingis-Chan und Chan-Batti untergegangen zu seyn, und ihr Name ist erloschen. Seitdem haben in diesen und den umherliegenden Ländern Tattaren gewohnt. Der Zaar Ivan Wasiljewitsch II. hat, nach der Eroberung der Königreiche Casan und Astrachan, sich auch dieser Länder bis in die Caucasischen Gebürge bemeistert, und von der Zeit an stehen sie, nemlich Tschirkassien und die Gorsky, d. i. die Einwohner der Caucasischen Gebürge in dem Rußischen Titel. Itzo werden alle diese Länder von einem freyen unabhängigen Volke bewohnet, und es sind darinn verschiedene Aristokratien, in deren jeder einige vornehme Familien, als Mursen, Knäsen oder Fürsten ihre Wohnsitze, und eine größere oder kleinere Anzahl Familien

gemeiner Leute, die ihnen gewiſſermaßen unterthänig, dienſt- und zinsbar ſind, um ſich herum wohnen haben. In dem ganzen Lande findet man keine Stadt, ja kaum hin und wieder einen Flecken, ſondern lauter Dörfer. Es wird von dem Verfaſſer in fünf Landſchaften getheilet, welche ſind 1. Aſchaſien, 2. die große Kabardey, 3. die kleine Kabardey, 4. die Gorsky oder Gebürgige, 5. die Kumigiſche oder Sandige. Es iſt ſehr fruchtbar an Weitzen und allen andern Arten Getreides, den Rocken ausgenommen, an Baumfrüchten, und darunter Apricoſen, Pfirſchen, Mandeln, Granatäpfeln, Weintrauben, ferner an Wilde, Fiſchen ꝛc. In den Gebirgen vermuthet man allerley edle und unedle Metalle, Geſteine und andere Mineralien. Die Einwohner ſind Mahomedaner, aber bey weitem nicht ſo ſtrenge als die Türken. Die Vielweiberey iſt zwar erlaubt, aber bey ihnen faſt gar nicht gebräuchlich. Der vorgegebene Handel mit den ſchönen Kabardiniſchen oder insgemein ſogenannten Tſcherkaſſiſchen Mädgen gehöret zur Fabel.

S. 473-516. Fortſetzung der Ueberſetzung von Herrn Staatsraths Peter Rytſchkow Orenburgiſchen Topographie, von M. Chriſtian Heinrich Haſen, Paſt. und Adj. zu Stadt Sulza.

Den Anfang dieſer Topographie, welcher ſich im fünften Theile dieſes Magazins befindet, haben wir zu ſeiner Zeit angezeiget *). Der Verfaſſer fährt in der Beſchreibung der verſchiedenen in dem Orenburgiſchen Gouvernement wohnenden Völker fort, und handelt hier noch insbeſondere von den Kirgis-Kaiſacken oder Kirgiſen, Karakalpaken, Mordwinen, Tſcheremiſen, Wotjäken, Tſchuwaſchen und den neuangekommenen Aſiatiſchen Nationen, die ſich in dem Orenburgiſchen Gouvernement niedergelaſſen haben;

*) Man ſehe den XVIIten Band der A. B. S. 14.

ben; worinn wir ihm aber, ohne allzuweitläuftig zu werden, nicht folgen können. Hernach beschreibet er die Lage und das Clima des Orenburgischen Gouvernements, nebst der Beschaffenheit des Landes sowol auf der Oberfläche als innerhalb der Erde. Es nimmt einen Strich ein, welcher mehrentheils über 12 Grade, nemlich vom 44ten bis zu 56½ Graden breit, und 20 Grade lang ist. Die Hauptstadt Orenburg liegt unter 51 Gr. 51 Min. nordlicher Breite. Sie treibt schon einen guten Handel mit verschiedenen Asiatischen Völkern, und man hat Hofnung, daß sich einmal ein bequemer und sicherer Weg, selbst von Indostan oder Ostindien hieher eröfnen werde. Die Luft ist beynahe durchgängig in dem ganzen Gouvernement rein und gesund. Aber mit der Wärme und Kälte hat es hier eine eigene Beschaffenheit. Im Junius, Julius und August wird es zu beyden Seiten des Uralischen Gebürges um Orenburg und Orskaja Krjepost so heiß, daß man nicht mit bloßen Füssen auf dem Sande, und auf keinem festen Körper gehen, auch kein Eisen, wenn es einige Stunden in der Sonne gelegen hat, in der Hand halten kann; und diese Wärme dauret zuweilen die ganze Nacht hindurch. Wenn aber zu eben der Zeit ein Nordwind von dem Uralischen Gebürge herkommt, wo der Schnee an manchen Stellen niemals vergehet; so verwandelt sich die grosse Hitze gleich denselben Tag in Kälte. Es erzeuget sich Schnee in der Luft, und es fällt ein solcher Reif, daß die Gartenfrüchte davon erfrieren. Oft und besonders im Winter entstehen heftige und über 24 Stunden dauernde Sturmwinde mit Schnee und einem so scharfen Frost, daß viele Leute dadurch umkommen. Ausser diesen giebt es auch an den heitersten Tagen Wirbelwinde, die deswegen merkwürdig und sonderbar sind, weil sie den Staub auf eben die Weise und so ge-

schwin-

schwinde, als wenn ein Mühlstein herumläuft, wirbeln, aufheben und zu einer hohen Säule aufthürmen, alle leichte Sachen in die Höhe ziehen, und nicht selten die Dächer von den Häusern reissen. Ein solcher Wirbel gehet hundert und mehr Faden in einer Linie fort; sein Umfang wird immer gröſser, und die Höhe beträgt 20 bis 30 Faden. Hierauf werden die Gewässer des Orenburgischen Gouvernements, und zuerst das Caspische und Aralische Meer beschrieben. Die Beschreibung der übrigen Seen, Flüsse, Berge, Hölen ꝛc. wird in dem 7ten Theile dieses Magazins folgen.

S. 517-556. Geschichte des rußischen Kaisers Johann (Iwan) des Dritten.

Man findet hier die, bey Gelegenheit der Thronfolge und des Todes dieses höchstunglücklichen Prinzen, von dem rußischen Hofe öffentlich bekannt gemachten Urkunden, nebst einer kurzen Nachricht von dem, was während seiner langwierigen Gefangenschaft vorgegangen ist. Anfänglich war er bey seinen Aeltern auf der Citadelle zu Riga, hernach zu Dünamünde und zuletzt zu Oranienburg, und da ward er von ihnen einigermaßen unterrichtet. Aber dies hörete gänzlich auf, als sie von ihm getrennt und nach Kolmogori (80 Werste von Archangel) geführet wurden, wo seine Frau Mutter 1746. starb. Er blieb zu Oranienburg. Von hier flüchtet ein Mönch mit ihm, und sie kamen glücklich bis nach Smolenks. Hier aber wurden sie verrathen und angehalten. Er ward darauf nach der Festung Schlüsselburg gebracht, und ist daselbst bis an seinen Tod geblieben. Seine Wohnung war in den Casematten, wo, weil die Fenster verschlossen waren, beständig Licht gebrannt ward, so daß er den Unterscheid zwischen Tag und Nacht nicht wußte. Ein Hauptmann und ein Lieutenant,

wurden, zu seiner Bewachung, mit ihm eing
sen und schriftlich befehligt, daß, wenn zu
Besten eine Empörung entstünde, die nicht a
als durch seine Ermordung erstickt werden könnte,
in diesem Nothfalle, dies äusserste Mittel e
sollten; welcher nicht ausdrücklich widerr
fehl hernach die Ursache seines gewaltsamen To
worden ist. Es ist eine Zeit gewesen,
Officiere, mit ihm nicht haben sprechen,
worten dürfen. Da er nun niemand als
ciere um sich hatte, und mit keinem Men
noch lesen oder schreiben durfte, welches er
nicht gelernet hatte; so ist hievon seine
fast unverständliche Sprache und der M
standes und gleichsam aller menschlic
worüber die Kaiserin Catharina II. wie sie
Manifeste sagt, so sehr gerührt worden
ungezweifelte Folge gewesen. Die Kaise
hat ihn einmal in einem verdeckten Wa
tersburg kommen lassen, wo sie ihn
hen, auch einige Worte mit ihm, ohne d
wer sie war, gesprochen habe. Der Kaiser
reisete insgeheim, in Begleitung des
Korff und etlicher weniger anderer
Schlüsselburg, und redete auch mit de
der unter andern klagte, daß die Kai
ihn sowol als seine Aeltern immer sehr
halten lassen, zugleich aber einen Officier,
Korff rühmte, (dies war der gegenwär
von Korff) der Güte und Liebe an ihnen b
Der Kaiser wollte in der Festung ein bes
nes Haus für ihn bauen und ihn besser
lassen. Nach dem Tode desselben ward se
folgerin von einigen Personen, ja gar v
od gerathen, sich mit dem Prinzen zu ve

die Urſache, daß er insgeheim nach Kexholm geht und daſelbſt ungefähr einen Monat lang verret ward. Wie der unglückliche Prinz 1764. am 1 Jul. A. St. von den zween ihn bewachenden Offen, dem Hauptmann Wlaßjew und dem Lieute. Tſchekin, da ein gewiſſer Lieutenant Mirowitſch t Gewalt aus dem Gefängniſſe befreyen wollte, lüſſelburg in ſeinem 24ten Jahre erſtochen wor, iſt in öffentlichen Nachrichten umſtändlich t worden. Aber das vorhergehende war nicht emein bekannt, und deswegen haben wir es ganz unangezeigt laſſen wollen. Wir fügen noch er Leichnam des ermordeten Prinzen in dem elze, worinn er auf dem Bette gelegen hatte, geröddet war, in einen gemeinen Sarge in die der Feſtung, aus dieſer aber, wegen des zu groſ ufs der Leute, die ihn beſahen und beweinten, der Stille nach dem 200 Werſte von St. Pe g in dem Nowgorodiſchen Gouvernement lie oſter Tichſina gebracht und daſelbſt begraben ſey; daß ferner die Nachricht von dieſer Begebenheit in St. Petersburg eine allge Betrübniß und Unwillen, ja ſelbſt unter den egimentern eine große Bewegung, wovon man Folgen befürchtete, verurſacht, und daß jegegen die vorgedachten zween Officiere, als ſe erſchienen, Verachtung und Abſcheu rt habe. — So groß war das Mitleiden welin mit dem unglücklichen und unſchuldigen n dem Dritten hatte, deſſen Tod und betrübte e in künftigen Zeiten den Stoff zu einem ſehr nden Trauerſpiele geben werden.

Im.

Kurze Nachrichten.

1. Gottesgelahrheit.

Hirtenbrief Sr. Hochfürſtl. Gnaden des
Speyer an ſeine Geiſtliche. Mann
1772. 44 S. in 4.

Anweiſung Sr. Hochfürſtl. Gnaden des
Speyer für die Mißionarien dieſes Bi
eine Beylage zu den Hirtenbrief.
Schwan, 1772. 1 Bogen in 4.

Bey dem Antritt der Regierung vom jetzigen
gefaßt. Anſtatt bey dieſer Gelegenheit blos
me Klagen, wo nicht gar bittere Schmäh
den in der chriſtlichen Kirche immer weiter um ſi
Krebs der Heterodoxie ausgebrochen zu ſeyn, wie
dre, auch wol Proteſtant, zu thun nicht würde e
ben, ertheilt er vielmehr ſeinen Geiſtlichen Vorſch
weitern Verheerungen der Freygeiſterey in unſern T
zu ſteuern, Erinnerungen, wie ſie ihre Predigten
zu formen haben, um den Verſtand ihrer Zuhöret
ten und zu überzeugen, den Willen derſelben zu
ihren Wandel zu beſſern, wie auch zu ähnlichen
Abſichten die Katechiſationen einzurichten; Er
ächtes, thätiges Wohlwollen gegen ihre proteſtan
menſchen durchgehends ſehen zu laſſen, und ihren
einzuflöſſen; in ihrer Sphäre die Erhaltung der
zwiſchen dem Staat und der Kirche zu befördern;
zen gegen Habſucht, Undankbarkeit, Stolz ꝛc. zu w
ihren Wandel überhaupt ſo einzurichten, daß ſie da
dasjenige niederreiſſen und zerſtören, was ſie
träge etwann mögen aufgebauet haben, —
nerungen und Ermahnungen über dieſes u. a. m.
Verſtande und dem Herzen des Hohen
Ehre gereichen. Verſichert, daß wir u

gnügen machen werden, wollen wir einige Stellen ausziehen: „Lehret deutlich, — und bedenket deswegen — erstlich: „Wir können uns nichts auf eine wahre und reelle Art zu Gemüth nehmen, als was wir entweder empfinden, oder empfundenen Dingen vergleichen können. — Nehmet sorgfältige Rücksicht auf die wenige und gemeine Empfindungen, welche ihr bey solchen Personen (Kindern und andern unwissenden Leuten) zum voraus setzen könnt; erschaffet demnach in euch selbst Bilder von göttlichen Sachen, die mit solchen Empfindungen in einer näher begreiflichen Aehnlichkeit stehen; theilet endlich solchen Bildervorrath in Geduld und Sanftmuth jenen Unwissenden mit ꝛc. Bedenket daher zweytens, mit welcher Sorgfalt ihr euch die Zeichen und Ausdrücke eurer Gedanken zu wählen habt, wann ihr deutliche Lehrer für andre, und dadurch die Väter ihres Heils werden wollet: stellet euch nicht vor, die Deutlichkeit der geistlichen Vorträge hange an dem beständigen oder häufigen Gebrauche derselben Worte, derselben Redensarten, Einkleidungen, oder eigenen Bilder, worinn etwa Paulus, oder noch weit ältere Verfasser der heil. Bücher, zu ihrer Zeit den Unterricht der christl. Tugend gegeben haben; denket noch viel weniger, zu dieser Deutlichkeit dienen etwa die Kunstwörter, Wendungen und Formeln, die man aus der wissenschaftlichen Sprache der gelehrten Theologie, oder aus andern ungewöhnlichen Vorstellungen einzelen Menschen auf die Kanzel, und überhaupt in den gemeinen Tugend-Unterricht bringen könnte. Kunstwörter, dadurch die Gelehrten unsre Religionswahrheiten in einer ganz besondern Sprache ausdrücken, geben nur einen klaren Sinn für solche, die als Gelehrte beständig damit umgehen; und Bilder, welche die Verfasser der H. Schrift in dieselbe aus dem levitischen Gottesdienste, aus der Römischen Staatsverfassung, oder aus andern morgenländischen Alterthümern übergetragen haben, waren allein deutlich für jene Zeiten, in welchen die göttliche Gesandten zu reden und zu schreiben hatten. Wollet ihr also für gemeine Leute eurer Zeiten verständliche Heilslehrer seyn, so nehmet nach den Beyspielen dieser Gesandten Gottes eure Worte und Art zu reden, aus der gewöhnlichen Sprache des Volks, und aus den heutigen Zeiten; stellet Gründe auf, die ganz in der Nähe sind, und aus dem unmittelbaren Anblick der Sachen die Wahrheit nicht so wol folgern, als vielmehr sehen lassen; setzet überhaupt eure Reden aus so gebräuchlichen

„Zeichen zusammen, die euren Zuhörern durch die Eindrü
„welche de- von ihnen bewohnte Erdtheil auf sie machen k
„durch die Gewohnheit, die sie sich durch ihre Art zu l
„und tägliche Handlungsweise zuziehen, und nach der G
„lage, die ihre Seelen von daher empfangen, am beka
„sten sind, und welche ihnen also am kürzesten, am um
„barsten und leichtesten jenes Gedanken veranlassen, i
„Zweck erfodert.„ —

Auch verdient noch folgendes hier eine Stelle: „
„die Bestimmung dessen, was von einem Sonn- oder F
„tag auf den andern der Gegenstand eures g n
„richts seyn soll, nicht nach dem Verzeichnisse der
„che ihr etwann in euren Büchern findet; richtet
„noch viel weniger nach dem Maas eurer Kenntn ,
„euch vielleicht verstattet, von einer Materie
„Mühe, als von der andern zu predigen; sehet vie
„der Auswahl der Hauptsätze und bey der Eintheil
„rer Predigten auf einen wohlgeordneten Plan hin,
„oberſten Regel hat: Lehre in einem gewissen
„sämtliche Hauptwahrheiten und Pflichten
„thums, ꝛc.„ In wie viel Protestantischen Lände
doch an dergleichen gemeinnützige, ja vielmehr zur
Erweiterung, und möglichſten Vervollkommnung der re
Erkenntnisse des großen Haufens unter den Christen
entbehrliche, unumgänglich nothwendige Verfügu
gegenwärtige ist, noch zur Zeit gedacht! Wenn da
ger an Sonn- und Feyertagen nur über ihr Evange
Epistel predigen; was sie übrigens ihren Geme
gen, und wie, das ist ihnen völlig überlassen,
nicht gefragt. Und doch sind nur wenig Geistliche
Auditorio das Ganze der Religion, auf den Horiz
ben eingerichtet, vorzutragen, von selbſten streben;
gen handeln sämtlich nur entweder dasjenige ab, was
für nützlich halten, aber im Grund nicht ist, — oder,
dem sie am bequemsten und leichtesten reden k —
Gleichwol sieht man unter den Protestanten, beſ ers m
jenigen Provinzen, wo man noch über dem Alten,
Sinn der Reformatoren und gegen alle Vernunft,)
genau hält, in Provinzen, die in manchem ande
mit Finsternis überzogen sind, so mitleidig noch einu
alles, was katholisch heißt, herab, oder will wohl
ganzen Kirche wegen allgemeiner Blindheit laut
chen; höret solche darauf schimpfen, die, wenn

im Schoos der Protest. Kirche hätte auftreten und
Duldung erhalten lassen, wol noch ungleich tiefer in der
senheit u. dgl. stecken würden, als jetzt mancher Katho-

Und e vortreflich? „Zeiget gegen die Protestanten
eine sanftmüthige und mit der wahren Liebe zur
igkeit verbundene Handlungsweise; zeiget gegen sie
ertige und zu ihrem wahren Wohl immerhin thätige
mungen. — Ihr wisset, daß Protestanten eure Nes
schen und Christen sind; daß sie auch als Mitglieder
s lieben deutschen Vaterlands in der engsten Verbindung
uns stehen; daß sie diejenige sind, mit welchen unsre
, und die Stände des Reichs feyerliche Verträge des
s geschlossen haben; wie ungleich würdet ihr demnach
das Christenthum, wie zweckwidrig gegen unser Va-
o, wie unzusammenhangend in Beziehung auf eure
Einsichten handeln, wenn ihr nicht in sanftmüthiger
ld, und mit einem der Gerechtigkeit beflissenen Herzen
otestanten alles das soltet wiederfahren lassen, was
Pflichten unsrer Religion gegen den Nebenmenschen, die
i ung eines Bürgers mit dem andern, und die obers
n feyerlichen Verträge unsrer Väter, zu ihrem Vor-
vestimmen.„ Zwar wird dieses der (wiewol immer
abnehmenden) strengern Parthey in der Röm. Kirche
h gefallen, die hierüber, wo nicht öffentlich schelten,
der Stille murren möchte. Indessen kann sich der er-
e rfasser mit dem Gedanken beruhigen, das hier em-
zu haben, was Jesus, und seine Apostel, als die nir-
die andersdenkende von der Liebe auszuschliessen, son-
impf und Sanftmuth gegen sie, Wohlwollen gegen alle
n, zu üben befohlen, das, was die reine Vernunft und
ur andringen, und was in jeder Periode der Welt als
unpartheilhaft für die Staaten ist befunden worden. —
ssen sich doch unter den Protestanten die Prediger des
dens und der Eintracht, ebenfalls mit Gift bespritzt sehen
tzen und Comp. — mußten dieses doch von je her
ostel der Duldung von den ungesunden Köpfen und Her-
rer Zeit erfahren! —

Noch etwas vom Katechisiren, und dann wollen wir
ssen: „Wir haben zu vernehmen gehabt, daß die ordentl.
elsorger unsers Bisthums, eben so wie — die Mißiona-
— sonderbar bemüht sind, die Jugend durch ihre ka-
ischen Unterweisungen, und dabey unendlich oft veran-

„laßte Wiederholungen in die Fertigkeit zu ſetzen,
„ohne Anſtand und mit denſelben Worten das he
„nen, was die Verfaſſer der für das zarte Alter
„Lehrbücher auf ſichere Glaubensfragen zur Ant
„laſſen. Wir haben aber auch zugleich geſ
„gend dadurch nichts weniger gewinne, als en
„beſtimmten Sinn von jenen Dingen, die ſe
„bezeichnen; immittelſt nicht der Schall der
„den Ohren ertönen, und in der Seele etwa nur
„Vorſtellung zurücklaſſen, ſondern das hinlängl
„hen der Heilswahrheiten iſt es, welches die Her
„gen, die als Kinder des Zorns gebohren *) we
„ſen, und in die rechte Verfaſſung gegen Gott
„Wir — ſind nicht gemeinet, ſolchen Mäu
„hen — und deswegen empfehlen wir euch, —

*) Warum als Kinder des Zorns, als ſtra
wan die Sünde Adams ꝛc. allen Nach
von Gott zugerechnet?

Ante hos ſex menſes male — dixiſti
Reſpondit agnus: equidem natus non
Pater hercule tuus, inquit, male dixit
Atque ita correptum lacerat &c.

Wir verabſcheuen dieſes Verfahren, als
überhaupt ähnliches Bezeigen im menſchl
ertheilen ſogar in der natürlichen und do
logie die Erinnerung, alles Unvollkomm
fältig zu entfernen, hingegen alles Gute und
ihm, und zwar in größerem Maas, beyzuli
wol tragen wir kein Bedenken, Gott
ſchreyende Härte und Ungerechtigkeit zuzu
ſes gerade gegen ſo viele Ausſprüche der
wo ausdrücklich ſteht: Gott wolle die Sün
tern den Kindern nicht zurechnen, 5 B.
2 B. Kön. 14, 6. Jer. 31, 29. 30. Ez
gegen ſo manche andre, wo deutlich ge
jedem nach ſeinen Werken vergelten,
2, 6. 2 Cor. 5, 10. — Die Stelle Eph. 2, 2.
vermuthlich gezielt wird, heißt nichts weiter.
ben, da wir wie die Heiden, blos nach
des niedrigern Theils unſrer Natur.
ſündlicher Begierden, laſterhaft
waren deswegen, weil wir von
ſind, nichts vorzüglicher,
ſowol, in Betracht unſers
und ſtrafwürdiges Volk,

„bey fernerem Unterricht der Jugend unſers Biſtums nicht „nur das Gedächtnis derſelben durch öftere Wiederholung der „Glaubensfragen, und dadurch veranlaßtes lediges Herſagen „jener Worten, die zur Antwort abgedrukt ſind, bearbeitet, „ſondern ihr vielmehr die hinlänglichen Begriffe und ein „ganz Bewußtſeyn der heiligen Wahrheiten in die Herzen „ſenket. Gleichwie ihr aber von ſelbſt wiſſet, daß es hiebey „einzig und allein auf die Beachtung der wenigen und gemei„nen Empfindungen, die Kinder haben können, auf die Er„findung ſolcher Bilder, die damit in richtiger Aehnlichkeit „ſtehen, und endlich auf die Einkleidung der geiſtl. Lehrvor„trägen in eben jene Bilder ankömmt, ſo werdet ihr euch zur „Sorge ſeyn laſſen, fürohin die Jugend nach dieſen aus der „Natur der menſchlichen Seele hergenommenen Maasregeln „pünktlich zu behandeln, und dadurch eine von den vorzüglich„ſten Abſichten unſers Amts mitbeförderlich herzuſtellen.„

Wir beklagen, daß wir um der uns geſetzten Schranken willen, nicht mehr hieherſetzen können, verweiſen aber auf die Schrift ſelbſt. Sicher wird es niemand gereuen, ſie zu leſen, und vielleicht mehrmal zu leſen, ſie, die über jene, und andre damit in Verbindung ſtehende Punkte, mehr überlegtes und brauchbares enthält, als verſchiedene der unter Proteſtanten gangbaren und hochgeprieſenen homiletiſchen und Paſtoral-Anweiſungen. — Daß man über verſchiedene Lehrſätze der Römiſchen Kirche, die jedoch mit vieler Mäßigung vorgetragen ſind, hinausſehen müſſe, verſteht ſich. Auch wird, bey dem herrſchenden Guten das undeutſche, minderdeutliche, und unbeſtimmte des Ausdrucks an einigen Orten, ſo wie das hin und wieder ſteife und kanzleymäßige Gewand, leicht entſchuldigt werden können.

N.

Bibliothek der vorzüglichſten engliſchen Predigten, herausgegeben von J. C. F. Schulz, Prof. der morgenl. und griech. Sprache zu Gießen. Zweyter Theil. Gießen, bey Krieger, 1772. 368 S. in 8.

Ohne uns bey Lardner's Leben, das den meiſten unſerer Leſer aus verſchiednen neueren Sammlungen bereits bekannt ſeyn wird, zu verweilen, (in dem doch S. 5. die Worte „des Ritters Treby, welcher einer von den königl.

besonders da sie bereits ins Deutsche über
ser Bibliothek wegbleiben können —
von der mit der Gottseligkeit verbun
über 1 Tim. IV. 8. von Cardnern. Erstlich
lich entbehrlichen exegetischen Kram über die
Uebung auf vier Seiten aus, springt hierauf,
nung des Apostels im Text, und wohl auch gegen die
der Sache, zur Erläuterung der Verheissung des
Lebens, erklärt hiebey das Wort Gottseligkeit
weiset hernach mit vielen Schriftstellen, daß diese
die Hauptverheissung des Evangeliums sey, ge
Elemente des künftigen Glücks in der
man hätte erwarten können, und kommt en
heissung dieses gegenwärtigen Lebens, will
14, 22. und 2 Tim. 3, 12. darthun, was gar
darzuthun ist, und überhaupt nie dargethan wer
daß nemlich diese Welt den Tugendhaften ein
sey, deklamirt, wie gewöhnlich, gegen die
len und gegen das Streben nach derselben
das bekannte, und längst von Foster, und unter
Spalding, Zollikofer u. a. m. eben so gut,
gesagte, vor. Besonders wird die erste von vielen
gen den Vorwurf der Trockenheit und Kälte
rettet werden können, — Secker entdeckt in
von den Pflichten der Reichen und Großen über
17. 18. manche Quellen der in dieser Lage, und
Klasse von Menschen gewöhnlichen Sünden und
Mißbräuche auf eine gute Art. Was zeigt er
Reichen und Großen, als ihre eigentliche Obliegen
1. Auf den lebendigen Gott hoffen und 2. Gutes
reich werden an guten Werken. Man möchte
warten, daß sich Secker über das letztere werde
daß er in einiges Detail werde eingegangen
einer gewissen Wärme es eingeschärft haben.
Die Abhandlung der ersten Pflicht, des Hoffens
wobey allemal manches Gute vorkommt,
Seiten ein, und die der zweyten schrumpft auf
und ist, in allem Betrachte nicht besser und
was überall bereits davon steht. —
finden sich 2 Pr. von den Pflichten der
XI. 5. Wer mit wahrem Nutzen über
wollte, müßte in seinem Vortrag um
unterstreigen, auch etwas mehr

Secker — Harwoods Betr. über die Ungültigkeit der Buße auf dem Sterbebett, enthält eben das, was wir in verschiedenen seiner Landsleute z. B. Tillotson, Scherlock und von unsern in Sack u. a. m. längst lesen können, aber freylich nicht so blumenreich, geziert, ja oft schwülstig ausgedrückt. Denn dieses kann, wer Belieben trägt, unter andern aus dieser Betrachtung lernen, einen — öfters gemeinen — Gedanken meisterhaft aufzublasen, über und über mit Putz zu behängen, — und so in mündlichen Vorträgen und Abhandlungen die gewöhnlichen Hörer und Leser Staunen zu machen — Unsre Anmerkungen über die übrige Stücke unterdrücken wir um der uns gesetzten Gränzen willen, und erinnern nur noch, daß wir in den beyden ersten Theilen dieser Bibliothek der vorzüglichsten engl. Pred. unter manchen guten und mehrern mittelmäßigen, kaum einige wenige, die vorzüglich heißen mögen, haben ausfindig machen können.

Se.

J. D. Michaelis Versuch über die siebzig Wochen Daniels. Ein Auszug dessen, was er in seinem kritischen Collegio über Dan. 9. neues bemerkt hat. Göttingen und Gotha. Dietrich, 1771. 259 S. in 8.

Die gewöhnliche Rechnung taugt, wie Hr. Michaelis wohl erinnert, nichts. Hieronymus und Theodoret haben sie beyde nicht, diese gezwungene, partheyische, unschickliche Rechnung. Selbst in gedruckten Bibeln ist der Text mit Varianten, mit ununtersuchten Varianten überhäuft. Jedermann weis, daß diese Untersuchung vor funfzig, sechzig Jahren ihrem Unternehmer so viel Gefahr, als in unsern Zeiten diese Schrift dem Hrn. Verf. Ehre, zugezogen haben würde. Wir haben sie dem bekannten engländischen Arzt, Hrn. Pringle, zu danken, der Hrn. M. diese Idee erst beybrachte und ihm kennikotische, ins Englische übersetzte, Varianten zuschickte. Diese, das Keri, Christi Anführung, die Lesarten der hallischen Bibel, die caßlische Handschrift, Theodotio in der Sammlung der sogenannten LXX, dieser ihre Ueberbleibsel in der altitalischen und arabischen Uebersetzung — ihr wahres Mspt., welches itzt in Rom gedruckt wird, will der Hr. Hofrath nachdrucken lassen — Aquila, der Syrer und die Vulgata — das sind die Ingredienzien dieser schönen Abhandlung. Nur eins!

eins! Entweder sie, oder die lateinische Abhandlung über diese Materie, von beyden eine ist überflüßig. Die deutsche eher, als die für alle Gelehrte geschriebene, auch wohl ein wenig gedrängtere lateinische.

Hier sind die Resultate:

V. 24. Siebenzig Wochen 1 über dein Volk und deine heilige Stadt kommen vom Himmel zu dir herab 2, in welchen dem Abfall gewehret, 3 Sündopfer 4 gebracht 5, die Schuld versöhnet, die alte Gerechtigkeit 6 wieder hergestellet, die Weissagung der Propheten 7 besiegelt 8, und das Allerheiligste gesalbt werden soll 9.

1) Die Armuth der deutschen Sprache verbeut eine bessere Uebersetzung, Zusammenhang und einzele Glieder demonstriren die Weissagung zur Verheissung. Also ist die Erfüllung in der Periode der 70 Wochen zu suchen. Gabriels Antwort wäre sonst unschicklich und lächerlich. Keine Kritik, keine lange Untersuchung, nur Bonsens braucht es, diese Erfüllung vom Jahr ihrer Verkündigung an zu rechnen. Die runden Zahlen dürften wohl Mondenjahre dem Orakelstyl empfohlen haben. So fiele das Ende der 474 Sonnenjahre 328 Tage in das Jahr der Eroberung Jerusalems durch Pompejus, der die Juden unter Rom brachte, und ihr Unglück, den Umsturz ihres gemeinen Wesens gewiß machte und beschleunigte. Bis auf ihn, die hebräische Geschichte zeuget es, gieng alles erwünscht. Die Perser (ich berufe mich auf Esdras, Nehemiah, selbst Esther — wenn die Geschichte wahr, nicht ein frommer Roman ist) im Glauben Stiefbrüder der Juden, breiteten mit Intoleranz den Dienst eines Gottes aus, und unterstützten alle, die eben so dachten. Alexander sprach die Juden von Abgaben frey. Antiochus Epiphanes zwang sie durch kurze Gewaltthätigkeiten, Helden, Patrioten, frey, und verän zu werden und zu glänzen. So glücklich waren sie bis auf den Pompejus. (Es ist wahr, aber Lagus und Evergete! Unter Judah und Jonathan waren sie 33 Jahre lang so glücklich eben auch nicht. Alexander Jannäus war ihr Nero, ein abscheulicher König. Die letzten sechs Jahre waren ebenfalls unglücklich genug. Gegen einer Ruhe so langer Zeiten sagt das freylich so viel vielleicht nicht.) 2) נֶחְתַּךְ lieſt der Hr. Verf. von נחת, herabkommen. O welche Lexica! 3) כלא heißts, nicht כלה, vollenden. 4) חטאות ohne Vau Hall. Steph. 1540.; 46, ו ohne Cholem. Unsere Uebersetzung

bestätiget eine Handschrift Kennikots ohne Vav und
27. der Gegensatz. Unerhört ist auch die Zusammenschmel
ng mehrerer Lesarten nicht. 5) ולחתם, Kethif, Theo
tio und der alte Lateiner und Araber, seine Kinder. ולהתם,
eri, Syrer, Aquila, Vulgata. (In einem Codex Houbi
, in der complutenser Bibel und im Caßlischen Codex
kethif.) C. das letzte, ad perficienda sacrificia piacu-
a. 6) Syr. 7) הנבוא Caßl. Jerem. 8) ולהתם,
or. Hieron. erfüllen. 9) Orthodox vielleicht, aber ohne
yspiel und ungeschickt ist die gewöhnliche Uebersetzung.

V. 25. Wisse und bemerke, vom Ausgang des göttli
Ausspruchs, daß Jerusalem wieder gebaut werden soll,
auf einen Gesalbten 1) und einen Feldherren 2), sieben
l sieben 3), siebzig und zwey und sechzig 4) Jahre;
usalem soll wieder aufgebauet werden, erst ein Markt
dann mit Mauren umgeben. Und in bedrückter
5) —

1) משיח ist Substantivum so oft kein Wort, dessen Ad
es seyn könnte, vorhergeht. Im hebr. stehen die Ad
e bekanntlich zuletzt. Als Substantiv bedeutet es einen
. Ps. 105, 15. 1 Chron. 16, 22. können, wie Hr. M.
merkt, keine Ausnahme machen. Es bedeutet hier
den Juden besonders wichtigen, oder ihren längst ver
l n großen König. 2) נגיד ist etwas geringeres, nach
20. der Meschiach. Fehlt ein Nav? 3) Von sechs
en versprechen (wir haben nachgerechnet) fünfe der
re ung und Geschichte. Die Uebersetzer und Kopisten
l ünstelt. Statt שבעים שבעה, der ersten Les
te der Correktor in den Caßl. שבעים שבעים
em ältern Codex vielleicht. Die Schrift ist auf dem
l gestochen. 4) Ein Codex Kennikots, ושׁשׁים.
lso die chnung 70 Wochen — 474 Sonnenjahre 328
l auf Pompejus. 67 Sonnenjahre 308 Tage, bis
Verstossung Archelai Palästina seine Regierung ver
und unter Landvögte Roms kam. 60 J. 33 T. bis auf
Anfang des letzten jüdischen Kriegs. Hr. M. und ich mit
wir rufen alle, die Gelegenheit haben, auf, Mspte und
ungen mit diesen wichtigen Vermuthungen und Les
en zu vergleichen. Wichtig, sehr wichtig ist die Bemer
daß gerade J. J. 66., genau um die Zeit da Daniels
nologie zu Ende geht, κατὰ τὸν καιρὸν ἐκεῖνον, der
ganze

ganze jüdiſche Orient, die Gelehrten zumal, den
nig erwarteten. Joſeph B. I. V. 4. haben ſie
geleſen? Hat dieſe Stelle ihnen und Joſephs ſchwer
Deutung Anlaß gegeben? Der Augenſchein ſpreche.
70 mal ſieben, 70 und 62 Jahren.

V. 26. Nach den ſiebzig 1) und zwey und ſechzig
ren wird der Geſalbte zerſtören 2) und Gericht
3) und er wird nebſt dem Feldherren, 4) welcher
Stadt und Heiligthum zerſtören, 5) und ſie werden
6) ein Ende nehmen. 7) Verwüſtung bis ans
abgekürzten 6) Kriegs!

1) Nach allen Graden der Herunterſetzung. עים
punktirt Hr. M. 2) Zuſammenhang, Hiſtor
nung. 3) ודין אין לו, Theodotio (Arab.
wohl aus zuſammengeſchmolzenen Varianten.
verſuchsweiſe רין. 4) עם nicht עַם, Th
princeps, Titus. 5) Theodotio. 6) Joſ
7) וְקֵצוֹ, Mich.

V. 27. Dieſe Ueberſetzung wagt der Hr.
Sie iſt fürs erſte unmöglich. Unter den
fällt mir die am beſten: Und die verſd
helliren (רַבִּים, die Helden, die über
Beſieger der Erde) oder: die verſchwornen
ſerſte fechten.

Genau nach einer hier angeführten Vermuth
fand ſich in der Folge dieſe Lesart eines pariſiſt
mikott verglichenen Codex שיקוץ משומם
und im Tempel wird der, welcher abſchn
ſter ſeyn. Genau wie Joſeph. B. I. VI. 5, 4.
Mich. oriental. Bibl. St. 2. S. 193. Auch
dieſem Verſe die ſieben Jahre des Krieges und das
der Opfer in ihrer Mitte.

Nun trete der auf, welcher eine ſolche Weiſſagung für das
Werk eines Zufalls zu erklären, ſich vor dem Publikum nicht
ſchämet, auch wer ſie für untergeſchoben erklären darf, trete auf!

Für die Seinige entſchädigt Michaelis ſeine Leſer durch
eine Menge Bemerkungen. Artig iſt eine S. 53. Der Caßi-
liſche Nakkedân ſchrieb mechaniſch andere Bibeln aus, ſeinen
Text ſah er nicht. So kam ולחתם noch einmal als Kerj
an den Rand, und im Codex iſt es wirklich Ketibh. Solche
Tagelöhner ſchrieben die vergötterten Punkte, [illegible]

So, glauben wir, müsse man von dieser Schrift urtheilen, wenn man sie blos mit dem Geiste eines Kunstrichters und Schriftauslegers richten will. Allein es giebt noch einen höhern Gesichtspunkt, woraus man sie ansehen kann. Man kann nemlich fragen, was ist durch diese Arbeit der Ruhe und der moralischen Bildung des Menschen genutzt. Ohne Zweifel hat der V. beyden dadurch zu dienen geglaubt, ohne Zweifel ist er überzeugt, daß beyde das bey seiner neuen Auslegungsart wieder gewinnen würden, was sie bey allen alten verlohren haben. Es ist traurig zu sagen, daß sich gleichwol zu dieser Absicht die Schwierigkeiten durch die neue Auslegung wenigstens nicht vermindert haben. Sollte dieses seyn: so müßte nichts Ungewisses mehr bey seiner Auslegung zurückbleiben. Wie viel aber noch immer zurückbleibe, wird sich aus folgender Abzählung der noch immer zurückbleibenden Ungewißheiten ermessen lassen. 1. Unaewißheit der Zeitrechnung, von der Zeitrechnung der allgem. Welth. bis auf Ushers, als der beyden äusserſten. 2. Ungewißheit der Lesarten des Textes. Die Verschiedenheit dieser Lesarten ist nicht etwa von einigen Jahren; die Zahlen verhalten sich nicht selten wie Eins zu zehen. 3. Ungewißheit, ob nicht in den Kennikottischen Varianten noch neue Zahlen gefunden werden. 4. Ungewißheit des Anfangs der Rechnung, wobey sich eine Verschiedenheit von nicht weniger als 83 Jahren findet. 5. Ungewißheit des Endes, ob die Geburt oder der Tod des Meßias, oder nach dem Ht. M. die Eroberung Jerusalems durch den Pompejus. 6. Ungewißheit über die Beschaffenheit der Jahre. Bisher hat man Sonnenjahre angenommen, Hr. M. zählet nach Mondenjahren, und das macht eine Verschiedenheit von 490. zu 474. Und dieses alles, wodurch wird es bestimmt? Hr. M. so gut als seine nicht so gelehrten Vorgänger, entscheidet blos nach dem Ziel, das er angenommen hat. „Wir müssen Mondenjahre annehmen, wir müssen von da anrechnen, sonst kommen wir nicht auf die Begebenheit„, das sind seine Worte so gut, als die Worte der Ausleger, die ihn nicht befriedigen. Hiezu kömmt noch, wie wir schon bemerkt haben, daß man es selbst mit der Erfüllung nicht so genau nehmen muß. Die Juden sind zwar in diesem Zeitlaufe mehrmal unterdrückt worden; aber das rechnet man nicht. Wenn man nun bey diesen Betrachtungen stehen bleibt, und sich frägt: ist durch die neue Auslegung dein Gemüth so beruhigt, daß du alle deine Furcht und Hofnung auf diese Weissagung gründen kannst? — so,

fürchten wir, werden nicht wenige von Hrn. M. diese Frage mit einem Seufzer beantworten.

Iz.

Vorschläge zur Aufklärung und Berich
Lehrbegrifs unserer Kirche, gesammelt und h
gegeben von D. Carl Friedrich Bahrdt,
sor und Prediger zu Gießen. Riga, bey Jo
Friedrich Hartknoch, 1771. 8. 352 Seit

Hr. B. möchte so gar gern ein Religionssystem z
bringen, „wogegen die gesunde Vernunft nichts er
„ches einwenden kann, worinn lauter aus der Bibel
„dend erwiesene Lehrsätze, lauter eigentliche R
„heiten enthalten, und wo alle Wahrheiten in e
„Stellung und von einer solchen Seite vorgetra
„daß sie ihre volle Kraft zur Ausbesserung der Den
„Thätigkeit setzen können.„ Dazu verlangt er von
gelehrten gründlich ausgearbeitete Beyträge, die er in
gegenwärtigen Werke, welches er an die Stelle se
logischen Briefe gesetzt hat, sammeln und herausg
ohne doch an allen und jeden Meynungen seiner M
deren bis itzt achte sind, Theil zu nehmen. Das S
Dogmatick, welches Hr. B. in der Vorrede gezeich
gefällt uns nicht übel. Jedes Kapitel soll nemlich drey
cken haben: Religion — Philosophie der Religi
Litteratur. In dem, worinn von der Vorsehung
z. B. gehandelt wird, soll gelehrt werden 1. was
lich zur Religion gehört. 2. Was bloße Philosophie
diese Lehre ist — als: „Wie erhält und regiert
„Dinge in der Welt? Bonnet sagt so; der so — der
3. Was die Geschichte des Lehrsatzes angeht, als: „
„ältesten Zeiten waren die herrschenden Vorst
„diese — Unter den neuern sind die besten
„einen Parthey, diese — der andern diese u. s.

Der Zweck dieser hiermit angefangenen period
geht also dahin, daß sie eine simpelere Lehrart im Ey
befördere, und zur Absonderung der eigentlichen Reli
heiten von der Schultheologie das ihrige beytragen
wollen die darinn enthaltenen Stücke kurz anzeigen.
logie des Vorhabens, welches Hr. B. dabey hat.
gar nicht entscheiden, welche Sätze in u

tem wahr oder nicht wahr sind, er will nur den verschie
n Werth derselben bestimmen, zeigen, welche aus der
Schrift erweislich; oder nicht erweislich sind, welche in
Klasse der schultheologischen Lehrsätze, und welche unter die
der Religionswahrheiten gehören, und wie die letzteren,
n sie Wirkung auf die menschlichen Gemüther, zu ihrer
ßhigung und Besserung thun sollen, vorgetragen werden
en. — Eine löbliche Absicht! wer sollte sie nicht billigen?
iese vorzunehmende Musterung vorangehen, oder, wie
: seiner Correspondenten behauptet, nachstehen müsse, bis
Auslegung der H. Schrift mehr aufs reine gebracht sey,
ber sind wir des letzteren Meynung. Man wird Hrn. B.
n seine behauptete Unerweislichkeit eines theologischen
s aus der Bibel immer einwenden: Du hast nicht recht
, er steht doch darinn. Es ist kein zufälliger sondern
nlicher Lehrsatz der christlichen Religion, den du davon
ern willst, so daß am Ende doch alles wieder auf die
ßtige Auslegung der H. Schrift ankommt. Ganz ge
erst eine bessere Hermeneutick eingeführt, und dann wird
der Verbesserung des Lehrbegrifs von selbst finden.
ist die Bemühung des V. gewiß nicht überflüßig, ob
ich mit den guten Wirkungen derselben wohl noch etwas
Anstand haben möchte, als der lebhafte, betriebsame
nn sich einbildet. II. Was Religionswahrheiten sind,
ob dazu die Geheimnisse gehören? Religionswahr
en sind Lehrsätze, die mit dem Endzweck der Religion, mit
Tugend und Beruhigung der Menschen in einer unmittel
n Verbindung stehen, so daß die Erkenntniß und stand
e Uebung derselben sonst nicht möglich oder doch höchst schwer
rde — die jedermann von gesundem Verstande, der
cht und Erziehung gehabt hat, fassen und verstehen
— die zureichend deutlich in der H. Schrift stehen und
rschenden Vortrag darinn ausmachen. Geheimnisse,
em biblischen Begrif des Worts, Lehrsätze, welche durch
Offenbarung Gottes zuverläßig bekannt gemacht worden —
n zu den christlichen Religionswahrheiten; aber Ge
isse im theologischen Verstande, unbegreifliche Lehren,
r den Horizont des menschlichen Verstandes und Nach
ns hinausliegen, gehören zur Schultheologie — Sehr
III. Allgemeine Vorschläge zu einem reinen biblischen
In einem Sendschreiben an den Herausgeber.
rrespondent des Hrn. B. schreibt S. 48: er habe sich
chen, welche zur symbolischen Erkenntniß und besonders

zur Religion gehören, zur Regel gemacht: „Glaube das
„so wenig, als du ohne Verlust und Gefahr deiner geg
„wärtigen und künftigen Gemüthsruhe mit Vernunft glau
„kannst — Unter allem, was wahr seyn mag, mußt
„dasjenige zuerst glauben, und dich zu glauben bemü
„was du ohne Verlust und Gefahr deiner gegenwärti
„künftigen Gemüthsruhe nicht verwerfen kannst — S.
„Ob du aber gleich nicht verpflichtet bist, etwas zu
„das nicht deine Gemüthsruhe interessirt: so kann d
„les ausser dem wahr seyn, weil du entweder nicht gen
„hast untersuchen können, oder dich auch in deiner
„ten Untersuchung geirrt hast. So lange dir alsd b
„denklichkeiten im Wege stehen, mußt du keinen
„insonderheit keinen, den andere für sehr wichtig halten,
„terdings verwerfen, um nicht allein auch hierinn vor d
„ohne Verantwortung zu seyn, sondern auch ani
„vermeidlichen Anstoß zu geben.„ Diese ve
geln werden sehr gut mit Exempeln erläutert — Ver
von der substantiellen Präexistenz Christi aus εν κο
πατρος, Joh. 1, 18. möchte wohl nicht der bi
da diese Redensart nur die höchste Liebe des Va
Sohn ausdrückt. — S. 57. wird ganz ri
zum vornehmsten und allgemein brauchbaren Theil
also zur eigentlichen göttlichen Glaubensvorschrift,
der auf die Beruhigung und Gottseligkeit der M
zielet. — Hierauf eröfnet der V. dem Herausge
danken über den Inhalt einer biblischen Do
wahre Methode, sie zu präpariren. S. 59.
mentarisch dabey verfahren. Man soll die απ
σης κτισεως, deren Bestätigung durch Offenb
schen, und in einer wahren Offenbarung zu ver
zum ersten Grunde legen, und damit die Ge
Religionszustande des menschlichen Geschlechts o
Offenbarung, und besonders vor dem Anfange
thums, nicht weniger die Hauptgeschichte der
sonders des N. T. verbinden. S. 60. da
vorgängig gefaßtes System an die Erklärung der
und es so gar unmöglich ist, dieselbe zu verste
nicht vorgängig weis, was man darinn suchen
die Gottesgelehrten sich erst über die Conjek
nen Absicht einer Offenbarung vereinigen,
was ein jeder Vernünftiger von einer

chen und erwarten muß. Iſt denn die Offenbarung wahr, iſt ſie beſonders für alle Menſchen eingerichtet: ſo müſſen e Wünſche und Erwartungen ſowol durch ihren Inhalt, durch die zuverläßigſten Beweisgründe beſtätiget gefunden den — Da würden alsdenn S. 66. die erſten und äuſ wichtigen Elementarlehren werden: die Lehre von einem gen Gott — von dem ewigen Leben — von der Er ng Jeſu, zunächſt aus der Sorge, nimmer von den Ban des Todes befreyt zu werden — dann daß Jeſus es Sache bey uns geführet u. ſ. w. — Ein Mit k der bibliſchen Dogmatik ſoll auch die Beförderung Friedens und der Abſchaffung des unnützen Polemi ſeyn. IV. Allgemeine Gedanken von der Trennung Chriſten, und ihrer Wiedervereinigung. Dieſer ſt iſt Hrn. B. ebenfalls zugeſchickt worden. Er enthält n die Ankündigung deſſen, was der V. über dieſen ver Welt mittheilen will. Nachdem der Nachtheil, Trennung der Chriſten noch immer der Religion thut, , und die Urſachen angegeben worden, warum bisher vereinigung der Chriſten noch nicht hätte zu Stande tonnen: ſo bezeugt der V. mit einem gewiſſen Enthu wie ſehr ihm die Unionsſache am Herzen läge, wie ne alle Abſicht auf Ruhm und Vortheile ſeine Vor thue, und ſich glücklich ſchätzen würde, wenn man ihn lb verbrennen wollte, wofern nur auf ſeine Aſche empel des Friedens aufgebauet würde. V. Fragment bhandlung über die Dauer der Höllenſtrafen. Der aus guten Gründen ihre Unendlichkeit. VI. Kurze, Syſtem für alle Chriſten ſchickliche Vorſtellungs Lehre von Gott und der Dreyeinigkeit. Der V., r auch ſeyn mag, iſt nicht der erſte, der einen dreyeini glaubt, inſofern der einige Jehovah unſer Schöpfer, nd Heiligmacher iſt. Die drey Perſonen, die alle tiam numero eandem, ebendaſſelbe Individualwe n ſollen, ſind ihm nicht drey verſchiedene Subjekte, , oder Individua, ſondern ein Subjekt, eine Sub einem dreyfachen Zuſtande und Verhältniß — ſo igefehr im Titius, welcher Ehemann, Schriftſteller mſtler iſt, nicht idealiſch, ſondern reel drey Perſonen, ey die Perſon des Ehemannes, des Schriftſtellers, des ers unterſchieden werden kann, da jede ihre eigenthüm perſönlichen Handlungen verrichtet, die ihr ausſchlieſ : und allein zukommen. Wer Luſt hat, leſe die Er

Klärung des V. darüber. Da ihm diese Vorstellungsart gefällt, so haben wir nichts dawider; für ketzerisch ist sie schon in uralten Zeiten erklärt worden. Der Rec. gesteht gern, daß er des V. Sätze nicht unter sich vereinigen, und überhaupt weder diese, noch irgend eine andere Dreyeinigkeit verstehen, und in der heil. Schrift finden könne. Doch will er sich nicht weiter darüber erklären, um nicht zu wiederhohlen, was in der Bibl. X. I. 104. bey Gelegenheit der Seilerschen Betrachtung über Hrn. Prof. Meiers Vorstellung der Dreyeinigkeit, welche im Grunde mit dieser einerley ist, davon gesagt worden. VII. Sendschreiben an den Herausgeber der Vorschläge. Der Correspondent schreibt Hrn. B., worin er in der Lehre von der Erbsünde, der Genugthuung Christi, der Dreyeinigkeit, den Gnadenwirkungen des heil. Geistes und dem Abendmal nicht mit ihm einerley Meynung sey. VIII. Fortsetzung des Fragments über die Ewigkeit der Höllenstrafen. Der V. fährt fort die Wiederbringung aller Menschen zu behaupten, die wir schon lange für entscheidend gehalten haben. Wie sehr wir ihm beypflichten, und in Anführung des wahren Verstandes einiger Schriftstellen, aus welchen man die unendliche Dauer der Höllenstrafen beweisen zu können glaubt, mit ihm einstimmen, erhellet aus dem, was wir Bibl. XVII. 2. 487. 497. darüber geschrieben haben. IX. Fortsetzung der allgemeinen Gedanken von der Trennung der Christen und ihrer Wiedervereinigung. Es soll uns lieb seyn, wenn andere Leser des V. Gedanken klarer durchschauen, als es dem Rec. möglich gewesen ist, der in dieser zwoten Hälfte des Aufsatzes die eigentliche Meynung desselben von der besten Art, die getrennten Christen zu vereinigen, ziemlich versteckt und rätzelhaft vorgetragen findet. Was wir mit Mühe haben herausbringen können, so sollen die Partheyen, eine so gut wie die andere, nachgeben, weil alle auch bey den wichtigsten Streitigkeiten in dem Besitz der ganzen christlichen Wahrheit sind, sich nur einander nicht recht verstehen, sich blos einbilden, daß der Gegenpart die Wahrheit nicht auch habe, und aus Mißverstand sich verdammen. Um deswillen sollen sie sich nicht geradezu widersprechen, nicht alles dem einem Theil schlechthin bejahen, was der andere verneinet, sondern nur zu einer näheren Erklärung ihrer Behauptungen schreiten, und ex concessis mit einander disputiren, so würden sie sich begegnen und völlig vereinigen können. Um die Katholicken zu gewinnen, soll man ihre behauptete Unfehlbarkeit der sichtbaren Kirche und deren sichtbaren Oberhaupt nicht

t geradezu ablängnen, sondern einen Mittelweg wählen,
immen, inwiefern die Kirche mit ihren Häuptern untrieg
und nicht untrieglich seyn könne, worinn sie geirrt und
t geirrt habe, und wenn sie gefehlt hat, wie es auf so eine
geschehen sey, daß es ihr gar nicht zugerechnet werden
te u. d. g. — Wir glaubten, der V. würde etwas mehr,
dieses zu sagen gehabt haben, denn wenn es mit seinen
schlägen weiter nichts als das ist, so — Doch vielleicht
:n wir den rechten Aufschluß davon noch zu hoffen. X.
ersuchung, ob die Römischkatholischen den Laien das Bü
:sen mit Recht untersagt haben. Da ein gemeiner Christ
vieles in der Bibel nicht ohne Hülfe eines Gelehrten ver
l kann, und in Gefahr ist, auf allerley Irthümer zu ge
m er selbst Ausleger seyn will, so meynt der V.,
es ; enn würde, wenn man nicht jedermann ohne Un
d die heil. Schrift lesen liese, sondern die Laien sich an
unterricht der Lehrer zu halten hätten. Wollte ein aufs
er Laie selbst die Bibel lesen, so müßte es ihm unver
, aber man könnte und sollte solches nicht von allen
ohne Unterschied verlangen, und noch weniger einen
zur Prüfung seines Glaubens nach der Schrift anhal
— U e Gedanken dabey sind diese gewesen. Man ist
Unte gung des Bibellesens für die Laien in der katholis
welche der V. sehr billig und gelinde beurtheilt,
l nvar zu weit gegangen, so gut die erste Absicht auch
dabey gewesen seyn mag. Daß die ersten Bekenner
angeliums, ehe der Canon des N. T. gesammelt war,
durch den mündlichen Unterricht ihrer Lehrer zur An
Christenthums gebracht und glücklich geworden
— l selbst in der protestantischen Kirche die Religions
itz der meisten Christen lediglich auf dem Ansehn ih
ehrer beruhe, indem das Volk sicherlich die Aussprüche
Bibel nach den Erklärungen annimmt, welche ihnen der
us davon giebt — daß vieles in der heil. Schrift von ge
ten Christen, welche sich bisweilen doch auch weise zu seyn
ten, gemisdeutet und in offenbaren Irthum verkehrt wer
— alles dieses sind ausgemachte Wahrheiten. Was folgt
:l ? Unsers Erachtens nur dieses: Man kann nicht
igen, daß jeder Christ alles lese, was in der Bibel steht,
er versteht nicht alles, und es ist auch nicht alles für ihn
geschrieben. Vielmehr würde mancher Nutzen, aber
r Schade daraus entstehen, wenn gewisse Bücher, Er
l nd Sachen der heil. Schrift gewissen Leuten gar

nicht zum lesen vorgelegt würden. Deswegen halten wir doch dafür: Die Bibel durchaus nicht in den Händen en Laien, wer er auch seyn mag, gelehrt oder nicht gelehrt, l und sie zu lesen ihm erlauben wollen, das muß (und nach der Absicht des V.) nie wieder aufkommen; denn d stünden die übelsten Folgen, wie sie die christliche l lebt hat, mit der Zeit unter gewissen Umständen wie sorgen. Nur wäre dann die Frage: Wie ist dem u beyden Seiten abzuhelfen? Welchen Mittelweg soll n men, um die gemeinen Christen vor Anstoß und Mißv mancher Sachen in der Bibel zu verwahren; und den mit eigenen Augen in der Religion sehen wollen und die Lesung der Schrift doch auch nicht vorzuenthalten, gar zu verbiethen? Wir sehen keinen andern als diesen: mache zweckmäßige Auszüge aus den Büchern des A. T., welche nur das enthalten, was eigentlich zur Re hört, was klar darinn geschrieben stehet und also je zur Lehre, zum Trost, und zur Besserung dienet. D züge müssen in eines jeden Händen seyn, und die de gemeinen Mannes ausmachen, die er gerne lesen er alles verstünde. Hiernächst sorge man, anstatt d lichen Menge von Paraphrasen, womit jetzo die l stenheit überschwemmt wird, für eine bessere, le ständlich, aber auch mit Geschmack und der mögli gie abgefaßten Uebersetzung der Bibel, wo in Noten unter dem Text, dies und jenes, was einer bedarf, ohne soviel überflüßige Gelehrsamkeit, als Michaelis dabey anbringt, zu verschwenden, er Die kann hernach jedermann, der begierig l Nutzen lesen, zusehen, ob in den Auszügen der nichts wesentliches zu seiner Religion fehle, und seine Lehrer ihn recht unterrichten. Damit allem am besten geholfen. Gemeine Christen, higkeit noch Beruf haben, die Bibel als G ren, würden dadurch von vielem unnützen ra die heil. Schrift abgehalten, und vor der Gefahr dem Honig zu saugen, gesichert; und der u Herrschsüchtigste Clerus könnte es nie wieder wohin man es ehedem im Pabstthum gebracht dürften sich in den Sachen des Glaubens un blos auf das Wort der Lehrer verlassen; und würde auf immer die Gelegenheit al glaubend zu machen, was ihnen gut d

2. Rechtsgelahrheit.

Anleitung zur Kenntniß der Rechte in auſſergerichtlichen Handlungen; nebſt beygefügtem Anhange einiger beſonderer Braunſchw. Lüneb. Celliſchen und Calenbergiſcher Landesgeſetze; für ſolche, die keine Rechtsgelehrte ſind, entworfen von Andreas Ludolph Jacobi. Celle, bey Gſellius, 1 Alph. 2 B. in 8.

Der Herr V. hat die löblichſte Abſicht, bey der er aber ſeinen Endzweck gröſtentheils verfehlt. Er will unſtudirten Bürgern, die nicht ſelten rechtliche Geſchäfte unvorſichtig vollziehen und in Proceſſe verwickelt werden, das Geheimniß der Rechte, welches Richter und Advokaten bisher nur für ſich haben, entdecken. Raubbegierigen Advokaten will er in Verminderung der Rechtsſtreitigkeiten die Flügel beſchneiden; er, der ſelbſt ein Advokat iſt. Dies heißt allerdings rechtſchaffen und patriotiſch gedacht. Doch wenn wir gleich nicht an der Möglichkeit zweifeln, daß bey dem gemeinen Mann durch einen deutlichen Unterricht dieſer Endzweck erreicht werden kann; ſo würde doch hierzu die katechetiſche Lehrart, oder auch die Schreibart in Briefen und Erzählungen ſchicklicher ſeyn, als der dogmatiſche Ton des V. in einzelnen kurzen Sätzen, die nur hin und wieder mit paſſenden Beyſpielen erläutert ſind. Auch würde der Unterricht ausführlicher ſeyn müſſen als dieſer. Daß der Verf. die Anführung der Geſetze und Rechtslehrer nach ſeinem Endzweck vermieden hat, billigen wir; Definitionen aber, oder vielmehr deutliche bündige Umſchreibungen hätte er nicht weglaſſen ſollen. Er ſetzt voraus, daß ſein Lehrling ſchon wiſſe, was Darlehn, Wechſel, Bürgſchaft, was Schenkung unter Lebendigen und zur todten Hand, was Teſtament, Codicill, Vermächtniß ꝛc. ſey, und wie das eine rechtliche Geſchäft ſich von dem ähnlichen charakteriſtiſch unterſcheide. Hierinn liegt ein weſentlicher Fehler. Bey dieſen Mängeln ſprechen wir gleichwohl der Anleitung nicht allen Nutzen ab. Notarien, bey denen man vorausſetzt, daß ſie ſchon einige Begriffe haben, können wir zum geſchwinden und ſichern Nachſchlagen kein beſſeres Handbuch anpreiſen.

Anweisung zum Inquiriren. Frankf. und Leipz. 177 20½. Bogen in 8.

Probe einer wohlangebrachten Philosophie in juristisc
tersuchungen: Vom Criminalprocesse überhaupt.
S. 131. „Es kann nichts entstehen, oder es
„etwas vorhanden seyn, woraus es entstehet.
„woraus es entstehet, ist der Grund zu dem, was entn
„kann, oder würklich entstanden, mithin das
„und das andere die Würkung desselben, ꝛc.
„beyden behält also auch eine Aehnlichkeit in
„Guten und Bösen miteinander. In dem Grunde
„den natürlichen Dinges liegt eigentlich nur eine einzige
„sicht, als das allerletzte, nemlich seines gleichen, oder
„hervorzubringen. Es offenbaren sich aber zu
„allerhand andere Absichten, welche jedoch n
„nichts als Mittel zu Beförderung des einzigen oder der
„absicht sind. Im Grunde ist die Hauptabsicht
„Gleichen als Beförderungsmittel verbunden.
„rungsmittel offenbaren sich eher, als die F
„Dann wenn sich der Grund, oder Saamen,
„wickeln, fasset er erstlich Wurzel, nachher entste
„Eben diese Würkungen der Natur im
„sich auch im Reich der verdorbenen Sitten,
„strafbare Laster zeigen. Der erste Grund hierau
„gends anders, als in der Seele eines jeden Ma
So geht es auf 7 und mehrern Seiten fort. —
haben unsere Leser genug zum Eckel. Diese
philosophiren, bringt der V., welcher, nach der
urtheilen, ein Auditeur in Heßischen Kriegsdiensten
halben zu Markte. Dabey ist sein Vortrag la
wickelt und so stürrisch und sauer, daß seine
Jahren, die er in peinlichen Untersuchun
wohl nicht sauerer und runzelichter seyn kann.
guten Regeln, wie der Richter während der
Specialinquisition vorsichtig verfahren soll, u
dung der Tortur den Inquisiten durch genaue u
gen zum Geständniß zu bringen, sind unter dem
testen Gewäsche vergraben; an Seiten
fehlt es auch nicht. Man lese nur das Gleich
zwey Reisenden, die nach einem Orte wollen,
nung im Proceß auf der 21 • 25. Seite. Fi
cken, die ohne Nummern, oder sonstige A

zeigen den Inhalt: Betrachtung über die Natur der Verbrechen (es solte eigentlich heissen: Von der pflichtmäßigen und genauen Inquisition überhaupt); kurze Anweisung besonders zu militarischen Verhören, (nur am Ende sind einige Anmerkungen vom Kriegsgericht, ohne Ordnung und Vollständigkeit); vom Criminalprocesse überhaupt; von der Generalinquisition und dem Specialverhör (enthalten einzelne Fälle, die in Fragen und Inquisitionsartickel aufgelöset werden, deren Genauigkeit uns gefällt); von der Confrontation, dem Eyde, Abhörung der Zeugen über Beweisartickel, der Defension, Relation und Urtheil, von Ordnung der Akten und von der Tortur.

Sammlung einiger juristischen Abhandlungen bestehend in Erläuterung einiger Artickel des Jütischen Lowbuchs. Schleßwig, bey Hansen, 1772. 40 Seiten in 4.

Kaum verdienen es diese Blätter, ihrer zu erwähnen. Ein schleppendes undeutsches Advokatengewäsche dem Ausdruck nach; leer, verworren, unvollständig in den Materien. Dem Verfasser, einem Schleßwigischen Advokaten (und wer weis nicht wie umstudirt größtentheils diese Leute sind und wie stolz, sich um deutsche Rechte und Gewohnheiten zu bekümmern, da nun einmal ihr Verstand bey der Eyder, die Deutschland gränzet, still stehet und sich an das Lowbuch fesselt) sind manche Fälle in seiner Praxis vorgekommen. I. Von Gemeinschaft der Güther unter Eheleuten und wie es mit Bezahlung der Schulden zu halten — Der V. wird es wohl kaum begreifen können, daß auch in Deutschland an denen Orten, wo der alte Unterschied zwischen Erbgüthern und erworbenen Güthern beybehalten ist, die Ehefrau, wenn sie gleich mit ihren Ehemann in der Gemeinschaft lebt, dessen Schulden von ihrem Erbguthe zu bezahlen nicht schuldig ist, und daß das Erbguth nach ihrem Tode nicht auf den Ehemann, sondern auf ihre Blutsfreunde fällt. Eben dieses ist Rechtens in Ansehung der Erbgüther des Ehemannes. Nur darüber streitet man sich, ob auch bewegliche durch Intestatverlassenschaft ererbte Güther unter die Erbgüther zu zählen. Nach dem Lowbuche gehören nur unbewegliche Güther dahin. II. Vom Näherkauf oder Beyspruch, daß solcher in der niedersteigenden Linie nicht statt habe. Dat vaterlike Erbe, sagt das Lowbuch, schal man des Vadern Fründen, unde dat moderlike

Erbe

Erbe schal man der Moder Fründen anbeten. Nach gesunden Wortverstande sollen also Descendenten von der Erblösung ausgeschlossen seyn — Freunde, sind überhaupt Blutsfreunde. Dieser gesunde, in der alten statutarischen und gesetzlichen Sprache begründete Wortverstand ist dem V. unbekannt — Er bestärkt seine Meynung mit dem bündigen Satze: Was konnte es nun aber wohl für ein Geschick haben, daß der Vater sollte seinem Sohn oder Enkel den Näherkauf anbieten und was hatten diese auch wohl zu den Zeiten für Anstalt zu Geld darzu; es wurde wohl nicht gern etwas verkauft als was aus Noth verkauft wurde; hatte aber der Vater kein Geld, so hatte der Sohn vielweniger etwas. Diese Abhandlungen sowol, als die III. von Erbfällen, welche für die Anfänger die Intestatsuccession nach dem Lowbuche in kurzen Sätzen enthält, wie nicht weniger die fernern Abhandlungen, mit denen der V. drohet, mag immen hin die Eyder und Levensaue in die Nord- und Ostsee vom deutschen Boden fortschwemmen.

Gedanken und Erläuterungen über das Kirchenrecht, bey Erklärung der princip. jur. can. des Herrn Hofr. und Profess. Ge. Lud. Böhmers zu Göttingen, entworfen und zum Nutzen seiner Zuhörer zum Druck befördert, von Hermann Becker, der Rechte Doktor und öffentl. Lehrer zu Greifswalde. Büzow und Wismar, bey Berger und Bödner, 1772. 2 Alph. 3 Bogen in 8.

Handbücher im Ueberfluß. Mit Discours hat uns die Themis in neuern Zeiten ziemlich verschont. Hier ist einer über das Canonische Recht des Herrn Geh. Justitz. Böhmers. Warum hat Herr B. die alte Ausgabe von 1762. und nicht die neuere 1767. zum Grunde gelegt? Warum hat er überhaupt nicht lieber seinen Cathedervortrag im Gedächtnisse seiner Zuhörer verrauchen lassen? Doch nach der Vorrede und Dedication an die Greifswaldische Visitationscommißion, hat er sich aus Noth gegen seine Verläumdere im Druck vertheydiget, um sie mit den Worten: Gehet nun hin, und saget Johanni wieder, was ihr höret und leset, abzufertigen; denn in seine Hörstunden wurden, wie er sagt, Spions abgeschickt. Gefährliche Sätze gegen den Staat, wenn man ihm dieser vielleicht beschuldiget hat, behauptet er in der That nicht, so viel wir wenigstens aus diesem Vortrage von zwey Alphabeten

thun

then über die erſten 46 Seiten, oder den partem generalem des Böhmeriſchen Handbuchs, erſehen. Doch bitten wir ihn zugleich, das Publikum mit den fernern zwanzig Alphabethen (denn das Handbuch hat 620 Seiten) zu verſchonen. Dieſer ſchriftliche Vortrag iſt durch öftere Wiederholungen, langweiliges Einkäuen, im phlegmatiſchen Ton äuſſerſt eckelhaft und, wenn wir die im trägen faulenden Bache noch gröſtentheils obenſchwimmenden Brocken der richtigern Böhmeriſchen Sätze ausnehmen, noch ſchlechter als Gundlings Diſcours über Corvin und Fleiſchers Einleitung zum geiſtlichen Rechte. Von ſeiner Art, den Autor zu erklären, ſehe man nur S. 505. über die Worte des §. 39. iisque ſimul committendas eſſe partes fori eccleſiaſtici; und von ſeiner Art zu widerlegen S. 513. u. f. bey der Frage, aus welchem Grunde der Evangeliſche Landesherr das Kirchenregiment führt. Hätte er doch lieber den Mosheim im Kirchenrechte, dem er folgt, von Wort zu Wort ausgeſchrieben!

Mn.

Succeſſio ab inteſtato civilis in ſuas claſſes novo methodo redacta a *D. Io. Chriſtoph. Koch*, Acad. Giſſenſ. Procancellar. Jur. Prof. primar. Editio III. auctior et emendatior. Giſſae, 1772. apud Io. Phil. Krieger, 136 Seiten in 8.

Die vorige Ausgabe dieſes Buchs iſt in dieſer Bibl. als eine ziemlich unbeträchtliche Schrift angezeigt worden,*) und der Rec. ſchrieb dem V. eine Meynung als einen garſtigen Fehler zu, deren Gegentheil er doch mit deutlichen und ausdrücklichen Worten vorgetragen hatte. Es iſt Pflicht gegen das Publikum den Werth dieſes vortreflichen Buches richtiger anzuzeigen, und Pflicht gegen den V., ihm wegen jener Beſchuldigung eine Ehrenerklärung zu thun.

Der Recenſent kennt nicht viele juriſtiſche Schriften, die auf ſo wenigen Bogen eine weitläuftige Materie ſo völlig erſchöpfen, worinn eine ſo groſſe und wohl digerirte Beleſenheit, eine ſo tiefdringende Beurtheilungskraft, und eine ſo mathematiſch richtige Ordnung zu finden iſt, als in dieſer. Alles was über die Inteſtatfolge in ganzen Werken, und hier und da zerſtreut geſchrieben war, hat der V. mit unglaublichem Fleiße zuſammen geleſen, in Fermentation gebracht, und einen

*) Allgem. Bibl. 9 B. 36 u. f. S.

Erbe schal man der Moder Fründen anbeten. Nach gesunden Wortverstande sollen also Descendenten von der Erblösung ausgeschlossen seyn — Freunde, sind überhaupt Blutsfreunde. Dieser gesunde, in der alten statutarischen und gesetzlichen Sprache begründete Wortverstand ist dem V. unbekannt — Er bestärkt seine Meynung mit dem bündigen Satze: Was konnte es nun aber wohl für ein Geschick haben, daß der Vater sollte seinem Sohn oder Enkel den Näherkauf anbieten und was hatten diese auch wohl zu den Zeiten für Anstalt zu Geld darzu; es wurde wohl nicht gern etwas verkauft als was aus Noth verkauft wurde; hatte aber der Vater kein Geld, so hatte der Sohn vielweniger etwas. Diese Abhandlungen sowol, als die III. von Erbfällen, welche für die Anfänger die Intestatsuccession nach dem Lowbuche in kurzen Sätzen enthält, wie nicht weniger die fernern Abhandlungen, mit denen der V. drohet, mag immerhin die Eyder und Levensaue in die Nord- und Ostsee vom deutschen Boden fortschwemmen.

Gedanken und Erläuterungen über das Kirchenrecht, bey Erklärung der princip. jur. can. des Herrn Hofr. und Professf. Ge. Lud. Böhmers zu Göttingen, entworfen und zum Nutzen seiner Zuhörer zum Druck befördert, von Hermann Becker, der Rechte Doktor und öffentl. Lehrer zu Greifswalde. Bützow und Wismar, bey Berger und Bödner, 1772. 2 Alph. 3 Bogen in 8.

Handbücher im Ueberfluß. Mit Discours hat uns die Theomis in neuern Zeiten ziemlich verschont. Hier ist einer über das Canonische Recht des Herrn Geh. Justitz. Böhmers. Warum hat Herr B. die alte Ausgabe von 1762. und nicht die neuere 1767. zum Grunde gelegt? Warum hat er überhaupt nicht lieber seinen Cathedervortrag im Gedächtnisse seiner Zuhörer verrauchen lassen? Doch nach der Vorrede und Dedication an die Greifswaldische Visitationscommißion, hat er sich aus Noth gegen seine Verläumdere im Druck vertheydiget, um sie mit den Worten: Gehet nun hin, und saget Johanni wieder, was ihr höret und leset, abzufertigen; denn in seine Hörstunden wurden, wie er sagt, Spions abgeschickt. Gefährliche Sätze gegen den Staat, wenn man ihm dieser vielleicht beschüldiget hat, behauptet er in der That nicht, so viel wir wenigstens aus diesem Vortrage von zwey Alphabe-

then

then über die ersten 46 Seiten, oder den partem generalem des Böhmerischen Handbuchs, ersehen. Doch bitten wir ihn zugleich, das Publikum mit den fernern zwanzig Alphabethen (denn das Handbuch hat 620 Seiten) zu verschonen. Dieser schriftliche Vortrag ist durch öftere Wiederholungen, langweiliges Einkäuen, im phlegmatischen Ton äusserst eckelhaft und, wenn wir die im trägen faulenden Bache noch gröstentheils obenschwimmenden Brocken der richtigern Böhmerischen Sätze ausnehmen, noch schlechter als Gundlings Discours über Corvin und Fleischers Einleitung zum geistlichen Rechte. Von seiner Art, den Autor zu erklären, sehe man nur S. 505. über die Worte des §. 39. iisque simul committendas esse partes fori ecclesiastici; und von seiner Art zu widerlegen S. 513. u. f. bey der Frage, aus welchem Grunde der Evangelische Landesherr das Kirchenregiment führt. Hätte er doch lieber den Mosheim im Kirchenrechte, dem er folgt, von Wort zu Wort ausgeschrieben!

Mn.

Successio ab intestato civilis in suas classes novo methodo redacta a *D. Io. Christoph. Koch*, Acad. Giss. Procancellar. Jur. Prof. primar. Editio III. auctior et emendatior. Giss. 1772. apud Io. Phil. Krieger, 136 Seiten in 8.

Die vorige Ausgabe dieses Buchs ist in dieser Bibl. als eine ziemlich unbeträchtliche Schrift angezeigt worden,*) und der Rec. schrieb dem V. eine Meynung als einen garstigen Fehler zu, deren Gegentheil er doch mit deutlichen und ausdrücklichen Worten vorgetragen hatte. Es ist Pflicht gegen das Publikum den Werth dieses vortreflichen Buches richtiger anzuzeigen, und Pflicht gegen den V., ihm wegen jener Beschuldigung eine Ehrenerklärung zu thun.

Der Recensent kennt nicht viele juristische Schriften, die auf so wenigen Bogen eine weitläuftige Materie so völlig erschöpfen, worinn eine so groſse und wohl digerirte Belesenheit, eine so tiefdringende Beurtheilungskraft, und eine so mathematisch richtige Ordnung zu finden ist, als in dieser. Alles was über die Intestatfolge in ganzen Werken, und hier und da zerstreut geschrieben war, hat der V. mit unglaublichem Fleiſse zusammen gelesen, in Fermentation gebracht, und einen

*) Allgem. Bibl. 9 B. 36 u. f. S.

ctore *Alberto von Haller*. Tomus II. A Tournefortio ad noſtra Tempora. Tiguri, apud Orell, Geſſner, Fueſsli & Soc. 1772. 785. Seiten in 4.

Von der Einrichtung dieſes Werks haben wir ſchon in dem 1 St. des 16ten Bandes unſerer allgem. Bibliothek Be gegeben. Der zweyte Theil iſt in 2 Bücher zerſchnit davon das, der Suite nach, neunte, mit Tournefort den nfang nimmt, das zehnte aber die Linneiſchen Zeiten in ſich ieſst. Die Excerpte aus dem Caſtriſchen Werke von den ibiſchen Manuſcripten des Eſcurials, wie auch ein Verzeich von Spaniſchen und Portugieſiſchen Schriften, welche die rgeſchichte und Medicin angehen, hat der Herr V. als e Zugabe, nebſt den neueſten und auch einigen alten ausge en, angehängt. Auch findet ſich zuletzt ein vollſtändiges uſter der Schriftſteller, das vor dem Pereboonoſchen des odus ſtudii medici einen groſsen Vorzug hat, da hier vie Hauptſtellen, und nicht, wie dort, jede Stelle, in wel der Namen des Autors vorkömmt, citirt werden.

Das kleine Buch von den Pariſerpflanzen kömmt dem rrn V. unter den Tourneforſiſchen Schriften faſt am be tlichſten vor, da es eine lehrreiche Kritick, und manche nzen enthält, die ſonſt ausgelaſſen worden, da T. in dem Buch viele Wiederholungen begeht und dem C. Ban u ſehr traut. Boerhaavs Trieb gieng zwar vornemlich n Chemie: doch war er, ſo wie Männer von Fähigkeiten geſchickt ſind, auch ein glücklicher Kräuterforſcher. Herr v. H. hat ihn noch vor Sonnen-Aufgang oft in höl Schuhen den Gewächſen nachſpüren geſehen. Die und Cryptogamiſten hat er, da er nicht weit auſſer dem ten kommen können, nicht völlig mit der Sorgfalt unter Steph. Franc. Geofrois merkwürdige Streitſchrift 17 .) von dem Geſchlechte der Pflanzen, die viele Erfin der neuern enthält, wird hier aus der Vergeſſenheit . Dillenius hat das ſeltene Glück gehabt, ſein ganzes einer einzigen Wiſſenſchaft, der Botanick, zu widmen. er ſelbſt zeichnen und ſtechen konnte, kam ihm dabey ſehr en. Keine groſse Ehre für die Deutſchen iſt es, daſs der ſeine Verdienſte belohnen ſollten, zudem, da in der en Reihe von Tourneforts Zeiten, bis er bekannt wurde, wenig wichtiges von botaniſchen Büchern in Deutſchland erſchie-

erſchienen war. Heiſter war eben nicht zur Betra
kleinern Theile der Pflanzen aufgelegt. Des Cal
manns Verdienſten, die allmählig verkannt werden, um
Chemie und Materia medica, laßt der Herr V. Ger
wiederfahren. Von Scheuchzers Agroſtographie
Herr V. eine neue Ausgabe mit Zuſätzen und Anhangen
ſern. Ein Supplement neuer Gräſer iſt ſchon in den Tu
ſchen Abhandlungen eingerückt.

Die Linnéiſche Epoche nimmt mit dem Jahr 1737
Anfang. An dem Hrn. von Linné wird die ſcharfe
dungskraft, das ſyſtematiſche Genie und die Unverdro
gerühmt; und er hat die Ehre gehabt, daß die
ner Zeitgenoſſen ihm gefolget ſind. Das Verzei
auch ſeine einzelne Streitſchriften mit der gew
tik. Die Materia medica rechnet er zu den beren
des Verfaſſers. Was er für Saamen der Mooſe a
der Hr. V. für Knoſpen, (gemmae.) An den Sp
wird ausgeſetzt, daß er manche von andern in den
Ländern befindliche Gewächſe ausgelaſſen. Urlsperg
richten von der Colonie Salzburgiſcher Emigranten
rika wird ausführlich recenſirt, wovon der wahre
Bolzius, ein Geiſtlicher, iſt. Von Gerbers
Flora beſitzt der Hr. von H. ein von dem Verfaſſer
ſchicktes Manuſcript. Hills zahlreiche Werke neh
großen Platz ein. Der Münchhauſiſche Garten z
ber, iſt der erſte in Deutſchland, in welchem der
Reiſe gekommen. Von den Briefen des jüngern H
ler, wider den Hrn. v. Linné, ſagt deſſen Hr. Vater:
nandum aliquid auctori quindecim annorum.
fruchtloſen Hofnung der Reiſe, wozu Mylius beſti
wird eine kurze Nachricht gegeben. Sauva
Botaniſte auſſer ſeinem rechten Felde geweſen zu
Zahl der Schwediſchen Diſſertationen iſt ſehr bere
andern von Kalm, Gadd. Der Hr. von H.
Haenels Carlsbader-Flora einmal auszugeben;
Hofnung zu einer Auswahl von Briefen, die der Pr.
gewechſelt hat, gemacht wird. Die Schriften des A
bers Büchoz werden ſo angeſehen, wie ſie es verd
gen welche die des ungleich weniger ſchreibenden
amtmanns Hrn. Oeder ſehr abſtechend ſind. Dem
Deutſchen bekannten, Hrn. Mills wird ſeine Com
gerückt. Der Hr. V. empfiehlt zu fernerer Unter
her der Unterſcheid der Störkiſchen und

suche mit der Zeitlose (Colchicum) herkomme. Ihm selbst kömmt die Wurzel unschmackhaft und rübenähnlich vor. Das in Haag erschienene System des Linnés nennt er einen Betrug, und wundert sich über die Unwissenheit des Herausgebers. In einer Zugabe giebt er von den 2 Handschriften des Dioscorides, einer von Constantinopel in Folio, der andern von Neapel in Quart, Nachricht, deren Abbildungen mit einander übereinstimmen, und die Pflanzen sehr kenntlich machen, so daß Hofnung ist, daß ein Reisender in Griechenland durch Beyhülfe derselben, Dioscoridis Pflanzen wird erkennen können.

Auch hier bringt der Hr. V. alle Bücher bey, die einigermaßen Beziehung auf die Pflanzen haben, als des Hrn. Michaelis Fragen an die arabische Reisegesellschaft, Hrn. D. Büschings Geographie und Magazin, Hrn. Heynes Programm origines panificii, (wobey der Hr. v. Haller wider Linné erinnert, daß in Sibirien nicht zuerst das Getraide wild gefunden, sondern vielmehr ein Ueberbleibsel der ehemaligen Bewohner sey) Clayhorn von den Krankheiten zu Minorca, wegen des kleinen Pflanzenverzeichnisses, und alle ökonomische, die auf die Cultur der Gewächse gehen.

Dr.

D. Gottwald Schusters, Poliatri und Physici Provincialis zu Chemnitz vermischte Schriften, als eine Fortsetzung des medicinischen Journals. Erste Layette. Chemnitz, bey Stößels Erben und Putscher, 1772. 8. 127 Seiten.

Ja wohl vermischte Schriften; Geburtstagsgedichte und Komplimentenbriefe; Abhandlungen und Einfälle; hochtrabendes und kriechendes, andächtiges und boshaftes, gelehrtes und ungereimtes, lateinisches und deutsches Geschwätz. Merkwürdig, ja sehr merkwürdig ist es, daß der V. die Vorrede am Geburtstage seines lieben Sohnes geschrieben hat, und daß dieser liebe Sohn nun schon seit 13 Jahren an der Seite seines lieben Herrn Vaters, des Poliaters glücklich praktisiret. Nachdem er dafür dem lieben Gott gedankt hat, macht er eine allerliebste Fabel von Kettenhunden auf die Recensenten seines Journals; darauf schilt er auf die jungen Doctoren, die sich unterstehen in Chemnitz, wo doch schon der Hr. D. Schuster für die Gesundheit der lieben Einwohner wacht,

niederzulassen, und sich einander die Mägen leer zu fr
und auf die unvernünftigen Einwohner, die diese jungen
toren, diese Haasenstreifer, die Schmarutzer, [illegible] A
neurs, und nicht lieber den alten erfahrnen P [illegible]
schon so lange curirt und Bücher geschrieben [illegible] h
Und nun nach dem er sein Herz erleichtert hat, [illegible] r
niedliches Geburtstags-Gedichtchen. Den A
mehr aber auch nicht, sollen unsre Leser bek

Es trift dein erstes Licht und dein Gebur
Wo ich nicht irren mag in diesen Tagen ein.

Genug für uns, und sicherlich auch für unsre Leser!

Warum auf dem Titel das französische Wort La
braucht wird, da wir deutsche Wörter genug haben,
erste Stück, eines schlechten Buchs zu bezeichnen,
abzusehen.

Gm.

Herrn Goulards, Königl. Französischen
gemeisters der Stadt Alet, Professors
Demonstrators der Wundarzneykunst, D
arzts am Königl. Militär-Hospitale zu
lier, chirurgische Werke. Aus dem F
übersetzt. Mit einer Vorrede h
charias Vogel. Zwote und ehrte
Lübeck, bey Donatius, 1772. 8. E
304 Seiten. Zweyter Band, 35c eb

Vermehrte Auflage! dies ist wohl ein Dr fe
nicht um ein Wort ist diese Auflage verm
in den Seitenzahlen kommt sie mit der ersten genau

Cz.

D. Heinrich Matthias Marcard, von einer der Kriebelkrankheit ähnlichen Krampfsucht, die in Stade beobachtet ist. Hamb. und Stade, bey Joh. Chr. Brandt, 1772. 39 S. in 8.

Der V. dieser kleinen Schrift nennet das von ihm beschriebene Uebel wohlbedächtig eine der Kriebelkrankheit ähnliche Krampfsucht, will aber nicht entscheiden, ob es würklich eine

eine Abart derselben sey. Zwey Weibspersonen brachten diese Krampfsucht aus der Gegend von Lüneburg nach Stade. Durch eine Art von Ansteckung breitete sich die gleiche Krankheit unter mehrere aus, bis endlich in allem 32, meist dürftige, Personen damit behaftet wurden, woran 7, und zwar 5 derselben ohne Beystand eines Arztes, starben.

Das Wesentliche der Krankheit bestand in krampfhaften Ziehen der Glieder, Taubheit in den Fingern und Händen, Zittern, Schwäche, Lähmung, Dunkelheit der Augen, erweitertem Stern, Starrsehen ꝛc. Einige Kranke erlitten, ausser den krampfhaften Anfällen, auch Zuckungen. Von der Kriebelkrankheit unterschied sich dieselbe durch einen fieberhaften Anfang, durch eine bemerkliche Fortpflanzung auf andre: durch Abwesenheit des charakteristischen Kribbelns, des Heißhungers und der besondern Stupidität; Eigenschaften, welche auch selbst mit der wahren Kribbelkrankheit nicht unzertrennbar verbunden sind, weil sie sich nach Verschiedenheit der Epidemien und Personen auch verschieden äussert. Auch mit dem Veitstanze hatte diese Krampfsucht eine nur entfernte Aehnlichkeit. Sie machte öftere Rückfälle, jedoch ohne Fieber, und endigte sich oft durch Fußgeschwulst und große Schwäche der Füße. Eine nicht undeutliche, ob gleich auch nur entfernte, Verwandschaft mit der großen Familie periodischer Krankheiten. Würmer waren in dieser Krankheit sehr gewöhnlich, ob sie gleich offenbar nicht die Hauptursache der Krankheit seyn konnten, weil sie auch ohne Krampfsucht bey andern zu gleicher Zeit häufig bemerket wurden. Allen Durchgewundenen giengen Würmer ab. Die Leichen giengen in geschwinde Fäulniß.

Abführende und Brechmittel waren heilsam, Aderlassen, Krampfstillende und stärkende Arzneyen gleichgültig, die Rinde unwürksam, Kampfer und Baldrian unter allen noch die kräftigste.

Diese seltenen Beobachtungen begleitet Hr. M. mit eben so lehrreichen Anmerkungen. Das Mutterkorn hält derselbe, wenigstens in diesem Falle, ausser Verdacht. Uns scheint doch diese Vermuthung noch in etwas zu kühn, so lange sich die Unmöglichkeit nicht darthun läßt, daß das Mutterkorn, (oder rechter zu reden, das in solchen Jahren, die viel Mutterkorn hervorbringen, in den nicht zeitig gewordenen Nahrungsmitteln obwaltende allgemeine Verderben, wovon das Mutterkorn nur ein geringer Theil oder nur ein sichtbares Merkmahl ist,) diese Krampfsucht nicht ursprünglich veranlasset; die

nachher auch auf andere Weise mögliche Fortpflanzung derselben aber, durch Unterhaltung einer ähnlichen günstigen Disposition noch ferner befördert habe. Für eben so schwer halten wir es zu erweisen, daß das Legat der Franzosen und die deutsche Kriebelkrankheit auch würklich wesentlich verschiedene Uebel seyen; denn die scheinbare Verschiedenheit ist doch wohl in Rücksicht auf den wahren Ursprung und wesentlichen Charakter einer Krankheit kein sicherer Entscheidungsgrund.

Die Art der Ansteckung zu erforschen, macht dem Hn. B. am meisten Schwierigkeit. Es war allerdings merkwürdig, daß man dem Ursprunge und Fortgange dieser Krampfsucht jedesmal deutlich nachspüren konnte; daß es nur blos diejenigen befielen, welche mit den Kranken Umgang gehabt hatten, und zwar verhältnißmäßig, geschwinder oder später; daß hingegen Säuglinge selbst an der Brust ihrer krampfsüchtigen Mütter frey blieben; der Arzt aber nur einige leichte Empfindungen von sonst ungewohnten Krämpfen erlitte.

Eine beobachtete seltsame Krampfsucht, welche, um es kurz auszudrücken, mit der in den Londner medicinischen Bemerkungen und Untersuchungen, 1. B. No. 20. viel Aehnlichkeit hatte, und sich ebenfalls durch den Umgang mit der Kranken schon am folgenden Tage auf eine andre Person von gleich lebhafter Imagination und gleich reitzbaren Nerven, auf eine völlig gleiche Weise fortpflanzte, durch Absonderung der Kranken aber gehemmet, mit salzig bittern Mitteln, Mosch, Bibergeil, Pommeranzenblätterbrühe, einen langanhaltenden Gebrauch der Brechwurzel in sehr geringen Gaben, und endlich stärkenden Mitteln glücklich geheilet wurde, hat den Recensenten auf die Vermuthung gebracht, daß auch die von Hn. M. beschriebene Krampfsucht sich nicht sowol durch ein Contagium, (welches Hr. M. hier in dem fieberhaften sucht) sondern vielmehr, wie die Krampfsucht unter den Kindern in dem Haarlemer Armenhause und mancherley andre Nervenkrankheiten, (S. Zimmermanns Erfahrungen 2 Th. 4. B. 11. Cap.) hauptsächlich durch die erkrankte Einbildungskraft auf andre fortgepflanzet habe. Diese Art Ansteckung ist an Orten, wo convulsivische Zufälle gewöhnlicher sind, als bey uns, so selten nicht; und in manchen Fällen möchte es ein leichtes seyn, eine einmal vorhandene Nervenkrankheit, unter Personen von ähnlicher Anlage und Lebensart, durch Erschütterung der Einbildungskraft, epidemisch zu machen: wie wir denn in der Geschichte der Nervenkrankheiten würklich solche Beyspiele finden, unter welchen die 1712. v. folg. herrschende

genannte Annabergsche Hexenkrankheit immer eins der merkwürdigsten bleiben wird. *) Desto wichtiger ist es bey der ersten Entstehung solcher und ähnlichen Krankheiten alle Personen von lebhafter Imagination von dem Umgange mit bereits erkrankten auszuschließen, und der Einbildungskraft derer, die man zuläßt, eine andre unschädliche Richtung zu geben, wenn man der weitern Ausbreitung vorbeugen will. Die Einbildung ist auch hier, nach dem bekannten Sprichworte, ärger als die Pestilenz.

Diese Vermuthung, die man übrigens niemanden aufdringen will, vorausgesetzt, ließe sich nunmehr leichte einsehen, wie Säuglinge, selbst an der Brust krampfsüchtiger Mütter, gesund und viele andre Menschen, die zwar ähnliche Anlage, Lebensart und Nahrungsmittel, aber keinen Umgang mit den Kranken hatte, und sogar der Arzt, dessen durchfreye Einbildungskraft eine ganz andre Richtung nahm, von der Ansteckung frey bleiben konnten.

Die praktischen Kenntnisse und der feine Beobachtungsgeist des Hrn. M. lassen uns in der Folge noch manche nützliche Frucht seines wohlangewandten Fleises hoffen.

D. Georg Rudolph Lichtensteins Abhandlung vom Milchzucker und den verschiedenen Arten desselben. Braunschweig, im Verlage der Fürstl. Waißenhauß Buchhandlung. 1772. in gr. 8. 8 Bogen.

Bey dieser Gelegenheit gedenket der V. der Gravenhorstischen Salmiak-Fabrike in Braunschweig, und preißt die Länder glücklich, wo die Landesherrschaft diejenigen Privatpersonen unterstützt, welche inländische Produkte bearbeiten, und den Handel in Aufnahme bringen. Die Pflicht eines jeden Bürgers des Staats erfordert es, zu einer so gemeinnützigen Sache, so viel beyzutragen, als er kann, der Beytrag sey übrigens auch noch so geringe. Der Milchzucker ist ein Salz, welches einen geringen, süßlich stumpfen Geschmack hat, sich im Wasser etwas schwer auflösen läßt, und blos aus der Milch geschieden wird. Die crystallinische Gestalt dieses Salzes ist nicht wesentlich nothwendig. Die Eigenschaften der Milch, und ihre Bestandtheile übergehen wir, und bleiben allein bey den Molken, als woraus der Milchzucker

*) Andr. Kunad. et Chr. Andr. Schubart Annab. 1717.

zucker bereitet wird, ſtehen. In dieſen V
ſeriaten Antheil der Milch, haben wir alſo
und bey deſſen Bereitung haben wir zu
daß der Milchzucker ein Edukt der Milch,
wäſſerichten Feuchtigkeit deſſelben befindet,
grafs Erfahrung hat der Milchzucker ein
der Zucker Materie der Manna, dem Honig
lichen Materien. Der V. nennt daher den
erdig ſchleimig ölich:es Mittelſalz. Dieſes
gend in andern Säften der Thiere anzutreffen, als
Milch allein, und der V. beweiſet ziemlich
thieriſche Saft, welcher mit dem Namen des
belegt wird, blos zur Milch angewandt wird,
die Natur der Milch hat. Hierbey iſt zu
Milch auch von genoſſenen Nahrungs- und A
lich eine Veränderung erleiden kann. Z. B. wenn
mittel, ſo die Amme eingenommen, auch auf den
Die Nachrichten des D. Gmelins und des Dominicaners
hann Lucas, daß die Sibirier und præcopet
Brandwein aus der Pferdemilch machen.
keit und dieſe Nachrichten werden durch
größten Scheidekünſtlers, des D. Potts,
Neumann zu ſeiner Zeit ſolches leugnete.
bedienet man ſich zum Laaben der Milch des
räth der V. das ſogenannte Laabkraut (Galliu
ſtroh. Den beſten Milchzucker liefert ſüſſer durch
gemachter Molken, dahingen der ſaure Molken
Zucker liefert, welches man ſchon an den Cry
wird. Die Würkungen des Milchzuckers
ſind zu allgemein bekannt, als daß wir uns
halten ſollten.

Bl.

Das in Wien im Jahr 1771. und 1772.
Menſchen anfallende Fäulungsfieber.
hang einer bösartigen Krankheit, we
1770. unter den Kindbetterinnen im
St. Marx gewüthet hat. Beſch
Xaverio Fauken. — Wien, b
1772. 70 Seiten in 8.

Ein höchst unvollkommnes Gemählde, ungeachtet der großen Erfahrung des V. bey 400 Kranken, so daß es schwer wird, auszumachen, ob die Krankheit mit zu der Epidemie gehöre, welche fast durch ganz Deutschland ist bemerket worden. Eben so wenig weis man, ob die beschriebene Krankheit der Kindbetterinnen die von Hulme neulich bekannt gemachte, oder eine andere sey, so unpathologisch ist die Geschichte des Uebels, und so unanatomisch die Leichenöfnung. Uns wundert, daß Herr Störk, unter dessen Augen diese Krankheit ist beobachtet worden, den V. von seiner Autorsucht nicht so glücklich geheilet hat, als von seiner schweren Krankheit. Aber fast wolten wir sagen, das ganze Ding sey aus dem Lateinischen übersetzt; oft lieset man: Der Kranke klagt einen dummen Kopfweh — wenn ein Laxier nicht helfen wolle, so sey ein Brechlaxier nöthig, u. d. m.

Sr.

Wilhelm Cadogan, d. A. K. Doctor, Abhandlung von der Gicht und allen langwierigen Krankheiten, als Folgen von einerley Ursachen betrachtet, nebst einem Vorschlag zu ihrer Heilung. Aus der englischen zehnten Ausgabe übersetzt. Frankfurt und Leipzig, bey Christian Gottlieb Hertel, 1772. 10 Bogen in 8.

Nach dem Vorberichte zur deutschen Ausgabe sollen binnen 6 Monaten zehen Auflagen von diesem Buche in Engelland gemacht worden seyn, ob aber dieser Umstand den Werth des Buchs entscheidet, ist wiederum eine andere Frage. Diejenigen Gicht-Kranken, welche gern Arzney gebrauchen, werden wenig Trost in diesem Büchlein finden, denn das vornehmste, was der V. anpreißt, sind Lebens-Regeln, welche mehrentheils diejenigen, so der Gicht unterworfen sind, vernachläßigen. Das heftige Wüten eines Anfalls der Gicht, kann nach des V. Meynung, durch nichts anders gelindert werden, als vermittelst einer gelinden und langsam würkenden Purganz, die aber weder zu kalt, noch zu hitzig, sondern mittelmäßig erwärmend seyn muß. Die Gicht ist weder erblich, noch periodisch, noch unheilbar, und die Unmäßigkeit verursacht gemeiniglich die Rückkehr des Anfalls. Die ersten Ursachen der Gicht und der meisten langwierigen Krankheiten,

lassen sich bequem auf folgende drey Dinge bringen: lichkeit, Unmäßigkeit, und Kummer, und die Ve dieser drey Ursachen werden einen hinlänglichen B geben, daß die Gicht nicht erblich seye, denn sonsten nothwendig der Vater auf den Sohn fortpflanzen, und Mensch, dessen Vater sie gehabt hätte, davon befr Dieses verhält sich aber nicht so, und man hat v von dem Gegentheile. Wenn aber freylich die die Lebensart führen, die ihre mit der Gicht be sie geführet hatten, so braucht man sich nicht zu wu n, jene eben diesen Krankheiten unterworfen war ist wahrscheinlicher Weise der Irrthum geflossen: T seye erblich. Von eben genannten Ursachen will der V. meisten chronischen Krankheiten herleiten, und g Buch soll nur ein Auszug eines weit gröstern gern Werks seyn, welches der V. nächstens ins langen zu lassen, Willens ist.

Or.

4. Schöne Wissenschaften.

Hirtenlieder von F. A. C. W. und der verklagte Amor, ein Fragment von dem Verf. der Musa rion. Leipzig, in Commißion, bey Joh. Geors. Müller, 1772. 216 Seiten in 8.

Diese Hirtenlieder sind ganz in dem Jacobischen Geist. Ist der Verf. ein Freund, ein Nachahmer, ein Schüler des Herrn J., so gehört dieses Beyspiel in das Kapitel der Lehre von der Seelenmischung, und dann mag es ein Hemsterhuys in einer neuen psychologischen Epistel erklären, wie es möglich war, daß gerade der Jacobische Geist in seinem ganzen umschriebenen Maaß, mit nicht mehr und mit nicht weniger, in diesen jungen Menschen übergieng. Indessen wünschten wir, daß die Dichter-Menechmen eben so wenig würklich existirten, als die andern auf dem Theater, und daß, wenn wir einmal in Deutschland diese Manier haben sollen, nicht mehr als ein Sänger davon übrig bleibe. Wer die Compositionen des Herrn J. unpartheyisch prüft, der wird finden, daß die meisten und besten derselben immer aus einer wahren ihm eigenen Empfindung flossen. Es ist freylich nur ein Westwind,

der

der das Bächlein der Wiese kräuselt, und der, dessen Ohr zum Rauschen des Stroms, und zum Sturm des Weltmeers gewohnt ist, wird hier vergebens lauschen. Man kann ihm, ohne unbillig zu seyn, gewiß die Gabe des Anschauenden nicht versagen. Allein man erwarte aus seiner Seele nur keine Bilder einer gewissen Größe, — sie ziehen indessen klar und deutlich vor unserm Auge vorüber, obgleich Spannen hoch, und in dem Medio der Wasserfarbe empfangen. Wer wird ein so nordischer Barbar seyn, daß er die Stirne faltete, wann für den Geschmack und Sinn der Herren und Dames, und Abbe's in unsren Zeiten gesorgt wird? — Aber freylich vor hieraus ist nur eine kleine Brücke bis in das Land der Pantins. Kommt ein andrer Versificateur über diese Materialien von Huldgöttinnen, Elysium, Zähre, Quelle, Amor und Bach, so wird nur eine Verstellung des Puppenschränkchens draus, und man sieht doch von weiten, daß es nur Kinder waren, die die Litaney der Unschuld sangen, und das Kreuzfähnlein der Wohlthätigkeit vortrugen.

Da die Hirten seit Theokrits Zeiten aus dem Sonnenschein Siciliens vertrieben, wie die Hebräer nichts eigenes mehr besitzen, so darf man sich nicht wundern, wann sie als Leute, die nirgends zu Hause sind, allerley treiben, bey Virgil, und Pope dem Echo des Echo, sich mit Phrasen jagen, in Frankreich den galanten Cavalier spielen, und denn bey uns, wie es sich heut zu Tage ziemet, bey allem kränkelnd vorüber gehen, das Mädchen und das Blümchen mit einem feuchten Auge betrachten, und sich hinüber in Elysium wünschen. Der V. giebt selber in der Vorrede den Maasstab an, nach dem er will beurtheilt seyn. Er wünscht, daß seine Hirtenlieder möchten gleich seyn dem Gärtnerliede Gleims, in den Liedern fürs Landvolk. Ein bescheidner und freundschaftlicher Wunsch!

Wir wollen, den Raum zu sparen, keine Probe geben. Der Leser wähle auf welcher Seite er wolle. Es ist ohngefähr überall eben dieselbe Anzahl von Ideen, nur nach andrer Proportion zusammenstellt. Wir eilen zu dem, was eigentlich diese Sammlung in allem Verstande des Worts verkaufen wird, und dieses ist das Fragment, der verklagte Amor von Hrn. Wieland. Mit Vergnügen entdeckt man überall die Meisterhand des V. der komischen Erzählungen und des Amadis. Der Plan ist folgender. Das große Unheil, das Amor in der Unterwelt gestiftet hat, sollte nun im Olymp untersucht werden. Die Götter versammlen sich, und unter ihnen bemerkt man Neptun, Apoll, Bachus, Silen, Dians und Minerva.

Selbſt Venus erſcheint nicht ohne Abſicht mit ihrem Gürtel, die Augen und Herzen der Richter zu beſtechen. In der Audienzkammer ſitzt die Dienerſchaft der Götter, der Adler Jupiters, der Pfau der Juno, Minervens Eule, Cytherens Spatz, Apollos Schwan, der Eſel Silens, und ſuchen aus langer Weile

Die Welt an der ſie viel, ſehr viel zu beſſern ſehn
In eine andre Form zu gieſſen

Der blinde Kautz glaubt, der Grund alles Uebels ſey:

— — — Die Leute denken nicht
Zum mindſten nicht genug, und ſelten wenn ſie ſollen.
Und dann verhindert ſie auch, wenn ſie denken wollen
Die Sinnlichkeit, beſonders das Geſicht.

Er glaubt, drey aufs höchſte vier Sinnen ſeyn genug.

Die Augen, wär ich Zevs, die Augen nähm ich ihnen.
Die Augen? (zwitſchert ihm Cytherens Vogel zu)
Und dies um klug zu ſeyn? Ich denke nicht wie du!
Wiewol es Zeiten giebt, wo ich mit Einem Sinne
Zufrieden bin.

Darauf erklärt er ſeine Sittenlehre, die vor einen Spatz vortreflich enoncirt iſt. Er glaubt, Zevs ſolle, um des Menſchen Klagen zu ſtillen, ihm von jenem Talente eine höhere Portion geben, um das Hr. v. Büffon, der ſo viel auf die phyſiſche Liebe hält, den Maulwurf zu beneiden ſcheint. Der Eſel ſtimmt in dieſes Projekt mit ein, und

— meinet unmaaßgeblich.
Erhübe Zevs die ganze Menſchenſchaar
Zu meines gleichen, Paar und Paar
Der Schaden wäre unerheblich
Und für den großen Theil der Vortheil ſonnenklar.

Juno's Pfau ſeh indeſſen in den Spiegel und Apollo's Schwan

Lag ſchmeichelnd der Schönen zu Füſſen, und ſchlang
Den langen buhliſchen Hals hinauf an ihrem Buſen.
„Die Welt, o Schönſte, die Welt mag meinethalben gehn
„So gut ſie kann, Projekte beſſern ſelten.

Im 2ten Buche eröfnet Zevs das Gericht gegen Amorn, beſtellt den P. Sanchez dem Beklagten zum Anwald; Venus proteſtirt gegen ihn, Zevs erwiedert, daß er in dieſen Angelegenheiten beſſer zu brauchen ſey, als Naſo und P. Aretin. Weil aber die Mutter die Sache des Sohns ſelbſt verfechten will,

will, ſo wird der Faun Sanchez, zum Saal hinaus gewieſen. Pallas, Hymen, Aurora, Vulkan, Diana, Herkules der Mus ſayete treten nun als Kläger auf. Minerva führt das Wort: ihre Beſchwerde trift unter andern auch die dunkle Geburt Amors, daß Venus nie geſtehe, woher ſie ihn bekommen, daß er aus dieſem Umſtand Vortheil ziehe, und vorgebe, er ſeye lang vor der Götterzeit, als alles Chaos war, als erſter Gott gebohren.

Der ſchlaue Bube zieht davon
Den Vortheil unter dem Namen des himmliſchen Amors in Seelen
Von beßrer Art, ſich heimlich einzuſtehlen.
In Seelen, denen er als Aphroditens Sohn
Nicht nahe kommen darf. Um dieſe zu berücken,
Entkörpert ſich der Schalk und ſpielt den Geiſt;
Spricht Metaphyſick, ſpricht von himmliſchem Entzücken
Von einer Liebe, die mit bloßem Sehn ſich ſpeißt,
Von Flammen, worinn ſich alle Begierden verzehren
Und wie die Seelen durch ihn aus ihrem Raupenſtand
Zu Schmetterlingen entwickelt, ins unſichtbare Land
Das ſie gebohren, wiederkehren.

Wir übergehen das Detail aller Klagen der Göttin der Weisheit. Denn wir müßten alles abſchreiben, weil eine jede Zeile merkwürdig und ſchön iſt.

Im 3ten B. erſcheint Hymen. Der Contraſt, den ſeine Geſtalt mit Amorn macht, iſt ein Meiſterſtück von Haltung. Momus ſpricht ein, und erzählt bey Gelegenheit die ganze hiſtoire ſcandaleuſe des Olymps. Man muß den Zauberſtab Wielands haben, um in dem launhaften und munteren Ton des Gemäldes ſo feine Nuancen neben einander ſpielen zu laſſen. Vor dem Auge ſeines Meiſters mag dieſes Werk ein Fragment heiſſen; dem Liebhaber und Bewunderer der Wielandiſchen Talente iſt es immer ein Ganzes, das in allen ſeinen Theilen das vollkommenſte Ebenmaaß hat.

Um.

Abhandlungen über verſchiedene Gegenſtände, ſowol aus dem Franzöſiſchen überſetzet, als mit Originalſtücken vermehret. Breßlau, 1773. bey Wilh. Gottlieb Korn, 208 Seiten in 8.

Die

Selbſt Venus erſcheint nicht ohne Abſicht mit ihrem Gürtel, die Augen und Herzen der Richter zu beſtechen. In der Antiſchamber ſitzt die Dienerſchaft der Götter, der Adler Jupiters, der Pfau der Juno, Minervens Eule, Cytherens Spatz, Apollos Schwan, der Eſel Silens, und ſuchen aus langer Weile

Die Welt an der ſie viel, ſehr viel zu beſſern ſehn
In eine andre Form zu gieſſen

Der blinde Kautz glaubt, der Grund alles Uebels ſey:

— — — Die Leute denken nicht
Zum mindſten nicht genug, und ſelten wenn ſie ſollen.
Und dann verhindert ſie auch, wenn ſie denken wollen
Die Sinnlichkeit, beſonders das Geſicht.

Er glaubt, drey aufs höchſte vier Sinnen ſeyn genug.

Die Augen, wär ich Zevs, die Augen nähm ich ihnen.
Die Augen? (zwitſchert ihm Cytherens Vogel zu)
Und dies um klug zu ſeyn? Ich denke nicht wie du!
Wiewol es Zeiten giebt, wo ich mit Einem Sinne
Zufrieden bin.

Darauf erklärt er ſeine Sittenlehre, die vor einen Spatz vortreflich enoncirt iſt. Er glaubt, Zevs ſolle, um des Menſchen Klagen zu ſtillen, ihm von jenem Talente eine höhere Portion geben, um das Hr. v. Büffon, der ſo viel auf die phyſiſche Liebe hält, den Maulwurf zu beneiden ſcheint. Der Eſel ſtimmt in dieſes Projekt mit ein, und

— meinet unmaaßgeblich.
Erhübe Zevs die ganze Menſchenſchaar
Zu meines gleichen, Paar und Paar
Der Schaden wäre unerheblich
Und für den großen Theil der Vortheil ſonnenklar.

Juno's Pfau ſeh indeſſen in den Spiegel und Apollo's Schwan

Lag ſchmeichelnd der Schönen zu Füſſen, und ſchlang
Den langen buhliſchen Hals hinauf an ihrem Buſen.
„Die Welt, o Schönſte, die Welt mag meinethalben gehn.
„So gut ſie kann, Projekte beſſern ſelten.

Im 2ten Buche eröfnet Zevs das Gericht gegen Amorn, beſtellt den P. Sanchez dem Beklagten zum Anwald; Venus proteſtirt gegen ihn, Zevs erwiedert, daß er in dieſen Angelegenheiten beſſer zu brauchen ſey, als Naſo und P. Aretin. Weil aber die Mutter die Sache des Sohns ſelbſt verfechten will,

will, so wird der Faun Sanchez, zum Saal hinaus gewiesen. Pallas, Hymen, Aurora, Vulkan, Diane, Herkules der Musayete treten nun als Kläger auf. Minerva führt das Wort: ihre Beschwerde trift unter andern auch die dunkle Geburt Amors, daß Venus nie gestehe, woher sie ihn bekommen, daß er aus diesem Umstand Vortheil ziehe, und vorgebe, er seye lang vor der Götterzeit, als alles Chaos war, als erster Gott gebohren.

Der schlaue Bube zieht davon
Den Vortheil unter dem Namen des himmlischen Amors in Seelen
Von beßrer Art, sich heimlich einzustehlen.
In Seelen, denen er als Aphroditens Sohn
Nicht nahe kommen darf. Um diese zu berücken,
Entkörpert sich der Schalk und spielt den Geist;
Spricht Metaphysick, spricht von himmlischem Entzücken
Von einer Liebe, die mit bloßem Sehn sich speißt,
Von Flammen, worinn sich alle Begierden verzehren
Und wie die Seelen durch ihn aus ihrem Raupenstand
Zu Schmetterlingen entwickelt, ins unsichtbare Land
Das sie gebohren, wiederkehren.

Wir übergehen das Detail aller Klagen der Göttin der Weisheit. Denn wir müßten alles abschreiben, weil eine jede Zeile merkwürdig und schön ist.

Im 3ten B. erscheint Hymen. Der Contrast, den seine Gestalt mit Amorn macht, ist ein Meisterstück von Haltung. Momus spricht ein, und erzählt bey Gelegenheit die ganze histoire scandaleuse des Olymps. Man muß den Zauberstab Wielands haben, um in dem launhaften und muntern Ton des Gemäldes so feine Nuancen neben einander spielen zu lassen. Vor dem Auge seines Meisters mag dieses Werk ein Fragment heissen; dem Liebhaber und Bewunderer der Wielandischen Talente ist es immer ein Ganzes, das in allen seinen Theilen das vollkommenste Ebenmaaß hat.

Um.

Abhandlungen über verschiedene Gegenstände, sowol aus dem Französischen übersetzet, als mit Originalstücken vermehret. Breßlau, 1773. bey Wilh. Gottlieb Korn, 208 Seiten in 8.

Die

Die franzöſiſche Abhandlungen dieſer Sammlung beſtehen in nicht mehr dann zwey Stücken. Das erſte iſt Rouſſeaus Preisſchrift über die Frage, ob die Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften und Künſte zur Läuterung der Sitten etwas beygetragen habe. Die andere Beantwortung dieſer Frage von dem Könige Stanislaus. Beyde Stücke ſind unter uns bekannt genug, daß wir nichts weiter darüber zu ſagen haben. Die Ueberſetzung läßt ſich ziemlich gut leſen. Die zweyte verdiente aber keiner Ueberſetzung, weil ſie unter dem Troß Rouſſeauſcher Streitſchriften vielleicht die unbeträchtlichſte iſt. Der Rec. kennt den guten Jean Jaques mit allen ſeinen Schwachheiten, und weis, daß dazumal das, was er behauptete, keine Affektation war, ſondern es war, und bleibt für ihn Wahrheit, mit dem ganzen Colorit in ſeiner Seele haftend, mit dem er ſie auſſer ſich hervorbrachte. Und was iſt überhaupt Wahrheit von Menſchen vorgetragen, was ſind philoſophiſche Syſteme als Gemälde, worinn man nichts ſieht, als das Medium, durch das dieſer merkwürdige Menſch die Gegenſtände betrachtete? der gute König Stanislaus kannte den Weg der Welt und des Genies ſo wenig, daß er glaubte, Stiftungen würden die Wiſſenſchaften heben! Rouſſeau muß auch hier bey dieſen einſeitigen Deklamationen, wie bey den meiſten ſeiner Gegner mit Recht klagen; ſie verſtehen mich nicht!

Zu den deutſchen Produktionen bekennt ſich ein Herr J. F. C. v. G. und ſagt im Vorberichte, daß er ein Mann von Geſchäften ſey, und bey den Wiſſenſchaften ſeine Erholung ſuchte. „Es iſt, ſagt er ferner, überdies bey unſern nicht „mehr völlig gothiſchen Landesleuten ſchon Mode geworden, „ſich ohne Scheu von dem Autor-Fieber befallen, und ſolches „ohne Zurückhaltung ausbrechen zu laſſen; beherzt wage ich „es alſo, an dem alten geheiligten Götzen Schlendrian eine „kleine Untreue zu verüben, und mich aus dem Haufen ſeiner „ſich im Staube wälzenden Verehrer loßzureiſſen, um der „Welt das wichtige Geſchenk von einem Buche zu machen, „worinnen von Patenten, Pragmaticken, Deklaratorien u. ſ. „w. keine Erwähnung geſchieht, und weder ein Geſetz verdreht, noch ein Gegner geſchimpfet wird.„ Damit uns unſre Leſer keiner böſen Abſicht bey Ausziehung dieſer Stelle zeyhen mögen, ſo müſſen wir zum Voraus ſagen, daß die Schreibart der Abhandlungen ſelbſt ungleich beſſer, reiner und geſetzter iſt, als in dieſem Vorberichte, den man, beſonders bey einem Mann von Geſchäften, wann er zum erſtenmal

Schrift-

Schriftsteller wird, vor nichts als das ohnentbehrliche Räuspern zu betrachten hat. — Ob aber die Sachen selber nöthig waren, geschrieben zu werden, das ist eine andre Frage. Die Aufschriften klingen zwar sehr schön, und sind nichts weniger als „Beobachtungen eines Weltweisen über die Ursachen „des Verfalls und der Aufnahme der Staaten, so derselbe durch „verschiedene Länder-Reisen erfahren.„ Man erschrecke aber nicht zum voraus über die Kosten, Gefahren, und Mühseligkeiten, die dieser neue Herodot oder Montesquieu ausgestanden. Die ganze Reise geschah sehr wohlfeil und bequeme im Auf- und Abgehen in den Museo, durch Hülfe eines Justi oder eines andern selbstbeliebigen politischen Wäschers, und der Herr Verf. ist zuversichtlich hierzu so wenig aus der Stube gekommen, als der Herr Landvogt Engel die Nordische Durchfahrt nach Amerika zu finden, den Canton Bern verlassen hat. Das erste Resultat dieser Reisen ist ein sehr überladenes Gemählde einer üblen Regierung unter den Namen Babylon. Nicht der geringste Aufwand von Dichtergabe ist auch dabey gemacht worden. Es paßt auf alle üble Regierungen, und eben deswegen auf keine. Das zweyte ist der Charakter des jungen Cyrus. Da der junge Regent auch zu gewissen Tagen öffentlich hinter dem Pfluge geht, so sieht man leicht, wessen das Bild und die Ueberschrift ist. Die Absicht ist gut, nur kennen wir die Länder, für die es bestimmt ist, von ihrer guten Einrichtung zu sehr, als daß wir diese Plauderey nicht als ganz unnütze ansehen müssen. Die Schilderung der Stadt Tyrus geht auf eine von den Seemächten, und hier ist wieder die Quelle des Verfalls und der Aufnahme nur auf der Oberfläche getroffen worden, daß man sogleich an den matten Kreisen sieht, wie schwach die Kinderhand war, die den Wurf des Steinchens gethan hat. —. Nun folgen Ermahnungen eines Generals an seinen Sohn von eben demselben V. Der Sohn geht als Lieutenant zu seinem Regiment ab, und da vermuthlich der gute Vater sehr bey Jahren ist, so spricht er vieles von den Pflichten eines Generals mit ihm. Von der Taktick mag er auch nicht alle Erfahrung haben. Dann ihm dünkt S. 158. die neuere und die alte sey in ihren Grundsätzen vollkommen einerley, nur die Namen hätten sich geändert. Sodann empfiehlt er seinen Sohn die Beredsamkeit, S. 159. „Besonders diejenige Beredsamkeit wird dir hauptsächlich nützlich seyn, die „die Leidenschaften zu entzünden weis. Alexander besaß „diese Kunst.„ — —

Die übrigen Aufsätze sind: Rede eines Präsidenten an einen Justitzrath, bey Antretung seiner Amtsstelle; Schreiben des Freyherrn von ***, Domherrn zu ***, an den Capellan zu ***, bey Gelegenheit der diesem letzteren eingesendeten Präsentation, zur erledigten Pfarrey zu ***, letzte Erinnerungen eines Vaters an seinen Sohn, der das Amt eines Advokaten bekleidet; Schreiben eines Vaters an seinen Sohn von den Pflichten und Eigenschaften eines Gesandten; Rede, Achmet des Zweyten, an seinen Großvizir, Ali Amurat, oder Lehrsätze für jeden Oberbefehlshaber. — So wenig auch Achmet der Zweyte, das Amt eines Advokaten, die Eigenschaften eines Gesandten, die Instruktion eines Justitzraths, und die Einsegnung eines Dorfpfarrers den Augenschein nach zusammenhängen mögen; so sind es doch nur verschiedene Paroxysmen Einer Gattung von Autorfieber, das den V. vor andern seiner nicht mehr völlig gothischen Landsleute (s. den Vorbericht) überfallen, und das seinen Grund in verstockten Moralien hat, die größeren Uebel vorzubeugen, auf eine oder die andere Art abgehen mußten.

Za.

Das Mährchen vom Bilboquet. Altenburg, in der Richterischen Buchhandlung, 1772. 40 S. in 8.

Dem Verf. dieses Mährchens fehlt es nicht an Schieblerischem Romanzenton, und wann er künftig seiner lauthaften Sprache mehr Erfindung, und bessern Stoff unterlegt, so kann er uns Schieblern wieder ersetzen. Der Prolog ist besser als das Mährchen selbst. Wir wollen ihn hersetzen:

Mit Gunst, ihr Herrn, und euer Wort in Ehren!
Ihr thut nicht wohl, wenn ihr uns Amorn raubt;
Ein jeder glaubt doch was er glaubt,
Und eurenthalben wird kein Dichter sich bekehren.
Frey raus gesagt, mir scheint das Götterland
Ein treflich Ding für Künstler und Poeten;
Die Herren haben oft Ideen vonnöthen
Und eben keine bey der Hand.
Was thut man da? — Wer wird noch lange fragen! —
Nicht wahr? Wen durst't, der trinkt? — Nun gut,
Der Dichter greift also nach seinem Flügelhut,
Schnallt die Talaren an, reißt ohne Pferd und Wagen
Ins Land — ihr wißts ja schon, von dem der Grieche singt,

Wo

Wo man ſtatt Waſſer Nektar trinkt,
Ambroſia zum Nachtiſch bringt
Und nach der Tafel, um durch Medicinisch Lachen
Fein ſanft, wie Tiſſot lehrt, Digeſtion zu machen
Sich auf den Sopha ſetzt, ätherisch küßt,
Und lachend Lucians und Wielands Scherze lieſt —
Kurz, ins Elyſium; da wimmelts von Ideen
Schwarz, weiß, bunt, roſenfarb und grün,
Die wie bey uns die Wieſenblümchen blühn,
Dort als ein hunter Schmelz in ewger Blüthe ſtehen.
Huſch, pflückt der arme Erden Sohn
Sich eine Täſche voll, — Adieu ihr Götter! —
Gnug Zeug, und überflüßig ſchon
Zu einer Epopee mit einem Donnerwetter,
Zu einen Stückchen für Freund Kochen,
Mit einem Wort, zu Brode auf vier Wochen.

Die Erzählung hinkt an vielen Orten. Merkur wird auf die Erde geſchickt, den unſterblichen Damen ein neues Spielzeug aufzuſuchen. Er bringt unter andern den Bilboquet von Paris mit. Alle ſtehn um ihn herum, und ſehen ihm mit Bewunderung zu, wie er das neue Zauberding herumwirft. Endlich bekommt es Madam Venus. Hier wird es ein Hauptzeitvertreib für alle Herren, die ſie bey der Toilette beſuchen. Allein, da man im Olymp ſo gut wie bey uns, auch das herrlichſte Spielzeug müde wird, ſo wird es am Ende im Schrank verſchloſſen. Herr Amor, der wie andre Jungen gerne auf die Stühle ſteigt, findets, und weil ihm juſt Bogen und Pfeile ſeiner Schelmereyen wegen waren ins Camin geworfen worden, ſo wandert er mit dem Bilboquet auf die Erde. In Spanien findet er die Donna Elvira auf ihrem Sopha, wie ſie ihre Sieſte macht. Sie war vor ihm gewarnt worden. Allein weil er weder Bogen noch Köcher hat, und der Bilboquet ein gar zu artiges Inſtrument ſcheint, ſo läßt ſie ſichs vorzeigen. Hier fliegt ihr nun, ſtatt des Pfeils, die Kugel des Bilboquets in den Buſen. Und hiermit iſt das Mährchen aus. Ihr Liebhaber kommt dazu

Freut ſich ob ſeinem Funde
Dankt Amorn höflich für die Müh
Und heilte ihre Wunde.

Die Erfindung ist, wie man sieht, von leichtem Auf
Auch ist die Prosodie an vielen Orten stark vernachl
bey dergleichen Compositionen niemals seyn sollte.

Um.

Die alte Frau oder die weise Schriftstellerin, z
Besten junger Frauenzimmer. Erstes, 2tes,
Bändchen, 8. ohngefehr 1½ Alphabete, oder 36
St. Leipzig, bey Schwickert, 1771. und 1772.

Es thut dem Recensenten von Herzen leid, daß er bey der Anzeige dieser Wochenschrift eine Predigt beginnen, und von neuen die Klage anstimmen muß, daß kein Land so sehr mit moralischen Wochenschriften seit Gotscheds Zeiten heimgesucht worden, und doch keines so wahren Mangel an popularer Philosophie habe, als Deutschland. Die Ursachen dieser traurigen Erscheinung aufzusuchen, verdiente wohl eher eine Preisfrage, als diejenige, welche ohnlängst von einer typographischen Gesellschaft aufgeworfen worden, ob die Tugend gelehrt, oder nicht gelehrt werden dürfe? Der Recens. schlägt noch immer die meisten engl. Blätter dieser Art mit Vergnügen auf, und fast auf allen Seiten entdeckt er wahre Composition, Genie und Wichtigkeit der Materie. Allein unter deutschen Schriften dieser Gattung, sind sehr wenige, von denen er ein gleiches eingestehen könnte. Der erste Grund liegt wohl vielleicht darinn, daß die meisten Verfasser zu der Zeit, da sie sich in dieses Feld wagen, von der Schwierigkeit der wahren Composition, keinen Begriff haben. Es ist ohnstreitig Vortheil dabey, durch die angenommene Maske einer alten Frau, Tugend und Sitten einem bestimmten Auditorio, wie hier dem Cirkel junger Frauenzimmer, zu predigen. Allein, man muß Genie, Gefühl seines Berufs, Weltkenntniß, eignen Charakter haben. Und dieses letztere Stück fehlt wohl leider, wir wollen nicht sagen, unsern jungen Schriftstellern, sondern auch ganz grau gewordenen Rittern auf der schriftstellerischen Laufbahn deutscher Nation. Und Leipzig ist vielleicht der letzte Ort, wo sich irgend ein Autor die zu seiner Composition nöthige Kenntniß der Welt erwerben könnte; so wie der Recens. überhaupt keine Stadt in Deutschland kennt, wo das Mittel zwischen Spielsucht, und Eitelkeiten der großen Welt auf der einen, und zwischen dem Stande des Versinkens, und gänzlicher Ungeselligkeit auf der andern herrschte. Die golde-

nen

nen Zeiten sollen noch kommen, wo sich unsre Mädchen und Weiber bürgerlichen Standes, unter Männern und sich selbst in Gesellschaft bilden, eine eigne und wahre Rolle spielen, und nicht immer von den Männern, gegen Wein oder gar Taback, politische Klagen, und Gelehrte Journalendiscurse allein gelassen werden. So hart es auch klingen mag, so ist es doch nicht weniger wahr, daß unsre Weiber und Mädchen nicht viel weiter als in tete à tete figuriren, und daß der erste Schatten von Conversation mit dem schönen Geschlecht, das doch bey andern Nationen eine der ersten Annehmlichkeiten des Lebens ausmacht, nur unter Leuten von Stande, und einer sehr sorgfältigen Erziehung anzutreffen ist. — Daher auch die aus der Luft gegriffene weibliche deutsche Charaktere unsrer besten dramatischen Schriftsteller. — Zu unsrer alten Frau. Sie mag uns entschuldigen, daß wir in Klagen über unsre Zeiten ausgebrochen sind; und der Herr Magister oder Student, der dem Verleger das Mspt. fournirt hat, mag uns durch ein bessres Produkt seines Kopfs nächstens widerlegen. Vorjetzo aber müssen wir offenherzig eingestehen, daß uns nach reiflicher Ueberlegung der Sachen, und mühseliger Lesung dieser 36 Stücke, die Figur dieser alten Frau so wenig interessant vorgekommen ist, daß wir sie nirgends weder von einem Netschur, noch Gerhard Dow, noch Terbury, noch Tenner in einer Gallerie nachgebildet finden möchten. Es ist ein ganz gemeines Weib, aus der eine Studentenseele spricht, ohne Physionomie, Anstand, Erziehung u. s. w. Sie hat sich vorgenommen, in jedem Stück ein benahmtes Laster oder Thorheit herunterzumachen, und hat treulich Wort gehalten. Ob sie aber in ihrer Jugend die Freude ihrer Eltern, und der süßeste Wunsch eines verdienstvollen Mannes gewesen, ob sie als Gattin und Mutter alle Seligkeit des häuslichen Glücks und der Familienbande gefühlt, genossen, und bewürkt, das von findet sich nicht die geringste Spur. Die Welt, die sie umgiebt, und die sie uns schildert, kennen wir Gottlob nicht, und das Auditorium, dem sie predigt, wünschen wir auch nicht kennen zu lernen.

Za.

Salomon Gesners neue Idyllen. Zürich, 1772. 8.

Eben dieselben, unter dem Titel: Sal. Gesners Schriften. Fünfter Band.

Noch, mit deutschen Lettern gedruckt, als:
Geßners Schriften. Dritter Band.
Orell, Geßner, Füeßlin und Comp. 1772.

Das unverkennbare Gepräge, welches die Ar des
ren Genies bezeichnet, ihnen in den Aug des
ners so großen Werth, und selbst bey der weni g
Menge so viel Reitz giebt, mangelt auch keinem
Werke des Schäferdichters unsrer Nation. So e
gesucht, und kunstlos der Stoff ist, der in jedem
len zum Grunde liegt; so bewundernswürdig sch te
heitung desselben; und diese ist es vorneinlich,
dieser Dichtungsart alles ankömmt. Die Ma n
fassers ist zu eigenthümlich, er mag die Natur
sichten schildern, oder die Sprache der Zär
Empfindung reden, oder den Ton eines losen
Scherzes einmischen, oder die Unschuld und
seiner Hirten und Hirtinnen ausdrücken, seine w
wir, ist zu eigenthümlich, als daß er dieselbe bey de
Sammlung von Idyllen hätte verleugnen, oder
abändern können. Aber auch jedes Stück ist so
tet, auch das kleinste so sehr ein Ganzes, von
maas und Verhältnisse, daß man überall, wie in
gen Arbeiten unsers Verfassers, die deutlichsten
durch die feinste Kritick geläuterten Geschi s,
prüfenden, sorgfältigen Wahl wahrnimmt. Sel
ten, und von allen Auswüchsen befreyten Wen
mühsam, aber zwangfrey, geformten Perio
hen der größten Leichtigkeit und einer ungefehren
zu geben, ist Antheil und Merkmal des wahren

Unsre Leser sind ohne Zweifel mit dieser neuen
schon bekannt, vielleicht durch öfteres Lesen sch
bedarf daher keiner weitläuftigen Anpreisung, zu
Charakter des Dichters schon so vortheilhaft bekannt,
Anschauen des Werks selbst die beste Empfehlung bei
ist. Auch eine Auszeichnung der schönsten Stücke
flü ig, und, bey der Uebereinstimmung aller in der
lichkeit, vielleicht auch schwer. Ueberdies kömmt
di hten dieser Art vorneinlich auf die Stimmu er
und auf die ganze Gemüthsfassung des Lesers an,
sich gewöhnlich sein Urtheil über das Bessere
zu bestimmen pflegt. Es ist also nichts

ig unsrer Erkenntlichkeit gegen den Verfasser, und ge
die Empfindungen, die wir ihm zu verdanken hatten, wenn
diejenigen Idyllen noch besonders anmerken, deren Lesen
ns am meisten anzog und unterhielt.

Gleich das erste Gedicht, **Daphne und Chloe** überschrie
m, ist ungemein reitzend, und ein Muster an Empfindung
) Ausdruck. Die Veranlassung, welche Daphne nimmt,
Freundin und sich selbst mit ihrem Alexis zu unterhalten,
zu loben, die schalkhafte Scharfsichtigkeit, womit Chloe
ud ihre Absicht und ihre geheimen Empfindungen erräth, der
esang des Schäfers, die wohlthätige kleine Verrätherey, die
hloe an Daphnen begeht, und die verschämte, aber beredte
rt, wie die letztre, sanft an Chloens Busen geschmiegt, ihm
eht, daß sie ihn liebe, wie schön, wie meisterhaft sind
diese Züge! und zugleich, wie wahr!

Man kann die unschuldigen Spiele der Kindheit, und das
deutende derselben nicht naiver und edler schildern, als
dem Gespräche Daphnens und Mikons geschieht, welches
dritte Idyll ausmacht. Wie leicht wäre hier ein geringes
Dichter in spielende und abgeschmackte Tändeley verfallen;
hier ist kein einziger Zug ohne Interesse.

Daphnis und Chloe, betrübt über die Krankheit ihres Va
, und in der nahen Gefahr, denselben zu verlieren, neh
uns durch ihre liebreiche Geschäftigkeit ein, seine Gene
durch Gebet und Opfer vom Pan zu erhalten, und wir
uen uns innig, daß der Gott sie dieser Bitte gewährt.

Gerührt segnen wir mit den frommen Hirten die Asche des
ichen, gutthätigen **Mykon**, der lange nach seinem Tode
Gutes thun wollte, und für den ermüdeten Wandrer eine
uelle ableitete, und schattigte Bäume pflanzte. Unsre Vor
ung sieht beyde; süß hat uns die Quelle, süß der Schat
erquickt; aber mehr noch, was uns die Frau mit dem
asserkruge so freundlich erzählte.

Und Daphnens Unschuld, und **Mykons** Edelmuth, der
belohnt, weil sie ihn, wie eine gütige Gottheit, von dem
brechen gerettet hat, ihre Unschuld verführt zu haben, der
jene baumreiche Wiese schenkt, bey ihrer Mutter Grabe,
ud die Hälfte der Heerde, die sie gehütet hat, beyde sind
lehrreich.

auch in die Liebe der Schäfer mischt sich oft die Eifersucht;
wie meisterhaft hat sie der Dichter in der so überschrie
Ekloge geschildert! Wir folgen dem Alexis mit unserm
dachte bis auf den Augenblick, da wir mit ihm zugleich

auf die schönste, beruhigendste Art aus denselben
den, und uns mit ihm unsers Argwohns schämen.

Man weis schon, wie glücklich unser Dichter seine
zu wählen weis, und wie sehr sich dieselben über das
liche und Gemeine erheben. Auch in diesen Schäfergel
haben wir viele dergleichen gefunden, die sich e
durch Neuheit als Anmuth empfehlen. Hier sind ei
spiele.

„Ihr Blümchen, die ihr mich umduftet! Thau
euren Blättern, wie der Liebe Thräne auf
blinkt. O dürft ich, dürft ichs ihr sagen, daß ich
als die Biene den Frühling liebt.„ — „Ja,
verband, war unser Leben wie zwo wohlgestimmt
in sanften Tönen das gleiche Lied spielen.„ —
sprang Erithie auf, entwischte des Pans nerviaten,
langen zitternden Armen; schon fühlte seine
ihren Hüften; ein Rosenblatt hätt' ausgefüllt,
ihr und seiner Hand noch war.„ —„ Süß sey dein
du meine Geliebte! Erquickend wie der Morgen
und ruhig liege dort, wie ein Tropf Thau im Lil
die Blumen kein Hauch bewegt!„ — „
gewonnen. Kinder sie ward gewonnen! Manche
lag da, über einem Haufen Feinde ausgestreckt,
nachher, wie ein müder Schnitter auf der Garbe
er selbst geschnitten hat.„

Will man Proben der feinsten Wendungen,
die beyden kurzen, aber sehr reitzenden Idyllen,
und Thyrsis; oder den Schluß desjenig
Chloe, beyde entkleidet, sich im klaren
durch ein Geräusch in ihrem Gespräche unterb
„Und die schüchternen Mädchen flohen, wie
wenn der Geyer aus der Luft sich stürzt. Und o
ein junges Reh, das durstend an ihr Ufer kam.„

Sehr mahlerisch und neu ist die Beschreibu
zu Anfange des Idylls Daphnis, und des
Idyll mit dieser Ueberschrift.

Einen würdigen Anhang dieser Sammlung
Erzählungen, welche Herr Diderot unserm
theilt hat, und womit dieser in einer Ueberse
lande ein Geschenk macht, noch ehe Franke
gesehen hat. Auch in ihnen erkennt
hand. Wir gestehen indeß, daß uns
Freunde von Bourbonne, weniger

n ist, als die letztere, die Unterredung eines Vaters seinen Kindern, oder von der Gelehrsamkeit über die Sa wegzusetzen. Der Ton der Erzählung ist interessant nicht no türlich, und selbst die eingestreuten feinen Urtheile und ichungen, so fremd sie auf den ersten Anblick scheinen , sind absichtvoll und mit dem Zwecke des Ganzen übere nend. Der bekannte philosophische Geist ihres Ver ns ist in beyden durchgehends sichtbar.

Zuletzt findet man noch in diesem neuen Bande Hn. Geßners Brief über die Landschaftmahlerey, an Hrn. Füeßlin, m Verfasser der Geschichte der besten Künstler in der Schweitz. n Liebhabern der Kunst wird dieser Brief, der schon mehrs ls abgedruckt ist, nicht neu seyn; aber sie werden ihn hier ß mit neuem Vergnügen lesen, und der Aufnahme in die sellschaft der übrigen Werke des Verfassers sehr würdig finm. Es wird vielleicht nicht undienlich seyn, wenn wir diesi Leser, denen dieser Aufsatz noch nicht bekannt ist, durch n kurzen Auszug seines lehrreichen Inhalts, darauf aufier machen.

Der Verf. beschreibt darinn den Weg, den er eingeschlai hat, in der Kunst zu dem Grade der Vollkommenheit zu , den jeder Kenner seiner radirten Blätter und Handu n an ihm bewundert, wiewol er selbst diesen Grad ertraglich nennt. Und freylich müßte dies Verfahren, l le Künstler es beobachteten, unendlich nützlich für die mer seyn. In seiner Jugend war er ganz ohne Anleitung, nd erst im dreyßigsten Jahre faßte er den Entschluß, sich friger mit der Zeichnungskunst zu beschäftigen. Seine Neig vorzüglich auf die Landschaftmahlerey; er glaubte esten zu verfahren, wenn er nach der Natur zeichnete; er hier fand er unübersteigliche Schwierigkeiten; denn sein uge war noch nicht geübt, die Natur wie ein Gemählde zu ra en, und er wußte noch nichts davon, ihr zu geben und n, da, wo die Kunst nicht hinreichen kann. Er fand , daß er sich zuerst nach den besten Künstlern bilden müsse. abey gieng er in seinen Studien von einem Haupttheil zum dern, kopirte die Bäume nach dem Waterloo, Swanefeld, Berghem, für Felsen wählte er des letztern und des Salvator Rosa große Manier, u. s. f. Itzt fand er es sehr viel r, wenn er wieder nach der Natur studierte: und dies er nicht ängstlich, aber auch nicht flüchtig. Um seinen ten Harmonie und ein bessres Ganzes zu geben, suchte diejenigen Künstler aus, die in Absicht auf Ideen,

und Wahl, und Anordnung ihrer Gegenstände, ihm vorzüglich schienen. Was er von diesen großen Mustern aufbringen konnte, betrachtete er täglich mit der angestrengtesten Aufmerksamkeit; dann legte er sie beyseite, und wiederholte die Hauptzüge derselben aus dem Gedächtniß. Um indeß hiebey im Selbsterfinden nicht furchtsam zu werden, legte der Verf. oft seine Originale weg, dachte auf eigene Ideen, und gab sich die schwersten Aufgaben auf. Bey dem allen hat er sichs zu einer Regel gemacht, immer mit dem versehen zu seyn, was zum Zeichnen nöthig ist, er mag seyn, wo er will. Noch gedenkt er eines Vortheils, den er zuweilen aus dem Mittelmäßigen gezogen hat, das oft zu einer nützlichen Uebung des Geschmacks und der Einbildungskraft dienen kann, wenn man zu denselben hinzudenkt, was ihnen fehlt, um gut zu seyn, wenn man den Gedanken eines andern besser zu denken und besser auszuführen sucht. Die Geschichte der Kunst und der Künstler trägt sehr viel zur Aufmunterung bey. Die Dichtkunst, die Schwester der Mahlerey, hilft dem Künstler ungemein. Beyde spüren das Schöne und Große in der Natur auf; beyde handeln nach ähnlichen Gesetzen. Am Ende thut der Verf. noch ein paar Wünsche, erstlich, daß ein philosophischer Kenner sich mit Künstlern berathen, und eine Anleitung sowol für die Anfänger in der Kunst, als für die, so dieselben unterrichten, schreiben, und dann zweytens, daß ein Werk entstehen möchte, worinn, in jeder Art der Mahlerkunst, die besten Werke umständlich beschrieben, und nach allen Regeln des Schönen untersucht und beurtheilt würden.

Mo.

Operetten von J. B. Michaelis. Erster Theil. Leipzig, in der Dyckischen Buchhandlung, 1772. 12½ Bogen 8.

Daß Herr Michaelis auch die Anlage gehabt, ein guter theatralischer Dichter zu werden, ergiebt sich aus diesen kleinen Versuchen gnugsam, obgleich in Ganzem genommen, das Theater dadurch eben keine wichtige Erbschaft von diesem zu früh verstorbenen Dichter erhalten hat. Dieser Theil enthält drey Operetten, alle von einem Aufzuge. Die erste, Amors Guckkasten, eine süße Tändeley, ließt sich als Erzählung in dem Leipziger Almanach der deutschen Musen besser als hier. Der Einfall ist immer artig gnug, aber als Operette behandelt für das Theater zu fruchtig. Komus, ein Gott,

der

der sich durch die Gabe des feinen Spottes charakterisiren sollte, ist mit seiner Leckerey hier eine zu fade Personage und der Sprache nach, sollte man ihn eher für einen Bauer als für einen Gott halten. Die Kußorie muß bey der zwoten oder dritten Vorstellung durch das übertriebene den Zuschauern nothwendig lästig werden. Der Rundgesang ist das beste am ganzen Stück. Der Einspruch ist blos Farce aber im niedrig komischen Geschmack nicht übel. Der Ausdruck ist hier so wie er seyn muß, niedrig, doch nicht pöbelhaft, wie sonst gemeiniglich in den niedria komischen Stücken. Barthel animirt mit seiner Taschenspielerey dieses Stück mehr als der lateinische Schulmeister, den der V. in dem Possenspiel für eine unentbehrliche Person hält. Es ist gewiß, daß in diesen Charakter sehr viel lächerliches kann gelegt werden, aber dieses muß sich ja nicht eben auf die lateinischen Brocken einschränken, womit der Schulmeister um sich wirft, als ein lateinischer Pedant ist der Schulmeister für das Theater eben so abgenutzt, als die zerzaußte Perucke desselben, womit hier aller mögliche Unfug getrieben wird, der freylich nie unterläßt, die Gallerie durch ein überlautes Gelächter zu erschüttern. Dieses unmißfällige Theaterspiel abgerechnet, sind aber hier und da noch andere angebracht, die das Stück besser kleiden. Daher scheint unter diesen drey Operetten uns diese allein für eine Schauspielergesellschaft auf das Theater tauglich; denn Herkules auf dem Oeta ist ein Gelegenheitsstück auf den Geburtstag des Königs von England, und ausser dieser Beziehung wie alle Theaterfeyerlichkeiten nicht weiter brauchbar, eben so, wie Elysium, das ungeachtet der guten Komposition und Vertilgung aller Spuren des gelegentlichen sich doch nicht auf dem Theater hat erhalten können. Dieses Stück ist ganz verändert, und aus dem Leipziger Almanach bereits bekannt genug, hier ist es verbessert. In der Vorrede meynt Hr. M., daß das ein Versuch im Kleinen sey, das Gebiet der deutschen Muse bis zur ernsten Oper zu erweitern. Recht wissen wir nicht, was er damit sagen will, soll dieses ein Wunsch seyn, deutsche Opern zu haben, so wird dieser durch kleine Versuche auf dem komischen Theater niemals erreicht werden können, dieses wird sich auch wohl nie mit der ernsten Oper abgeben; denn alle solche Unternehmungen bleiben immer so weit in der Unvollkommenheit zurück, daß sie den Kennern der ernsten Oper lächerlich werden. Meynt aber der V. damit eine Probe zu liefern, wie geschmeidig jetzt die deutsche Muse gegen die Tonkunst ist, und daß sie sich eben so gut, als die italiänische mit ihr verschwistern lasse,

so zweifelt daran wohl niemand mehr, als solche Leute noch mit den alten Vorurtheilen angefüllt sind: die Ra sche musikalischen Gedichte haben dieses schon erwiesen. käme nur drauf an, daß ein Souverain den Willen hätte sche Oper zu haben, und die Kosten darauf verwendete, würde es unter uns an Produkten nicht fehlen, die der ländischen wetteifern könnten. So lange das ai schiehet, so dünkt uns, wäre es am besten gethan, sche Drama nicht über die Operette zu erh je wu rade nicht mehr seyn als sie ist, sie verla ni feinerte Singstimmen und ein theures Orchester, n prächtige Decoration, kann leicht auf dem komis executirt werden, und in Ansehung des musikalis auch den Kenner auf eine angenehme Art unterhalt

Ab.

5. Schöne Künste.

Musik.

Concerto I. per il Cembalo concertato accompagnato da due Violini, Violetta e Basso. Composto dal Sr. *Carlo Gottlob Richter*. In Riga. Presso Giovan. Feder. Hartknoch. 1772. lang Folio, 12 Bogen.

Concerto II. per il Cembalo concertato; accompagnato &c. wie vorher. 8 Bogen, lang Folio.

Diese Concerte zeigen zwar nicht eben die fremdeste und sonderbareste Erfindung; doch sind sie auch nicht trivial. Ihre Concertstimme ist dem Claveſſin sehr gemäß; zwar nicht sehr schwer, aber doch, so viel als möglich, brillant. Die Wahl der Tonarten, in welchen die Haupteinschnitte endigen, geht manchmal von der gewöhnlichen Art ab; doch beleidigt sie das Gehör nicht. Wer just nicht zu großen Schwierigkeiten aufgelegt ist, kann sich mit Ausführung dieser beyden Concerte Ehre machen.

Sym-

Symphonie Ruſſienne a 2 Violons, Taille, & Baſſe, Flutes & Cors de Chaſſe. Dediée a S. A. S. Mſgr. Pierre Duc de Courlande e Semigalle. Compoſée par *Adam Veichtner*, Maitre du Concert de S. A. S. A Riga, chez I. F. Hartknoch. 1771. lang Folio. 6 Bogen.

Wir müſſen, da wir von dem, was der Ruſſiſchen Nationalmuſik vor andern Muſikarten beſonders eigen iſt, nicht hinlängliche Kenntniß haben können, es glauben, daß dieſe Sinfonie dem Nationaltone, von dem ſie den Namen führet, gemäß ſey. Doch glauben wir auch, daß ſie blos dem Muſikgeſchmacke der Niedrigſten im Lande, und zwar nur in Anſehung der Oberſtimme angepaſſet, und hingegen in den Mittelſtimmen, durch viele Schwärmer, oder, wie die Alten ſagten, bombos, nach dem neueſten italieniſchen Geſchmacke, aufgeſtutzt ſey. Denn wir zweifeln, ob Ruſſen und Wälſche ſo in ihrem eigentlichen Nationalgeſchmacke übereinkommen, als man aus dieſer Sinfonie ſonſt wohl vermuthen könnte. Wir wiſſen auch nicht, ob es zum wahren Beſten der Muſik gut gethan iſt, Stücke in einer ſo niedrigen Schreibart, als die Oberſtimme dieſer Sinfonie enthält, durch den Druck gemein zu machen; wenn auch ja hinlängliche Urſachen dergleichen zu ſetzen, da geweſen wären.

Drey Sonaten für das Clavier und eine Violine, von Johann Ernſt Bach. Zweyter Theil. Eiſenach, bey Michael Gottlieb Grießbachs ſeel. Söhnen. 1772. lang Folio. 7½ Bogen in Partitur.

So wie die drey vorigen ſchon ehedem angezeigten; nach der neuern freyen Art, wo beyde Inſtrumente wenig oder nichts concertirendes oder nachahmendes haben, ſondern nur von ungefehr auf zuſammen harmonirende Töne gerathen zu ſeyn ſcheinen. Das ſollte aber bey zwo eigentlichen Hauptſtimmen wohl nicht ſeyn. Wir hätten von dem Hn. Verfaſſer lieber Trios nach der ältern gearbeiteten Art geſehen.

Clavier-Sonate, der Durchl. Herzoginn und Regentinn von Sachſen-Weimar und Eiſenach, Annen Amalien, unterthänigſt zugeeignet, von Johann

Art schwatzhaft wird und seiner Laune freyen Lauf läßt, so giebt ihm der Leser gern Gehör; aber wenn Predigten, Romanen, Komödien, und wer weis was noch mehr zusammengestopelt werden, um daraus ein Ganzes zu machen, so wird dieses Ganze ein Allerley, aber keine empfindsame Reise. Wenn nun endlich der Skribent gewahr wird, daß sein Witz eine so heterogene Geburt ausgebrütet, von der er selbst nicht mehr weis, zu welcher Geschlechtsart sie eigentlich gehört, so ist es nicht zu verwundern, wenn er, wie hier Hr. S. auf der 315. S. thut, eine Gewissensrüge über die auf ein so seltsames Produkt verwendete Zeit anstellt und schon jetzt so viel Gewissensbisse darüber empfindet, daß er befürchtet, in seinem vierzigsten Jahr es zu bereuen, daß er in seinem vier und zwanzigsten 160 schöne Stunden über der Verfertigung dieses dritten Theils seiner Reisen getödtet habe. Ein so zartes Gewissen traut man zwar ordentlicherweise einem jungen rüstigen Schriftsteller nicht zu; aber der V. will seine Leser bereden, daß er dieses ernstlich meyne, ein paar Seiten vorher sagt er: wer weis, mache ich mir nicht zum Verbrechen, daß ich in dieser Schrift blos das Vergnügen meiner Leser zur Hauptabsicht, den Nutzen zur Nebenabsicht gemacht habe. Wer weis, martert mich nicht der Gedanke, der Jugend Anlaß zum Zeitverderb, zur Wollust, zum Leichtsinn und noch zu mehrern Lastern gegeben zu haben. Wenn das die wahre Gesinnung des V. ist, so bedauren wir es, daß ihm diese guten Gedanken nicht vorher, ehe er anfieng, seine Reisen niederzuschreiben, oder wenigstens noch in der ersten von den 160 Stunden, die er auf den letzten Theil daran verwendet hat, eingefallen sind.

Am Ende nimmt der V. von den Lesern bis auf Wiedersehen Abschied. Da er hier die Maske abzieht und sich zu guterletzt in seiner wahren Gestalt zeigen will, so nimmt er hier eine für seine Autorschaft zu feyerliche ernsthafte Miene an. Wozu bedurfte es hier solcher Contestationen bey einer Schrift, die der strengste Moralist höchstens nur als unnütz Geschwätz verurtheilen kann, das aber keinen Menschen in der Welt einfallen wird, als ein verführerisches Buch, das dem Laster Thür und Thor öffnet, zu verdammen. Was für ein ernsthafter Ton zum Beschluß eines drollichen Buches, wann der V. auf der 312 S. sagt: das weis ich und darauf lebe und sterbe ich, daß mein Sterbebette nie das Sterbebette eines Rosts seyn wird. Ich habe die sinnlich grobe Wollust nirgends empfohlen, nirgends dazu aufgefodert, nirgends dazu Anweisung gegeben, sie nirgends poetisch ausgemahlt —

Ich

Ich habe nirgends epikuräisirt — das bin ich mir so stark und so wahrhaftig bewußt, daß ich hoffen kann, stets ruhig zu bleiben ꝛc. Im Verfolg declamirt der V. als ein ernsthafter Moralist gegen den Modeepikureismus einiger unserer Dichter. Das alles ist an sich gut, sed nunc non erat his locus. Höchstens kann das hier als ein Zug des aufbrausens den Charakters, der dem V. eigen ist, oder den er annimmt, gelten, denn durch das sonderbare will doch Hr. S. hervorstechen. Die Einwürfe, die der V. sich macht und beantwortet, daß er als Theolog Komödien schreibt, taugen allenfalls nur bey dem Ephorus: der Stand des Schriftstellers interessirt das Publikum wenig. Wenn aber der V. die Schwachen nicht ärgern und doch Lustspiele schreiben wollte, warum beobachtet er nicht ein strenges incognito, wie er ja leicht hätte thun können? Die noch beygefügte Selbstrecension ist so ziemlich mit Selbstverläugnung aufgesetzt, aber sie hat den gemeinen Fehler der Selbstrecensionen, daß das Publikum oder die Leser und der V. einerley Schrift so selten aus einerley Gesichtspunkte betrachten.

Hr.

Zween Täge eines Schwindsüchtigen, etwas empfindsames v. L. Hamburg, bey Buchenröder und Ritter, 1772. 5 Bogen in 8.

Empfindsame Reisen durch die Visitenzimmer am Ostertage. Cosmopolis. 1772. 72 S.

Empfindsame Reisen durch die Visitenzimmer am Pfingsttage. Cosmopolis 1772. 62 Seiten in Taschenformat.

Wir nehmen hier diese empfindsamen Produkte zusammen, die sich jezt bey uns so mehren, daß sie eine neue Epoche in dem Modegeschmack anzuheben drohen. Das hätte sich der gute Yorick wohl nicht versehen, daß er der Stifter einer modischen Sekte in Deutschland werden würde; aber mit alledem wär es zweifelhaft, ob er, wenn er noch lebte, mehr seines Ruhms sich zu erheben, oder seiner Nachfolger sich zu schämen, Ursache haben würde. Auf diese beyden Lehrjünger, die V. der angezeigten Schriften, könnte er nun eben nicht stolz thun, doch ist der erste besser als der letztere. Das Verdienst besitzt

er

er zum wenigſten, daß er, da wir ihn eine geſunde Lunge zu trauen, ſich gut in die Situation eines Schwindſüchtigen zu verſetzen weis. Es iſt natürlich, daß ein ſolcher langſam ſterbender, deſſen Seelenkräfte durch die Krankheit nicht geſchwächt, ſondern hier vielmals wirkſamer zu werden ſcheinen, über verſchiedene Gegenſtände ganz anders denkt, als in geſunden Tagen, ſich, da er die Welt nicht mehr genieſſen kann, angenehme Ausſichten in die Zukunft bildet, allerley Syſteme zu ſeiner Beruhigung erfindet, die ſich ſeinen Grundſätzen und dem Maaß ſeiner Erkenntniß anpaſſen. Alles das hat der V. zu benutzen geſucht, und daher denkt er über das irdiſche, über den Tod, den Zuſtand nach dem Tode, und andere ähnliche Gegenſtände, ſo wie ein wahrer Schwindſüchtiger, der ein Denker iſt, es ungefehr thun würde, und in ſo ferne iſt alles zwar Zweckmäßig; aber was iſt nun das Reſultat dieſer chimäriſchen Syſteme, die ſich jedes Individuum anders formen kann? Faſt ſolte man denken, der V. wolle die Contemplation predigen, denn wer es mit ſeiner Wohlfarth ernſtlich meynt, muß ſeiner Meynung nach, gegen die Güter dieſes Lebens ſein Herz unempfindlich machen, nur nach dem Ewigen ringen und ganz in Gott einzudringen ſuchen, da bekommt er ganz neue heilige Gefühle. Der V. redet von den Arbeiten der Seele, von den ſeligen Verſuchen, ſich allein an den Schöpfer zu hängen, und nennt die unſchuldige Liebe zu ſeiner Fanny Abgötterey, weil Fanny ein Geſchöpf iſt. Ein anakreontiſch Lied zu dichten iſt ihm eben keine Todſünde, aber doch für einen Unſterblichen eine ganz unwürdige Beſchäftigung. Von den Seelen derer, die ihre Ergötzungen im Leben in der Sinnlichkeit geſucht, weiſſagt er, daß nach der Trennung vom Leibe ihr Looß Langeweile ſeyn werde. Das Empfindſame in der Religion will mit einer gewiſſen Delicateſſe behandelt ſeyn, wenn es nicht in Schwärmerey ausarten ſoll; eben ſo wie die heilige Laune, die ſo verſchrien iſt.

Den empfindſamen Reiſenden durch die Viſitenzimmer findet niemand, da, wo er anzutreffen ſeyn will; das Zimmer, woraus er ein unglücklickes Mädchen in einem übelberüchtigten Hauſe befreyet haben will, iſt wohl in eigentlichem Verſtande kein Viſitenzimmer. Die empfindſamen Reiſenden müſſen, wie die irrenden Ritter, ein Gelübde gethan haben, verfolgte Mädchen zu beſchützen und ſie, zwar nicht von Rieſen und Zwergen, ſondern von unkeuſchen Megären zu befreyen. Aber das auch bey Seite geſetzt, ſo enthalten dieſe Bogen nichts als ſeichtes Gewäſch. Ein paar flüchtige Einfälle,

fälle, etwas kalte Moral, eine treuherzige Miene und ein Modetitel, das ist alles, was der V. nach seinem Vermögen hier zum besten giebt.

Lf.

Canut der Große, oder der Streit der kindlichen und ehelichen Liebe eine Heldengeschichte, 4 Theile. Ulm, bey Bartholomäi, 1771. zusammen ungefehr 3 Alph. 8.

Der Geschmack an Helden und Staatsaktionen ist jetzt so ziemlich aus der Mode, und wenn er es nicht wäre, so würde ihn doch dieses Buch vollends verdringen helfen. Ein wahres Magazin von unglücklichen Prinzen und Prinzeßinnen. Ueberall nichts als Entführungen, Schlägereyen und Gewaltthätigkeiten. Doch bey allem dem Unfug verliehrt keine Prinzeßin ihre Ehre und kein Prinz das Leben, welches zu verwundern ist. Der Inhalt des ganzen Buchs läßt sich nach einer mäßigen Berechnung ungefehr auf ein viertelshundert Entführungen, da es bey der einen hergehet wie bey der andern, zehn Feld- und Seeschlachten und eben so viel Zweykämpfe und Wegelagerungen reduciren. Eine nähere Anzeige des Inhalts oder des Plans werden uns die Leser wohl ganz gerne schenken. Nur zum Beweise, daß wir auch dem armseligsten Scribenten nicht durch ein Vergrößern der Sache zu wehe thun, setzen wir ein kurzes Verzeichniß von Entführungen hieher, von den Damen die in dem Buche eine Hauptrolle haben, alle Nebenentführungen blos episodischer Mädchen dabey abgerechnet. Der V. hat drey Prinzeßinnen in seiner Heldengeschichte geflochten, daß jede ein Ausbund der Schönheit ist, versteht sich von selbsten; denn sonst hätte sichs nicht der Mühe verlohnt, sie so oft mit Leib und Lebensgefahr zu rauben. Die schönste darunter heißt Serene und ist eine Prinzeßin aus Island. Heut zu Tage sucht man die Schönheiten in dieser Insel zwar so wenig als in Lappland und Samojiden auf; aber nach der Fiction des V. war es damit zu Zeiten Canuts anders, unser Dichter besetzt auch Island mit Städten, prächtigen Schlössern, hohen Wäldern und reitzenden Gegenden, von allen diesen ist auch keine Spuhr mehr vorhanden. Gnug, Serene ist die schönste Dame ihres Zeitalters und wird dem dänischen Kronprinzen Canut zur Gemahlin bestimmt, auch in Koppenhagen erzogen. Kurz vor der Vermählung aber

wird

wird sie entführt 1) von dem Prinzen Ulfo aus dän
blüt. Diesem raubt sie wieder mit Gewalt 2) Siegfried
Prinz aus Sachsen, diesem wird seine Beute in No
wieder abgenommen 3) von dem König Olaf dem sie 4)
mit gewafneter Hand entreißt, ganz Norwegen erobert
sich mit ihr vermählt. Nun sollte man denken, daß
in Sicherheit gebracht hätte, keinesweges, das Entfü
hier erst recht an. Sie wird 5) von dem verliebten
neuem nach England entführt, aber hier bemächtigt si
6) Der König Ethelred, der sie eben, wie der König
Gewalt heyrathen will. Das bekomunt ihm aber
so übel wie jenem; denn Canut fällt in England ein und
gleichfalls das ganze Königreich. Der V. hätte hier nur
das alte Castell dem Sieger in die Hände spielen
die Prinzeßin gefangen lag, so wäre sie wieder
Herrn gekommen: aber das wäre seiner Meynung
kahle Auflösung der Geschichte gewesen, er weis es
zu machen. Ulfo kommt wieder zum Vorschein, stö
Canut aus und stiehlt 7) die gefangene Prinze
stung zum besten ihres Gemahls, die er diesem
sich selbst entführet hat. Die zweyte Prinzeßin
von Gothland, für den Kronprinzen Erich in
Gemahlin bestimmt, wird in allem siebenmal entfü
nemliche Art, wie die erste, zu deren Geschichte die
Parallele ist. Die dritte Prinzeßin heißt Estrithe, ein
ster Canuts, wird endlich an den sächsischen Prin
vermählt, nachdem sie von verschiedenen Liebhabern
führet worden. Alle diese unglücklichen Prinzeßinn
Ende des Romans, wie gerufen in Canuts, L
zusammen, wo sie ihre seufzenden Prinzen fin
Noth auf einmal ein Ende gewinnt.

Daß der Hauptgedanke, den der V. hat ausführen wollen, und den niemand aus dem Buche errathen würde, wenn er nicht auf den Titel stünde, sich füglicher in eine bürgerliche Handlung als in eine sogenannte Heldengeschichte hätte einkleiden lassen, das hätte der V bedenken sollen, ehe er drey Alphabeth darüber schrieb. Doch die Fiction zu dieser Idee möchte seyn, welche sie wollte, wenn sie nur nicht so höchst abgeschmackt wäre. Man höre nur: Canut liebt eine Prinzeßin, die wird ihm entführt, er ehrt einen grauen Vater und der? — Je nun, der wird auch entführt, von eben dem heillosen Ulfo, wiewol aus ganz andern Ursachen, das versteht sich. Nun weis der unentschlossene Canut sich weder zu rathen noch

zu

zu helfen, ob er erst seinen Vater oder seine Geliebte befreyen soll, da erhebt sich zwischen der kindlichen und ehelichen Liebe ein heftiger Wettstreit, Canut ist aber, wenigstens öffentlich, noch nicht mit Serenen vermählt. Zum Glück sind die geliebten Personen beyde in Norwegen und beyde an einem Orte. Wozu war denn also dieser Wettstreit nöthig? Canut bekommt seine Braut darauf wieder, aber nicht seinen Vater, er überläßt diesen ganz geruhig seinem Schicksal, vermählt sich mit seiner Prinzeßin und da ihm diese wieder entführt wird, so trifft es sich, daß Vater und Schwiegertochter abermals in England, als Gefangene des Königs Ethelred, zusammen kommen. Durch Vermittelung des Ulfo entwischt Serene, darüber wird Ethelred grimmig böse, läßt Canuts Vater mit seinen grauen Silberhaaren auf eine hohe Felsenzinne führen, von welcher er in dem dänischen Lager gesehen werden kann, läßt die Wache das Schwerdt über ihn zücken und droht ihn niedermachen zu lassen, woferne Serene ihm nicht wieder ausgeliefert würde. Welche meisterliche Situation zu einem neuen Wettstreit der kindlichen und ehelichen Liebe! Wozu wird sich Canut entschliessen? Soll er den Vater oder die Gemahlin aufopfern? Keins von beyden, der Held läßt sich auf nichts ein als auf Wehklagen über sein felsenhartes Schicksal, überhaupt macht derselbe in dem ganzen Buche eine erbärmliche Figur. Der V. hat aber zu rechter Zeit einen Klopffechter bey der Hand, der sich mit seiner Bande auf die Felsenspitze zu schleichen weis, der Wache des gefangenen Königes in der Geschwindigkeit die Köpfe herunterputzt und dadurch den langwierigen Wettstreit der kindlichen und ehelichen Liebe glücklich endigt.

Um das Buch noch eckelhafter zu machen, läßt der V. seine Helden die abgeschmackte tragische Sprache reden, die vor dreyßig Jahren auf dem deutschen Theater Mode war, so unfehr in dem Tone:

Prinzeß du liebst mich nicht? Gut, so erstech ich mich!

Lf.

7. Weltweisheit.

D. Christian August Crusius, Prof. Primar. zu Leipzig, des Hochstifts zu Meißen Prälaten und Domherrn u. s. w. kurzer Begriff der Moraltheo-

logie oder nähere Erklärung der praktischen Leh des Christenthums. Erster Theil. Leipzig, b rich Christian Saalbach, 1772. gr. 8. 880

Dieses Buch ist aus den Vorlesungen des Verf. über theologische Moral entstanden, und auf vielfältiges wiederholtes Verlangen, vermuthlich seiner vormaligen hörer, herausgegeben. Diese werden auch hier ohne die großen Erwartungen, die sie sich, wie der V. in der rede meldet, von seinen Vorlesungen gemacht hatten, men erfüllt finden. In der That muß man ein Schüler V. seyn, und seinen eigenthümlichen philosophischen sätzen beypflichten, um in dieser theologischen Moral rakteristische und den Reichthum im Vortrage, so nem Buche als besondre Vorzüge beyzulegen als in andern Compendien der Moraltheologie zu Ein Leser, der mit dem V. über seine philosoph sätze nicht einig ist, wird bey allem dem Guten und ren, das er hier, so wie in andern Schriften gle finden wird, doch durch eben diese vorausgese setzter philosophischen Lehren und theologischen Hypot hindert, an dieser Moral Geschmack zu gewinnen, sie nicht für vorzüglich brauchbar erkennen können. gestehen, daß ich mich gleichfalls in dieser Lage befinde. ist es insonderheit anstößig, daß der V. die wichtige L der Tugend so ganz auf seine von vielen Philoso tene Grundsätze, und zwar vermittelst einer Schließart bauet, daß ein Leser, der jene nicht zu und an dieser nicht gewöhnt ist, aus seiner Tugendl oder nichts zu machen weis. Ich werde mich bemü ses Urtheil zu beweisen. Seine etwanige Prüfung ers tigsten Sätze, des zweyten Capitels von der Tugend, hiezu Gelegenheit geben.

Laßt uns zuerst den Begriff des V. von der Tugend anse hen. Die Tugend ist die Uebereinstimmung des ganzen Zus standes und alles Thuns und Lassens eines vernünftigen Ge schöpfes mit dem gebietenden Willen Gottes, oder mit dem Gesetze. Die Verbindlichkeit zu dieser Tugend gründet der V. lediglich auf die Dependenz von Gott, d. i. wir sind verpflich tet, ihm zu gehorchen, weil wir alles, was wir sind, haben und vermögen, von Gott haben, und ihm schuldig sind. Das Hauptgesetz ist, Gott über alle Dinge zu lieben; es ist also die Tugend derjenige Gemüthszustand des Menschen, da er Gott

seis

seinen Herrn über alles und von ganzem Gemüthe liebt, und sich hiezu verbunden erkennet. Diesen Begriff hält der V. für charakteristisch, denn der Gehorsam um der Dependenz willen, als der unbestimmte Begriff, erhalte durch die Liebe zu Gott eine Bestimmung. — Ich kann nicht einsehen, wie der erste unbestimmtere Begriff von der Tugend durch die Liebe zu Gott, wie sie der V. erkläret und gebraucht, näher bestimmt werde, die Liebe soll eine Vereinigung der Geister seyn, und dieser figürliche Ausdruck wird weiter dadurch erklärt, daß die Vereinigung der Geister dadurch geschehe, und alsdann statt finde, wenn einer dasjenige will, was der andere will, darum weil es dieser will. Das ist also ja nichts mehr und nichts weniger, als die obige Uebereinstimmung unsers Willens mit dem göttlichen Willen, Gehorsam ist Liebe, und Liebe ist Gehorsam. Ich lasse die Folgerungen weg, die der V. aus der Liebe zu Gott herleitet, und die er allenfalls eben so gut auch aus der bloßen Pflicht ihm zu gehorchen hätte herleiten können, auch übergehe ich die weitere Entwickelung des Begriffes vom Gesetze, um auch die Theorie des V. von Belohnungen und Strafen anzuführen. „Ein jedes Geschöpf,„ heißt es, „muß „Belohnungen und Strafen haben, d. i. auf den Gehorsam „gegen das Gesetz müssen andre Folgen, als auf den Ungehorsam erfolgen; und im ersten Fall müssen es angenehme, im „andern entgegengesetzte Folgen seyn, denn der gebietende „Wille eines Oberherrn kann nicht ohne Folgen seyn, weil er „sonst vergeblich, mithin der Gesetzgeber nicht weise wäre. „Da nun durch den Gehorsam der Wille des Herrn geschieht, „und keine Weisheit ohne Güte ist, so muß der Gehorsam angenehme Folgen haben. Und da nicht eben dieselbigen Folgen auch der Ungehorsam haben darf, so hat er entgegengesetzte, welche in dem Mangel des Guten, das den Willen „des Gehorchenden vergnügt, und in entgegengesetzten Empfindungen vor das Gemüth, und die Triebe des Ungehorsamen bestehen müssen.„ Um sich in diese Theorie einigermaßen zu finden, muß man merken, daß der V. so wenig den Begriff des Gesetzes als der Strafen aus dem bürgerlichen Rechte herleitet, als zwischen welchem und dem göttlichen Rechte zu gebieten und zu strafen, gar keine oder nur eine sehr schwache Aehnlichkeit statt finde. Gott, als dem einzigen eigentlichen Gesetzgeber, kommt, seiner Meynung nach, die Rache, oder das Recht zu strafen, als ein Majestätsrecht, d. i. als ein Vorrecht seiner unabhängigen Hoheit ursprünglich allein zu. Die Gerechtigkeit der bürgerlichen Strafen aber

ist in der Ableitung des Rechts zu strafen von Gott gegründet, und diese Strafen sind nur insoferne eigentliche Strafen, so weit diese Gründe reichen, diese Gründe aber können nicht weit reichen. Denn weil die Absicht, warum menschliche Herrschaften sind, die gemeine Sicherheit und Wohlfahrt sey, so werden die menschlichen Strafen als Mittel der Sicherheit der Gesetze ordentlicher Weise angewendet. Dergleichen Mittel aber hat Gott, wie der V. ferner behauptet, nicht nöthig, sondern er könnte die Sünde selbst wehren, wenn er nicht weise Ursachen hätte, warum er bey der willkührlich vorgenommenen Schöpfung, und bey dem Plan, den er ausführet, solche Geschöpfe, die sündigen werden, erschaffet, und sie alsdann strafet, und in einer solchen Einrichtung des Ganzen eben reichlichere Gelegenheit findet, die Vollkommenheit seines Wesens und seiner Herrschaft zu offenbaren, und diese Offenbarung dadurch desto mannichfaltiger und vielfacher nützlich zu machen — Dieser Begriff von Strafen ist ganz willkührlich, auf keine Analogie gegründet, und kann blos aus einigen übel verstandnen Schriftstellen, dahin auch gewiß die vom V. angeführte Röm. 9, 22. 23. gehöret, gefolgert seyn. Doch hievon ein mehrers, wenn wir nun zur Prüfung des Beweises kommen, den der V. für seine Tugendlehre anführet. Ich will die Worte des V. hersetzen, und denselben einige Anmerkungen beyfügen.

„Zum Grunde wird gelegt; Gott ist das allervollkommenste „Wesen, und darum ist ihm auch das Wollen der Vollkommenheit wesentlich,„ der letzte Satz ist zweydeutig. Er kann so viel sagen: Gott will ausser sich und insonderheit in seinen vernünftigen Geschöpfen, eben eine solche und eben eine so große Vollkommenheit, als er selbst besitzt. Dann ist der Satz offenbar ungereimt, denn eine unendliche Vollkommenheit, die weder Vermehrung noch Verminderung zuläßt, ist bey keinem Geschöpfe möglich. Oder er heißt so viel: Gott will, daß seine vernünftigen Geschöpfe immer vollkommner werden, und von der niedrigsten Stufe derselben, bis zu immer höhern hinaufsteigen sollen. Die Natur eingeschränkter Geister, die das, was sie seyn können und sollen, nicht auf einmal sind, sondern nur nach und nach werden müssen, leidet keine andre Vollkommenheit, und Gott kann keine andre wollen. Und wenn er diese Vollkommenheit will, so muß er sie auch durch alle dienliche Mittel, wohin auch Belohnungen und Strafen gehören, befördern, und wenn er durch Strafen diese Vollkommenheit hinderte, so würde er wider sein Wollen der

Voll-

Vollkommenheit handeln. Am wenigsten wird er eigentliche Rache an diesen Geschöpfen ausüben, weil sie erst unvollkommen gewesen, ehe sie vollkommner geworden. Dieser erste Satz des V. enthält also, wenn er richtig verstanden wird, die Widerlegung alles dessen, was daraus gefolgert werden soll — „Daraus folget, wenn Gott eine Welt erschaffet, „so müssen freye Handlungen darinn geschehen, und etwas das „durch freye Handlungen erreicht wird, muß der Zweck der „Schöpfung seyn, denn sonst thäte Gott alles selbst, und es „wäre das Daseyn der Welt, in Ansehung Gottes, selbst vergeblich, inmaßen weder sein Verstand noch seine Seeligkeit, „etwas dadurch gewinnen kann.„ Wenn dieser Satz aus dem ersten folgen soll, so müßte erst bewiesen seyn, daß eine Welt, worinn freye Handlungen, nach der Definition freyer Handlungen, wie sie der V. angiebt, geschehen, vollkommener sey, als eine Welt, worinn alle Handlungen von Gott bestimmt werden. Diesen Beweis hat der V. hier nicht geführt, und ich halte ihn auch nicht für möglich, wofern man nicht von Vollkommenheit einen ganz willkührlichen und widersinnigen Begriff annehmen will. Ob Handlungen, die von Gott bestimmt, aber durch des Menschen eigne Thätigkeit vollbracht worden, wobey er sich dieser seiner Thätigkeit bewußt ist, und wodurch er sich selbst vollkommen oder unvollkommen machen kann, ob diese des Menschen oder Gottes Handlungen genannt werden sollen, läuft auf einen Wortstreit hinaus. Im gemeinen Leben nennt man sie eigne Handlungen eines Menschen, wenn sie gleich von aussen bestimmt werden, und in der Sache selbst macht dies gar keinen Unterschied. Wenn es nun unleugbar ist, daß zur Glückseligkeit der Geschöpfe solche freye Handlungen nicht nothwendig sind, so war also auch dann, wenn in der Welt keine freye Handlungen geschehen, die Schöpfung derselben in Ansehung ihrer nicht vergeblich. Allein in Ansehung Gottes soll in diesem Fall das Daseyn der Welt vergeblich seyn, inmaßen weder sein Verstand noch seine Seeligkeit dadurch gewinnen. Und wollte denn Gott, daß sein Verstand und seine Seligkeit dadurch gewinnen sollten? wollte er, daß seine Erkenntniß durch die freyen Handlungen seiner Geschöpfe erweitert und berichtigt, und seine Zufriedenheit vermehrt werden sollten? dies weis ich mit Gottes Allwissenheit, Allgenugsamkeit und Unveränderlichkeit nicht wohl zu vereinigen. Doch dies bey Seite gesetzt, frage ich, wußte Gott die freyen Handlungen, das Resultat der Freyheit, vorher oder nicht? Wußte er sie vorher, so konnte sein Verstand

sie uns die stärksten sind, zu widerstehen, und wenn die schwächern sind, zu weichen)„ welches demnach nur durch einer herrschaftlichen Regierung fähig wird„ ja, herrschaftliche Regierung und Nachstrafen üben, e[in]; aber gerade das Gegentheil, wenn dies Wort so [be]deutet, als seine Absichten oder seinen Willen an andern [du]rch erreichen, alsdann nemlich sind freye Geschöpfe [die] ganz unregierlich. „Einen jeden determinirten Zweck „die Freyheit unsicher machen, und nur das m[a]te ihn ausbleiblich und ganz sicher, wenn er recht m[ö]lich minirt ist.„ Gott kann also, wie eben ange[nom]men weder Laster noch Tugend, weder Glück noch Unglück freyen Geschöpfe zum Zwecke sich vorsetzen: er [müs]se Freyheit und freye Handlungen um ihre, o[der] um sein selbst willen. Indessen wußte er das Resultat dieser Freyheit vorher, so war es unmöglich die Anlage zu [dies]en Geschöpfen diese Freyheit zu schenken, ohne zu Erfolg zu wollen. Allein nach den Voraussetzungen konnte Gott diesen Erfolg nicht vorhersehen, denn [wenn] er unsicher war, daß ihn ein Weiser sich nicht zum [Zweck] kann, so kann ihn dieser Weise auch nicht als [gewiß] sicher vorher wissen. Kann er aber dies, so kann [er] zum Zweck haben. — „Die freyen Geschöpfe [müssen] „künftig und eines Vergnügens fähig seyn müssen.„ lich, sonst hätte ihnen beydes, das treibende und das [hemmende] Principium gefehlt. Aber durch diese beyden [Dinge] auch ihre Natur zu ihrer Glückseligkeit hinlängl[ich] und sie bedürfte keiner besondern von der Vernunft nen Freyheit; daß es aber Gott bedurft habe, d[ie] sonst entbehrliche Zugabe beygelegt würde, dies [wäre] die Gottheit erniedrigender Gedanke zu seyn — [Aber] „sicht des Schöpfers muß auch wirklich seyn, die „glücklich zu machen, weil ihnen sonst die Fähigk[eit] „gnügen umsonst gegeben wäre.„ Dies wäre terminirter Endzweck Gottes, und der kann, [wie] eben behauptet hatte, mit der Freyheit nicht [bestehen] sich also zu widersprechen, woferne m[an] Meister im Distinguiren ist, einen si[ch] Endzweck und Absicht im Sinne behalten hat. sen Fähigkeit zum Vergnügen läßt es sich au[ch] daß der Schöpfer die Absicht gehabt, die V[ölker] zu machen, so wenig sich das Gegentheil [daraus] zum Mißvergnügen schließen läßt. [Es] seyn soll, so muß man zeigen, daß die [Fähigkeit]

zum Vergnügen gröſſer und überwiegender, daß die Gegenstände und Gelegenheiten, wodurch der Trieb zum Vergnügen gestillet wird, zahlreicher und häufiger sind u. s. w. „Mit„den Geschöpfen, welche selbst Endzwecke Gottes sind, muß„er die Absicht haben, daß sie auf eine moralische Art in ein„gewisses Verhältniß mit ihm kommen; sonst würde er bey„ihrer Schöpfung keinen finem formalem gehabt haben, und „dieses Verhältniß muß ein solches seyn, wobey auf Seiten „der Kreaturen Gehorsam gegen Gott und Liebe zu Gott ihre „herrschende Endzwecke seyn. Denn andrer Gestalt ist kein„Verhältniß der Kreaturen gegen Gott möglich, das nicht„eine Unvollkommenheit wäre.„ Diese Absicht Gottes, daß seine Geschöpfe mit ihm in ein gewisses Verhältniß kommen sollen, kann, nach den obigen, kein determinirter Endzweck seyn. Es ist also eigentlich nur der Wunsch, aber der unkräftige Wunsch Gottes, ein Wollen, dessen Vollbringung er nicht gewiß und sicher machen kann. Bey dem Grunde, daß ein jedes anders Verhältniß als Gehorsam und Liebe, Unvollkommenheit seyn würde, kann man fragen, ob für Gott oder den Menschen? Wenn es für Gott seyn sollte, so müßte man zugestehen, daß Gott dadurch unvollkommner würde, wenn die Menschen nicht in ein solches Verhältniß mit ihm kämen. Dies wird der V. schwerlich behaupten, denn so würde die Vollkommenheit Gottes von dem Gebrauche eines sehr zweydeutigen Dinges, nemlich der menschlichen Freyheit abhängen. Also für den Menschen würde ein jedes andere Verhältniß Unvollkommenheit seyn. Unvollkommenheit läßt sich von Mißvergnügen und Unglückseligkeit nicht trennen. Folglich würde der Mensch zum Gehorsam und zur Liebe gegen Gott bestimmt seyn, weil der Mensch sonst auf keine andre Weise vollkommen und glückselig werden kann. Folglich ist Vollkommenheit und Glückseligkeit des Geschöpfes der Grund, warum Gott von demselben Gehorsam und Liebe fordert. Dies giebt eine Theorie von der Tugend und der Verbindlichkeit zu derselben, die der vom V. vorgetragnen und seiner Meynung nach, erwiesenen völlig widerspricht. Soll aber Vollkommenheit oder Unvollkommenheit hier nicht Beziehungsweise genommen werden, so ist es ein leeres Wort. Eine Vollkommenheit oder Unvollkommenheit, die keinem empfindendem Wesen wozu hilft oder schadet, wodurch kein Zweck erreicht oder vereitelt wird, hat keine Regel, kann aus nichts beurtheilet werden, kann keinem vernünftigen Wesen zu einem Bewegungsgrunde dienen, und heißt nichts. — „Demnach„ so faßt der V. seine ganze Argumentation zusammen „wird eine jede Welt von Gott

ein rechtmäßiges oder unrechtmäßiges Verhältniß zu kommen, muß es sich Schuld zuziehen aber auch Verdienst erwerben können. Sollte hievon irgend ein Zeitpunkt seines Daseyns ausgenommen werden, so muß es vermöge eines willkührlichen Rathschlusses, eines Machtspruchs und durch ein Wunderwerk geschehen. Allein dies würde in Ansehung ewiger Strafen so wenig dem wesentlichen Wollen der Vollkommenheit gemäß seyn, daß vielmehr eben darum, weil Gott die Vollkommenheit seiner Geschöpfe will, ewige und eigentliche Nachstrafen von Gott nicht zu vermuthen sind, denn diese Strafen verhindern die Vollkommenheit des gestraften Geschöpfs, und ihre unwiderrufliche Festsetzung muß Unvollkommenheit, Ungehorsam und Empörung gegen Gott verewigen, da zu gleicher Zeit in der Strafe selbst, wie der V. gestehet, keine Vollkommenheit ist, die Gott gefallen könnte —

Dies mag zu einer Probe dienen, wie die Philosophie beschaffen ist, die der V. seiner Moraltheologie untergelegt, und wie er die Wahrheiten, die ihm die Vernunft hergab, dabey zu nutzen gewußt hat. Ob er die andere Quelle moralischer Wahrheiten, ich meyne die heil. Schrift, besser genutzt hat, ob seine Schriftauslegungen gründlicher und die daraus hergeleiteten Folgerungen richtiger sind, hierüber enthalte ich mich zu urtheilen, weil es mir an Muße und Raum gebricht, das Urtheil, das ich darüber fällen würde, mit Gründen zu unterstützen. Vielleicht findet sich hiezu Gelegenheit bey der Anzeige des zweyten Theils dieses Werks. —

Bf.

Beyträge zur geheimen Geschichte des menschlichen Verstandes und Herzens. Aus den Archiven der Natur gezogen. Erster Th. 272. S. in 8. Zweyter Theil, 232. S. Leipzig, bey Weidmanns Erben und Reich, 1770.

Umständlicher Anzeige und Kritik bedarf wohl ein Werk, das schon vor einigen Jahren mit allgemeinem Beyfall aufgenommen worden, jetzo nicht erst von uns; allein Bemerkungen eines Freundes und fleißigen Lesers aller Wielandischen Schriften möchten sowol dem V. als einigen Stimmen in Publiko, nicht ganz unangenehm seyn. Diese Schrift enthält nicht sowol Beyträge zur geheimen Geschichte des menschlichen Herzens, die auch selbst vor der Erscheinung Feinsons nicht

mehr

mehr geheim war, als vielmehr Raisonnements über einige neuere philosophische Systeme oder Einfälle. Und da es Hn. W. erlaubt war, über Rousseau, Swift, u. s. w. seine Meynung zu sagen, so nimmt sich hier einer seiner Freunde die Freyheit über seine Bemerkungen von neuem zu bemerken. Herr W. ersucht seine Leser sehr oft, seine Schriften vor Abdrücke seines Geistes anzusehen. Ein Mann von seinem Charakter darf diese Bitte getrost und öffentlich thun, ohne daß er im geringsten dabey verliehrt, wann ihn seine Leser beym Wort halten. Wir wollen also seiner Erinnerung jetzo folgen, und bloß aus diesem Gesichtspunkt, den er uns vorgezeichnet hat, diese Produktion seines Geistes beurtheilen. Uns dünkt, auch hier so gut als in seinen älteren Schrifften das sanftwärmende und weitscheinende Licht des Enthusiasmus durchzublicken, das gewiß den ersten Grundstoff seiner geistigen Organisation ausmacht, und das ihn auch nie verlassen wird, er mag die Dekoration so oft verändern als er will. Daher die öftere poetische Ergiessungen seines Herzens von Erhöhung menschlicher Natur, allgemeiner Glückseligkeit, Verbesserung des moralischen Erden-Runds durch Gesetze, Einrichtung u. s. w. Er kommt zwar geschwind davon zurück; denn es ist nicht mehr der Jüngling, der im Hayn zu Delphi in spekulativer Betrachtung platonischer Schöne sich verirrt. Er ist in den Armen einer Bacchidion, oder in dem Umgang einer Danae längst entgeistert worden. Indessen bleibt die erste Anlage zu einen καλος κἀγαθος auch in dem geschäftigen Leben zu Athen; er wünscht überall akademische Hayne und friedsame Colonien aufblühen zu sehen, ob gleich öftere Erfahrungen seinem Verstande sagen, daß diese Bruder-Innung nie unter Menschen statt haben werde. Die Natur gab ihm nicht das tiefe Propheten-Gefühl eines Socrates, weil er vor Kaisern, Priestern und Damen auftreten sollte. Er ward beruffen, als Xenophon öffentlich sich auszureden, und da mag es ihm erlaubt seyn, daß ihm die menschliche Natur als eine Aspasia, eine Freundin Aristipps, erscheine; er verirre sich mit ihr ins Bad, werde der Vertraute ihrer geheimsten Reitzungen, und lache unter ihren Liebkosungen des stoischen Regulus und Cato. Allein wenn ihr einer seiner Freunde unter anderer Bildung beywohnt, so vergesse er auch nicht der Toleranz seines Aristippischen Systems, und des bon ton — sollte er auch über so wunderliche Menschen lachen wollen, als Rousseau und Swift seyn mögen. Unsere Leser sehen aus diesen letzten Zeilen, wie ansteckend das Beyspiel

gesetzte Wirkung. Wären Alexander und Pyrrhus überzeugt gewesen, daß Schmaussen und Wohlleben die höchste Glückseligkeit ausmachen, so würden sie da angefangen haben, wo sie aufhören. Wenn man aber annimmt, die einzige Glückseligkeit des Menschen in Freude und Traurigkeit sich darauf einschränke, daß er freyen Gebrauch aller Kräffte habe und äussern könne, so erklärt sich alles von der Ruhe des Kindes in der Ammenstube bis zu den Freuden anders. Daß die wildeste Nationen, die [illegible] und Bewegung kennen, auch den Schmaussen [illegible] dies wird wohl niemand wunderbar finden, der [illegible] hat, was Arbeit und Ruhe ist. Die Begriffe der [illegible] vom Paradiese, oder dem Zustand jener Welt, sind [illegible] ganz einerley, wie man wol beym ersten Anblick [illegible] te. Die Helden Ossians, die noch in jener [illegible] jagen, sind wohl von dem Nachfolger des [illegible] he schieden, der sich unter Orangenbäumen von [illegible] bedienen läßt. Allein Weiber, Speise und Trank [illegible] wol alle nicht davon ausschliessen, da sie sich die Fortd [illegible] ses Paradieses nicht so gut, wie wir aus der Ont [illegible] sen konnten. Nach S. 195. „ist Freyheit v[illegible] „Sorgen und Geschäfften, und der Genuß [illegible] „pfindungen der Sinne und des Herzens von je[illegible] „Glückseligkeit gewesen, nach der alle Menschen gestre „ben, und die Uebereinstimmung aller Völker k[illegible] „die Stimme der Natur selbst angesehen werd[illegible] „der gröſeste Theil der Uebel, welche die Men[illegible] „haben, und noch drücken, sind durch die M[illegible] „laßt worden, womit man diesen Uebeln abzuhelfen „hat.„ Also alles, was jeher von inspirirten gern, Propheten und Helden, zu Umschaffung der gedacht und unternommen worden, das ward bis zu Friedrichs Zeiten zu Abwendung vom Sorgen, zum Genuß angenehmer Empfindung der des Herzens gedacht und unternommen! O Aristipp! S. 229. schließt Hr. W. mit [illegible] „Religion, Philosophie, und die liebenswü „Musen es endlich dahin bringen würden — „liche Nation von Menschen zu machen, „Namen, keine Wortstreite, keine Hirngeb „sches Gebalge um einen Apfel u. s. w.„ gern dern alle mit einander in Ruhe und Friede [illegible] Schüssel der lieben Mutter Natur sitzen —

haben nichts gegen dieſen Wunſch, allein wir danken Gott, daß wir die Dinge dieſer Welt ſo anſehen, daß wir ihn zu unſrer Glückſeligkeit völlig entbehren können.

Aus allen dieſen erhellet, daß wir und Herr W. durch ein ganz verſchiedengefärbtes Glas ſehen. Alſo, alles was wir gutes und ſchönes von ſeinem Koxkox ſeiner Kikequezal, ſeinem Abulfaouris, dem Prometheus, und wie ferner die Maſchinerey dieſes Werks heiſſen mag, ſagen können, beläuft ſich dahin, daß wir ohngeachtet der öftern Verſicherungen amüſirt zu werden, uns ſelten in unſrer Hofnung betrogen haben, daß man den Meiſter der Compoſition, in der Kenntniß ſeines Auditoriums, den Styl, u. ſ. w. nirgends verkennt, und daß wir dieſe Philoſophie für Weltleute, und Bonzen aller Gattung, für die ſie beſtimmt war, in ihrer Art ganz gut halten. — Alle unſre Erinnerungen können im Ganzen nur einigen Philoſophen im Winkel behagen, die einer längſt unter dem Namen der Waldbrüder beſchrieen hat.

Um.

8. Mathematick.

M. Chr. B. Funckens Anfangsgründe der mathematiſchen Geographie zum Gebrauch in Schulen. 1771. 8. Leipzig, bey Cruſius, 14½ Bogen 5 Kupferbl.

Der Verfaſſer giebt in der Einleitung ſo viel an, als etwan nöthig iſt, ſich die Figur und Größe der Erde vorſtellig zu machen. Die Ordnung des Vortrages hiebey iſt nicht gleichgültig und auch nicht leicht ſo zu treffen, daß man nicht vorausſetze, was erſt aus dem folgenden berichtigt werden kann. Aus dieſem Grunde werden wir die von dem Verfaſſer gewählte Anordnung der Lehren und Sätze nicht allzuſtrenge beurtheilen. Indeſſen hätten hin und wieder die Ausdrücke richtiger ſeyn können. Z. E. wenn §. 5. geſagt wird, die Schwebung der Erde beſtehe in einem Kreislaufe, ſo ſtößt letzteres das erſtere um, denn was blos ſchwebt das läuft nicht. Im 11 §. S. 10. heißt es, der Circul habe ungefehr ſo viel Quadratfläche als der vierte Theil des Produkts aus dem Durchmeſſer in den Umkreis angiebt. Es muß aber hier das

Wort ungefehr ausgestrichen oder ausdrücklich gesagt werden, daß es nicht von dem Satze, sondern von dem in Zahlen n genau angeblichem Verhältniß des Durchmessers zum Umkr herrühre. Eben diese Erinnerung findet S. 11. 12. in sicht auf die Bestimmung des körperlichen Raums der K statt, wo die Worte, ziemlich genau weggestrichen, oder nigstens auf das bezogen werden müssen, was sie ei veranlaßt. Dieses letztere wird durch das Wort l a nicht deutlich genug angezeigt. Im §. 14. ist n a macht, daß der Himmel die Gestalt einer hohlen K l hat. Denn er scheint dem Auge ein sehr flaches oder gedrucktes Gewölbe zu seyn, wovon Smith in sei s die Ausmessungen angegeben. Dieses macht, daß n weisen nicht so unmittelbar befugt ist, die Erde in M punkt dieser hohlen Kugelfläche zu setzen. Man m mehr daran halten, daß jede scheinbare Größe durch Winkel bestimmt wird, deren Maaß durch Theile der fläche ausgedrückt werden kann. Indessen hält sich der fasser bey dieser scheinbaren Gestalt nicht auf, sondern gleich darauf bessere Beweise. Im 2ten Abschnitte der Himmelskugel, deren Verfertigung und den menden Aufgaben, gehandelt, auch eine Tafel von der phischen Länge und Breite sehr vieler Orter gegeben, die muthlich aus den Hell'schen Ephemeriden gezogen, und Leipziger Mittagskreis eingerichtet ist. Auch kömmt im Abschnitte eine Tafel der Abweichung der Sonne für jede tel Grade, ingleichen eine Tafel für die Größe der der Parallelkreise vor. Der V. betrachtet in diesem die künstliche Erdkugel und die dahin einschlagenden Im 4ten Abschnitte wird der Mond und überhaupt gebäude betrachtet, sofern der Mond ein Begleiter ist, die Erde aber mit zum Weltgebäude gehört, ihre Stelle hat. Der 5te Abschnitt handelt von der Erdkugel auf einer ebenen Fläche, und zugleich umständlich den Gebrauch solcher Entwerfungen sonders der Planisphärien ab. Dieser Gebrauch lerdings besonders abgehandelt zu werden, wer Gebrauche der Erd- und Himmelskugel in vi schieden ist, ungeachtet im Grunde betrachtet ley A ben dabey vorkommen.

D.

A.

J. W. A. Hunrichs praktische Einleitung zum Deich- Siel- und Schlengenbau. 2ter Theil. 1771. Braunschweig, bey Forster, 8. 2 Alphab. 8 Kupferbl.

Dieser zweyte Theil bekräftigt überhaupt das Urtheil so in der allg. d. Bibl. bereits in Ansehung des ersten gefällt worden. Der Inhalt ist kurz folgender. Cap. I. Vom Strome und darinn entstehenden Abbruche und Anwachse. Eine meistens physischmechanische und aus Erfahrungen erlangte Theorie der Abbrüche und Anwüchse. Cap. II. Von den Mitteln wider den Abbruch. Ganz praktisch, wo auch zum Theil das juridische in Ansehung der Besitzungen mitgenommen wird. Cap. III. Von den Mitteln zur Beförderung des Anwachses. Ebenfalls ganz praktisch. Cap. IV. Wie die Fahrbarkeit eines Flusses zu erhalten. Dieses wird in Ansehung der Vertiefung und der Erweiterung des Bettes, endlich auch in Absicht auf das Eis angezeigt. Das eigentlich mathematische kömmt in diesem zweyten Bande, so wie im erstern, so viel als gar nicht vor. Indessen ist es von solchen, die sich um den Deichbau umsehen wollen, oder Amts halber müssen, nicht wohl zu übergehen, und werden sich diese also in andern Schriften, besonders aber in Brahms Anfangsgründen der Deich- und Wasserbaukunst Raths erholen müssen.

Sw.

Fr W. Gerlach kleine Erdbeschreibung, darinn die Erklärung der Erdkugel ihrer Cirkul und deren Nutzens geometrische Ausmessungen der Erde, der Grund richtige Landcharten zu machen, der vornehmsten Oerter Lage oder Grade, ihrer Länge und Breite und andere Eigenschaften, wie auch der Länder Lage, Klima, größte Tageslänge, Größe, Abtheilung, Fruchtbarkeit, Seltenheiten, Religion, Handlung, Regierung, Macht ꝛc. enthalten sind. Zum Gebrauche der K. K. Ingenieurakademie. Wien, in der Ghelenschen Buchhandlung, 1772. 8. 43½ Bogen 7 Kupferbl. Titelkupf.

Die Absicht dieses Buches, da es für künftige
dienen soll, mag dessen Einrichtung hinlänglich re
tigen, weil der mathematische Theil der Erdkunde, der die
zeichnung der Landcharten und einzelner Distrikte
ziemlich darinn mitgenommen ist, und der Verfasser
ders bey dem Verfahren aufhält, nach welchen der P. Li
nig und andere ganze Grade des Mittagskreises ausg
haben. Bey der Beschreibung der Länder und S
er jedem Orte seine geographische Länge und Breite bey, so
er sie bey dem Riccioli und andern hat finden können.
bringt auch die Oerter, deren Lage genauer bestimmt ist.
eine besondere Tafel, die größtentheils aus den astr
Jahrbüchern, Ephemeriden, Connoissance du tems etc.
nommen. Aus dieser letztern Tafel hätten nun freylich
Landcharten besser können orientirt, und auf denselben gel
Mittagskreise und Parallelen des Aequators gezog
durch das erstere sehr weitläuftige Verzeichniß ge
richtigt werden. Der Verfasser betrachtet sodann da
liche Geschlecht in Absicht auf dessen Fortpflanzung,
rung, Grade der Sterblichkeit. Giebt sodann Ne
von der Größe der Länder, und fügt eine Anleitung
tistischen Kenntniß derselben bey. Statt des Registers
men Fragen vor, die sich auf jede §. §. beziehen, und den
lingen zur Wiederholung dienen können.

J. G. Hübners Gedanken von Verbesserung der Magnetnadel bey der Boußole. Halle, bey Hem merde, 1772. 2 Bogen in 8.

Man verlangt von einer Magnetnadel, daß sie sehr beweglich sey und ihre Schwankungen fortsetze, bis sie kleiner als eine Minute eines Grades werden. Denn stünde sie bey ganzen Graden schon stille, so würde sie bis auf einen Grad und mehr, unzuverläßig seyn. Um sie demnach so empfindlich zu machen, als immer verlangt werden kann, muß die Nadel nicht nur stark bestrichen seyn, sondern, wenn es immer möglich ist, sich auf der Spitze des Stiftes gar nicht reiben. Hiezu schlägt der Verf. vor, daß man das Hütgen von Glas machen soll. Um dieses nun nicht so ganz kurz zu sagen, durchgeht er erstlich die verschiedenen bey dem Feldmessen gebräuchlichen Instrumente, und besonders das Meßtischgen, das Astrolabium und die Boußole, und beurtheilt sie meistens nach Penthers praktischer Geometrie. Sodann führt

er

er aus Muſchenbröck an, was Paaw und Smeaton an der Magnetnadel zu verbeſſern geſucht haben, welche beyde den Agath brauchen. Dieſer ſcheint dem Verf. zu weich, und daß mit ſchlägt er Glas vor. Dieſer Vorſchlag iſt aber auch nicht neu, da man ſchon vor wenigſtens 30 Jahren gläſerne Hütgen an Sonnenuhren angebracht hat, die auf runden Stückchen von Chartenblättern, gezeichnet ſind und durch eine Magnetnadel nach der Mittagslinie gedreht werden. Den Stift läßt der Verf. von Meßing ſeyn. Man kann ihn aber ohne Bedenken von Stahl machen; nur muß man zuſehen, daß die Nadel nicht etwann in der Mitte einen dritten Pol habe, welcher den Stift ſelbſt magnetiſch und die Bewegung der Nadel unordentlich machen könnte.

I. Bequeme Münztabellen von verſchiedenen Sorten, als Laubthalern, Carolinen, Maxd'or, Ducaten, Souverainsd'or, auch von feinem Golde und Silber, alles gegen jetzige Leipziger Wechſelzahlung, in Louisd'or à 5 Thlr., reducirt. Leipzig, bey Breitkopf und Sohn, 1772. 80 Seiten in groß Octav oder klein Quart.

II. Tabelle wie in Hamburg der Cours in Louisd'or ſteigt und fällt, und ſich gegen Hamburger Bancogeld, und wiederum gegen Louisd'or à 5 Thlr. von 1 Pfund bis 1000 Pfund berechnet, accurat verhält, ingleichem wie Bancogeld gegen Louisd'or ſteigt und fällt. Göttingen und Gotha, bey Dieterich, 1772. 6 halbe Bogen in 8.

III. Tabellen, woraus zu erſehen, wie nach dem Leipziger Werth die Carolinen zu 6 Thlr. 8 ggr. Louisd'or zu 5 Thlr., und Ducaten zu 2 Thlr. 20 ggr. gegen Frankfurter Werth die Carolinen zu 11 fl., Louisd'or zu 9 fl., und Ducaten zu 5 fl. gerechnet, von 1 Heller an bis 1000 Gulden ſich verhalten; Und wiederum, wie ſich oben erwehnte Goldſorten in Frankfurter Werth, gegen den Leipziger Werth, von 1 Pfenning an, bis 1000 Thlr. verhalten.

Göttingen und Gotha bey Dietrich, 1772. 3 Bogen in 8.

Es geht den Handelsleuten wie den Mathematickern. sie gleich ihre Zahlen ganz wohl berechnen können, ben sie es doch gerne, wenn sie dieselben durch bloßes schlagen sogleich finden können. Dieses veranlaßte schon dem bey Schüblern den Einfall, ein allgemeines Lexicon zu schreiben, welches aber bey ihm in eine wohl angeordnete Multipliciertafel ausartete. Wir dreyerley Arbeiten zum Behuf derer, denen am Frankfurter und Leipziger gemeinen und Geldsorten gelegen ist, oder die oft darüber zu Die von Wort zu Wort hergesetzten Titel zeigen genug an, was in diesen Tafeln zu suchen ist. nauigkeit der Tafeln haben wir nicht gut zu Rechtswegen soll daran nichts fehlen. Aus der Tabelle angegebenen Taxe der Goldsorten schliessen daß in Frankfurt 765 Carlinen, 935 Louisdor und Ducaten, hingegen in Leipzig 765 Carlinen, 969 Lou 1710 Ducaten gleichen Werth haben, welches natürli theils von der Seltenheit der einen oder andern rührt, theils sie nach sich zieht.

J. G. W. Wiehens Abbildung und Beschreibung einer geographischen Maschine, auf einem Wagen oder Kutsche, damit alle Flächen, Berge, Wälder, Festungen, die Märsche einer Armee u. d. g. richtig abzumessen und auf eine Tafel abzuzeichnen, 4to. Hildesheim, bey Tuchtfeld, 5 Bogen, 8 Kupferbl.

Die sogenannte Schrittzähler sind bereits längst bekannte Instrumente. Man hat sie in Spatierstöcken, oder in einer Tasche, oder man bindet sie an das Pferd, oder endlich an Wagen, an, und damit giebt das Instrument an, wie vielmal man den Stock auf die Erde gesetzt, oder wie viele Schritte man gethan, oder wie viele das Pferd gethan, oder endlich wie vielmal das Rad umgelaufen. Man ist auch längst schon hierinn weiter gegangen, und hat das Instrument so eins zurichten gesucht, daß es an einem Schubkarren oder Wagen angemacht, den Weg selbst vorzeichne. Wir erzählen dieses vor

vorläufig, weil der Verfasser sagt, er habe nicht viel gelesen, sondern seine Maschine selbst erfunden. Dieses wollen wir ihm gar nicht in Abrede seyn. Er giebt seiner Maschine sieben erley verschiedene Einrichtungen, die im Grunde betrachtet auf eines hinaus laufen. Das linke Hinterrad setzt die Maschine durch seinen Umlauf in Bewegung, indem es das Räderwerk daran umtreibt. Das letzte Rad treibt ein Lineal, an dem ein Stift angemacht ist, vorwärts, und damit zieht der Stift auf dem vorgelegten Reisbret eine Linie. Das Reisbret ist, so lange der Wagen gerade fortgeht, mittelst einer Stellschraube unbeweglich gemacht. Wendet sich aber der Weg, so schraubt man diese Stellschrauben auf und eine andre zu. Dadurch erhält man, daß sich das Reisbret mit der Axe der vordern Räder zugleich umdreht, geht endlich der Weg auf- oder unterwärts, so zeigt ein Quadrant den Neigungswinkel an. Weiter läßt sich ohne Figuren davon nicht viel deutlich anzeigen. Der Wagen muß besonders dazu eingerichtet seyn. Dieses ist aber nicht an sich nothwendig, und der Verfasser hat auch für andere Fälle theils Einrichtungen angegeben, theils sie allenfalls mündlich anzugeben, sich vorbehalten. Diese Maschinen haben ihren guten Nutzen. Zürner bediente sich ehemals dergleichen, um seine Karte von Sachsen richtiger zu entwerfen. Ueberhaupt ist es genug, wenn die Maschine die Umläufe des Rades, der Quadrant die Neigung des Weges, und ein Compaß die Richtung desselben angiebt, und man alles, was von Art zu Art bemerkt wird, aufzeichnet. Indessen hat man sich nicht immer eine sehr große Genauigkeit zu versprechen. Die Radschienen und Nägel laufen sich ab, und dadurch wird der Diameter des Rades kleiner. In zähem Erdreiche hängt sich viel an das Rad an, und der Diameter wird dadurch größer. Zuweilen geschieht es auch, daß das Rad sich nicht dreht, sondern schleift, und das mit mehr Weg macht, als die Anzahl der Umläufe angiebt. Auf steinichtem Wege ist der Quadrant und der Compaß wegen beständiger Erschütterung des Wagens nicht leicht genau zu beobachten.

J. G. W. Wiehens kurze Beschreibung, wie man flüchtige Pferde von einer Kutsche mit einem Riemen losspannen, und die Räder an einem Reisewagen nach Beschaffenheit der Wege weit und enge stel-

stellen kann. 1771. 4. 2 Bogen 1 Kupfer, Hildesheim, bey Tuchtfeld.

Der Verfasser leistet dem, was der Titul anzeigt, ziemlich Genüge, besonders was den zweyten Artickel, nemlich die ungleiche Gleise betrift. Nur ist zu bemerken, daß bey weiten Gleisen die Wagenräder höher seyn können, und hingegen, hohe Räder bey engen Gleisen, die meistens in bergichten Ländern vorkommen, wegen des leichtern Umschmeißens gefährlicher sind. Es führen auch einige Landstrassen über die Alpen nach Italien, wo man die Kutschen aus einander legen, und durch Maulthiere über die Berge tragen lassen muß. Des Verfassers Vorschlag reicht demnach so weit er eigentlich reichen kann, übrigens noch immer weit genug, weil man auch in ebenern Ländern ungleich weite Gleise antrift. Des Losspannen scheu und flüchtig gewordener Pferde giebt der Verfasser überhaupt betrachtet gut an, und erbietet sich zu allenfalls nöthiger näherer Anleitung. Vielleicht findet er bey mehrerm Nachsinnen ein noch kürzeres Mittel.

D.

9. Erziehungsschriften.

Vorübungen zur Erweckung der Aufmerksamkeit und des Nachdenkens. Zum Gebrauche einiger Klassen des Königl. Joachimtalischen Gymnasium. — Berlin, Fr. Nicolai, 1771. — 376 Seiten, ausser zwey Vorreden, davon die erstere von dem Endzwecke und dem Gebrauche dieses Buchs handelt. 8.

Es ist dieses die zweyte, sehr beträchtlich vermehrte und verbesserte Auflage eines für Schulen sehr nützlich eingerichteten Buches, davon bereits bey Gelegenheit der ersten Ausgabe oben gehandelt worden ist. (B. VIII. 2, 62.) Die Rubricken sind geblieben, wie bey der ersten Ausgabe; aber der Inhalt, welcher unter jeder begriffen ist, erscheinet jetzt in einer bessern Ordnung und in einer merklich größern Mannichfaltigkeit. Die Vermehrungen lassen sich schon aus der angegebenen Seiten-Zahl abnehmen. Die erste Ausgabe betrug 270 Seiten; die jetzige hingegen mehr als 376.; denn die

fünfte

fünfte und sechste Abtheilung, welche theils moralische Erzählungen und Fabeln, theils Betrachtungen enthalten, fangen (wir wissen nicht warum?) eine neue und eigene Seiten-Zahl an, welche wieder bis 112. fortläuft, dergestalt, daß der ganze Belauf 488. ist.

Alle Vermehrungen und Verbesserungen anzugeben, würde zu weitläuftig seyn. Damit aber diejenige von unsern Lesern, welche bereits die erste Ausgabe besitzen, einigermassen den Unterschied beurtheilen können, wollen wir die umgearbeitete Ordnung der ersten Abtheilung anzeigen, welche sie denn mit ihrem Exemplar vergleichen mögen. Es wird darinn gehandelt: 1) S. 1-20. vom Meere und von den merkwürdigsten Geschöpfen desselben. 2) Vom festen Lande, und zwar zuerst von den großen Theilen des Erdbodens, oder Europa, Asia, Africa und America überhaupt, hernach von den vornehmsten Landthieren, (S. 26-50.) von dem Elephanten, dem Rhinoceros, dem Camel, dem Löwen, dem Tiger, der Unze, dem amerikanischen Jaguar, dem Bisam-Thiere, dem Armadillo, dem Osso Herminguero, dem Mapurita, den Gazellen, dem Anla, der Giraffa, dem amerikanischen Land-Krebsen, den Affen, (diese und ihre verschiedene Arten, ihre Lebensart, wie auch die Kunst sie zu fangen und zahm zu machen, werden am weitläuftigsten beschrieben,) dem Pelican, dem Surinamischen Falke, dem Spott-Vogel, dem Colibri, ferner von den verschiedenen Arten der Schlangen, von der amerikanischen grossen Fledermaus, von den Insekten: hernach von den Thieren, die dem Norden eigen sind, als dem Elendthiere, dem Rennthiere, dem Zobel, dem Steinbocke und der Gemse, dem Luchse, dem Bären, dem Vielfraß, dem Eichhörnchen, dem Eidervogel, dem Kukuk, den Hünern in Californien. 3) Von Landflüssen, Seen, Quellen, zugleich wieder von den Thieren, welche sich in denselben aufhalten, dem Flußpferde, Crocodill, dem Zitteraal, dem Biber u. s. w. S. 60-70.; 4) Von den merkwürdigsten Bergen und deren Ausbeute, wo also zugleich die Metalle, Edelgesteine u. s. w. beschrieben werden. S. 71-95.; 5) Nachdem bisher blos die Produkten der Natur auf der Erde beschrieben worden, so verbindet der Verf. hiermit die Erzählung der großen Veränderungen, welche Menschenhände, Kunst und Fleis hervorgebracht haben. S. 96-99. — Zuletzt stehen 6) zerstreuete Erzählungen z. E. vom Echo, von allerley schädlichen und fürchterlichen Würkungen des Feuers, als von großen Feuersbrünsten, von allerley ausserordentlichen Erfahrungen, Beyspiele einer bewundernswürdigen Stärke,

einer unerhörten Geschwindigkeit im Laufen, des Schwimmens, eine Erzählung von der Pest u. s. w.

Wer diesen von uns angezeigten Inhalt der ersten Abtheilung oder der Merkwürdigkeiten der Natur mit der ersten Ausgabe vergleichet, dem müssen die nützlichen Veränderungen und Erweiterungen allenthalben in die Augen fallen, welche bey diesem neuen Abdrucke gemacht worden sind.

Bey allen diesen Verbesserungen, würde es nicht schwer seyn, allerley Dinge anzuzeigen, welche ausgeschlossen worden sind, ob sie gleich verdient hätten, in diesem Buche zu stehen; auch selbst in Ansehung der Ordnung und der unregelmäßigen Kürze oder Länge einiger Stücke, ingleichen der Schreibart, dürfte man hier und da nicht ohne Grund verschiedenes tadeln können. Allein da dies der Herausgeber selbst erkennet, (S. die Vorerinnerungen zur 2ten Aufl.) so würden wir uns an dessen Bescheidenheit versündigen, wenn wir dergleichen Mängel ängstlich aufsuchen oder rügen wollten, zumalen da das Buch, dem allen ohngeachtet, sehr lehrreich und unterhaltend für junge Leute ist.

Kr.

Unterweisung in den vornehmsten Künsten und Wissenschaften, zum Nutzen der niedern Schulen. Mit Kupfern. Frankf. und Leipz. bey C. G. Hertel, 1771. Ohne Vorrede und Zueignungsschrift 512 Seiten in 8.

Eine Encyclopädie, in catechetischer Form, welche ihrer Bestimmung nach zu viel und auch zu wenig enthält! Sie enthält in 52 Kapiteln: Naturgeschichte, Physick, Cosmographie, Theologie, das allgemeine der Sprachlehre, eine Theorie der Künste, Reime und angewendete Mathematick, Philosophie, sowol theoretische als praktische, bürgerliche Rechtsgelehrsamkeit, Arzneykunst mit ihren Theilen, Chronologie, Erdbeschreibung, allgemeine Geschichte, die Wappenkunde, die römischen Alterthümer, eine Kenntniß der alten Schriftsteller, eine Nachricht von den Ritterorden, von der Handlung, von Manufakturen und Fabricken, von der Schiffahrt. Zu dieser Menge von Dingen wird in einem doppelten Anhange noch etwas von der politischen Rechenkunst, und der römische Calender hinzugefüget.

Sols

Sollen wir überhaupt ein Urtheil von diesem und vielen ähnlichen Büchern fällen, so enthalten sie von allen zwar etwas, aber nirgends so viel, als auch nur für die Jahre und die Fähigkeiten, denen sie bestimmet sind, hinreichend ist. Der uns unbekannte Verfasser des gegenwärtigen Buches, gestehet zwar dieses selbst, und glaubet, daß der mündliche Vortrag des Lehrers, den Umständen nach das abgehende ersetzen müsse. Allein wir glauben nicht, daß er mit dieser Abweisung, das Recht des Lesers mehr von ihm zu fordern, einschränken könne. Fand der Verf. es nicht thunlich, etwas zureichenderes zu leisten, so konnte er es bey den Büchern lassen, die wir bereits besaßen. Es fehlt uns nicht daran. Selbst die Hederichschen bekannten sehr trockenen Bücher sind immer noch eben so brauchbar, als das einige, wenn der faßliche und lebhafte Unterricht eines Lehrers dazu kommet, dem der Verfasser dieser Unterweisung, doch das Beste überlassen hat. Noch mehr finden wir das Berlinische Lehrbuch würdig, es dem gegenwärtigen, als etwas besseres und vollkommeneres, entgegen zu setzen.

Keine Seite wird leicht dem Leser Beyspiele verweigern, daraus sich nicht das Unzureichende und Seichte dieses Buches erkennen liesse. Durchgehends ist in den Fragen, in den darunterstehenden Erklärungen und Behauptungen, so etwas unbestimmtes, daß wir dem Verfasser selbst in vielen Dingen keine deutliche Begriffe zutrauen. S. 64. fraget er: „Wie nennet man diese drey Sprachen (die hebräische, die griechische und die lateinische) auch sonst noch?„ Antwort: „die gelehrten Sprachen, weil ein Gelehrter sie nicht entbehren kann.„ Ohne unsern Zeiten einen Vorwurf zu machen, auf welche jener Grund gar nicht passet, wird jeder gleich einsehen, daß einer den Namen eines Gelehrten verdienen kann, ohne daß er wenigstens Hebräisch gelernet hat, wenn ich auch in Ansehung der griechischen Sprache keine Ausnahme machen wollte. — S. 117. heißt es: „Was lernen wir in der praktischen Weltweisheit? die Lehren der Theoretischen ausüben.„ Ist das nicht eine offenbare Unwahrheit! — Verwundert haben wir uns, daß S. 61. die Rechenkunst mit unter die schönen Künste gezählet wird. — Nach S. 6. haben die Fische kein Gehör, und vielleicht auch keinen Geruch. — Eine unerwiesene Annehmung ist ohnfehlbar die, welche S. 41. stehet: „Der Teufel erschien der Eva in der Gestalt einer Schlange, welche damals noch ein geselligeres Thier war. — Daß Fragen und Antworten in Menge vorkommen, bey welchen man nicht klüger wird, als man war, das wird man schon aus

aus dem, was wir gesaget haben, vermuthen. Z. E. S. 105, wo von der Baukunst gehandelt wird, kommt die Frage vor: „Was bemerken wir an der Säule selbst? Anw. das Schaftgesimse, den Schaft, und das Kapital. — Und an dem Hauptgesimse? A. den Architrab — den Frieß — und das Karnieß.„ — Weis nun der Knabe etwas, wenn er diese Namen gehöret hat, ohne daß sie ihm deutlich erkläret werden? — Als höchst unbestimmte Fragen müssen wohl alle diejenige angesehen werden, die so abgefasset sind (S. 183.): „Was merken wir überhaupt von Spanien?„ oder S. 186: „Was ist das vornehmste aus der französischen Geschichte?„ oder 189: Was merken wir aus der Historie in Ansehung Italiens an?„ (Nach der Antwort, die darauf erfolget, sollte die Frage so heissen: Was hat Italien, in Ansehung der Völker, von denen es bewohnet worden ist, für Hauptabwechselungen gehabt?) — S. 171. „Mit dem Anfange des vorigen Jahrhunderts.„ Muß heissen des jetzigen. —

Ohne ein Register von dergleichen Unrichtigkeiten, unbestimmten Fragen und unzureichenden Antworten zu sammlen, merken wir nur überhaupt noch dieses an, daß wir selbst für sehr junge Leute die Fragmethode unbequem finden. Besser ist es, Unterweisungen für sie zu schreiben, welche in einer zusammenhängenden Erzählung bestehen, aber so faßlich und angenehm geschrieben sind, daß sie solche verstehen und mit Vergnügen lesen können. Das Fragen überlasse man dem Lehrer nach der Lektüre. Dieser kann sich dann in allerley nützliche Unterredungen mit dem Schüler einlassen, theils zu sehen, ob er alles verstanden habe, theils auch um ihm über manches mehr Licht zu geben.

Das beste an dem ganzen Buche machen die beygefügten in Kupfer gestochene Wappen aus, die dem Verleger durch einen Zufall in die Hände gekommen sind. Aber desto elender sind die 5 kleinen Landchärtchen, welche zu diesem Buche gehören. Selten läßt sich ein Name lesen, der darauf stehet. Man siehet sie für Quodlibete in einem Stammbuche, oder für Blätter an, auf denen man die Federn probiret hat.

M.

Lehrbuch für Frauenzimmer. Herausgegeben von M. Christian Gottlieb Steinberg. Breßlau und Leipzig, bey Christian Friedrich Gutsch, 1772. 192 Seiten in 8.

Der

Der Verfasser handelt im ersten Theile dieses Lehrbuchs von der Anweisung im Lesen, Schreiben und Rechnen, und im zweyten vom guten Vortrage und eignen Ausarbeitungen. Wenn das Buch Beyfall findet, so soll noch ein dritter Theil folgen, worinn etwas von der Geographie, Historie, Logick, Physick und der Moral vorkommen wird. Der Beyfall dürfte vielleicht nicht gänzlich fehlen. Der Verf. hat das Gute, daß er nirgends weitläuftig geworden ist, und daß sich überhaupt allenthalben ein gesunder Verstand zeiget. Wäre er in der Geographie, Historie u. s. w. nicht weniger glücklich: so würde auch das ganze Lehrbuch nützlich gebraucht werden können. Irgend etwas vorzügliches finden wir inzwischen weder in Sachen selbst, noch in der Methode, geleistet. Jeder gemeine Rechenmeister bringt das Rechnen, so wie es hier geschieht, der Jugend bey. Wir erwarteten in diesem Stück besonders, daß der Verf. von allen Operationen sehr sinnliche und faßliche Beweise geben würde; allein er sagt nur schlechtweg, wie man alles machen müsse, und damit muß der, welcher diese Anleitung gebrauchen will, sich begnügen. Auch geht er im Rechnen nicht weit genug. Eine Frau, welche alles, was in der Haushaltung vorkommt, ordentlich berechnen will, kann nicht die Kenntniß der Bruchrechnung, die hier ganz weggelassen ist, entbehren. In der Vorrede sagt der Verf. S. 6: „Die Anweisung zum Zeichnen aus dem Lehrmeister abzuschreiben, „hielt ich verschiedener Ursachen wegen nicht für rathsam. Inssen glaube ich doch, daß dies am besten wäre.„ Wie reimen sich diese beyden Aussprüche zusammen? S. 17. heißt es: Wort, worauf der Nachdruck beruht. Beruht wird so nicht gebraucht. S. 20. sagt er, bey poetischen Stücken müsse man den Gesang, welcher aus der Beobachtung des Sylbenmaaßes fließt, durchaus vermeiden; S. 21. fügt er aber hinzu, bey Fabeln müsse man im Lesen das Sylbenmaaß beobachten. Liegt in dem Sylbenmaaß etwas schönes: so muß man dieß durchs Lesen allerdings hören lassen, oder die ganze Absicht und Wirkung geht verlohren. Dies kann immer geschehen, ohne daß man blos wie ein Kind scandirt, oder den der Materie und dem Ausdruck gebührenden Ton der Ausdrückung des Sylbenmaaßes aufopfert. Und warum sollte denn für die Fabel eine Ausnahme gemacht werden? S. 59. wird von ß, ſſ, ſ und s, geredet, aber nicht gezeigt, wann ß oder ſſ zu setzen sey. S. 64. wird auf die Ableitung der Wörter zu viel Rücksicht genommen, wann wider den allgemeinen Gebrauch Elphenbein anstatt Elfenbein geschrieben wird. S. 65. ist von dem Gebrauch

brauch der großen Buchstaben die Rede, und da heißt es 4) in dem Wort, wovon ich bald einen deutlichen Begriff habe, z. E. Mensch. So möchte man wohl nicht leicht ein Hauptwort bezeichnen. 5) Bey den männlichen und weiblichen Namen. 6) Bey Benennung der Städte, Flüsse u. s. w. Diese drey Regeln könnten ja bequem alle unter einer stehen. In jeder ist die Rede von einem Hauptwort. S. 139. wird von dem Vorwort für gesagt, es vertrete bloß die Stelle von anstatt. Wie wenig ist diese Regel hinreichend! Eben dies Wort braucht der Verf. ganz häufig unrecht, s. Vorrede S. 5. für ihren Augen. S. 150. findet man copiren, anstatt corrigiren, und Copie so oft anstatt Concept, daß man es schlechterdings nicht, wie einen Druckfehler, ansehen kann.

G.

10. Naturlehre und Naturgeschichte.

J. S. Schröter, kaiserlich gekrönten Poetens, auch Pastors zu Thangelstedt im Herzogthum Weimar, Lithologisches Reallexicon, in welchem sowol die Lithographie als auch die nöthigsten Wahrheiten der Lithogeognosie enthalten sind. Erster Band. Berlin, 1772. 8.

Der Wunsch, daß unsere Theologen, den Gott, den sie predigen sollen, auch aus seinen Werken kennen lernen mögen, ist vernünftig und so gar biblisch; aber der Genius unsers Jahrhunderts bringt es mit sich, daß diese Herren, wann sie noch studiren, lieber sich mit der Schönengeisterey oder mit Erlernung einiger arabischen Wörter, die sie nie brauchen können, nie brauchen sollen und auch bald wieder vergessen, die Zeit und das Geld verderben, und an Naturkunde und andere Wissenschaften, durch die sie ihren Nebenmenschen dienen könnten, nicht denken. Manche von ihnen sehen ihren Fehler hernach ein, wenn ihnen ihr Amt müßige Stunden schenkt; aber nur wenige haben Lust und Verstand den Fehler zu verbessern, und dasjenige nach zu lernen, was sie ehemals versäumet haben. Gerathen sie alsdann auf die Naturgeschichte, so machen sie meistens den Anfang sogleich mit schreiben und drucken lassen, anstatt daß sie vorher lernen sollten;

ten; und da gehen denn diesen Herren die naturalistischen Bücher, eben so gut von der Faust als Postillen; und unnaturalistische Recensenten preisen den Fleiß solcher Naturkenner im hohen Tone. Wir, die wir nicht gern beleidigen, würden diese eben so unleugbare als unangenehme Wahrheit hier, bey Gelegenheit dieses Buchs, nicht niederschreiben, wenn wir nicht immer noch hofften, daß die jungen Theologen endlich einmal auf eine vernünftigere Art zu studiren, geleitet werden könnten, und wenn nicht der Herr Pastor Schröter Gelegenheit zu dieser Anmerkung darböthe. Daß ihm wahre mineralogische Kenntniß fehlt, beweisen die meisten Artickel, welche nicht von Versteinerungen handeln; ungeachtet wir wohl glauben wollen, daß er viele Steine gesammlet haben mag. Da hat er denn aus sehr vielen Büchern allerley von einzelnen Mineralien abgeschrieben, zusammengeschrieben, alles nach dem Alphabeth geordnet, ohne Auswahl und richtige Beurtheilung, daher Anfänger, wenn sie einen Artickel gelesen haben, unmöglich wissen können, was eigentlich nun das Mineral ist, von dem die gelieferten Excerpte handeln. Um sich kurz von der Richtigkeit unsers Urtheils zu überzeugen, beliebe man nur den Artickel Alabaster zu lesen. Freylich ist etwas wahres darinn, denn da er ganz zusammengeschrieben ist, so hat das Schicksal erlaubt, daß auch der Verfasser auf einige gute Stellen gerathen ist; aber man gebe nur auf das wenige Acht, wodurch er die abgeschriebenen Stellen zu verbinden gesucht hat, so sieht man leicht, daß er, auch bey denen nun längst ausgemachten Sachen, nicht gewußt hat, was er von den verschiedenen und oft sich widersprechenden Nachrichten selbst urtheilen soll, was wahr und was falsch sey. Kann etwas elender seyn, als die schwacher gedruckte Erklärung des Alabasters: „er ist „unter den körnichten Steinen derjenige, welcher schimmert, „und in Ansehung seines Gewebes dicht, vest und fein ist.„ Dann folgt, es sey unmöglich daß ein Marmor Gyps werden könne, weil beyde von einer ganz verschiedenen Natur sind. Gleich darauf sagt er mit eines andern Verfassers Worten, aber so, als ob er es selbst sage: Alabaster sey eine mit Vitriolsäure geschwängerte Kalkerde. Linne soll einen Irthum begangen haben, da er den Alabastermarmor fixum genannt hat, da doch Marmor die kalkichte Erde bey diesem Schriftsteller ist, und fixum eben das sagt, was der V. den Augenblick vorher selbst behauptet hat. Dann fügt er hinzu: man kann den Alabaster nicht füglich unter die Marmore zählen, denn er ist offenbar weicher und lockerer als der Marmor,

läßt sich zwar auch poliren, bekömmt aber nie den Glanz eines Marmors. — So viel wir errathen können, hält doch der Verf. den Marmor für einen kalkichten Stein, und dennoch soll er zugleich der wahre Probierstein seyn, den einige fälschlich unter die Basalde gerechnet hätten. Solche abgeschmackte Widersprüche trägt der Verf. überall mit derjenigen Zuversicht vor, mit der er sich in der Vorrede mit dem Beyfall des ganzen Publikums schmeichelt, und mit der er meynt, sein Buch für den Anfänger, für den Liebhaber und für den Kenner zugleich eingerichtet zu haben. Die unwichtigsten Artickel von den Versteinerungen sind die zahlreichsten. Da sie weniger Mineralogie verlangen, so sind sie auch weniger fehlerhaft, aber schlecht genug werden sie, wo sie die Kenntniß der übrigen Naturreiche verlangen. Daß sie diese verlangen, das sagt der Verf. in der Vorrede selbst, aber das Buch selbst zeigt, daß er sie sich nicht erworben hat. — Man muß wenig Liebe für seine Wissenschaft haben, wenn man eine solche Unverschämtheit ungeahndet lassen kann. — Noch müssen wir anzeigen, daß der Herr Pastor diesem Buche sein Bildniß vorgesetzt hat. Von dieser Kleinigkeit kann man auf die Denkungsart des V. schliessen; sonst würden wir ihrer nicht erwähnt haben; sind doch vielen elenden Postillen die Bildnisse ihrer Verfasser vorgesetzt worden.

A.

Natürliche und bürgerliche Geschichte von Californien — aus dem Englischen übersetzt, von J. C. Adelung. Zweyter Theil, 1769. Dritter und letzter Theil, 1770.

Wir haben bereits bey der Anzeige des ersten Theils im 13ten Bande der Bibliothek 2 S. 562. unsern Unwillen über diese Uebersetzung bezeuget, und dieser wird jetzt noch größer, da wir hier nicht nur die vielen höchst wichtigen Sachen, die in der Urschrift unter dem Text stehn, sondern auch die merkwürdigen Charten, zu denen man uns doch Hofnung gemacht hatte, vermissen. Nur eine Charte ist beygefügt, und zwar auf eben so elendem Papiere, als das ganze Buch zur Unehre der Meyerschen Buchhandlung gedruckt ist. Dignum patella operculum. — Das meiste, was man in diesen beyden Theilen lieset, betrift die Mißionsanstalten der Jesuiten, und die vielen Hinderungen, die ihnen aufgestoßen sind. Die

Pro-

Provinz Sonora soll reicher an Silber seyn, als selbst Potosi. Die Waaren sind daselbst sehr theuer; eine Elle Tuch muß je erst, sagt der V., aus Holland nach Cadix, von da nach Vera Crux, von da nach Mexico, und endlich von da nach Californien gebracht werden. Sklaven bringt man nicht dahin, sondern die Bergwerke werden kümmerlich von den Eingebohrnen gebauet. Der Verfasser redet doch an mehr als einem Orte, von dem Weine, der in Californien wächst, und sogar nach Neu-Spanien verführt wird. Die Perlenfischerey scheint auch ganz beträchtlich zu seyn. Oelbäume, Feigenbäume und Zuckerrohr hat man auch nicht ohne guten Erfolg angebauet. Die Mißionsnachrichten gehen hier bis 1752., wir wollen sie aber ganz unberührt lassen.

S.

Handbuch der Naturgeschichte, oder Vorstellung der Allmacht, Weisheit und Güte Gottes in den Werken der Natur. Erster Band, welcher den Menschen und die vierfüßigen Thiere enthält. Aus dem Französischen übersetzt. Nürnberg, bey Hauffe, 1773. in gros 8. 1 Alph. 18 Bogen mit 15 Kupferplatten.

Die Schrift, wovon hier der Anfang einer deutschen Uebersetzung geliefert wird, hat im Französischen den Titel: Cours d'histoire naturelle, ou tableau de la nature, und ist 1770. zu Paris in sieben Großduodezbänden herausgekommen. Vermuthlich sollen aber noch mehrere Bände nachfolgen, weil in diesen sieben nur das Thierreich abgehandelt ist. Der Uebersetzer sagt von dem allen nichts, und deswegen hält es der Recensent um so viel nöthiger anzuzeigen, da der Titel der Uebersetzung doch von dem Titel des Originals gänzlich abweicht.

Der Uebersetzer hält das Werk für sehr erheblich, und es ist doch wohl nichts weniger als das, und nichts weniger, als ein solcher Katechismus über die Naturgeschichte, dergleichen der sel. Gellert gewünscht hatte. Er scheint auch mit dem Verfasser des neuen Schauplatzes der Natur, einem Auszuge aus dem Werke des Abbt Plüche, über den Werth derer Werke, die beyde ohngefehr zu gleicher Zeit liefern, zu wetteifern, und dem Buche, das er hier übersetzt giebt, einen großen Vor-

zug vor jenem beyzulegen. Der Recens. kennt weder fasser des einen, noch den Uebersetzer des andern Buches, er muß gestehen, daß dieses Handbuch der Naturgeschid wenigstens weit unter dem neuen Schauplatze der Natur stehen scheint. Ueberhaupt verdiente der Cours d'histoire turelle gar keine Uebersetzung.

Der Verf. desselben hat, seinem eignen Geständnisse hauptsächlich aus dem Büffon, der allgemeinen Historie Reisen zu Wasser und zu Lande, und der Collection mique geschöpft. Das hieraus, und aus einigen andern, wenigen Büchern ausgezogene und zusammengestoppelte, det er in einen sehr geschminkten Vortrag ein, durch den nur diejenigen einnehmen lassen, die die Mängel des in dem Inhalte selbst einzusehen nicht im Stande sind. sonders müssen ganze Stellen aus dem la Fontaine dem dienen, seine unvollkommenen Nachrichten von di jenem Thiere auszuputzen. Und nicht eine von denen zu keiten, die der Verf. gesagt hat, hat der Uebersetzer, wir bemerkt haben, verbessert. Die Kupfer, die im nale ungemein fein sind, sind hier in der l nicht übel gerathen, obgleich nicht ganz so schon, Meistens sind sie auch richtig, und dies ist vielleic zige, worinn man einen Vorzug dieses Handbuches neuen Schauplatze der Natur suchen könnte, bey wel Kupfer ganz fehlen.

Dieser erste Theil liefert übrigens in zwo Abtheilungen den Inhalt der beyden ersten Theile des Originals, des Titel selbst schon zu erkennen giebt.

X.

Schauplatz der Natur, oder Unterredungen, worinnen der Mensch in Gesellschaft mit Gott betrachtet wird, des achten Theiles zweyter Band. Aus dem Französischen des Herrn Abbt de Plüche übersetzt. Frankf. und Leipz. in der Göbhardischen Buchhandlung, 1772. 1 Alph. 11 Bogen. in 8.

Der vorige Uebersetzer des Schauplatzes der N lich gestorben, als er eben zu der Hälfte des a dieses Buches gekommen war, in welcher die r sche Religion verheydigt wird. Dadurch soll er, der Uebersetzer dieses letzten Theils vom

in den Verdacht gekommen seyn, er sey ein Protestant gewesen und (zwar nicht mit Fleiß gestorben, um nicht nöthig zu haben, ein Buch das den Ungrund seiner Religion zeigen sollte, zu übersetzen, denn das wäre wohl zumal bey Plüche, nicht der Mühe werth gewesen) habe deswegen das übrige des Schauplatzes der Natur unübersetzt gelassen. Dem sey nun wie ihm wolle, so wird uns hier das Ende eines sonst nützlichen Buches von einem andern übersetzt geliefert, und dies Ende ist für uns Protestanten ziemlich unbedeutend. Ob es für Katholicken wichtiger ist, das wollen wir katholische Geistliche entscheiden lassen.

Neuer Schauplatz der Natur, oder Beyträge zur Verherrlichung Gottes und zur Ausbreitung gemeinnütziger Kenntnisse, in einem freyen Auszuge des Plüschischen Werkes mit neuen Erfahrungen vermehrt und verbessert. Erster Band. Frankf. und Leipzig, bey G. P. Monath, 1772. gr. 8. 1 Alph. 12½ Bogen.

Der ungenannte Verf. dieses nützlichen Buches hat sich durch einen Wunsch, den der seel. Gellert in seiner Moral geäussert hatte, bewegen lassen, aus des Abbt Plüsche bekannten Schauplatze der Natur einen abgekürzten und freyen Auszug zu verfertigen. Plüschens Plan im Ganzen genommen hat er beybehalten, aber den dialogischen Vortrag in einen geradeweg erzehlenden verwandelt, und dadurch wenigstens nach des Recensenten Geschmacke das Buch angenehmer zu lesen gemacht. Aus acht Theilen des Plüsche, sind solchergestalt zween geworden, worinn gleichwol das Gemeinnützige jener acht Bände näher bey einander gebracht angetroffen wird. Und da der Verf. ausser seinem Plusche auch noch andere und neuere Werke gebraucht hat, so hat er hin und wieder mehr als Plüsche und sein neuer Schauplatz der Natur ist gewissermassen ein eignes neues Werk geworden.

Dieser erste Band enthält das zur Naturgeschichte gehörige, und etwas von der Physik, als eigne Capitel, von den Flüssen, Quellen, Bergen, von dem Meer, von der Luft, vom Feuer; überhaupt in allem 29 Capitel. Weil der Verf. einmal dem Plüsche in der Ordnung folgen wollte, so konnte er freylich nach keinem ordentlichen Systeme gehen; auch sind die einzelnen Stücke seines Buches bisweilen gegeneinander

unproportionirt. Hin und wieder möchten sich al ei
kleine Unrichtigkeiten antreffen lassen, oder Stellen,
Ausdruck zu verbessern wäre; doch im Ganzen
ist der Recensent mit der Arbeit des Verf. zufrieden.

Neuer Schauplatz der Natur, oder Beyträge zur
herrlichung Gottes und zur Ausbreitung g
nützliger Kenntnisse, in einem freyen Auszuge
Plüschischen Werkes mit neuen Erfahrungen
mehrt und verbessert. Anderer und letzter Band.
Frankf. und Leipzig, bey Monath, 1773. gr.
1 Alph. 15 Bogen.

Dieser Band enthält zuerst das übrige von der
als: das Astronomische, Nachrichten vom
dahin einschlagenden, von den Farben, u. s. w. Das
sich gehörige scheint dem Rec. überhaupt in diesem Bu
so gut als was von der Naturgeschichte darinn
sind in dem ersten Abschnitte dieses Theils eigne
den Reisen der Alten, von den Erfindungen der
ten, von dem Menschen in Ansehung des Körpers,
in Ansehung seiner Seelenkräfte, von den brauchl
senschaften, von der Meßkunst u. s. f. Der zweyte
betrachtet den Menschen im gesellschaftlichen Leben,
delt auch die menschlichen Künste kürzlich ab.

S. 290. hat der Verf. anstatt: die Grandis
mane, wohl die Richardsonschen schreiben wollen.

Tz.

---

11. Philologie, Kritik und Alterthümer.

Eph. Andr. Frommanni, Theol. D. etc. opuscu-
lorum philologici atque historici argumenti
antea sigillatim editorum nunc in unum col-
lectorum digestorumve — Tomi duo. —
Coburgi, sumtibus viduae B. Io. Car. Find-
eisen, MDCCLXX. 8. 1 Alph. 22 pl.

Der Verfasser, der jetzt Abt im Kloster Ber
diese Abhandlungen ehemals einzeln und
Direktor des Coburgschen Gymnasii!

verdiente Beyfall, den sie erhalten haben, die Sammlung derselben veranlasset. Folgende drey und zwanzig sind philologischen Inhalts: I. an variae lectiones ad codicem Hebr. V. T. ex Mischna colligi possint? Wichtige; (ist die Entscheidung,) die den Sinn verändern, nicht; wobey zugleich gemuthmaßt wird, daß der biblische Text der Mischnah schon nach den gewöhnlichen Abdrücken verändert worden. Es käme also darauf an, wie der Verf. selbst gegen das Ende erinnert, daß man die noch vorhandenen ältesten Handschriften derselben mit den gedruckten Büchern vergliche. So lang nun gleichwol dies nicht geschieht, wünschten wir doch einen vollständigen Auszug aller Verschiedenheiten in der Rechtschreibung, Verwechslung gleichgeltender Wörter u. d. m. die der Hr. Abt bey Vergleichung der beyderseitigen Texte wahrgenommen und mit einigen Beyspielen erläutert hat. Denn wenn sie gleich zur Berichtigung der Lesart in dunkeln Stellen nichts helfen, so können sie doch den Sprachgelehrten nütze seyn. II. De opinata linguae hebraicae sanctitate, foecunda errorum matre: Sie ist vom Jahr 1758. zu einer Zeit, da das hier bestrittene Vorurtheil unter deutschen Gelehrten noch weit und breit herrschte, es noch keiner so öffentlich in seiner ganzen Blöße aufzudecken, gewagt hatte; und also ein sehr rühmliches Denkmal der Verdienste des Verf. um die Ausbreitung einer richtigen Beurtheilung des Werths der hebräischen Sprache. Sie wird auch noch itzt in manchen Gegenden Deutschlandes mit Nutzen gelesen werden können. Es wird nemlich gezeigt, daß die Benennung der heiligen Sprache vermuthlich in der Babylonischen Gefangenschaft, zum Unterscheid der Nationalsprache eingeführt worden, in der Folge aber alle die Prahlereyen von der Vollkommenheit der hebräischen Sprache, ihrer Abkunft aus dem Paradiese und beständigen Fortpflanzung in der Familie des Ebers und ihrer ganzen geheimnißvollen Einrichtung, was die Form der Buchstaben, die Bedeutung der Wörter, den Nachdruck gewisser Redarten anlangt, veranlaßt habe. III. De erroribus, qui in interpretationem V. T. a Judaeis manarunt. Der Verf. rechnet unter diese Irrthümer besonders die übertriebene Meynung der jüdischen Gelehrten, daß der hebräische Text durchaus unverfälscht geblieben, und alle Worte und Buchstaben desselben ihren mannichfaltigen verborgenen Sinn hätten. IV. De causis nominum litterarum hebraicarum: Vor Erfindung der eigentlichen Buchstaben bediente man sich im Schreiben bildlicher Zeichen; nach und nach nahm man das Bild, machte es zu

einem Buchſtaben und gab dieſem den Namen der Sache, i
man vorher mit dem Bild bezeichnet hatte; ſo ward z. E. der
Buchſtaben ב von der Figur eines Hauſes Beth genannt.
V. Examen hypotheſeos Ioh. Iortini de duplici nom
lorum vaticiniorum V. T. ſenſu: Jortin war der Meyn
daß in gewiſſen Stellen des A. T. nächſt dem Sinn, t
Propheten mit den Worten verbunden, zugleich ein zw
angenommen werden müßte, den der Geiſt Gottes,
unbewußt, dabey gehabt, daß ſie alſo nebenher auch
liche Weiſſagungen enthielten. Dieſe Hypotheſe wird
ſicher verworfen, weil ſich kein entſcheidendes Merkma
geben laſſe, in welchen Stellen eigentlich dieſer gedoppelte
angenommen werden müſſe. VI. De legibus Moſai
matis contagiones reprimentibus, enthält einige
rungen der moſaiſchen Geſetze, vom Ausſatze, nachd
läufig erinnert worden, daß derſelbe in Paläſtina, wie u
haupt, im Orient, eine einheimiſche und durch das
Clima zum Theil verurſachte Krankheit geweſen ſey.
arbore fructifera non excindenda ad Deut. XX, 19.
Worte כי האדם עץ השדה hält der Hr. Verf.
Parentheſe und überſetzt die letzte Hälfte des Verſes: h
las ne ſuccindas (nam hominibus a Deo concel
arbores agri) ad machinas illis uſurus: aber wei
mit dem Sprachgebrauch האדם für לאדם zu ſag
völlige Richtigkeit hätte, ſo würde auch dieſe Erklärung
nicht ſo leicht ſeyn, als ſie dem Hrn. V. ſcheint; man
immer noch die Auslaſſung des Hauptworts לאכל o
nes ähnlichen annehmen, daß der Sinn wäre, h
ſunt *ad comedendum;* weil das bloße hominibus ſunt
res agri an ſich keine Urſache enthielte, dergleichen Hol
zu Maſchienen zu verwenden: Das wäre doch
zen des Menſchen! VIII. Ad verſionis vulgatae
IX, 28. brevis obſervatio: daß nemlich der lateini
ſetzer manche in den Wörterbüchern unbemerkte Bed
hebräiſchen Wörter, wenn gleich am unrechten Orte
druckt habe; welches mit dem Wort עצבה in der
tung Opus erläutert wird. IX. Diſſertatio de lingua pr
funda ad illuſtrationem Eſ. XXXIII, 19. et Ezech. III, 5.
6. Die Redart tiefe Sprache (wie auch Luther überſetzt hat)
ſoll beym Jeſaias, eine ſcharfe, aus vielen Kehlbuchſtaben
beſtehende Sprache, beym Hezechiel hingegen eine jede fremde,
unbekannte, Sprache bedeuten, und unter der erſten die alte
Aramäiſche oder Aßyriſche verſtanden werden; wobey wir
nur

nur mehr Erläuterung des Worts פעל aus der Sprache gewünscht hätten. X. Disquisitio, qua orientis regibus plurium numero de se loqui non inusitatum fuisse probabiliter ostenditur: Der Hr. Verf. beruft sich auf Esr. 7, 24. und Dan. 3, 4. wo es nach dem Grundtext das einemal: „wir (Artaxerxes) lassen euch wissen: das zweytemal „ wir (Nebucadnezar) befehlen euch „ heißt. Doch soll daraus nicht gefolgert werden können, daß dies schon zu Mosis Zeiten gebräuchlich gewesen, und also hiernach das — lasset uns Menschen machen — in der Schöpfungsgeschichte zu erklären sey. XI. commentatio de Christo Irenarcha: Eine Stelle beym Chrysostomus, in welcher das Wort εἰρηναρχος von Christo gebraucht wird, giebt Gelegenheit, den durch ihn gestifteten äusserlichen und innerlichen Frieden zu erläutern. XII. commentatio qua per aquae libationem in festo tabernaculorum dona spiritus S. tempore N. T. exspectanda adumbrata olim fuisse probabile haud videri evincitur, enthält eine kurze und sehr gründliche Widerlegung eines Einfalls des Vitringa; und die wahrscheinlichere Vermuthung, daß dieser spätere Gebrauch zum Andenken der Versorgung mit Wasser während der Reise durch die arabischen Wüsteneyen eingeführt worden XIII. de Christo ad gloriam patris a mortuis excitato ad Rom VI, 4. διὰ της δοξης wird nicht wie gewöhnlich durch die Macht ꝛc. sondern zur Verherrlichung übersetzt, und denn die Art dieser Verherrlichung gezeigt. XIV. Commentatio de viris precari jussis ἐν παντι τοπω ad I Timoth. II, 8. Es werden sehr richtig Bethäuser verstanden, daß die Meynung des Apostels sey; nicht die Weiber, sondern die Männer sollen in allen gottesdienstlichen Zusammenkünften vorbeten. XV. Disquisitio an vox πνευμα in N. T. divinam Christi naturam interdum significet? Dies wird bejahet und der Beweis vornemlich aus Rom. I, 3. 4. vergl. mit 9, 5. und I Tim. III, 16. I Petr. III, 18. geführt. XVI. De Christo non angelorum, sed hominum vindice ad Hebr. II, 16.: Aus dem Sprachgebrauch und Contexte wird erwiesen, daß man im Deutschen übersetzen müsse: Er hat sich nicht der Engel, sondern der Menschen angenommen: XVII. Disputatio de sacris Judaeorum libris idolorum imaginibus olim foedatis ad I. Maccab. III, 48. Der Verf. vertheydiget die Lesart einiger Handschriften, — περι ων ἐξηρευνων τα ἐθνη του επιγραφειν ἐπ' αυτων τα ὁμοιωματα των

εἰδωλων αὐτων (welche auch Luther in der Ueberſetzung gezogen hat, und wofür wie bekannt in den gedruckten Bu chern περι ων τ. εξ. τ. εθνη τοι ομοι. τ. εἰδ. αὐτων |) er glaubt aber nicht, daß die Vermuthung des Pe. Jorns wenn die Feinde der Juden die erſte Schrift ausgekratzt ihre Götzen darauf gemahlt hätten, gegründet ſey, und lieber die Worte ſo verſtehen, daß es auf den Rücken oder Rand der aufgerollten Bücher geſchehen ſey, um ſie den Ju den aus den Händen zu ſpielen: Vielleicht auch nur (wie Re cenſent glaubt) um den Juden recht wehe zu thun; denn ſeine Abſicht zu erreichen, wäre wohl der kürzeſte und ſi gewesen, ſie zu verbrennen. XVIII. De codicibus juſſu Conſtantini M. ab Euſebio adornatis: D die Nachricht beym Euſebius zum Grunde gelegt d r die Beſchaffenheit dieſer bibliſchen Abſchriften beurt bey uns nur noch zweifelhaft bleibt, ob aus den un π θειαι γραφαι ein Befehl des Conſtantins zuve ſchlieſſen laſſe, daß auch die Bücher des A. T. ge t ſen, da der Kaiſer überdem es den Einſichten des überlaſſen, nur diejenigen zu wählen, deren b Kirche am nützlichſten ſey. XIX. Philonis et J agno paſchali cum Talmude conſenſus. In der wird erzählt, daß ein jeder Hausvater ſein Oſterl im Tempel geſchlachtet habe, und die Prieſter gefangen; dagegen ſcheint Philo zu ſagen, es ohne Zuziehung der Prieſter geſchehen; und die beym Joſephus, daß die Prieſter auf Veranlaſſung ver vermittelſt der am Oſterfeſt innerhalb drey Stund teten Lämmer die ganze damalige Anzahl der ſalem herausgebracht hätten, es unbegreiflich zu ſo viele Lämmer in ſo kurzer Zeit im Tempel ge den können. Es wird alſo gezeigt, wie dies ſen, und Philo nur behaupte, daß das Schlachten ſonſt gewöhnlich durch die Prieſter geſchehen, dal leugne, daß die Prieſter im Tempel zur Auffang dabey gegenwärtig geweſen und alſo doch alle Läu pel geſchlachtet werden müſſen; Hie ſcheint dem nur noch das im Wege zu ſtehen, daß Philo ausdrü man habe bey Schlachtung der Oſterlämmer die erwartet. XX. Comment. de verbis N. T. ne p minus, quam ordinarie ſolent, interdum ſignin Arten von Wörtern werden in gewiſſe Claſſen

denn gezeigt, wie man sie nach der Analogie der Sprachen, dem Context, dem gemeinen Sinn, und der Analogie der Schrift in jedem einzeln Fall beurtheilen müsse. XXI. De facilitate bonae interpretationis nota: Diese Abhandlung enthält gleich der vorhergehenden die schätzbarsten Auslegungsregeln, und die Menge richtiger Anmerkungen über die Merkmale, Grade, Hülfsmittel einer leichten Erklärung u. s. w. Daher hat uns nun aber auch die folgende XXII. de aqua loquente ad Ignatii epist. ad Rom. weniger gefallen. Ignatius soll sagen ουκ εστιν εν εμοι πυρ φιλοϋλον, υδωρ δε ζων και λαλων εν εμοι, εσωθεν μοι λεγον, δευρο προς τον πατερα. Die Redart lebendiges Wasser, hat hier keine Schwierigkeit und Hr. Fr. verweiset deshalb mit Recht auf Joh. 7, 38. Aber was ist nun redendes Wasser? Wir denken immer noch, daß die Lesart ἁλλομενον, saliens, als eine Anspielung auf Joh. 4, 14. vorzuziehen sey: So scheint es nun aber dem Hrn. Abt nicht; er vertheydigt die gemeine Lesart, verwirft mit Recht die weitgesuchte Jortinsche Aufklärung derselben aus den alten poetischen Erdichtungen von begeisternden und beredmachenden Brunnen; und nimmt endlich an, Ignatius habe in beyden Benennungen des lebendigen und redenden Wassers die angeführte allegorische Vorstellung beym Johannes im Sinn gehabt, und durch die letzte das, es werden Ströme von seinem Leibe (ἐκ της κοιλιας αὐτου) fliessen, kurz ausdrücken wollen — Es möchte hingehen, wenn es noch ἐκ του σωματος αὐτου hieße und doch ließe sich auch das schwerlich zusammen reimen, da er nicht von einem Wasser, das ihn zum reden begeistert, sondern von einem fremden innerlichen Zuruf redet. — XXIII. In Cl. Aeliani variam historiam observationes aliquot: Es werden in neun Anmerkungen theils einige Unrichtigkeiten der gewöhnlichen Uebersetzungen verbessert, theils einige Schwierigkeiten der Erzählung aus den Alterthümern erläutert, und beydes mit der dem Verf. eignen Gründlichkeit und Kürze. Und hierauf folgen im zweyten Tom acht historische Abhandlungen, I. De hermeneuta veteris ecclesiae disputatio: In einem Verzeichniß der verschiedenen Ordnungen von Kirchendienern beym Epiphanius, werden unter andern die ἑρμηνευται genannt, worunter man keine eigentlichen Ausleger, sondern bloße Dollmetscher, verstehen muß. Im ersten Briefe an die Corinther 14, 27. 28. findet man die ersten Spuren davon, und da nicht alle Gemeinglieder die

Sprache, in welcher der öffentliche Gottesdienst verrichtet wurde, verstunden, so wurde einer besonders dazu bestellet, der ihnen das in ihrer Sprache wiederholte, was aus der Schrift vorgelesen oder darüber zur Erbauung geredet wurde. II. Judaeorum per orbem dispersio religionis Christianae inter gentes olim propagandae magnum odium ortum: Von den Zeiten der Babylonischen Gefangenschaft an, haben sich die Juden nach und nach in Asia, Africa und Europa ausgebreitet; welches denn dem Christenthum besonders auf eine dreyfache Weise vortheilhaft war: die Gemüther der Heyden waren dadurch schon mehr vorbereitet worden; die Synagogen, die die Juden allenthalben hatten, verschaften den Aposteln bequemere Gelegenheit in denselben ihren Unterricht frey und öffentlich zu ertheilen; die Christen gewannen endlich Zeit sich mehr fest zu setzen, da sie anfänglich nur für eine besondre Secte der Juden gehalten wurden. III. Dissertatio de ecclesiae Christianae reformatione Iudaeis utili. Wie sehr nun auch Luther für seine eigne Person gegen die Jüdische Nation mag eingenommen gewesen seyn und wie hart er auch etwa in seinen letzten Schriften von ihnen geurtheilet hat; so ist doch so viel gewiß, daß nach der Reformation der blinde Verfolgungsgeist gegen sie aufgehöret und man hiernächst eine vernünftigere Bekehrungs-Methode mit ihnen angefangen hat. IV. De feminis quibusdam, quae Euangelii veritatem tempore sacrorum reformationis scriptis defenderunt. — V. Disputatio, qua religionem protestantium regali civitatis generi non minus quam reip. liberae accommodatam esse, contra libri Francici de causis legum auctorem defenditur: Es ist eins wie das andere historisch unrichtig, wenn Montesquiou behauptet, die Protestantische Religion habe in Freystaaten zuerst Wurzel gefaßt, unter den nordischen Völkern, die nach einem natürlichen Hang die Freyheit am meisten liebten, den größten Beyfall erhalten, und der Mangel eines sichtbaren Oberhaupts in der Kirche vertrage sich weniger mit einer monarchischen Regierungsform; welches letztere auch dogmatisch falsch ist. VI. De religione Christiana omni climati accommodata: Die Christliche Religion sollte allgemein und allen Völkern anpaßlich seyn: Das bleibt sie, so lange nicht gezeigt werden kann, daß sie nach ihrer wesentlichen Einrichtung nicht unter allen Himmelsgegenden bestehen könne; und wer denn das beweisen wollte, müßte sich erstlich nicht auf bloße Nebengebräuche berufen, die nach Verschiedenheit der Oerter auch wegfallen oder verändert werden können; bey

Haupt-

Hauptgebräuchen und Vorschriften müßte er beweisen können, daß ihre Beobachtung der Natur eines Erdstrichs oder Volks, wenn auch jener durch Kunst und dieses durch Uebung noch so sorgfältig bearbeitet würde, durchaus widerstreite; und endlich müßte er nicht solche sittliche Vorschriften dem Clima entgegen setzen, die auf die nothwendige Verbesserung vernünftiger Geschöpfe abzielen. Wenn also Monteſquieu das Geſetz gegen die Vielweiberey zur Urſache angiebt, warum das Chriſtenthum in Aſien dem Mahometiſmus habe weichen müſſen; ſo nimmt er unerweislich an, daß das wärmere Clima die Vielweiberey daſelbſt unumgänglich nothwendig machte, da man Erfahrungen dagegen hat; u. ſ. w. VII. De philoſophis a Licinio imperatore excruciatis: Die Philoſophen, welche nach einer Nachricht beym Aurelius Victor unter der Regierung des Licinius hingerichtet worden, ſind wirkliche Philoſophen geweſen, und es iſt gar nicht wahrſcheinlich, daß Victor, nach der Vermuthung Mosheims, die Chriſten unter dieſer Benennung verſtanden habe, da es dem Sprachgebrauch der heydniſchen Schriftſteller widerſpricht; Victor auch nicht ſo günſtig von den Chriſten würde geurtheilet haben, daß er ſie inſontes und nobiles genannt hätte, und es endlich dem Licinius, einem bekannten Feind aller Litteratur, ſehr ähnlich ſieht, auch unter den Heyden, Männer von Einſichten gemißhandelt zu haben. VIII. De Maximiliani I. imper. Romani in rem litterariam meritis commentatio: Maximilian war als Liebhaber und Kenner der Gelehrſamkeit auch ihr ſehr großer weiſer Beförderer; und ob es gleich nicht erweislich iſt, daß er durch ordentliche Geſetze die damalige Churfürſten verbunden habe, Univerſitäten in ihren Landen anzulegen; ſo hat er doch die bereits geſtifteten mit neuen Privilegien verſehen und die Errichtung neuer, wie der Wittenbergiſchen und Frankfurtiſchen ſehr begünſtiget.

Dies iſt kurz der Innhalt der hiſtoriſchen Schriften dieſer Sammlung, wobey wir uns aber nicht länger aufhalten können. Auſſer dem vielen guten, das ſie alle enthalten, ſind ſie Muſter einer guten lateiniſchen Schreibart, wie der weiſen Oekonomie eines Schriftſtellers, immer nur das zu ſagen, was gerade zur Sache führt und gehört, und auch darüber nicht zum Eckel geſchwätzig zu werden.

Mz.

Julii Obſequentis quae ſuperſunt ex libro de prodigiis. Cum animadverſionibus *Jo. Schefferi* et

et *Fr. Oudendorpii.* Accedunt Supplementa *Conr. Lycosthenis* curante *Jo. Kappio.* Curiae Regnitianae, apud Jo. Göttl. Vierlingium. 1772. 8.

Wenn gleich dies Fragment vom Julius Obsequens nicht wegen der Wichtigkeit des Innhalts, wie der Herausgeber glaubt, sich zu einer neuen Ausgabe empfiehlt: so bleibt ihm doch der Werth, den man einem jeden Ueberbleibsel des Alterthums nicht wohl versagen kann. Und so abgeschmackt auch die Mährchen sind, die Obsequens aus den Geschichtschreibern, vorzüglich dem Livius compilirt hat; so hat doch ihre Sammlung den Gelehrten in mehr als einer Sache Nutzen geleistet. Ohne uns also bey der Unerheblichkeit der Gründe aufzuhalten, die der Herausgeber zur Rechtfertigung seiner Wahl beybringt, wollen wir nur gleich gestehen, daß seine Ausgabe die beste und brauchbarste unter allen bisherigen ist.

Der Text ist der Oudendorpische, wovon er nur in vier Stellen, nach Oudendorps Verbesserung, und der Anleitung der ältesten Ausgaben, abgewichen ist. Er hat die Juntinische und Baseler Ausgabe vom J. 1530. fleißiger verglichen, als bisher geschehen war, wodurch nun zwar die Kritick beym Jul. Obsequens nicht viel gewinnen konnte, da nur allein die Aldinische Ausgabe nach dem einzigem vorhandenem Manuscripte abgedruckt ist.

Scheffers und Oudendorps Anmerkungen sind ganz hergesetzt, aber von dem Herausgeber, so wie auch der Text, von den Druckfehlern gereinigt, und die Citaten sind mit vieler Mühe berichtiget. Es kommen auch einige Muthmassungen eines unbekannten Gelehrten vor, die einem Exemplare der Oudendorpischen Ausgabe beygeschrieben waren. Ausserdem hat der Herausg. selbst verschiedenes zur Erklärung und Verbesserung des Obsequens beygetragen, und man muß seinen Muthmassungen das Lob geben, daß sie nicht nur scharfsinnig sind, sondern auch vielen Schein der Wahrheit haben.

Die äusserliche Einrichtung ist folgende. Auf des Herausg. Vorrede folgen Lycosthenes, Scheffers Vorreden; dann Oudendorps Zueignungsschrift und Vorrede; hierauf Excerpta ex *Jac. Perizonii* animadv. hist. cap. VIII. die auf den Obsequens gehen; noch mehr, judicia quorumdam de *Jul. Obsequente*, und ein Verzeichniß der Ausgaben. Die

Kur-

Kapitel des Obsequens sind doppelt gezählet; einmal in der Folge mit den Supplementen des Lycosthenes, und auch für sich. Ein fünffacher Index macht den Beschluß.

Gisberti Cuperi Observationum libri quatuor, in quibus multi auctorum loci, qua explicantur, qua emendantur. Varii ritus eruuntur, et nummi elegantissimi illustrantur. Editio emendatior, cum Figuris. Lipsiae, apud Gotthilf Theoph. Georgi, 1772. 492. S. in 8. ohne ein kurzes Register.

Der Werth von Cupers Observationen ist bekannt genug, und obgleich das Gute, welches in denselben enthalten ist, an seinem Orte von den Gelehrten ist genutzt worden; so hat doch der Herausgeber, der sich Johann Peter Schmid nennt, nichts unnützes unternommen. Es sind alle vier Bücher. Der Herausgeber hat die vielen Druckfehler zu heben gesucht; doch ist noch für eine recht reichliche Nachlese übrig geblieben.

K.

12. Geschichte, Diplomatick und Erdbeschreibung.

Abhandlung von Liefländischen Geschichtschreibern. Riga, bey Joh. Friedr. Hartknoch, 1772. 8. 270 Seiten.

Beyträge zu der noch wenig bearbeiteten liefländischen Geschichte verdienen eine gute Aufnahme, sie mögen Berichtigungen, Ergänzungen oder eine kritische Anzeige der Quellen enthalten, durch deren Gebrauch sich endlich etwas Vollständiges erwarten läßt. Die gegenwärtige Abhandlung liefert allerley fleißig gesammelte Nachrichten; doch wünschen wir, daß es dem Hrn. Verf. gefallen hätte, derselben Bekanntmachung noch eine Zeitlang aufzuschieben, und durch fortgesetzte Bemühung, seiner Arbeit eine für die Geschichte reichhaltigere Brauchbarkeit zu geben: denn nicht an allen Orten ent-

entspricht die Ausführung dem Titel. Zu Abhandlungen von dieser Art erfodern wir keinesweges ein mühsam gesammeltes Namenverzeichniß aller elenden, unnützen oder bereits verlohren gegangenen Schriften: man nenne uns die brauchbaren; man bestimme ihren Werth; bey weniger bekannten, oder auch bey seltenen Handschriften zeige man den Ort an, wo sie verwahrt liegen; man mache uns mit den Quellen, dem Geist und der Denkungsart ihrer Verfasser, ingleichen mit den Umständen, welche in ihre Arbeit einen Einfluß äussern konnten, bekannt. — — Diesen Zweck hat der Hr. Verf. wirklich vor Augen gehabt, aber ihm nicht durchgängig Gnüge geleistet. Ohne Wahl raft er alles auf, und überströmt sein kleines Buch mit vielen unbedeutenden Lebensumständen, Anekdötchen und Nebendingen, die man kaum dem weitläuftigsten Biographen zu gute hält.

Die Abhandlung besteht aus 98 Paragraphen; die vier ersten sind gleichsam eine kurze Einleitung; jeder der übrigen ist eines liefländischen Geschichtschreibers Arbeiten bestimmt. Den Plan findet man §. 4. „Meine Abhandlung wird aus „folgenden Hauptstücken bestehen. 1) Von den Geschicht„schreibern, die vor dem Jahre 1500; (§. 5. bis 10.) 2) Die „im sechzehenten Jahrh.; (§. 11–31.) 3) Von denen, die im „siebenzehenten; (§. 32–61.) 4) Von denen, die im achtzehenten Jahrhunderte gelebt haben; (§. 62–82.) und endlich 5) von denen, die entweder eines ungewissen Zeitalters, „oder noch am Leben sind. Da ich der erste bin, der diese „Materie bearbeitet: so kann es seyn, daß meine Abhandlung ihre Fehler habe. Ich wünsche also, daß diejenigen, „welche im Stande sind, meine (diese) Fehler zu verbessern, „solches aus Liebe zum Vaterlande (es kann ja wohl auch aus andern guten Absichten geschehen) thun mögen.„ In der Ausführung selbst ist dieser Plan in Ansehung des fünften Hauptstücks geändert, denn dieses handelt von „itztlebenden und in den vorigen Hauptstücken übergangenen Geschichtschreibern; (§. 83–88.) dem endlich noch ein Anhang folgt von denen Geschichtschreibern, deren Zeitalter ungewiß ist, oder die in den vorigen Hauptstücken übergangen worden; (§. 89. bis zu Ende.) Diesen Anhang würden wir für spät eingelaufene Beyträge erklären, wenn nicht der §. 90. das Gegentheil bewiese.

Mit 94 liefl. Geschichtschreibern will der Hr. V. in eben so vielen Sphen seine Leser bekannt machen. Ueber eine gewisse Frage erklärt er sich S. 67. also: ich kann weiter nichts

das

davon sagen, als was mir bekannt ist; aber in seiner Abhandlung macht er uns doch mit einer ganzen Reihe von Schriftstellern bekannt, die er selbst nicht kennt, deren Schriften er nach seinem eignen Geständniß niemals gesehen hat, von denen er nichts weis, als was etwa Arndt davon sagt, den er denn auch fleißig, wörtlich abschreibt. Unter mehrern nennen wir nur den Horner §. 13; Olmen §. 15; Rosenstrauch §. 31; Fabricius §. 33; Helms §. 39; Svenburg §. 52; Zawissa §. 53; Stauch §. 55; Lode §. 60; Eckhard §. 71; Clocovius §. 76; Tiesenhausen §. 89; Paykull §. 90; Brand §. 92; das sind sie noch nicht alle, man sehe §. 77. 78. 95. 97. 98. u. a. m. Zur Probe schreiben wir zween Syhen ganz ab:

„§. 19. Lambert Kämmerling. Diesen führet Neustädt an, „jedoch meldet er nicht, was er geschrieben hab.„

„§. 95. Eines Ungenannten handschriftliche lettische Chronick „führet Arndt an, Th. II. S. 99. Anm. h.)„

Diese beyden Syhen sind fürwahr nicht die einzigen von der Art; der Leser mag entscheiden, in wie fern sie die Kenntniß der liefl. Geschichtschreiber befördern. In einem etwas ungewöhnlichen Ton heißt es §. 2: „ich habe — — so viele Bücher „gekauft, als ich erlangen können, und so viele Bücher gelesen, als mir nur in die Hände gefallen sind. Dadurch bin „ich in den Stand gesetzt worden, über sechshundert Schriftsteller kennen zu lernen, welche entweder ihren Ursprung in „Livland genommen, oder darinn gelebt, oder davon gehandelt haben. Eine Anzahl, welche ich mir selbst, bey dem „Anfang meiner Arbeit nicht vorgestellet habe; noch weniger „haben andere sie sich gedenken können. Diese Arbeit nenne „ich meine livländische Bibliothek.„ Warum, fiel uns dabey ein, setzte er seinen rühmlichen Fleiß nicht lieber noch eine Zeit hindurch fort, bis er die beträchtlichen Mängel in seiner liefl. Bibliothek ausgefüllet sahe? Für einen Zeitraum von sechshundert Jahren ist die Anzahl von 600. Schriftstellern eben nicht gros, sonderlich da wir mit einiger Befremdung sehen, daß auch alle zweifelhafte, ingleichen solche Bücher dazu gezogen werden, die auf einer halben Quartseite von Liefland Erwähnung thun.

Die erwählte Methode ist an sich ganz gut; in jedem §. werden, wo es die vorhandenen Nachrichten erlaubten, zuerst des Geschichtschreibers Lebensumstände, dann seine sämtlichen Schriften angezeigt. Das erste geschiehet mit einer unbeschreiblichen Weitschweifigkeit; Vorfahren und Nachkommen, auch die Seiten-

tenlinien und Hofmeister werden nicht vergessen. Dem Verzeichniß der Schriften sind viele gute Anmerkungen und Berichtigungen beygefügt. Der Verf. berichtigt zuweilen Fehler der Geschichtschreiber. Im 66. §. wird verschiedenes an Christ. Kelchs Liefländischer Geschichte, und §. 73. an Arnds Liefländischen Chronick verbessert. Er nennt ihre Quellen und die von ihnen vorzüglich genutzte Schriftsteller, macht bisweilen Auszüge aus ihren Werken, und zeichnet allerhand Anekdoten aus ihren Schriften aus. Dahin gehört unter andern die Nachricht aus Neustädts geschriebener Chronik. S. 88. vom ehemaligen Hanseatischen Comtoir zu Neugarten in Rußland. Die Ceremonien der Vermählung des dänischen Prinzen Magnus mit einer Rußischen Fürstin. S. 76. aus dem Prinz von Buchau, und aus dem Hiurne S. 171. die vornehmsten Artickel des Stolhowischen Friedens. Auch geographische Schriften sind nicht ganz übergangen worden, unter denen aber manche elende ohne Schaden hätte wegbleiben können. Dies gilt überhaupt von einem großen Theil der angeführten Geschichtschreiber. Gleich von dem ersten dem Diwo S. 6. ist es zweifelhaft ob er jemals gelebt, und am zweifelhaftesten, ob er eine Beschreibung von Liefland hinterlassen habe. Uebergehen dürfte freylich der V. diesen Schriftsteller nicht, weil so viel neuere die Fabel von seiner Reisebeschreibung wiederhohlen, und ununterrichtete Leser, so lange die Fabel noch nicht gründlich widerlegt, sondern nur bezweifelt ist, ihn immer unter den Liefländischen Geschichtschreibern suchen. Aber besser hätte der Verf. gethan, hier als am schicklichsten Orte ein für allemal diese Fabel auszurotten, und zu verwerfen. Eben so Paykull S. 262. Der V. erhält von dem rigischen Oberpastor einen Brief, darinne es heißt: „ich weis eines Paykulls „ungedruckte liefländische Geschichte an einem Orte, die mir „sehr gerühmt worden, und habe Hofnung sie zu bekommen.„ Dieser Brief ist wie der V. selbst nach seiner weitläuftigen Art meldet, bereits am 15 Weinm. 1769. geschrieben; mehr als 2 Jahre hernach giebt er seine Abhandlungen heraus: nothwendig hätte man in dieser langen Zwischenzeit von der vermeinten paykullschen Geschichte genaue Nachricht einziehen müssen und können, wenn sie wirklich, sollte es auch in Amerika seyn, vorhanden wäre; vielleicht ist sie nichts als die Abschrift einer andern Arbeit, und Paykull mag wohl ohne allen Grund unter den liefländischen Geschichtschreibern stehen. Was für Folianten würde ein Verzeichniß der deutschen Geschichtschreiber von ähnlicher Art, einnehmen; Blos wegen einer epistola

de

de oblato ſibi epiſcopatu livonienſi werden Heinrich v. Lan genſtein S. 14.: Grape gar wegen einer von einem Liefländer unter ihm gehaltenen Diſput, S. 180.; und Eckhard wegen der oratio de victoria a Carolo XII. Suecorum Rege — — reportata, S. 185. zu liefländiſchen Geſchichtſchreibern: (warum nicht lieber Zopf, Hübner und andre Kompendienſchreiber?) eine leicht erworbene aber gewiß von ihnen nicht erwartete Belohnung! Eine Oratio de Livonia nebſt der guten aber durch den Tod vereitelten Abſicht eine liefländiſche Geſchichte zu ſchreiben, erwirbt dem Nik. Specht S. 80. gleiche Ehre, ſo wie dem Araſinſki S. 62., der in ſeiner Polonia auf einer einzigen Seite eine fehlerhafte Anzeige von Liefland giebt; ſeine comment. bell. livon. welche kein Menſch geſehen hat, verdienen keinen Betracht. Den Heidenſtein S. 68. Starowolski S. 91.; und noch manche andere hätten wir kaum unter den liefländiſchen Geſchichtſchreibern vermuthet; ſo gut konnte auch wohl Vulpius wegen ſeines elenden Büchleins: Rigä Unüberwindlichkeit, das der Hr. V. aus dem von ihm fleißig angeführten Jöcher kennt, die Geſellſchaft vermehren. Witte S. 97. gehört in eine Abhandlung von rigiſchen Rathsherrn, wo man ſeinen Fleiß in Durchſuchung des Stadtarchivs rühmen kann; da man aber in einer Zeit von mehr als 100 Jahren keine Spur einer von ihm hinterlaſſenen Schrift gefunden hat, ſo ſteht er ſchlechterdings ohne Grund unter den liefländiſchen Geſchichtſchreibern; denn wegen der Vermuthung, daß er doch könnte etwas geſchrieben haben, ihn darunter zu ſetzen, wäre beynahe eben ſo viel als alle Liefländer die ſchreiben konnten, für Geſchichtſchreiber zu erklären. Warum wurde Rombert v. Scharenberg, deſſen Tranſumt etlicher Privilegien wir aus dem Arndt kennen, nicht auch genennt? oder die, wenigſtens aus dem 9. B. der Samml. ruß. Geſch. bekannte, Kort Beſkrifning öfwer Ehſt- och Liefland, 1756., die gewiß vor des Sarnizki Deſcriptio etc. S. 19. unendliche Vorzüge hat?

Am gründlichſten und vollſtändigſten hat der Hr. V. von Neuſtädt §. 45., von Creumern §. 57., von Venator §. 58., von Hiärne §. 59., von Relch §. 66., von Blomberg §. 81., auch wohl von Arndt §. 73. und von Terſch §. 82. gehandelt, und hier dem Titel ſeines Buchs ein Genüge geleiſtet, und ubi plura nitent — — ego non paucis offendar maculis. Doch wollen wir etliche Syhen beſonders durchgehen und unſre etwanigen Zweifel anzeigen.

§. 7. Heinrich von Letthland; lieber aus Letthland, das mit nicht jemand den armen Heinrich für einen Edelmann, oder gar für einen Landesherrn halte. Aber ist es denn völlig erwiesen, daß er wirklich Verfasser der unter seinem Namen bekannten Chronik sey? Hierüber hätten wir eine Aufklärung, nebst einer kritischen Untersuchung gewünscht, woher es komme, daß in seinen Nachrichten ein und eben der Ort unter mehrern ganz verschiedenen Namen vorkomme z. B. Velsnio und Viliende, Tharbat und Tarbeten, Nurmegunde Murumgunde und Wormegunde u. a. m.; ob diese beträchtlichen Abweichungen dem Mangel an Fähigkeit, oder den Verstümmelungen der Abschreiber beyzumessen, oder wirklich so verschieden im Gebrauch gewesen sind. Andrer Mängel zu geschweigen.

§. 9. Peter von Dusburg. Nicolaus Jeroschin hat mehr gethan als Dusburgs preußische Chronik in Versen übersetzt. Er hat manches weggelassen, was sich im Düsburg findet. Er hat unter andern das Verdienst, daß er manchen Namen ausdruckt, der beym Düsburg unvernehmlich und abgekürzt ist, er berichtigt Jahrzahlen, aus ihm lassen sich dunkle Stellen im Dusburg erläutern, ja er hat unterschiedene historische Zusätze vor seinem Original voraus, wie die Nachricht von Nicolai Jeroschins preußischer gereimten Chronick und deren Unterscheide von der Dusburgischen im 2. Stück des zweyten Bandes der preußischen Sammlungen mit mehrern zeiget. Bey diesen Peter v. Dusburg, oder auch unter einer eigenen Rubrik, hätte noch allerdings die vom Matthäi im fünften Theil seiner Analectorum veteris aeui aus einer Handschrift des deutschen Hauses in Utrecht edirte Cronycke van der Duitschen Oirden van der Ridderschap van den Huise ende Hospitael onser liever Vrouwen van Ierusalem angeführt werden müssen, indem sie eben so viel von Liefland, der Bekehrung dieses Landes und den Kriegen der Schwerdbrüder, als von den Begebenheiten der preußischen Ritter berichtet. Diese Chronick beginnt mit der ältesten Geschichte der Stadt Jerusalem, und schliest mit dem Todesjahre des Hochmeisters Ludewig von Erlinkhausen.

§. 59. Thomas Hiärne. Mit Vergnügen haben wir hier manche gnugthuende Berichtigungen gefunden. Einige diesem Manne vorgeworfene Fehler fallen vielleicht blos seinen Abschreibern zur Last; zumal da unser Hr. V. ihn nach einer sehr fehlerhaften Handschrift richtet S. 124. Wenn aber Liefländer selbst in der Beschreibung ihres Landes so oft und gröblich

sich geirret haben; so verdient gewiß ein Ausländer Nachsicht der einen Steinhaufen für eine feine Stadt erklärt S. 160. Wir wünschen unserm Hr. V. geschickte Nachfolger, damit wir durch ihren Fleiß immer mehrere zuverläßige Nachrichten von Liefland erhalten.

§. 73. Joh. Gottf. Arndt. Unter den Anmerkungen über dieses Mannes Chronick haben uns einige wohlgefallen; andere sind unerheblich z. B. gleich die erste S. 188. daß major nicht größer sondern vorig heissen müsse. Die Sache ist richtig, aber wegen eines Worts in der übersetzten Zueignungsschrift, den Kurtius u. d. g. anzuführen, ist — — unnöthig. Auch die auf 6 Seiten mitgetheilten Auszüge aus Briefen enthalten viele Kleiniakeiten. Warum glaubte denn der Hr. V. den wiederhohlten Versicherungen glaubwürdiger Männer nicht S. 196.; genug es war von Arndts Chron. kein dritter Theil zu finden; das konnte mit wenigen Worten gesagt werden. Billig hätte die Stelle S. 197. in welcher so dreist gezweifelt wird, ob Arndt jemals an einem 3ten Theil seiner Chronick gearbeitet hätte, zur Ehreschonung eines verstorbenen Freundes weggelassen werden sollen. Was soll man von einem Manne denken, der seine Arbeit als vollendet ankündiget, Pränumeration annimmt, und doch keine Feder angesetzt hat. War es nicht möglich, daß er, der gerne seine Arbeiten zum Verbessern an geschickte Männer liehe, eben durch dieses Ausleihen um sein Mscpt. kam?

§. 84. Hartw. Lud. Chr. Backmeister, der sich aber Bacmeister schreibt. Nicht leicht hat man ein so weit hergeholtes Geschlechtsregister gesehen als hier: durch acht Generationen lernt man die Bacmeister kennen, und zwar von ihrem ersten Anherrn Wilms an, der als würtemberg. Hofbecker durch sein herrliches Brod seiner Familie diesen Namen erwarb. Von dem noch lebenden Hrn. Inspektor Bacmeister, der wegen seiner Nachrichten von der vormaligen liefl. Universität, hier einen Platz erhalten hat, werden S. 246. drey Schriften angekündiget; mit der Ausgabe der ersten nemlich der rußischen Bibliothek, hat er bereits den Anfang gemacht.

§. 91. Hermann Becker steht wegen einiger magern Disputationen, welche die Welt ohne Verlust vergessen könnte, in dieser Abhandlung. Becker war als er sie schrieb, ein junger Mensch, der sich zu Hause um sein Vaterland wenig bekümmert hatte. Auf der Universität konnte er nach seinem eignem Bericht, wegen der damaligen Kriegsunruhen, von dorther keine sichern Nachrichten einziehen. Daher sind seine Schriften ge-

ringhaltig; das etwanige Gute entlehnte er aus andern bekannten Büchern. Die eingewebten lettischen Benennungen der Monate u. d. g. geben ihm keine Ansprüche auf die Ehre eines liefl. Geschichtschreibers. Wenn unser Hr. V. von den angeführten Disp. die zweyte wirklich gelesen hat, so wundert es uns, daß er die darinn vorkommenden Unrichtigkeiten nicht rüget. Folgende 4. sind ihm unbekannt geblieben; wir zeigen sie zur Ergänzung an: 1) de Livonorum veterum natura, republica atque ritibus; 2) de Livonorum veterum (Lettiorum) origine, sede, anno, mensibus; 3) Livonia in nonnullis ritibus antiquis proposita; 4) De Livonorum veterum administratione rei familiaris et statu sub Germanorum potestate. Viel versprochen und wenig geleistet.

§. 98. Enthält die Anzeige einer Dissert. von den Hansestädten. Dorpt hat vormals dazu gehört. Dieses zu beweisen, ein Dokument dem Untergang zu entreissen, die Ehre seiner Stadt auszubreiten, oder aus einem andern uns unerforschlichen Grund, liefert der Hr. V. hierbey einen etwas beschädigten Brief des danziger Magistrats an den dorptschen, der blos die Einladung zu einer in Lübek angestellten Zusammenkunft der Hansestädte enthält; welche nun freylich auf keine Weise mit der Abhandlung von liefl. Geschichtschreibern eine Verwandschaft hat.

Gewiß die vielen eingemischten ganz unerheblichen Nebendinge schwächen den Werth der Abhandlung: sie alle anzuführen, müßte man den vierten Theil des Buchs abschreiben. Warum, z. B., nennt man S. 26. den Arzt der Henning kurirte? Wer wird sich jemals darum bekümmern, was ein rigischer Rathsherr einem armen Akademikus ins Stammbuch geschrieben hat? und S. 180. wird gar eine gelehrte Anmerkung dazu gemacht. Wie viel wäre nicht bey Sahmens Lebensbeschreibung zu erinnern; aber ausser dem überflüßigen Leichentext, noch gar S. 204. die Leichenbegleiter zu erzählen, das geht doch warlich zu weit. Nicht genug, daß man auf 10 Seiten von dem Freyh. von Blomberg allerley Nebendinge lesen muß: blos wegen der Aehnlichkeit des Namens wird auch S. 222. einer Frau von Blomberg, deren Ehe, Söhne, Töchter, Schwiegersöhne, ja sogar des Arendeguts gedacht, das sie bekommen hat. Beym Tetsch wird zur Anfüllung des Raums auch der Lebenslauf eines mit des T. Mutter verwandten Generals erzählt S. 223; und bey der Anzeige der tetschischen Kirchengeschichte webt unser Hr. V. gar eine Abhandlung ein von der Waschmaschine, deren Erfinder, Beschreibung

und

und Abbildung, Preis, Verfertiger, Verbeſſerung, Nutzen, erlittenen Widerſprüchen u. d. g. S. 236, wobey denn auch die Königsbergiſchen gelehrten und politiſchen Zeitungen ihren Platz erhalten. Verlohnt es ſich der Mühe, wenn der V. von ſich S. 80. erzählt, er habe eine etwas vermoderte Handſchrift ſtatt des vorherigen Pappendeckels in einen etwas ſtärkern Band binden laſſen; oder daß er vor 30. Jahren mit einem Hrn. v. Hylzen auf der Univerſität in einer genauen Freundſchaft gelebt S. 247; in Hamburg aber verſucht habe, nach dem Beyſpiel des Schurzfleiſches ganze Nächte hindurch zu wachen S. 148. und daß er in Moſkow geweſen ſey S. 196. Solche Dinge überlaſſe er ſeinem künftigen Biographen! Was dünkt unſre Leſer von der folgenden Ausſchweifung: „Man „ſagt, er (Böcler) habe ſeinen Tod durch ſtarkes Tobackrau„chen befördert. Man war zu der Zeit noch wider den To„back eingenommen. Camden erzählt in ſeinen Annalibus „Eliſabethae von einem Biſchof zu London, er habe ſich zu „Tode geraucht. Damals muß alſo der Toback andere Wir„kungen gehabt haben, als in dem gegenwärtigen Jahrhun„derte. Hr. Tiſſot iſt noch ſehr dawider eingenommen. Ich „komme wieder auf Böcler.„ S. 266. würde man wohl in einem Collektanenbuch, unter dem Titel Tobak, unzuſammenhängendere ſeichte Sätze finden, die man in keiner Schulchrie findet? Doch wir ſind des Abſchreibens müde, ob wir gleich noch viele Stellen angeſtrichen haben. Dieſe Erinnerungen machen wir überhaupt in der beſten Abſicht mit der gewiſſen Hofnung, der Hr. V. werde der Stimme der Kritick willigſt folgen. Wir wollen ihn nicht abſchrecken, ſondern ermuntern; eben daher haben wir ſeine Schrift mit möglichſter Sanftmuth behandelt. Wie Menius in ſeinem Prodromus eine Menge Werke ankündigte; ſo ſehen wir doch ohne allen weitern Vergleich, die gegenwärtige Abhandlung als eine Ankündigung mehrerer Schriften an, z. B. einer liefl. Bibliothek S. 270.; einer Abhandlung von der liefl. Geſetzkunde S. 103.; einer Adelshiſtorie S. 261; u. d. g. etliche andere verſpricht der Hr. V. etwas unbeſtimmt z. B. 161. und S. 205. Ohne ſich eifrigſt der Kürze zu befleißigen, wird er bey dem höchſten Alter, welches wir ihm anwünſchen, die vorgenommenen Arbeiten nicht zur Hälfte vollenden. Jetzt noch einige kurze Anmerkungen.

Sollten wohl in Dorpt, oder überhaupt in Liefland hinlängliche Hülfsmittel zur glücklichen Bearbeitung der deutſchen Reichshiſtorie aufzubringen ſeyn? Wer die Schwierigkeiten

bey einer solchen Arbeit kennt, der wird sich über diese Frage nicht wundern, von einem Ausz. aus andern Werken, deren wir genug haben, ist hier die Rede nicht. Ueber die Nachricht S. 190. daß der Hr. V. eine solche Geschichte wirklich ausgearbeitet habe, die ihm aber eine unglückliche Feuersbrunst raubte, können wir unsre Befremdung nicht bergen. — — Die Anekdote, daß der Hr. V., als er Syndikus wurde, bey seinen Hrn. Amtsgenossen nach dem rigischen Recht, dem Gesetzbuch, wornach sie richten sollten, fragte, aber zur Antwort erhielt, sie hätten es niemals gesehen S. 206. ist zwar nicht eben lustig, aber sonderbar genug: dennoch wünschten wir zur Ehre des Dorptschen Magistrats, daß sie niemals wäre ruchtbar worden. — — Den S. 212. und 262. geäusserten Wunsch, daß die Besitzer ungedruckter Urkunden selbige durch den Druck möchten gemein machen, würden wir sehr einschränken: wie leicht könnte der T . . . . sein Spiel haben, und in der besten Absicht viel nichtswürdiges Zeug an das Licht treten.

Bey Schriften von dieser Art ist der Styl und die Einkleidung das geringste. Unsers Hrn. V. Schreibart, von welcher wir einige Proben gegeben haben, nähert sich der historischen, ist aber nicht allezeit correkt, oft schleppend; welches er aber leicht vermeiden kann. Wozu der feyerliche Schluß eines jeden kurzen Hauptstücks? z. E. „Hiermit beschließe ich das dritte Hauptstück dieser Abhandlung und wende „mich zum vierten„ S. 142; oder: „hiermit endige ich das „vierte Hauptstück„ S. 238. und: „solchergestalt beschließe „ich meine Abhandlung„ S. 270. u. d. g. Ein halbsehender sieht ja schon das Ende und den Anfang der Hauptstücke. Dann und wann läuft auch ein locus communis mit unter, z. B. S. 33. „ein überzeugender Beweis, daß die Wissenschaften „arme Leute empor bringen können, und wirklich durch göttlichen Segen empor bringen.„ Wer hat noch jemals daran gezweifelt? Mit Vorbeylassung anderer Erinnerungen von minderer Wichtigkeit gedenken wir zuletzt noch, daß diesem litterarischem Werke das so nöthige Register fehlt, wodurch das Nachschlagen sehr beschwerlich wird, ingleichen einiger Gedächtnißfehler. S. 125. gesteht der V., daß ihm Strelow den Hyärne in seiner lettländischen Geschichte anführt, unbekannt sey, und S. 133. nennt er eben dieses Strelow gothländische Chronick. Eben diese in dänischer Sprache geschriebene, und zu Koppenhagen 1633. in 4. gedruckte Chronick ist es, die Hyärne am ersten Orte anzieht. Ferner führt der V. S. 150. aus dem Jöcher eine

eine schurzfleischische Schrift: Livonia certis propositionibus comprehensa an, ohne sich zu erinnern, daß es die S. 263. unter Schurzfleischens Vorsitz gehaltene Disputation Hermann Beckers sey.

Der V. hat sich zwar nicht genannt, aber doch durch seine eingewebten Lebensumstände, durch die Anzeige seines Aufenthalts und Amts deutlich genug zu erkennen gegeben. Wir tragen daher kein Bedenken, unsern Lesern zu melden, daß man diese in ihrer Art sehr brauchbare Abhandlung dem Fleis des Hrn. Justizburgermeister Gadebusch in Dorpat zu verdanken habe.

Sch.

Allgemeine Geschichte der bekannten Staaten, von ihrem Ursprunge an bis auf die neuern Zeiten, aus sichern Schriften verfaßt. Zehnter Theil, welcher den Anfang der Geschichte von Deutschland enthält, oder der Geschichte der Deutschen, Erster Band. Heilbronn, in der Eckebrechtschen Buchhandlung, 1770. 2 Alphab. 9 Bog. in 8.

Allgemeine Geschichte der bekannten Staaten, ꝛc. ꝛc. Eilfter Theil, oder auch unter der Aufschrift: Die Geschichte der Deutschen, ꝛc. Zweyter Band, 1771. 2 Alph. ½ Bogen.

Eben derselben Dritter Band, oder der allgemeinen Geschichte Zwölfter Theil, 1772. 2 Alphab. 15½ Bogen.

Abermals eine ausführliche Geschichte von Deutschland, die zwar gleich in ihrem Anfange ein nach heiliges Schicksal gehabt hat, in der Folge aber nicht ohne verdienten Ruhm und Beyfall fortgeschritten ist. Der erste Verfasser derselben wird nicht genannt; unterdessen sieht man bald aus einer Vergleichung mit demjenigen, was Herr Hausen in seiner Geschichte des menschlichen Geschlechts, und auch bey der deutschen Geschichte des Guthrie geschrieben hatte, daß er eben dasselbe meistentheils wörtlich auf den ersten Bogen dieser neuen Geschichte hat abdrucken lassen. So viel wir merken, endigt sich seine Arbeit auf der 278ten Seite des ersten Bandes dieser Deutschen Geschichte mit der aus beyden vorherbenannten Büchern be-

kannten Declamation von den Ursachen der Reformation: nur mit dem Unterscheide, daß man sie etwas abgekürzt, und, wie es billig war, auch der göttlichen Vorsehung dabey Meldung gethan hat. Herr Hausen wurde gehindert, das Werk fortzusetzen *): Endlich übernahm solches Herr Professor le Bret, und dadurch ist es allerdings in gute Hände gekommen. Wir wünschten sogar, daß er es gleich vom Anfange her bearbeitet hätte: und daraus würde sowol mehr Gleichheit mit der Fortsetzung,

*) Fast alle beträchtliche historische Werke, die wir seit einiger Zeit erhalten haben, sind nach Rath und Willen der Herren Verleger angeordnet worden. Die große allgemeine Welthistorie mit ihren deutschen Fortsetzungen; Welthistorie von Guthrie und Gray; diese Geschichte der Staaten; Boysens korpulenter Auszug der alten Geschichte, und des sehr gelehrten Häberlin juristisch publicistische Reichshistorie, die unter dem Titel: Auszug der neuern Geschichte, erscheint. — Alle diese Werke wären nicht erschienen, wenn nicht drey Verleger wetteiferten, welcher von ihnen die verkäuflichste Weltgeschichte auf die Leipziger Messe bringen sollte. Die Einrichtung dieser Werke, wird durch die Absichten der Verleger modificirt, die bald für besser finden, eine allgemeine (und doch noch nicht ganz allgemeine) Welthistorie in 35 Quarthänden, bald ein paar Auszüge daraus, in 22 großen Octavbänden zu Markte zu bringen. Der Werth aber hängt bloß von dem guten Glücke der Verleger ab, ob sie zu Verfertigung ihrer Historien, einen guten oder schlechten Mann, finden konnten. Es scheint, Herr Eckebrecht merkte zu spät, da schon beynahe 300 Seiten abgedruckt waren, daß er in dem Glückstopf der Autoren eine Niete gegriffen habe, und daß Herr Hausen ihm schon gedrukte Sachen nur aufs neue abschrieb. Er wolte also Hr. H. nicht weiter fortarbeiten lassen; dies wird wohl die wahre Verhinderung seyn, sonst ist nicht abzusehen, was Hn. H. am Schreiben konnte gehindert haben, ihn, der schon so manche Bände geschrieben hat, und noch schreibt.

Da aber der Verleger einmal sahe, daß Hr. H. etwas schlechtes geschrieben hatte, warum warf er nicht lieber 18 Bogen ins Makulatur, als daß er Todte an Lebendige, Hausen an le Bret band, und einer guten Reichshistorie in vielen Bänden, einen elenden Anfang gab. Die arme Lehr, die in den Büchern Nutzen oder Vergnügen suchen, verdienen doch auch, daß man sorget, daß sie nicht immer lesen müssen, was man ihnen giebt, sondern auch, was ihnen gefallen kann. Aber auf diese Art hat freylich Herr Hausen noch mehrere Welthistorien verpfuschet. Der Anfang des sehr gründlichen Häberlinschen Auszuges ist von ihm, und auch das Guthriesche Werk, hat er durch einen elenden Auszug der deutschen Geschichte, verstellet.

setzung, als gröſsere Genauigkeit in der Untersuchung und im Ausdrucke selbst, erwachsen seyn.

Der erste Band dieser Geschichte geht von den ältesten Zeiten, da die Deutschen bekannt worden sind, bis zu Heinrichs III. Tode (Anno 1056.). Im zweyten sind bloſs die Regierungen Heinrichs IV. V. und Lothars enthalten, bis 1137. der dritte aber endigt sich mit Heinrichs des VIten Tode 1197. Zusammen sind es sechs Perioden, welche in diesen Bänden beschrieben worden, darunter die letzte die Schwäbischen Kaiser in sich begreift. Die Geschichte einer jeden Regierung ist von Herrn le Bret mit einer geübten Kenntniſs, guten Gebrauch, selbst Anführung der Quellen, richtigen Beurtheilung, in einer geschickten Ordnung und flieſsenden Schreibart erzählt worden. Anmerkungen über die Staatsverfassung des deutschen Reichs, und über die Sitten der Deutschen, den Zustand der Religion und Gelehrsamkeit, in jeder Periode, auch wohl unter einzelnen Regierungen, werden am Ende derselben angehänget, und sind immer lesenswürdig. Am Ende des dritten Bandes steht auch eine kritische Beylage: Urkunden des Costnitzer Friedens nach ihren verschiedenen Lesarten, mit italiänischen Handschriften verglichen: Der Herr V. hat sie, wegen der vielen darinne vorkommenden Varianten, wieder abdrucken lassen. Wir könnten es mit zahlreichen Beyspielen beweisen, daſs die Arbeit des Hn. le Bret keine eilfertig aus neuern Schriftstellern zusammengetragene Erzählung sey, sondern sich ganz auf eigenes überlegtes Forschen gründe. Hoffentlich aber verlangt man einen solchen Beweis bey einem so rühmlich bekannten Schriftsteller nicht.

Destomehr wünschten wir noch zweyerley zur Vollkommenheit des Werks. Das erste, was man seit einiger Zeit mit Recht erinnert hat, daſs die Geschichte von Deutschland nicht so sehr das Ansehen einer bloſsen Kaisergeschichte und Lebensbeschreibung der deutschen Fürsten haben, sondern überhaupt beständig eine Geschichte der allgemeinen Veränderungen von Deutschland seyn möchte. Was über diese letztern, unter dem Namen von Anmerkungen und Betrachtungen, besonders gesammlet worden ist, wie wir gesagt haben, sollte in die eigentliche Geschichte eingewebt seyn: das ist zwar schwer; aber ein Geschichtschreiber muſs diese Kunst verstehen. Dadurch würde auch der zweyte unsrer Wünsche, eine strengere Auswahl der Begebenheiten und Umstände, leichter erreicht werden. Denn daſs der Verf. hiebey viel zu freygebig und fruchtbar geworden ist, kommet wohl hauptsächlich daher, weil

er zu sehr darauf sah, vollständige Regierungsgeschichten der Kaiser zu schreiben. Im Verhältniß gegen das Große und Ganze betrachtet, verliehrt manches seine Wichtigkeit, die es in der Geschichte einer einzeln Person gar wohl behaupten kann. Der Herr V. scheint sich auch nicht einmal dabey ein überall gültiges Gesetz gemacht zu haben. In der Vorrede zum zweyten Bande schreibt er, er habe die Geschichte von den Streitigkeiten der Kaiser mit Gregor dem VII. und Pascal dem II. wegen ihrer ungemeinen Erheblichkeit sehr ausführlich erörtert; dieses sey auch nach dem Verlangen des Hn. Verlegers selbst geschehen; er könne aber nicht versprechen, daß er in andern wichtigen Begebenheiten gleiche Weitläuftigkeit beobachten werde. Nicht zu gedenken, daß auf das Urtheil des Hn. Verlegers hiebey ganz und gar nichts ankommt: so ist ein Geschichtschreiber verbunden, wenn er einmal in seinem Werke Platz dazu gefunden hat, wichtige Vorfälle ausführlich zu untersuchen, eben dieses auch bey andern gleich wichtigen und dem Werke wesentlichen Erzählungen zu thun. Doch selbst der Wichtigkeit ungeachtet könnte das zu weitschweifige in vielen Stellen wohl vermieden worden seyn und noch mehr bey Kleinigkeiten. Z. E. Th. I. S. 484. „Otto hielt wiederum ei„nige Kirchenversammlungen. Die erste wurde zu Rom, die „andere zu Ravenna gehalten. Auf der letzten wurde die rö„mische Kirche wieder mit verschiedenen Einkünften beschen„ket.„ Wer würde dieses vermißt haben, wenn es weggeblieben wäre? So auch gleich auf der 484. und 485. Seite, die gar zu umständliche Erzählung von der Krönung Otto II. wo sogar des Briefs gedacht wird, „in welchem der Kaiser selbst „den deutschen Fürsten von dieser angenehmen Begebenheit „Nachricht gegeben, welchen er im folgenden Jahre geschrie„ben, und den uns Wittekind aufbehalten hat.„ Aehnliche Stellen, auch wohl rednerische Ausdehnungen einer Erzählung, findet man häufig genug. Wenn der V. dieses in der Folge mehr verhütet, so wird das Werk, welches ihm Ehre macht, auch nicht die beschwerliche Größe erlangen, mit der es itzo droht. Verhältnißmäßig zu urtheilen, würden noch zehn bis zwölf Bände eher zu wenig als zu viel für dasselbe seyn: das ist für den Liebhaber der deutschen Geschichte in der That zu viel.

Warum sollten wir noch bey kleinen Flecken des Werks stehen bleiben? Die Vermischung von Hunnen und Hungarn gleich nach einander, S. 453. und manche Nachläßigkeiten in Ausdrucke gehören darunter. Der Verleger mag übrigens die eleu-

elenden Kupfer vor jedem Bande künftig weglaſſen: ſie mögen nun allegoriſch ſeyn, (die ohne dies nach wenigen Geſchmack ſeyn möchten) oder würkliche Perſonen und Begebenheiten vorſtellen ſollen, ſo ſind ſie äuſſerſt elend.

Ml.

Sammlung zur Däniſchen Geſchichte, Münzkenntnis, Oekonomie und Sprache, durch Johann Heinrich Schlegel, Profeſſor und Kön. däniſchen Hiſtoriograph. Erſter Band. Erſtes Stück. Kopenhagen 1771. gedruckt bey Nic. Moller, 11 B. in 8.

Herr Schlegel, deſſen Verdienſte um die Geſchichte von Dännemark wir ſchon aus verſchiedenen hiſtoriſchen Werken kennen, will in dieſen Sammlungen neue Beyträge über einzelne Punkte der Nordiſchen Geſchichte liefern, wozu ihm der ungehinderte Zutritt zum däniſchen Archiv, und der freye Gebrauch der auserleſenen von Thottiſchen Bibliothek, die beſte Gelegenheit geben. Der V. nimmt das Wort däniſch auf dem Titelblatt zugleich für Norwegiſch und Holſteiniſch, und im weiteſten Verſtande von den geſamten däniſchen Staaten. Ja nicht einmal die benachbarten Reiche Deutſchland, Schweden und Rußland ſollen von dieſer Sammlung ausgeſchloſſen ſeyn, wann der Verf. etwas neues über ihre Geſchichte bemerken kann. Jährlich ſollen drey bis vier Stücke erſcheinen, und vier Stücke einen Band ausmachen. Urkunden und andre ungebrauchte Handſchriften ſollen in der Urſprache wörtlich, und mit aller Genauigkeit, und im Bezug auf deutſche und däniſche Leſer, abgedruckt werden. Seine erläuternde Anmerkungen aber über däniſche, lateiniſche und andere Schriften, ingleichen ſeine eigene Aufſätze, will er deutſch faſſen. Daß der V. Handſchriften nicht mit Beybehaltung der alten Schreibart abdrucken laſſen will, mißfällt uns. Leſer die dergleichen beleidigt, oder denen ein Aufſatz dadurch unverſtändlich wird, wagen ſich ſelten an ſolche einzelne Fragmente des Alterthums, und der Rechtsgelehrte, der Geſchichtskundige, der Sprachforſcher, und jeder der Urkunden zu brauchen weis, läßt ſich durch ſolche Kleinigkeiten nicht von ihrer Leſung abſchrecken, vielmehr kann ihm ein dem Original ſo viel möglichſt ähnlicher Abdruck, Merkmale angeben, Urkunden, und ihr gewiſſes Zeitalter zu prüfen. Mit den in der Urſchrift abgekürzten Worten iſt es ein anders, die ſich bisweilen nur im Kupferſtich nach-

nachahmen lassen, aber um den Abdruck so viel möglich dem Original zu nähern, wäre es billig in einer Note jede ungewöhnliche Abkürzung anzuzeigen, fürnemlich wo es Worte vom Nachdruck sind, oder die verschiedene Erklärungen veranlassen können. Auf dem Titel ist der Innhalt dieser Sammlung schon ziemlich hinlänglich angezeigt, aber ausser den benannten Materien wird Herr S. zuweilen, von seltnen alten historischen, und merkwürdigen neuen Büchern, Nachrichten und Urtheile einrücken, und unter ökonomische Abhandlungen versteht der V. solche, welche das Münzwesen, die Handlung, die Künste, die Sitten, und die Preiße der Lebensmittel und Fabrickwaaren betreffen.

Sieben verschiedene Abhandlungen sind in diesem ersten Stück mitgetheilt, und ihre gute Auswahl verspricht uns eine Sammlung, die sich noch dadurch von ähnlichen Arbeiten anderer Gelehrten auszeichnet, daß man hier keine mikrologische unbeträchtliche Aufsätze vermuthen darf, die etwa nur einzelnen Personen und Familien, oder pedantischen Antiquarien merkwürdig seyn möchten. Wir wollen sie nach der Reihe nahmhaft machen.

I. Erklärung einer Medaille auf Sr. Majest. des Königs von Dännemark Reise nach England. 1768. Diese in England geschlagene Medaille, welche 1 Loth, 3 Quent, 2 Ort in Silber wiegt, ist hier im Kupferstich mitgetheilt und ausführlich beschrieben. Eine kleinere ebenfalls auf diese Reise geprägte Medaille, wird auch beschrieben, und dabey das merkwürdigste von dem Aufenthalt des Königs in England erzehlt. Wer eine zusammenhängende Erzehlung von der ganzen Reise lesen will, dem schlägt Herr Schl. die umständliche Nachricht in dem 1770. zu Kopenhagen gedrukten Staats-Journal vor: die Anreden im Namen des Lordmaire und der Gemeine zu London S. 9. dünkt uns, hätten wohl wegbleiben können, aber für die mitgetheilten Doctordiplomen von Oxford und Cambridge, wovon das letzte eine artige Wendung hat, und für die Urkunde, worinn dem Könige das Londner Bürgerrecht übertragen wird, danken wir dem Herausgeber.

II. Kurzer Ueberschlag über die ganzen Einkünfte und Ausgaben des Königreichs Dännemark verfertigt und ausgezogen den 24. Dec. 1602. König Christian 4. hat diese genaue Berechnung, das schätzbarste Stück der ganzen Sammlung zu eignen Gebrauch von seinem Rentmeister verfertigen lassen, um auf einen Blick seine ganze Staatsverfassung übersehen zu können. Sie ist wörtlich nach dem dänischen Origi-

nal

mal abgedruckt, und vom Herausgeber mit kurzen erläuternden Noten an den nöthigen Stellen ungemein aufgeklärt. Die mehresten Erläuterungen sind geographisch über die veränderten Namen der Oerter, oder andere Abwechselungen, welche durch die Zeit so viele Plätze, in Dännemark, Norwegen, Jütland, Schonen, Bahus, Island, Gothland und Oesel erlitten haben. Jedoch hat Hr Schl. keine Anmerkungen unterlassen, wo er Punkte der damaligen Staats- und Hauswirthschaft, die Gestalt der Auflagen, die Preise der Waaren und Lebensmittel zu erläutern fand. Christians des 4. gesammte Einkünfte, die Revenüen des königlichen Antheils von Schleswig abgerechnet, betrugen im J. 1602. 411,000. Species Reichsthlr. Der Sundzoll betrug 141,863. Species Reichsthlr. Die Einkünfte des Königreichs Norwegen 93680½ Sp. Rthlr. — — Weil damals die Ausgaben mehrentheils auf Hofhaltung und die Flotte giengen, (eine stehende Armee war damals in Dännemark noch nicht eingeführet; nur in den Schlössern lagen kleine Garnisonen von Söldnern, welche Schützen und Lieger, weil sie immer auf dem Schlosse liegen blieben auch Aarsknechte hiessen, weil sie Jahr aus Jahr ein gehalten wurden) blieb ein jährlicher Ueberschuß von 164,335. Sp. Rthlr. — 28 fl. zu ungewissen Ausgaben. Von diesen ward jedoch ein ansehnliches erübriget, daß dieser König wie ein altes Schuldbuch im Archive auswelset, 1605. über 3 Tonnen Goldes bey dem dänischen Adel auf Zinsen zu 6 Procent stehen hatte. Daher konnte er auch Tonnen Goldes auf das Schloß Friedrichsburg, auf das Deichwesen im Herzogthum Schleßwig, auf den Ostindischen Handel vor dem dreyßigjährigen und nachherigen Schwedischen Kriege wenden. Die königl. Tafel kostete damals jährlich 16155 Species Rthlr. der Keller 7000 Rthlr. Sp., und am Hofe ward vor 1650. Rthlr. Rostocker, Bardsch, Eimbecker Bier, und Braunschweiger Mumme consumirt. Der Herausgeber wünscht ähnliche alte Staatsrechnungen andrer Reiche zum Vortheil der Geschichte edirt, und gehörig erläutert. Zur Kenntniß der Sitten, und der Nationalverfassung würden sie allerdings sehr viel beytragen. Wir wünschen zu dem Ende, daß ein anderer *Du Cange* die ähnliche vollständige Berechnung der Einnahmen und Ausgaben des französischen Hofes vom J. 1202. erläutern möchte, welche Brussel im 2. Th. seines Nouvel Examen de l'Usage des Fiefs en France, aus dem Archive hervorgezogen hat.

III.

III. Johann Elias Schlegels unvollendeter Aufsatz über die Abstammung des Oldenburgischen Hauses, von den alten dänischen Königen.

Der Verf. hatte diese Abhandlung für das Jubelfest des Oldenburgischen Hauses bestimmt, welches im October 1749. gefeyert ward, allein er starb vor ihrer Vollendung. Jetzt kann dies Fragment, als ein Commentar, über die Worte des Verf. der Lebensbeschreibung der Mathildis in Leibnit. script. rer. germ. T. I. p. 194. dienen: Thidericus in occidentali regione comes fuerat, glorioſus pater Mathildis reginae, qui venerabilem Reinhildam, Danorum Freſonumque germine procreatam, moribus probabilem, ſibimet adjunxerat conjugem. Aus diesen Worten sucht Hr. Schlegel zu erweisen: Reinhildis Graf Dieterich des ersten Gemahlin, stammt vom Dänischen König Harald, der sich 826 taufen lies, und den der Kaiser Ludewig die Grafschaft Rüstringen schenkte, und aus dieser Ehe sind die Grafen von Oldenburg entsprossen. Nur Schade, daß zum Erweis dieser Verwandschaft Hypotheſen mit Hypotheſen gehäuft sind, die leicht widerlegt werden könnten, wenn es hier der Ort wäre. Einige in diesem Erweis zu weit getriebene Muthmassungen hat der Herausgeber schon angezeigt.

IV. Etymologische Untersuchung über einige dänische Worte. Dennemann (ein ehrlicher Mann, oder ein ehrlicher Däne, in eben der Bedeutung, wie wir ein guter Deutscher sagen.) Danniſched (Schlegel erklärt dies im 25 Stück des Fremden ein unverfälschtes natürliches Wesen, eine aufrichtige Begierde den Menschen zu dienen, und eine wahre Hochachtung für sein Vaterland) Dyd tugend, Skird der Schoos, Skirde der Kaufbrief. Skird ist das Stammwort der den Alterthumsforscher bekannten ſcutationis danicae, eine Art ſymboliſcher Tradition, nemlich es ward ein Stück einer verkauften Sache, in dem Schoos des Käufers gelegt. Eine nähere Bestimmung giebt das schoniſche Geſetz. 2 B. 13 Cap. Beym Westphal. T. 4. S. 2099. Durch diese neue Derivation vernichtet Hr. Schl. Meikens Ableitung in seiner Abh. de ſcotatione Danica Altona 1744. eine Abhandlung, welche dem Verf. unbekannt zu seyn scheinet. Hr. Meike leitet Scotatio vom Zeitwort Skirde gerichtlich überlaſſen, welches aber ebenfalls von Skird der Schoos herzuleiten ist.

V. Briefſchaften zur Geſchichte Chriſtian 2., die in der Cottoniſchen Bibliothek in London aufbewahrt werden. Es sind in allen 3 Briefe, die dieser König an Henrich den

achs

achten von England, an den Cardinal Wolsey im Jahr 1523. und einer den Henrich der achte 1535. an die dänische Reichsräthe geschrieben. Der Herausgeber hat sie schon in seiner Geschichte des Oldenburgischen Hauses genutzt. Merkwürdig ist in dem Brief an den Cardinal Wolsey, daß König Christian ihn auch Fratrem noſtrum carissimum nennt, einen Ehrentitel, den ihm Carl der fünfte und König Franz von Frankreich häufig beygelegt haben, nach dem sie eben so, wie Christian der Zweyte, der Hülfe des Cardinals benöthiget waren.

VI. Des Dänischen Prinzen, Herzog Johannes Renunciation bey seiner Abreise nach Ausland. Kopenhagen, den 1 August, 1602. Dieser Prinz, König Christian des 4. jüngster Bruder, sollte sich mit der Tochter des rußischen Zaaren Boris Godunow vermählen (siehe Müllers Sammlung rußischer Geschichte. 5. Th. S. 140/157. Nils Schlangens Geschichte Christian des vierten, im zweyten Buch. Anm. 223.) er starb aber in Moskau vor dem Beylager den 28 Oct. 1602. Vor seiner Reise entsagt er in diesem Instrument vor sich und seine Erben seines Erbrechts auf Dännemark. Der Eingang dieser Renunciation enthält zugleich einen Auszug der vorhergegangenen Traktaten zwischen Rußland und Dännemark, welche bisher in Dännemark unbekannt waren. Zugleich verbessert hier Hr. Schlegel aus einem Augenzeugen, der zu Hamburg 1604. eine wahrhaftige Relation der moskowitischen Reise des Herzog Johannes drucken lassen, seinen Bericht von der Reise dieses Prinzen, in Nils Schlangens von ihm übersetzten Geschichte Christian 4. der ungenannte Verf. giebt auch eine kurze Beschreibung von Rußland. Wir bemerken unter andern daraus, daß in der lateinischen Grabschrift des Prinzen Johann, der Zaar Boris Godunow Magnus Moscoviae Imperator heißt, eben diesen Titel führt er auch zu wiederholtenmalen in den Traktaten mit König Christian 4. der durchlauchtigste großmächtigste Fürst und Herr, Herr Borris Foedorowitsch, Kaiser und Großfürst. Allein, da der Verf. der lateinischen Grabschrift wohl aus Unwissenheit, das rußische Zaar durch Imperator übersetzt hat, wie es *Possevinus* ebenfalls in seiner Beschreibung von Rußland (Moscovia) verschiedenemal verdolmetscht, ferner die Traktaten aus dem Rußischen übersetzt und nicht deutsch verfaßt sind, zeigen diese Beyspiele wohl, daß diese Uebersetzer den Zaar Boris Godunow. für einen Kaiser gehalten, nicht aber, daß er sich selbst diesem Titel beygelegt habe.

VII.

VII. *Excerpta ex archivo Vaticano de priſtino ſtatu Grönlandiae.* Hr. Profeſſor Maller hat dieſe Nachrichten mitgetheilt. Grönlands Meldung findet ſich zuerſt im päbſtlichen Archiv, im Jahr 1276. da der Pabſt Innocentius 5. allenthalben Legaten ausſandte, den Zehnden zum Behuf eines beſchloſſenen Creuzzuges einzutreiben. Damals ſchrieb man in Rom, daß Grönland ſo weit von der Norwegiſchen Metropolitankirche Drontheim entlegen ſey, quod de ipſa eccleſia Gardenſi illuc propter maris impedimentum vix infra quinquennium ire quis valeat, & redire ad eccleſiam ſupra dictam. — Der Peterspfenning und die Zehnden vom Biſthum Garde in Grönland wurden dem Pabſt in Wallroszähnen (dentes de Roardo) bezahlt, und dieſe wurden in Bergen verſilbert. — Ein Schreiben Pabſt Nicolaus V. vom Jahr 1448. beſtätigte eine Meynung, auf was Grönland von den Norwegern vergeſſen worden. Er beklagt, daß Grönland vor 30. Jahren von benachbarten Barbaren ganz verwüſtet worden, und daß ſich ſeit der Zeit die Einwohner ohne alle Seelſorger befunden. Er ermahnt daher die Isländiſchen Biſchöffe von Skalholt und Holum tüchtige Leute dahin zu ſenden. Ueberhaupt dünkt uns, haben verſchiedene Urſachen zum Verluſt dieſes Landes beygetragen. Grönland ward immer ſehr ſparſam beſucht, weil keine Schätze daher zu holen waren. Das ſtrenge Verbot der Nordiſchen Könige ohne ihre Erlaubniß dahin zu reiſen, die Veränderung der Nordiſchen Herrſchaft, indem Grönland mit andern Norwegiſchen Provinzen, an fremde Könige aus Dännemark kam, der ſchwarze Todt, die Capereyen der Vitallienbrüder, Zufälle, die in einem Zeitpunkt zuſammenſtieſſen, haben nebſt den Einfällen amerikaniſcher Barbaren, das Land von allen Einwohnern entblößt, und die Norweger verhindert neue Colonien zu pflanzen.

Et.

13. Gelehrte Geſchichte.

Die Leitungen des Höchſten nach ſeinem Rath auf den Reiſen durch Europa, Aſia, und Africa. Zweyter Theil. Aus eigener Erfahrung beſchrieben; und auf vieles Verlangen dem Druck übergeben von M.

M. Stephanus Schulz, vormaligen zwanzigjährigen reisenden Mitarbeiter bey dem Callenbergischen Instituto Judaico, ꝛc. Halle im Magdeburgischen, verlegts Carl Herrmann Hemmerde, 1772. 326 Seiten in 8.

Ueber die philosophische Gleichmüthigkeit, mit der Herr Schulz die öffentlichen Urtheile über den ersten Theil seiner Reisen gehört und gelesen hat, geht in der Welt nichts. Sie ist ein rechtes Muster für Scribenten seiner Art. Von der Recension in unsrer Bibl. XVI. 1., für welche er sich zwar bedankt, aber doch das gute Zutrauen zu seinem Werke hat, es würde ohne alle spöttische Empfehlung doch wohl seine Aufnahme gefunden haben, sagt er mit kaltem Blut weiter nichts, als: „ihr Verf. scheinet ein נע ונד (Na venad) unstät und „flüchtiger Jude zu seyn, der nicht bey einer Sache bleibt, „sondern hin und her hüpft.„ Gegen die Danziger Berichte protestirt er nur in soweit, als sie ihn zum Hallischen Waisenhäuser gemacht haben, weil er weder als Schüler dort studirt, noch als Präceptor informirt hätte. Daß seine Erzählungen ganz unerheblich sind, läugnet er gar nicht, sondern sagt: „Freylich einen Spieß für den Riesen Goliath, der wie ein „Weberbaum erheblich war, wird man darinn schwerlich finden; doch aber vielleicht einige Kieselsteine aus dem Bach „Kidron, für den kleinen David in seine Schleuder„ und meldet, daß eben, da er die beyden ihm communicirten Recens. gelesen gehabt, seine Frau von einem würdigen Generalsuperintendenten aus dem Reich ein Schreiben erhalten hätte, worinn folgendes gestanden:

„Gestern las ich in den Jenaischen gel. Zeitungen eine „empfehlende Recens. von dem ersten Theil der Reisebeschreibung dero theuresten Eheherrns, welche mich sehr vergnügte; „bald darauf aber eine ganz hämische und lieblose in dem neuesten Stück des Nördlingischen Schulmagazins, zu meinem „Mißvergnügen. Man will unter andern da und dorten „bloße Einbildungen und wenigstens einen subtilen Fanaticismus gefunden haben — Doch wird eine solche Beurtheilung nach der Mode bey denen, die auf die Werke und Wege „Gottes mit uns achten, und darinn geübt sind, keinen Einfluß haben. Unsere Tage sind diesfalls bejammernswürdig.„

„Mit dieſem Epiphonema, ſetzt Hr. S. hinzu, ſtimmen mehrere rechtſchaffene Gelehrte überein; und ich ſpreche ein Amen „(das iſt wahr) dazu.„

Alſo erzählt uns der treuherzige Mann, in dem ihm eigenen Ton, nun auch in dem gegenwärtigen zweyten Theile in 12. Kapiteln, wie es ihm in den Jahren 1746. bis 1748. auf ſeiner Reiſe durch Pohlen, Ungarn, und Dännemarck, das er zum zweytenmal beſucht, gegangen ſey; denn den erſten Vorſatz, alle europäiſchen Reiſen in einen, und die orientaliſchen in den zweyten Theil zu bringen, hat er müſſen fahren laſſen „weil wir Menſchen nicht Herren von unſern Lebens„kräften und Geſundheitsumſtänden ſind; daher wir uns öfters „etwas vornehmen, und daſſelbe doch nicht nach unſerm Sinn „ausführen können.„ Wie gewöhnlich, nimmt Hr. S. alles mit, was ihm auf dem Hin- und Rückwege in Deutſchland vorgekommen iſt. Da kann man alſo z. B. S. 273. folg. die merkwürdigen Vorfälle leſen: daß er auf ſeinem Wege über Magdeburg und Hamburg nach Kopenhagen im Monat May 1748. bey dem venerabeln Abt Steinmetz logirt, die dortigen Scholaren in den Klaſſen aus dem Worte Gottes examinirt, und einer wöchentlichen Predigerconferenz beygewohnt habe, wo man ſich an den drey letzten Worten Chriſti am Kreuz: Mich dürſtet, Vater in deine Hände ꝛc. und: es iſt vollbracht, erbauet, und er über das letzte Wort: Τετελεσται, einen Vortrag gehalten hätte; daß den 13ten, als er durch Magdeburg nach Wolmerſtädt abgehen wollen, Hr. Kaufmann Stilke, bey dem er eingeſprochen, ihm und ſeinem Reiſegefährten geſagt hätte: Bleibet bey uns, denn es will Abend werden, welches denn auch geſchehen, und wo der ſel. Hr. Paſtor Weinſchenk manches aus ſeiner geſegneten Amtsführung erzählt hätte, unter andern auch dies: „Ein anſehnlicher Kaufmann gerieth in eine ſchwere Anfechtung. Es beſuchen ihn „etliche redliche Prediger, aber ihre Tröſtungen wollen nicht „haften. Hr. Weinſchenk kommt nach einiger Zeit auch zu „ihm; der Kaufmann ſagt: Da kommt abermals ein leidiger „Tröſter. Hr. W. antwortet: Ja, der bin ich, aber kommen ſie mit mir auf die Stube, wir wollen zu dem rechten „Tröſter gehen; fällt mit ihm nieder auf die Knie, und betet „ſo ernſtlich und anhaltend, daß der Patient ſogleich Linderung in ſeinem Gemüth empfindet; und von da an beſſert „es ſich von Tage zu Tage, ſo daß er itzt einen freudigen Wandel vor Gott führen kann„ — Da erfahren wir S. 275:

daß

daß das Fräulein v. Jagow in Wolmerstädt, welches ein feiner Ort nebst ein Kloster sey, den 14. sogleich, als Hr. Sch. angekommen war, alle Stiftsfräulein habe zusammenrufen lassen, die sich denn über die Erzählungen von der Ausbreitung des Reiches Christi herzlich erfreut hätten; daß er in Stendal mit dem sel. Hrn. Past. Werkenthin, von seinen beyden Söhnen, welche damaligen junge Herren W. in Halle studirt, und ihm einen Auftrag an ihren Vater mitgegeben, gesprochen und ihn gebeten hätte, daß er sie doch nicht so frühzeitig von der Akademie wegnehmen möchte, weil sie da noch viel lernen könnten, welches ihm denn auch von dem Hrn. Pastor wäre versprochen worden. Nach der Note unterm Text läßt es, als wenn Hr. Sch. es diesem Umstande zuschriebe, daß der eine Hr. W. nachher Inspektor einer Diöces, und der andere Generalsuperintendent in Stendal geworden wäre. (Wird dieser würdige Mann nicht lächeln müssen, wenn er das etwa lieset?) — daß er den 19. in Deutsch, einem Gute des Hrn. v. Jagow zu Aulosen für Hrn. Past. Wiggerts über Joh. 16, 23. geprediget und den 20. zu Mittage bey der Frau v. Jagow gespeiset hätte, welche denn sehr bedauert, daß ihr Herr nicht zu Hause wäre, und seine gestrige Predigt hätte hören können; denn die er vor etlichen Jahren in Aulosen gehalten, könnte er noch nicht vergessen — daß er in Aulosen unter den erweckten Gemüthern einen Mann, Namens Gerloff gefunden, der studirt hatte und, wie es scheint, nicht unfleißig gewesen, aber zu früh von der Akademie genommen worden, nachher eine Zeitlang bey vielen conditionirt gehabt und dann ein Ackersmann geworden sey. — „So geht es, „merkt der V. dabey S. 277. an, wenn man die Kinder ohne „Noth zu früh von der Akademie wegnimmt. Auf der Uni„versität zu Königsberg hat man ein Sprüchwort von drey „M. in Absicht auf solche Studiosos, die entweder aus eige„ner Schuld, oder Verwahrlosung der Ihrigen nichts rechtes „studiren, das ist: aut Miles; aut Monachus; aut Möl„zenbrauer in Löbenicht. Nemlich entweder Soldat oder „Mönch ꝛc. oder — Der Löbenicht ist eine der drey Städte „in Königsberg, darinnen die wohlhabensten Bierbrauer „wohnen, an deren Töchter sich je zuweilen solche halbgebac„kene Studenten hängen, und ihre Schwiegersöhne werden; „da sie sich denn bey dem Bierbrauen besser befinden als bey „dem studiren.„

Es mag an diesen Pröbchen genug seyn, den Lesern zu zeigen, wie dieser Theil der Schulzischen Reisen dem vorigen

sey; denn so gehen die Erzählungen der Geschichte durchs Ganze fort. Andere Menschen und andere Städte, sonst ist es ganz das alte. Wenn uns Hr. Sch. nur die Namen und den Stand einiger hundert Personen nennen und die Landstraße mit ihren Städten, Flecken und Dörfern, die er gereiset ist, anzeigen wollte, so machen wir uns anheischig, die Geschichte so dazu zu schreiben, wie sie sich zugetragen hat, und auf ein Haar zu treffen, was ihm auf der Reise und in der Herberge begegnet ist. — Im Wäldern lassen wir Spitzbuben erscheinen, zu Pferde oder zu Fuß, aus deren Händen Hr. S. und sein Gefährte wunderbar errettet werden — In Wirthshäusern giebts leichtfertige Juden, die den ehrlichen Mann mit allerley Fragen zerren, welche er treuherzig genug ist, ihnen als Wißbegierde nach der christlichen Heilsordnung anzurechnen. Wenn es ein armseliges Dorf ist, wo er herbergt, so schläft Hr. S. auf der Bank. Er kommt auch wohl im Nachtquartier mit eifrigen Katholicken zusammen. Da entsteht Religionsdispüt, der sich so oder so, auch gelegentlich mit Schlägen endigt, wo der arme Mann übel behandelt wird, und entweder durch Sanftmuth und Schweigen überwindet, oder durch ausserordentliche Zufälle dem zornigen Feinde aus den Händen gerissen wird, sollte sich auch, wenn es nicht anders seyn kann, der Himmel selbst mit Donner und Blitz dazwischen legen, wie es zu Neuen Kalstädt geschahe — Bey adelichen Herrschaften lassen wir den Tisch decken; dem Leibe wird eine Ehre gethan, und der Geist durch Gespräche von der Judenbekehrung gelabet; nach der Tafel etwa eine Erbauungsstunde und denn wird mit dem Wagen der adelichen Herrschaft weiter gefahren. — Bey treuen Amtsbrüdern ist die gottselige Frau Pastorin in der Küche geschäftig, man hat einen vergnügten Abend und spricht von Seelenführungen — Bey erweckten sitzt Hr. S. in der Mitte, und erzählt von seinen Reisen. Alles drängt sich um ihn her und ist lauter Ohr — Auf Märkten, auf Landstraßen, oder wo ihm sonst Juden begegnen, werden zwey oder drey Worte vom Meßias gesprochen, und Bücher ausgetheilt. — Bey Wind und Wetter, bey Hunger und Durst, oder was sich sonst unterwegens zuträgt, schwitzt oder friert Hr. S., ißt Kräuter oder zehrt aus dem Ranzen u. d. gl. — So wollten wir, wenn wir nur die Namen der Menschen und Städte dazu hätten, des V. Reisebeschreibungen nunmehr so gut, als er, fortsetzen und vielleicht vor dem sechsten Bande nicht aufhören.

Mit

Mit unter ließen wir denn auch Hr. Sch. die Mährchen dem Leser wieder erzählen, die er von Juden oder Christen gehört hat. Z. B. so eine Geschichte, wie sich in Curland zugetragen S. 53. „da eine vornehme Jüdin Jesum für den Messiam erkennt, aber nicht öffentlich bekennet hat, bis sie auf „ihr letztes Krankenlager kommt. Da läßt sie ihre Wartefrau, „die eine Christin war, an ihr Bette kommen und fodert eine „Schüssel mit reinem Wasser; da diese das Wasser bringt, „sagt sie: Frau, ihr wisset, daß bey euch Christen auch die „Hebammen die Nothtaufe verrichten können, so könnet „auch ihr es itzo thun. Hiermit hält sie ihr Haupt über die „Schüssel, die Wartefrau gießt ihr mit beyden Händen das „Wasser dreymal über den Kopf, und sagt dabey! ich taufe „dich in dem Namen ꝛc. hierauf läßt sich die Judenfrau wieder zu recht legen, nimmt von den Ihrigen Abschied und „sagt: Nun sterbe ich auf den Namen, Jesu von Nazareth, „des Meßiä, fröhlich und selig. Und so giebt sie ihren Geist „auf.„

Wir wollen denn auch wohl dafür sorgen, daß unsere Leser allerley Menschenguren kennen lernten, wie es Hr. Sch. macht, der uns von seiner Reise durch die Ukermark, das Meklenburgische und Hannöversche im Jahr 1746. S. 52. unter andern meldet. „Den 24 Jun. giengen wir nach Kerzlin, zu dem Hrn. Past. Woltersdorf — Da fanden wir „den venerabeln Inspektor Wölner aus Wusterhausen, welcher uns Nachmittage in seinem Wagen bis Rohrlack mitnahm. Unterwegens traten wir in Wildbergen bey dem „Hrn. Past. Plato ein. Dieser Mann hat eine ausserordentliche Dicke. Ich habe wenigstens auf meinen bisherigen „Reisen keinen Menschen seines gleichen gefunden.„ In einer Note unter dem Text: „Auch nachher in Pohlen, Ungarn, „Italien, Engeland, Holland, Asien und Africa nicht.„) „Sieben Werk-Schuh würden kaum hinreichen seine Dicke „abzumessen; dabey ist er noch ziemlich munter, predigt auch „mehrentheils selbst. Man hat daher in dieser Gegend das „Sprichtwort: Er ist so dicke, wie der dicke Plato.„ Dergleichen beyläufige Anekdoten würden zum Amüsement dienen; denn warum sollten gottselige Leute sich nicht auch mit Erzählungen von solchen seltsamen Menschengestalten amusiren, die nicht einmal in Asien und Africa zu finden sind.

Um aber auch das nützliche mit dem angenehmen zu verbinden, würden wir nicht unterlassen, aus einer oder andern Reise- oder Erdbeschreibung so etwas zu excerpiren, und unse-

rer Geſchichte einzuſchalten, als uns Hr. Sch. z. B. im zehnten Kapitel aus eigener Kenntniß von Pohlen, der polniſchen Bienenzucht, und andern zur Kenntniß des Landes, der Sitten und Lebensart ſeiner Einwohner dienenden Dingen; imgleichen von Ungarn, meldet, welches Kapitel im Ernſt nicht zu verachten iſt. — Sollte der V. Willens ſeyn, künftig mehr ähnliche Nachrichten von Menſchen und Ländern in ſeinen Reiſen zu geben, ſo würde er ſeinen eigenen Kopf, wenigſtens ſein Gedächtniß, dabey brauchen müſſen, ſonſt wollen wir, wie geſagt, in ſeine Seele arbeiten, und ohne weitere Data, als die nöthigen Namen dazu zu haben, die Fortſetzung ſeiner Reiſen, auf ſo viel Bände als er will, ſchreiben. Ihm ſeine Sprache und ſeinen Ausdruck abzulernen, dazu würde bey der Einförmigkeit, die er darinn beobachtet, nicht viel Kunſt gehören.

„Spotte nur, du unſtätiger flüchtiger Jude, wird Hr. Sch. unwiſſend, daß ſein Rec. ein ganz ehrlicher Chriſt iſt, ſagen. Ich kehre mich an dich nicht, und gehe meinen Gang gerade fort. Wenn mich große Gottesgelehrte mit Vergnügen leſen, was frage ich nach dir Na! venad„ — Ey nun, amüſant ſind die Erzählungen wirklich und zum Abendzeitvertreib im Winter recht erwünſcht zu leſen. Aber weil es in der Hauptſache hier auf was ernſthaftes ankommt, ſo wünſchten wir, daß er den Leſer nicht oft ſo ſehr zur Unzeit lachen machte. Indeſſen wie glücklich iſt der Autor, der ſich um keinen Kritikus bekümmert, ſeine Werke mit ruhiger ſüßer Selbſtzufriedenheit anſieht, und ſie ſogar würdig findet, gekrönten Häuptern zugeeignet zu werden. So macht es Hr. Sch. Da es, wie er ſagt, eine gewöhnliche Sache iſt, daß Schriftſteller nicht nur große Werke, ſondern auch wohl kleinere Biecen, hohen Häuptern dediciren, ſo hat er dieſen Theil ſeiner Reiſebeſchreibungen der verwittweten Königin von Schweden mit tiefſter Devotion vor Allerhöchſt dero Füße gelegt. Er iſt dazu bewogen worden, weil die Königin eine Liebhaberin von Reiſebeſchreibungen ſeyn ſoll, und weil er gerne ſein dankbares Gemüth gegen Ihrer Königl. Majeſtät huldreiche Gnade, welches er lebenslang hegen wird, hat zu erkennen geben wollen. Dieſe Dankbarkeit gründet ſich nun zunächſt auf den Umſtand, daß Hr. Sch. in ſeinem Vaterlande Pohlen, welches er im Jahr 1747. ziemlich bereiſet, hin und wieder evangeliſche Gnadenkirchen gefunden hat, welche man dem großen Könige von Schweden, Guſtav Adolph zu verdanken hat — und daß 1752. als er auf ſeiner Reiſe durch das Ottomanniſche Reich in Egypten einen türkiſchen Fehrmann brauchte, der damalige

ſchwediſche Geſandte, Hr. v. Celſing, ihn und ſeinen Gefähr-ten auf Befehl vom Hofe damit verſehen hat.

B.

Hiſtoriſche Lobrede auf Johann Jacob Breitinger, ehemaligen Vorſteher der Kirche zu Zürich, von J. C. Lavater. Zürch, bey Bürgkli, 1771. 122 Seiten in 8.

Breitinger von 1613. bis 1645. der Kirche zu Zürich Antiſtes, machte ſich als Geiſtlicher und als Bürger unſterbliche Verdienſte: unter andern ward ſein Leben den Nachkommen ein erweckendes ehrwürdiges Beyſpiel. Wenn Lobreden geſchrieben werden ſollen, ſo verdient er die zweyte oder dritte unter den ſchweizeriſchen Gottesgelehrten, der freye vernünftige Zwingli und nach ihm Kalvin die erſten. Deutſche Leſer, welche Breitingern nicht kennen, mögen auf ſeinen Charakter aus folgenden wenigen Zügen ſchlieſſen. Dieſe Lobrede und eine ungedrukte Lebensbeſchreibung in einem ſtarken Foliobande ſind meine Quellen.

Breitingers theologiſche Klugheit im religioſen Vortrag dogmatiſcher Sätze, „daß ein Gott ſey,„ ſagen ſeine lateiniſchen obſervationes homileticae, „iſt ein groſſer Satz, von „welchem ich oft geredet, den ich mit allen Beweiſen geſtärkt, „von allen Seiten beleuchtet habe.„ Lange vor ihm hatten Olevian und Urſin, Verf. des, in vielen reformirten Kirchen noch jezt ſymboliſchen heidelbergiſchen Katechiſmus für Gottes gewiſſe Exiſtenz kein Wort geſagt. In unſern Zeiten gehen aus der Schweiz, aus der Pfalz Jünglinge gegen den Deiſmus unbewafnet, das Gedächtniß aber voll römiſcher Polemick in die groſſe Welt) „daß aber Chriſtus mit dem Vater wahrer „Gott ſey, iſt wohl auch ein Hauptſatz, den man aber nicht „zu viel beweiſen darf. Die beſten Schlüſſe werden eher „des Volks Erbauung zerſtören, als ſeinen Glauben bauen.„ Es ſind 150 Jahre ſeit dies geſagt iſt. (Lobr. S. 38.)

Scrutari temere, quae ſapiens Pater
Vult arcana tegi, grande piaculum eſt.
Vel contra negligis, quae Deus *eloqui*
Dignatur, nimium ignava modeſtia eſt.
Ignorare libens, quod Deus haud docet,
Et quodcunque docet, diſcere gnaviter,
Haec demum gravis et ſancta ſapientia eſt.

Dies sind Breitingers Worte, Beysitzers der Dordrechter Synode. „Das gemeine Volk, wenn es uns hört reden von „guten Werken, daß sie nichts verdienind, fasset eine ganz un„gereimte Meinung, als wenn nichts nüzind die rechten wah„ren guten Werk selbs.„ Also, meynt er, wie Paulus gegen die mosaischen Gebräuche, und unsere Väter gegen die Charlatanerien Roms eiferten, so ists an uns, Jacobs Beyspiel zu folge, wahre Tugend mit gleichem Eifer auszubreiten. „Den „Menschen sagen, daß die guten Werk gar nichts verdienen „vor Gott, ist gar zu gefarlich und wider alle Vernunft. 1 „Tim. IV, 8. Liebe Herzen, warum führen wir diese Lehre „nicht auch auf einen gleichen Schlag? warum richten wir „uns nicht auch in den Unterscheid der Zeiten? Unsere Vorä„tern haben den Verdienst der Werken mit Paulo niederge„legt, wir müssen den Verdienst d. W. wiederum aufrichten „und doch also, daß ganz keine Widersprechung entlaufe.„ u. s. w. (Lobr. 50 ff.) Breitingers Wort strafe unsere heutigen Deklamatoren gegen Tugend, Moral und gute Werke. Wenn ich nicht überhaupt in Schätzung des Einflusses der Predigten aufs Volk etwas käzerte, so würden Ausdrücke mir fehlen, die Ungereimtheit, die Schädlichkeit und das Grundlose des müssigen, weichlichen, fanatischen Systems unserer nöthigen Unthätigkeit und Ohnmacht, des blinden Zinzendorfischen Glaubens, des abergläubigen Vertrauens und ähnlicher Thorheiten laut genug, meinen Zeitgenossen in die Ohren zu schreyen.

Für Eisenach, Memmingen und Kempten, lutherische Städte, veranstaltete Breitinger zur Zeit des dreyßigjährigen Krieges Collecten, seine Gemeine gab sie mit willigem Herzen. In der gleichen Stunde verkündigte man in den Städten die schweizerische Freygebigkeit und schimpfte auf der Gutthäter Glauben. (Lobr. 61. aus Briefen.) Die gutgemeynten Bemühungen des Duräus begünstigte er, zur Zeit da man in Tübingen den Teufel im Locus de Christo für orthodoxer als die Reformirten, und diese für ärger als Türken erklärte, die gröss sere Zahl „viel lieber papistisch denn kalvinisch„ seyn wollte, und eine evangelische Kirche die Unmöglichkeit der so nöthigen Vereinigung mit folgendem Bild ausdrükte: „Si aqua „cum igne amicitiam inibit, ut hic non urat, illa non hu„mectet, amicitiam inibit Lutherana ecclesia cum nostra; „da Zachäus Faber in Meissen 200 Uebereinstimmungen der Kalvinisten mit Arius und Muhämmed verbannte, Nicol. Philippi ihren Gott für den Teufel ausgab, und der edle Breitinger selbst vom Geiste seiner Zeit sich hinreissen ließ, in seinem

Te-

Teſtamente gegen des großen Guſtavs Bildniß auf der Waſſerkirche aus dem Grunde zu zeugen, weil „er des endlichen „Vorhabens geweſen ſey, ſein angebohrnes Lutherthum in die „ganze Pfalz, ja gar bis ins Schweizerland fortzuſetzen. „ Von allem dieſen beſitzt der Recenſent handſchriftliche Beweiſe, ohne dieſelben würde ſolcher Verfall, ſolche Entehrung des geſunden Verſtandes und der Menſchheit mir unglaublich vorkommen.

In den Helvetiſchen Republicken ſind die Theologen geiſtliche und freye Bürger, welche für die Geſetze und die Freyheit reden dürfen. Beyſpiele ihres oft ſehr unerleuchteten Eifers finden ſich im XVI, XVII. und im Anfang unſers Jahrhunderts häufig, ſo häufig, daß weiſere Obrigkeiten und gemäßigtere Nachfolger dies angebliche Vorrecht meiſt ſtillſchweigend aufgegeben haben. Breitinger ſtrafte mit prophetiſcher Würde. Gauckler wollten nach vollendetem Gottesdienſt am Sonntag die Bühne eröffnen. Vor einigen Jahren hatte der Magiſtrat verboten, was er jezt zuließ. Dies alte Mandat las der Antiſtes von der Kanzel ſeinen Zuhörern vor, und nun: „Um Gottes willen! Obrigkeit! wo iſt dein Ge„dächtniß? Zürich! Zürich! Stadt auf einem hohen Berge! „Mutter evangeliſcher Kirchen! auf welche tauſende ſtehen, „du handelſt ſo? Sollten wir ſchweigen, predigte er einſt, „ſollten wir nicht warnen? Höre, Obrigkeit! Höre, Volk! „Erbarme dich, Obrigkeit! dieſes großen Volks, laß nicht zu, „daß Einer aus Euch mit dem Blutſchweiſſe des Vaterlandes „und manches redlichen Bürgers ſich nähre; um Gottes wil„len, laßt nicht zu, daß wir von den Kanzeln ſchreyen müſ„ſen; Frommer Züricher! fliehe ſelbſt zur Sache. Es thut „uns wehe, daß wir ſo predigen müſſen, es iſt hart, es muß „manchem unerträglich vorkommen; aber es iſt noch unerträglicher, bey dem was wir ſehen, zu ſchweigen. Volk! „denke an deine Altvodern, ſie haben dir die Religion mit Hintanſetzung ihrer Ehre und Gefahr ihres Lebens erkauft!„ Eine männliche Stärke der Beredſamkeit, Worte nur in dem Mund eines muthvollen Republikaners in unwiſſenden trägen Zeiten unter ſchwachen Obrigkeiten ſchicklich. Die Predigt über Mieth und Gaben, aus Apg. 24, 26. f. iſt nach Hrn. Lavaters S. 46. und meiner Empfindung ein Meiſterſtück der einfältigen und würdigen Beredſamkeit eines Mannes, der bey erfolgter Verantwortung ſich ſo glücklich und unerſchrocken zu vertheydigen wußte.

Rath und Bürgerdeputirten zehen zum Theil schnaubende Rathsglieder, den Antistes mit obrigkeitlichem Ernst von ähnlichen Vorträgen abzumahnen. Seine Mine voll Würde, Unschuld und Herzhaftigkeit machte die wildesten so zahm, daß ihm niemand nichts vorhalten wollte. Er begab sich zum voraus der gewöhnlichen Entschuldigung boshafter Zusätze und des Mißverstandes, er erklärte, daß er Zürich gemeint, er dankte Gott, daß er durch seine Predigt ihre Herzen verwundet. Ihr fraget „in was Sachen ihr dann den breit „Winkel zu Hülf nehmet, wann es kein Nutz ertragt? Es „befrömdet mich nicht wenig, mit was Conscienzen ihr fra„gen könnet, da ihr dessen alle vielfaltig überzeugt seidt.„ Hier gieng er insbesondere und hielt ihnen Langsamkeit, versäumte Polizey, versäumte Staatsgeschäfte, versäumte Reformation des Sekelamtes, versäumte Besorgung des Collegiums beym Fraumünster u. a. vor. „Ihr fodert, daß ich „namhaft mache, welche Mieth und Gaben nehmen? Wann „ein jeder jetzt heimkömmt, gestelle er sich nur blos für sein „Silbergeschirr, und erinnre sich, woher, von wem und um „was Sachen ein und das andere Stück ihm zu Haus gekommen. Gnädige Herren! wie wär es, wenn ich von euch „begehrete einen Verdank, nur blos bis auf nächstkünftigen „Sonntag, und so ich dann von der Canzel meine liebe Gemeind wider erinnerte, dessen was vergangenen Zinstag gepredigt worden, mit vermelden, was mir darüber begegnet, „und daß es mir an Kundschaft mangle; es glange aber an „eine ganze christl. Gemeind, was ihrer ein jeder, Burger „und Landmann, in einer und der andern Sach, dem oder „diesem Herren verehrt, zu Rettung ihres Vorständers zu eröfnen und folgenden Montags mit mir auf dem Rathhauß „zu erscheinen, liebe Herzen! sollte wohl euer Rathhauß groß „genug seyn?„ Ungern breche ich, wegen der Gränzen einer Recension besorgt, ab. Da standen die Deputirte. Der Antistes verließ sie: „Ich bin ein Stein, an den viel Wellen „pütschen (schlagen), durch Gottes Hülf bleib ich unverletzt. „Daß ihr mich für euch beschicket, ist mir bey der Bürgerschaft kein Unehr, euch aber auch kein Ehr. Gott sey mit „euch allen!„ Die Bürger waren entrüstet, die Richter beschämt. (Leben in Msc. Die Lobrede gedenket von allem dem wenig. Wer die schweitzerischen Verfassungen kennt, wird die Ursache leicht begreifen.)

Breitinger wachte auch für die Grundgesetze der Republick, den geschwornen und Pensionenbrief, und das Finanzwesen.

(S.

(S. Fürtrag den geschwornen Br. und den Wahleid betreffend, in seinem Mspt. Leben) Er beförderte die Bibliothek auf der Wasserkirche J. J. 1640. Er verwandelte die Leichenreden in ein allgemeines Gebet. Er stiftete das Kirchenarchiv zu Zürich (Lobr. 79. f.) Er sorgte für die öffentliche Erziehung. Zu seiner Zeit brachen die Christen einander wechselsweise die Hälse, es waren die Zeiten des 30jährigen Krieges, der Verwirrungen in Bündten und des Blutbades im Val Telin, in welchem die wüthenden Katholicken auch nicht den Säuglingen, die Unterthanen nicht ihrer Obrigkeit, die Freunde nicht den Freunden, die Devoten weder der Kirche noch der Menschheit schonten. Breitingers Haus war den Flüchtigen offen. (Lobr. und Leben) Da Gustav, der Erretter deutscher Freyheit, die Vereinigung der Eidsgenossen suchte, wurde Breitinger geschickt, vom Wohlwollen der reformirten Stände und der Gefahr und Unmöglichkeit des Bündnisses ihn zu überzeugen. Larache hörte den Antistes und gab das Projekt auf. (Handschriften.) Er beförderte bey herannahender Gefahr eines Krieges die Bevestigung der Stadt Zürich (Fürtrag 10 Jun. 1629. Bedenken und Vortrag 2 Apr. 1642. Sermon den 11 Apr.) Seit der großen Glaubensänderung war die alte eidsgenößische Eintracht erstorben. Bis in die aufgeklärtern Zeiten wüthete der Religionshaß (die Unpartheylichkeit erfordert dies Urtheil) besonders bey den Katholicken ganz unglaublich. Dieser Zeitpunkt verdiente zur Belohnung der alten großen Thaten der Schweitzer in ihren Jahrbüchern verschwiegen zu werden; denn er ist, im 17ten Jahrhundert zumal, gar zu traurig und beschämend. Breitinger schützte die Unschuld und half zur Erhaltung des Friedens.

Ich habe mich eben geirret, Breitinger verdient keine Lobrede. Was sollen diese vermeinten Auszierungen, was alles Wortgepräng? Warum sollen die großen Thaten eines Edlen in einem Meer nichtssagender Worte umkommen? Lieber sein Leben ungekünstelt erzählt, und höchstens für die Blöden zwo Seiten Vorrede. Ein mittelmäßiger Fürst, nicht Große unter Geistern und Menschen, verdienen Lobreden. Wer wollte Cäsarn, Heinrich IV. und Friedrich loben? Laßt ihre Thaten reden.

Eine Stelle Hrn. Lavaters athmet Patriotismus: Durch „die Miethfeldzüge wurde der Charakter der Nation ein un„erträgliches Gemische von alter Einfalt und übelverstandener „Verfeinerung. Sie kamen mit siechem Leibe und Sclaven„seelen zurück, pflanzten den geheim wütenden Gift neuer

Krank-

„Krankheiten auf Enkel und Urenkel fort und erniedrigten „vielleicht das Riesengeschlecht unserer Väter, die starke Wohnung starker Seelen zu einer Race herumspückender Zwerge. „Glückliches Land in deiner Allgenugsamkeit, in deiner Eintracht gröſer als dich kein Bündniß machen kann! Bist du „stark, schwäche dich nicht selber, fürchte dich vor denen nicht, „welchen du furchtbar bist. Du hast Gold und Schwerdter „genug inner deinen bergigten Gränzen und wenn du ihn durch „Arbeit stärkest und durch Wollust nicht entnervest einen gewaltigen Arm, der sie führen kann!„ Es ist hier der Ort nicht, die Frage vom Verhältnisse des Nutzens und Nachtheils ähnlicher Verbindungen zu beleuchten. Gewiß wurde aber Helvetien eher durch sie unglücklicher, als glücklich. Posidonius alte Nachricht von den Helvetiern „ein reiches, friedsames Volk„ paßt seitdem nicht mehr auf ihre Söhne. Auch hat man anfänglich laut genug gegen das französische Geld auf Tagen, in Rathstuben, von Kanzeln und in Schriften gesprochen.

Sh.

De vitis Philologorum noſtra aetate clariſſimorum. Vol. III. Auctore *P. C. Harleſio*, Culmbacenſi. Bremen, Förſter, 1768. 184 Seiten in 8.

Wenn berühmte Männer durch besondere Schicksale groß wurden, wenn ihr Geist und ihr Herz im bürgerlichen Leben so merkwürdig und originell, wie in der Litteratur ihre Schriften waren, wenn die Art ihres Studirens etwas besonderes hat, oder der Geschichtschreiber Maximen und Anekdoten ihres Lebens weis, so gelstvoll und so lehrreich wie viele im Laertius, so segne ich den Mann, der solche Leben und Thaten aufzeichnet.

J. H. Lederlin, Schneider Lederlins Sohn von Straßburg, studirte aus dem Beutel guter Leute, wurde Professor, Decan und Rektor, nahm eine Frau, zeugete Kinder, gab den Pollux heraus, und wurde versammelt zu seinen Vätern. C. E. von Windheim studirte die Theologie, heyrathete Mosheims gelehrte Tochter, war munter, feurig, zufrieden wie Saraſa, unbeständig. Prof. zu Erlangen, Freymäurer, las aus der schmidischen Uebersetzung, Reineccii Clavis, und dem englischen Bibelwerke über das N. T. Collegia, und starb 1766.

1766., ein guter Mann, fleißig, nur nicht gebohren zum Profeſſor. (Jakſon welchen er überſetzt hat, ſuas habet virtutes ſuaque vitia. Nun wiſſen wir ihn doch zu beurtheilen?) C. A. Bode ward gebohren, gieng auf die Univerſität, wurde Rektor und Profeſſor und ſtudirte die morgenländiſchen Sprachen ſehr fleißig. J. C. Wernsdorf, des Streiters Sohn, Prof. zu Helmſtädt, hat Bücher geſchrieben. J. Gramm, ein däniſcher Geſchichtforſcher und würdiger Mann. J. F. Heuſinger, der Griechiſch beſſer als Latein verſteht, ein Mann von unerkannten Verdienſten, ganz Grieche, in dieſem Studium groß.

Dies ſind die Leben und die Wunder ſechs Philologorum noſtra aetate clariſſimorum, in deren Mitte der ſehr gelehrte Schöpflin glänzt. Dieſe Biographie mögen meine Leſer mit dem Laertius vergleichen und ſelbſt urtheilen.

Eine Bitte wollte ich, an unſere ſämtlichen Geſchichtſchreiber wagen. Ich bitte ſie, Charaktere ihrer Helden entweder gar nicht zu ſchildern, wir wollen ſie lieber aus der hiſtoriſchen Erzählung ihrer Thaten herausleſen, oder wenigſtens, ſtatt ein langes Verzeichniß ihrer Tugenden und Laſter aus dem nächſten beſten Compendium der Moral zu verfertigen, lieber bewährte Anekdoten von ihrem Charakter, welche an andern Stellen ihrer Geſchichte keinen Platz finden konnten, mit Anführung der Quellen in den letzten Paragraphen ihrer Biographie zuſammen zu werfen.

Mit der Bitte des deutſchen Publikums, es mit unnützen Büchern und wenig merkwürdigen Leben zu verſchonen, verſteht ſichs ohne hin. Hr. H. hat im übrigen einige Talente, aber ein bisgen weniger zu ſchreiben und zu überlegen, was intereſſant und unintereſſant iſt, würde ihm nützlich ſeyn. Beyde ſind aber Dinge an die ein lateiniſcher Philolog von Profeßion ſehr ſelten denkt. Wie wenig Heyne giebt es in dieſem Fache, und wie viele Klotz und Harles!

Mn.

14. Finanzwiſſenſchaft.

Johann Ludwig Hiltebrandts, des Kaiſerl. Reichs-Poſt-Amts zu Homburg im Weſtrich, Adminiſtratoris, Neue Beyträge zur Verbeſſerung der Staats- und

und Landes-Oekonomie. Frankf. und Leipz. 1771. 189. Seit. in 8.

Dieſer Verf. hat es nun einmal mit dem Staate und ſeiner Wirthſchaft aufgenommen, mit mancherley gelehrten Societäten ſich eingelaſſen, und indeſſen hat der Staat, darunter verſtehen wir auch das gelehrte Publikum, den Vortheil ſeine Bemühungen um die Preiſe und um die Wohlfart des Vaterlandes zu bewundern.

Seine an die Akademien eingeſandte Schriften ſind, ohne die Irländiſche, die wir zur andern Zeit angezeigt haben, eine nach Stockholm, eine nach Grätz, eine nach Petersburg, eine nach Brünn in Mähren, und eine von 1766. nach Paris eingeſandt.

Die Gegenſtände ſind ſo mannichfältig, denn er hat ſie in 21 Kapitel vertheilt, daß uns der Raum fehlt, eine genaue Anzeige davon zu liefern. Diejenige unſerer Leſer, welche dieſen V. kennen, werden ihn auch hier auf jeder Reihe finden.

Was uns am beſten gefallen hat, iſt der Kunſtgriff, den er bey ſeinem Plane zu Aufrichtung einer Land-Kammer-Caſſe angebracht hat. Nachdem er ſich von der Güte deſſelben überzeugt hat, ſo iſt er geſchwinde, ehe das Publikum ſich beſinnen kann, dahinter her und ratificirt den Plan in ſolemner Form, fängt ihn mit den Worten an: Wir von Gottes Gnaden, — macht in gleichem Tone noch beſondere Statuten für ſeine Landkammer; und hiemit iſt der Plan gedacht und beſtätigt, nicht nur beſtätigt, ſondern die neue Kammer iſt auch mit einer Million Reichs-Gulden, Capital-Fond, dotirt; mit dieſer Summe kann er alle Zweifel ſolviren, die gegen ſeine Plans gemacht werden wollten, und das hat uns gefallen; denn wirklich, wo nicht wenigſtens eine Million Gulden Taſchengelder, oder wie man ſie nennen will, in einer Kammer zum Grunde liegen, da iſt nicht gut Projecte machen; woher die Million genommen werden ſoll, dafür hat der Projectant nicht zu ſorgen, denn ſie muß ſchon da ſeyn, eher wird er nicht gerufen, das wäre ſonſt petitio principii; ſo ohngefehr iſt das Mittel gegen die Mäuſe, ihnen die Zähne auszubrechen, welches allemal vorausſetzt, daß man die Mäuſe ſchon haben muß. Alſo die Landkammer des H. H. iſt gründlich genug angelegt.

Das erbaulichſte dieſer Beyträge, welches zugleich von dem ſanften Charakter des V. ein Beweis iſt, muß man in dem letzten Stücke ſuchen, welches nach Paris über die Frie-

dens-

dens-Materie eingeschicket worden. Was mögen doch die französische Friedens-Männer für eine hohe Idee von dem deutschen Gelehrten gefasset haben, der sein Sujet mit so viel Feuer und Geist angriffe, wie unser H. H. gethan hat; welch eine lange Reihe von Vortheilen weis er uns zu erzählen, die der Friede gewähret, die zwar am Ende alle dahinaus lauffen, daß der Krieg aufhört, aber noch einen andern wesentlichern Gedanken hinter sich haben, nemlich die Seeräuberische Republicken zu zerstören und die Länder zu theilen, wozu der V. schon die Theilungs-Commissarien in Vorschlag bringt, und denn die Religion zu reformiren.

Zum Beweis, daß ihm dieses recht von Herzen gehe, schließt er mit einer feurigen Einladung an alle christliche Potentaten zum Frieden; Allerdurchlauchtigste, Grosmächtigste christliche resp. Kaisere, Könige und Herren — sagt er zu ihnen, bedenket — verabscheuet doch — greifet die Raubnester auf einmal an — nehmet das ganze Land ein, machet euch alles unterthan; haltet das Meer wohl besetzt; will euch ein oder der andere aus Asien Hinternis machen, machet vorher die fürsichtige Bestellung, daß diesem sein Land ebenmäßig in dem Rücken überfallen werden könne — und wenn es uns erlaubt ist, auch eine unvorgreifliche patriotische Bitte hinzuzufügen — machet den Verfasser, dem ihr dieses alles zu danken haben werdet, alsdenn wenigstens zu euern General-Post- oder Schatzmeister von Tunis, Algier und Tripolis.

Kurzer Inbegriff der ganzen Policeywissenschaft, Tabellarisch entworfen von Leonh. Christoph Lahner, Not. Caes. publ. & Soll. jur. Nürnberg, bey J. A. Lochner, 1772. in 15 Tabellen auf 15 Bogen Fol.

Der Verf., welcher eine gute Gabe zum Linienziehen und Tabellenmachen zu haben scheint, hat aus Hochachtung für seinen Gönner, eine verdiente Magistratsperson in Nürnberg, es versucht, nach seinem Geschmacke, über Justi Grundsätze der Policeywissenschaft ein Register zu verfertigen und ihm die Form der Tabellen zu geben. Seine Absicht ist, den Anfängern diese Wissenschaft zu erleichtern und die geübtern zur Wiederholung aufzumuntern. Wenn er diese erreicht, denn will er sehr zufrieden seyn; das kann er auch; ob er sie aber erreichen wird, daran zweifeln wir, weil wir glauben,

daß

daß beyde Gattungen Leute sich besser aus den Registern, die Justi selbst zu seinen Werken und zwar mit Beysetzung der Seitenzahlen, welche hier ausgelassen sind, gemacht hat, sowol zum Unterricht als zur Wiederholung erbauen können. Im übrigen ist es ohnedem mit der Policeydoktrin eine Sache, die so, wie sie bisher vorgetragen worden, keinen praktischen Nutzen hat; Räuber und Mordbrenner zu bestrafen (Tab. XII.) eine Religion zu haben, die Feyer des Sabbaths und den christlichen Wandel der Geistlichen vorzuschreiben (Tab. X.) Justiz- und Ptocesordnung zu handhaben (Tab. XI.) Bergwerks- und Jagdordnungen zu geben, (Tab. XIII.) sind freylich lauter Erscheinungen, die einem Lande, worinn gute Policey herrscht, wohl anstehen; aber deswegen sind sie keine wesentliche Policeygegenstände; denn wenn wir so weit ausholen wollen, so ist alles Policey; Astronom, Beichtvater, Scharfrichter, Hanrey ꝛc. lauter Policeygehülfen, zu Erleichterung des Commerz, Ermunterung, Bestrafung und Vermehrung der Menschen.

Nur das sind für Deutschland eigentliche Policeysachen, die nicht für die Gerichtsbarkeit der Reichsgerichte gehören. Aber diese Gränzen kannte Justi nicht und sein Epitomator vielleicht noch weniger. Zu diesen Tabellen nehmen wir noch ein ähnliches Produkt:

Tabellischer Entwurf von der Staatswirthschaft. Frankfurt und Leipz. 2771. VI. Tab. Fol.

welches denselben Verfasser zu haben scheint; ist auch ein Register über Justi Staatswirthschaft ohne Seitenzahlen. Auf der V. Tab. schreibt er seinem Autor sein Urtheil gegen die meyneidige Nürnbergische Vermögenssteuer oder Losung nach; das ist vielleicht patriotisch; vielleicht hat er sich aber deswegen auf dem Titulblatt aus Bescheidenheit nicht genennet, um mit seinem Patriotismus nicht zu prahlen; vielleicht ist er aber auch nicht einmal der V. davon.

Alles zusammengenommen und das, was Justi zu verantworten hat, abgesondert, gebührt diesem V. der Tabellen immer Dank für seinen wohlgemeinten Fleis, der manchem Tabellenfreunde — und wie zahlreich ist diese Parthey — sehr unterhaltend seyn wird.

Fz.

15. Haus-

15. Haushaltungskunst.

Abhandlungen — der fränkischen Gesellschaft auf das Jahr 1771. Nürnberg, bey Zehe, 1772. 27 Bogen in 8.

Den Freunden dieser Gesellschaft kündigen wir in dieser Sammlung eine besser getroffene Auswahl von Abhandlungen an — Unter den vielen Bienengesellschaften, womit Deutschland seit einiger Zeit heimgesuchet worden, hat sich gegenwärtige in ihren Schriften zum Vortheile derselben vorzüglich ausgezeichnet. Die Abhandlungen selbst sind folgende: 1) Physikalische Untersuchung von den verschiedenen Geschlechtsarten der Bienen ꝛc. von J. H. Steinmetz. Diese Abhandlung ist von ihrem Verfasser schon besonders heraus gegeben, doch bey dem Abdrucke so besorget worden, daß wir sie hier desselbigen Inhalts und derselbigen Seitenzahlen befunden, und daher unsere Leser auf das verweisen, was wir bereits über dieses Buch gesaget haben — Es ist hier nichts, als die Zueignungsschrift, welche der V. an die rußisch-kaiserliche ökonomische Gesellschaft zu Petersburg jenem Buche angehänget hat, ausgelassen worden.

2) Grundriß von etlichen praktischen Regeln zur Bienenzucht, von demselbigen Verfasser. In diesem Grundrisse wird das Ausschliessungsrecht der Bienenzucht zu eingeschränkt verlanget. Ob wohl nach diesem Vorschlage ein ungleich größerer Nutzen von der Bienenzucht gezogen werden könnte, als durch die in einem einzelnen Orte vertheilte Bienenzucht wirklich erhalten wird; so dünkt er uns doch zu hart, und liese sich, vielleicht mit nicht minderen glücklichen Erfolge, dahin mildern: daß zwar jeder einzelne Bewohner eines Ortes an der Bienenzucht Theil nehmen dürfte, jedoch solche auf einem Hauptstande gemeinschaftlich und durch einen Gemeindwärter verpfleget werden müßten. Den Bienenfreunden wird es nicht unangenehm seyn, einige Gedanken von solch einer Einrichtung hier zu lesen. Fast an jedem Orte wird es thunlich seyn, die daselst befindlichen einzelnen Stände in einen Hauptstand zu verwandeln, daran jedem Einwohner gleiches Recht und gleicher Antheil zu gestatten wäre: Die darauf gestellten Stöcke dürften aber nicht anders, als durch einen dazu bestellten, unterrichteten und in Pflichten genommenen Wärter behandelt

werden. Diesem Wärter könnten zween Aufseher aus der Gemeinde dergestallt beygeordnet werden, daß alle Jahr einer davon ab, und ein neuer zugehet; Ohne deren Vorwissen, und in Hauptsachen ohne dieser Gegenwart der Wärter nichts vornehmen, noch etwas in das Handbuch eintragen dürfte — Ein solcher Hauptstand könnte entweder auf gemeine Kosten aufgebauet, folglich auch zum gemeinen Nutzen unterhalten werden — Würde aber ein solcher Stand durch freywillige Glieder der Gemeinde veranstaltet werden, so könnten die Unkosten und der Nutzen stammweiß berechnet werden.

Diese Verwandlung der Privatstände in Gemeindstände hat viele Gründe für sich, und wir sehen dies Verfahren nach eigenen und fremden Erfahrungen, als die einzige Auskunft an, die Bienenzucht in einem Lande zu einem gewissen Flor empor zu bringen, daß sie von Seiten der Polizey alles Nachdenken und alle Aufmerksamkeit verdienet — Unter den vielen Vorzügen, die mit einer solchen Bienenzucht verbunden sind, mögen folgende einen Platz einnehmen. 1) Die meisten Bienenrechte, und vielleicht alle, die ohnedem so vielen ohnvermeidlichen Schwierigkeiten unterworfen sind, werden dadurch ganz entbehrlich.

2) Wird der Schaden, welchen schlecht behandelte Privatstände, andern Ständen an eben demselben Orte verursachen, gänzlich abgewendet; wo im Gegentheile die schlechte und nachläßige, oft verkehrte Behandlung einzelner Stände nicht nur einen, sondern auch noch andere Stände zu Grund richten, oder doch wenigstens die Hofnung ihres Besitzers vereitelt; weil es fast nicht möglich ist, bey allen, oft unvermutheten Vorfällen gegen die Fehler anderer Stände sich sicher zu stellen.

3) Es reißt sich auf diese Weise die Bienzucht von der Mißhandlung ungeschickter Bienenwärter los, und kann unter nothdürftig unterrichtete Bienenwärter gebracht werden.

Wir schränken uns hiebey jedoch zu dieser Ausnahme ein: daß es Freunden der Bienenzucht, die Versuche und Erfahrungen anstellen wollen, erlaubet bleibe, die hierzu gewidmeten Stöcke besonders aufzustellen und selbst zu behandeln, damit das Nachforschen nicht erstücket werde. Wir setzen aber auch allemal zum voraus, daß man es nur solchen erlaube, von deren Liebe und Redlichkeit für das gemeine Beste man hinlänglich versichert sey; und daß bey Raubereyen ꝛc. nichts eigenmächtig vorgenommen, sondern mit Zuziehung des Gemeindswärters Abwehre veranstaltet, und wo ein Stock schon über-

wannet wäre, beyde Stöcke alſo gleich mit einander verwechſelt, nemlich vermög ſichern Erfahrungen der Rauber auf des beraubten Platz und dieſer an jenes Stelle geſetzet, in der Folge aber wegen dem Nutzen gemeinſchaftlich gehalten werden.

3) Von der 200. bis 234 S. ſchreibt ein Verfaſſer, der in der Vorrede Herold benennet wird, vom Einfaſſen der Bienenſchwärme recht lehrreich, ſo weit als er ſelbſt Verſuche gemachet hat.

4) 235. 276. findet man Beyträge zu einem Bienenrechte, die inzwiſchen als ein nothwendiges Uebel gelten mögen, bis die Gemeind-Bienenzucht ſolche entbehrlich machet.

5) Itzt folgen fünf Convents-Abhandlungen vom Jahre 1768. bis 1770. von J. L. Eyrich, welchen noch eine Erzählung von zufälligen Magazins-Vorkommenheiten, und endlich ein Wetter-Tagebuch angefüget iſt. Wir finden unter andern das Magazins-Ablegen als neu und nützlich folgendergeſtalt angeprieſen. Einen vollgebauten Magazins-Stock von zween Körben, ſoll man in der Mitte durchſchneiden, und den obern Korb neben den untern, nun als einen beſondern Stock, aufſtellen. Neu iſt zwar dieſes Verfahren an und für ſich nicht; denn wir und mehrere haben ſchon vor verſchiedenen Jahren dergleichen, wiewohl mit einer kleinen Veränderung, auf eine nützliche Weiſe aufgeſtellet. Auch ein ungenannter, der Verfaſſer der nützlichen Biene, hat auf der 109 S. den Weg dazu gebahnet; es geſchah zwar ohne weiteres Nachdenken, denn der V. glaubte, daß in jedem Korbe ſchon vorher die erfoderliche Königin vorräthig geweſen wäre, welches doch nicht iſt. Man muß aber dem V. jener Convents-Abhandlungen die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß er am erſten die verſtändlichſte Weiſe bekannt gemacht habe. Der Recenſent füget aus hinlänglicher Erfahrung hinzu: daß man allemal vortheilhafter mit dieſer Gattung Ableger zum Zwecke gelangen wird, wenn man den oben abgenommenen Korb auf den gewohnten Ausflugsplatz, dagegen den untern Korb von der Stelle weg, und erſt nach Verlauf einer Stunde neben jenen ſetzet. Auf dieſe Weiſe hat man niemals das a. d. 412 Seite beſchriebene, und auch von uns oft unvermeidlich befundene verwechſeln der Stöcke vonnöthen. Unſere Leſer finden bey dieſer Weiſe eine abermalige leichte Methode den Bienenſtand zu vermehren, ohne vonnöthen zu haben, auf koſtſpielige Verſuche zu ſtudieren. Es müſſen aber erſt hinlängliche Magazine angelegt werden, welcher Mangel an der allgemeinen Ausführung allemal die Schuld iſt. Man muß nicht ſchon im erſten Jahre

alles auf einmal, Ableger und Magazinen zugleich haben wollen. Ueberhaupt empfehlen wir, allezeit mehr Magazine als Ableger zu machen.

Einleitung in die neuere Bienenzucht nach ihren Gründen: für meine Landesleute in Schwaben, und besonders in Würtemberg. Aus guten Büchern und eigener Erfahrung, von M. B. Sprenger. Stuttgard, bey J. B. Metzlern, 1773. 19 Bogen in 8.

Dieses Buch darf man mit allem Rechte eine erleuchtete Einleitung in die neuere Bienenzucht nennen, und der Verf. ist auf mehr dann einer Seite der schätzbarsten Betrachtung werth. Eines Theils, wenn er aus eigener Erfahrung von einem Fache, das ihm von Jugend auf, zur Lieblingswissenschaft geworden, schreibt: Andern Theils, da er zur neuern Bienenzucht die besten Bücher dergestalt zum Grunde geleget, daß man leicht einsiehet, wie bedächtlich er solche Bücher gelesen, und sie gründlich zu beurtheilen, gewußt habe.

Das Buch im Ganzen betrachtet, ist durchaus gut geschrieben, daher die Auszüge, so wir machen wolten, den Leser nicht befriedigen würden, er muß das ganze Buch lesen. Nur einen einzigen Umstand finden wir einer näheren Beleuchtung vonnöthen: Nach der 94 S. soll man, um schwache Stöcke zu verstärken, eine Anzahl Bienen, jedoch ohne Diebstahl zu begehen, vom eigenen Stande fangen und mit dem schwachen Stocke vereinigen. — Aus der Erfahrung wissen wir, daß diese Bienen zu diesem Gebrauche nicht dienen, es seye dann daß sie aus entfernten Stöcken, von wenigstens einer Stunde Weges, hergeholet oder einige Tage eingesperret würden. Z. B. wir nahmen zu oftmalen von stark vorliegenden Stöcken des Abends 6. und mehrere Hände voll Bienen, die wir zu schwachen Stöcken tragen liessen, von denen sie auch willig auf- und angenommen worden: Allein den andern Abend war der Stock wieder so schwach an Volk, wie vorher; denn alle Bienen hatten ihren Mutterstock wieder gefunden. Folgendes Verfahren, so wir oft beprobet, geben wir zu dieser Absicht als untrüglich an die Hand: An einem schönen Tage stellet man gegen 10 Uhr, wenn die Bienen schon häufig im Felde sind, einen schwachen Stock an eines starken Platz, und diesen an jenes Stelle; an die erste Unruhe, und das einige Stunden

fort,

währende aus- und einlauffen der Bienen muß man sich nicht stöhren; man darf aber auch nicht an die verwechselten Stöcke poltern. Man trifft oft Stände an, darinnen die Stöcke gar zu dicht neben einander stehen, in welchem Falle die Bienen bey dergleichen Verwechselung auch in nahbeyste-henden Körbe einzugehen suchen. Dies zu verhüten, muß man Bretter statt Blenden, dazwischen stellen. Am Abend wird alles Volk ruhig, und der schwache Stock hinlänglich verstärket seyn.

Physikalische Untersuchung von den verschiedenen Geschlechtsarten der Bienen — den präformirten Weisel-Eyern — — und dem doppelten Aste des Eyerstockes der Bienen-Mutter, von Johann F. Steinmetz, Diakonus zu Melkendorf. Nürnberg bey J. B. Zeh, 1772. 11 Bogen.

Man muß es dem Verf. Dank wissen, daß er bey seinen Versuchen und Beobachtungen viele Genauigkeit äussert: daß er mit einer unpartheyischen Prüfung seine und andere Meynungen mit einander vergleicht; und nach denselben die beweißlichsten Schlüsse niederschreibt. Derselbe verdienet beynahe in den meisten Stücken Beyfall: Ob es aber Thränen-Männlein und Thränen-Kämmerlinge gebe, darüber dürfte die Entscheidung ein wenig zu frühe seyn. Denn ob es gleich gewiß ist, daß die Arbeits-Bienen auch Eyer zu Thränen legen, (welches dem V. noch unbekannt ist) und man daher muthmassen könnte, die ersten möchten ihr Daseyn der Königin, die letzten aber den gemeinen Bienen zu verdanken haben, so muß die Sache doch einer nähern Prüfung unterworfen bleiben.

Sonst ist der Verf. würdig aufgemuntert zu werden, zur Bereicherung der Naturlehre in diesem Fache fortzufahren, und die neuesten Erfahrungs-Sätze durch wiederholte Versuche zu beleuchten; und am Ende durch seine genauen Beobachtungen vielleicht diese dunkle Sache in ihr größeres Licht stellen. Wir können von dem Verf. noch dieses sagen, daß er vermög sichern Nachrichten nicht mehr zu Melkendorf, sondern seiner Geschicklichkeit wegen als Subdiakonus nach Culmbach befördert worden seyn.

M. Kurella kurzer Entwurf der alten und neuern Bienenzucht in Preußen, nebst einer Anweisung wie die Bienenzucht in Preußen verbessert werden könne. Königsberg, bey J. J. Kanter in 8. 5½ Bogen.

Der Verfasser hat zwar einen Anfang gemachet, die neuern Schriften einzusehen; die beßten sind ihm aber noch nicht zu Gesicht gekommen.

In dieser Schrift wird nichts hauptsächliches, als die klägliche Behandlung der Bienenstöcke in Preußen bis auf jetzige Zeiten beschrieben. Wer nun Gefallen hat, solch eine Geschichte zu lesen, denen und sonst Niemand ist dies Buch zu einigem Gebrauche dienlich. Der V. bestraft sich überhaupt selbst am beßten, wenn er S. 36. saget: „daß er bald in die „alte Geographie gerathen wäre, und sich von seinem Vorhaben verirret hätte.„ Er ist aber doch von Patriotismus belebet, und daher aufzumuntern. In dem Betrachte also, daß er dem Vaterlande nützlich zu werden trachtet, könnte sein Eifer für die Sache ihm durch Lesung der beßten Bücher und die Ausübung derselben, bald mehrere Kenntniß verschaffen; zu welchem Ende wir ihm die neuesten Schriften, worunter wir itzt auch Gelieus Abhandlung, und Sprengers Einleitung in die neuere Bienenzucht zu nützlichem Gebrauche einpfehlen dürfen. Die ihm empfohlenen Schriften werden zu schicklichen, halb und viertels Körben Anleitung und ihm in allen Stücken helles Licht geben. Dennoch aber ist die Einwendung nicht gehoben: Kann man auch solche Körbe in den Gegenden gebrauchen, wo ihnen die Bären nachstellen? In dem Falle müssen die Armen freylich die vom V. Seite 57. selbst unbequem befundenen Klotzbeuten beybehalten: dies wäre aus zweyen Uebeln das beste gewählet! Allein ganzen Gemeinden, die ohne das gemeinschaftliche Bienenzucht aller Orten veranstalten sollten; auch bemittelten Bienenfreunden wäre es ein leichtes, an den Gegenden, wo man wegen der Bären-Anfälle nicht sicher wäre, die aber doch zur Bienenzucht sehr gelegen sind, ein solches Bienenhauß zu erbauen, dessen unterer Stock für den Wärter, der obere Bau hingegen für Bienen-Etagen so eingerichtet würde, daß keine Bären hingelangen könnten. Manche werden zwar glauben, die Bienen würden in der Höhe nicht gut thun: Schlagen doch die Bienen selten ihre Wohnungen am Fuse der Bäume auf; sie wohnen vielmehr immer lie-

Ueber in deren Höhe: man folge derſelben lehrreichen Triebe, man zähle darauf, daß ſie treflich im andern Stockwerke des gemeldten Hauſes voran kommen werden.

Neues finden wir in dieſem Buche nichts, als daß der V. auch von der, den Dorfſchulmeiſtern nun eigenen Modeſucht angeflammet iſt, eine Bienengeſellſchaft zu errichten; welchen Weg wir doch nicht für den tauglichſten, vielmehr aber Gemeind-Bienenſtände für das noch übrige Rettungsmittel zu einer ſtets floriſanten, und dem Lande beförderlichen Bienenzucht beprobt wahr befunden haben. Der V. leſe hierüber unſer Urtheil über die Abhandlungen der fränkiſchen Bienengeſellſchaft vom Jahre 1771.

Culture des Abeilles ou Methode experimentale et raiſſonée ſur les Moyens de tirer meilleur Parti des Abeilles, par une Conſtruction des Ruches mieux aſſorties a leur Inſtinct avec une Diſſertation nouvelle ſur l'origine de Cacire. Par Mſr. *Duchet*. Fribourg, chez M. Eggendorffer, 1771. 23 Bogen in 8.

Gelieu iſt und bleibt gegen dieſem Werke immer Original: Dort findet man die ökonomiſche Behandlung der Bienen kurz beyſammen, welche hier weitſchweifig vorgetragen wird. Das Ausſchwitzen des Wachſes durch die Ringlein des Hinterleibes der Bienen iſt in einem beſondern Geſpräche, aber unausſtehlich langweilig, und, wie Alles überhaupt, in einem ſchlechten Styls beſchrieben.

Kurzgefaßter Unterricht vor den Naſſauiſchen Landmann, wegen der Bienenzucht in Magazinen ꝛc. mit einer Kupfertafel. 1771. 62 Seiten in 8.

Dieſer Unterricht und das eigene Geſtändniß des Verfaſſers, beweiſen, wie weit man noch an den meiſten Orten, und vorzüglich in ſeiner Gegend, von der richtigen Bahne zu einer glücklichen Bienenzucht entfernet ſey. Er ſaget von ſich ſelbſt S. 12.: Ja freylich, liebe Landesleute und Freunde! wenige unter uns ſind bisher mit den Bienen glücklich, ſondern die meiſten unglücklich geweſen: ich ſelbſten bin beydes geweſen; aber mich freuet mein Unglück mehr als mein Glück, weil es in mir die Begierde erwecket hat, die Urſachen des

Un-

Unglückes zu erforschen, und diejenigen Vorschläge zu erwägen, welche zur bessern Bienenzucht in neuern Zeiten geschehen sind.

Treugemeinte Aufmunterung des Badendurlachi Landmannes zu der Bienenzucht; wobey die groß Vortheile derer Magazinkörbe, vor denen bis gewöhnlichen einzelnen Behältnissen, gezeiget werden. Mit einer Kupfertafel. Carlsruhe, 1771. 5 Bogen in 8.

Die den Schwarm von Bienen-Büchern vergrößernde Schrift, kann zur Aufmunterung des dortigen Landmannes wohl noch dienen; und da sie ausgetheilet worden, so möchte sie mancher auch lesen. Allein den darinn gegebenen Unterricht hätten wir von einem in den andern Theilen der Oekonomie so einsichtsvollen Verfasser, (dem Herrn Geheimden Rath Reinhard, welcher würdige Mann noch im vorigen Jahre gestorben ist) ganz anders erwartet; indessen da des Herrn Eyrichs Schriften zum Grunde gelegt sind, dieser die Handschrift vor dem Abdrucke durchgesehen, verwundern wir uns über manches nicht, auch nicht über den Titel: überhaupt aber sehen wir die Absicht für recht wohlgemeynt an.

Zs.

Johann Jacob Reinhards — correspondirenden fränkisch-badendurlachischer Bienenvater — mit Anmerkungen der fränkischen Bienengesellschaft. 8. Anspach, 1771. 10 Bogen.

Des Herrn Geheimden Rath Reinhards ökonomische Schriften sind längstens als solche bekannt, die unter die besten ihrer Art gehören, und eben dies können wir von gegenwärtigem Bienenbuch sagen. Es ist der sämtlichen Geistlichkeit im Badendurlachischen zugeeignet und dazu bestimmt, daß der zum Bücherlesen nicht gewöhnte Landmann solches zu seinem Unterricht bey der Bienen-Pflege gebrauchen möge, wobey der Herr V. die Geistlichen jedes Orts ersuchet ihren Pfarr-Kindern mit einer dienlichen Erklärung desselben zu statten zu kommen. Allerdings ist dies der beste Weg neue Kenntnisse bey dem gemeinen Mann zu verbreiten, und wird dadurch hof-

der vorgeſetzte Endzweck um ſo ehender erreichet da der Bauer nicht lieber lernet, als Dinge die ihm baldigen und augenſcheinlichen Nutzen bringen.

L.

16. Vermiſchte Nachrichten.

Briefwechſel zwiſchen Sr. königl. Hoheit, dem Prinzen Guſtav in Schweden und Sr. Exzell. dem Herrn Reichsrath Grafen von Scheffer. Breslau bey Röſe, 1772. 17 Bogen in 8.

Dieſer Briefwechſel iſt als ein Lehrmittel des jungen Königs von Schweden in der erſten Jugend angeleget, und verdiente aus mehr als einer Abſicht auch in Deutſchland bekannt zu ſeyn. Hr. Gadebuſch, der, in der vor wenig Jahren, zum Behuf des deutſchen Staatsrechts zu Greifswalde, welche Stelle erſt neuerlich iſt errichtet worden, erhalten hat, iſt eigentlich nur Ordinarius der ſchwediſchen Litteratur und Herrn Georg Städda, urſprünglich fünf Briefe, alle ohne Zweifel franzöſiſch geſchrieben. Die deutſche Ueberſetzung ſcheinet getreu und läßt ſich für eine von Kenntniſſen, und Sprachrichtigkeit beurtheilt, ausgeben laſſen.

Wir haben bereits die fünf Briefe des Grafen an den Kronprinzen, wovon dieſer Briefwechſel gewiſſermaßen als eine Fortſetzung angeſehen iſt, weitläuftig angezeiget, die erſte Idee den Unterricht für den Prinzen in Briefe einzukleiden und dadurch den vorgetragenen Lehren mehrere Feſtigkeit als durch den mündlichen Unterricht zu geben, dem Grafen Teſſin zu. Hier wird dieſe Idee bey dem reifern Alter des Prinzen erweitert, der Graf vor Schaffer will ihn allein belehren, ſondern auch die Betrachtungen ſeines jungen Eleven läutern und ihn zu eigenen Nachdenken gewöhnen. Die hier gebrauchte Methode könnte nicht beſſer ſeyn. Der Graf wählt bald einen zufälligen Umſtand, der ihn dazu darbietet, bald einen Gegenſtand aus der Geſchichte, und Kunſt z. B. von der Ehre, der Verfaſſung, der Freundſchaft, vom Nutzen und der Schädlichkeit der Reiſen, von der Beſcheidenheit u. ſ. w. Er befragt den Prinzen um ſeine Meynung über die vorgetragenen Materien, und ſtellt ſeine eigenes Urtheil zuweilen mit Fleiß um den Prinzen von der Lehrlings-

Unglückes zu erforschen, und diejenigen Vorschläge zu erwägen, welche zur bessern Bienenzucht in neuern Zeiten geschehen sind.

Treugemeinte Aufmunterung des Badendurlachischen Landmannes zu der Bienenzucht; wobey die großen Vortheile derer Magazinkörbe, vor denen bisher gewöhnlichen einzelnen Behältnissen, gezeiget werden. Mit einer Kupfertafel. Carlsruhe, 1771. 5 Bogen in 8.

Die den Schwarm von Bienen-Büchern vergrößernde Schrift, kann zur Aufmunterung des dortigen Landmannes wohl noch dienen; und da sie ausgetheilet worden, so möchte sie mancher auch lesen. Allein den darinn gegebenen Unterricht hätten wir von einem in den andern Theilen der Oekonomie so einsichtsvollen Verfasser, (dem Herrn Geheim den Rath Reinhard, welcher würdige Mann noch im vorigen Jahre gestorben ist) ganz anders erwartet; indessen da des Herrn Eyrichs Schriften zum Grunde gelegt sind, dieser die Handschrift vor dem Abdrucke durchgesehen, verwundern wir uns über manches nicht, auch nicht ein über den Titel: überhaupt aber sehen wir die Absicht des für recht wohlgemeynt an.

Zs.

Johann Jacob Reinhards — correspondirenden fränkisch-badendurlachischen Bienenvater — mit Anmerkungen der fränkischen Bienengesellschaft. 8. Anspach, 1771. 10 Bogen.

Des Herrn Geheimden Rath Reinhards ökonomische Schriften sind längstens als solche bekannt, die unter die besten ihrer Art gehören, und eben dies können wir von gegenwärtigem Bienenbuch sagen. Es ist der sämtlichen Geistlichkeit im Badendurlachischen zugeeignet und dazu bestimmt, daß der zum Bücherlesen nicht gewöhnte Landmann solches zu seinem Unterricht bey der Bienen-Pflege gebrauchen möge, wobey der Herr V. die Geistlichen jedes Orts ersuchet ihren Pfarrkindern mit einer dienlichen Erklärung desselben zu statten zu kommen. Allerdings ist dies der beste Weg neue Kenntnisse bey dem gemeinen Mann zu verbreiten, und wird dadurch

hof-

hoffentlich der vorgesetzte Endzweck um so ehender erreichet werden, da der Bauer nichts lieber lernet, als Dinge die ihm einen baldigen und augenscheinlichen Nutzen bringen.

L.

16. Vermischte Nachrichten.

Briefwechsel zwischen Sr. königl. Hoheit, dem Prinzen Gustav in Schweden und Sr. Excel. dem Herrn Reichsrath Grafen von Scheffer. Greifswald bey Röse, 1772. 17 Bogen in 8.

Dieser Briefwechsel ist als ein Uebungsstück des jetzigen Königs von Schweden in der ersten Jugend anzusehen, und verdiente aus mehr als einer Absicht auch in Deutschland bekannt zu seyn. Hr. Gadebusch, der, so viel wir wissen, das Lehramt des deutschen Staatsrechts zu Greifswald, welche Stelle erst neuerlich ist errichtet worden, erhalten hat, ist eigentlich nur Dollmetscher der schwedischen Uebersetzung des Herrn Georg Giädda, ursprünglich sind diese Briefe ohne Zweifel französisch geschrieben. Die deutsche Uebersetzung scheinet getreu und läßt sich bis auf ein paar Kleinigkeiten, die Sprachrichtigkeit betreffend, angenehm lesen.

Wir haben bereits die schönen Briefe des Grafen von Tessin an den Cronprinzen, wovon dieser Briefwechsel gewissermaßen als eine Fortsetzung anzusehen ist, wenigstens gehöret die erste Idee den Unterricht für den Prinzen in Briefe einzukleiden und dadurch den vorgetragenen Lehren mehrere Festigkeit als durch den mündlichen Unterricht zu geben, dem Grafen Tessin zu. Hier wird diese Absicht bey dem reifern Alter des Prinzen erweitert, der Graf von Scheffer will nicht allein belehren, sondern auch die Denkungsart seines hohen Eleven läutern und ihn zu eignem Nachdenken gewöhnen. Die hier gebrauchte Methode könnte nicht besser seyn. Der Graf wählt bald einen zufälligen Umstand, der sich ihm darbietet, bald einen Gegenstand aus der Politick und Moral z. B. von der Ehre, der Verstellung, der Freundschaft, vom Nutzen und der Schädlichkeit der Reisen, von der Bescheidenheit u. s. w. Er befragt den Cronprinzen um seine Meynung über die vorgetragenen Materien, maskirt sein eigenes Urtheil zuweilen mit Fleiß um den Prinzen von der Anhäng-

lichkeit an daſſelbe zu entfernen und das eigne Nachdenken über die Sache zu befördern und überläßt es dem Prinzen, Begriffe ſelbſt zu entwickeln und genauer zu beſtimmen, um einen feſten Standpunkt zu gewinnen, aus dem ſich die vorgelegte Frage ganz überſehen und beurteilen läßt. Die Briefe des Grafen von Scheffer ſind voller Sentiment, mit vieler Leichtigkeit geſchrieben, ohne daß irgendwo, auch da wo der Vortrag auf den Unterricht hauptſächlich abzielt, das ſchwerfallige des Lehrtons hervorſcheint. Die Beantwortungen des Kr. Pr. zeugen von einer richtigen Urtheilungskraft und ſchnellen Penetration das wahre und richtige ohne langes und mühſames Nachdenken lebhaft zu empfinden, zugleich aber auch von einer Geſchmeidigkeit des Geiſtes bey überwiegenden Gegengründen und genauerer Prüfung, eine behauptete Meynung wieder zu verlaſſen. Der Pr. geſtehet es mit einer liebenswürdigen Offenherzigkeit, wenn er glaubt, in ſeinem Urtheil ſich verirrt zu haben; aber nirgendswo haben wir bemerken können, daß ein ſolches Geſtändniß in einer Gefälligkeit gegen den Grafen v. Scheffer oder in einer Bequemlichkeit ſich das weitere Nachdenken über die vorgelegte Materie zu erſparen, ſeinen Grund habe; denn wo der Prinz in den Gegengründen noch keine völlige Ueberzeugung findet, hat er auch Standhaftigkeit gnug ſeine Meynung zu vertheydigen. Der ganze Briefwechſel iſt unverbeſſert gelaſſen worden, und das mit Recht: durch Verbeſſerungen wäre der nexus der Briefe geſtöhret worden, denn eine Abänderung in den Briefen des Grafen würde auch eine Veränderung in den darauf ſich beziehenden Schreiben des Kr. Pr. veranlaſſet haben, und dadurch wäre die eigentliche Abſicht der öffentlichen Bekanntmachung dieſes Briefwechſels gröſſtentheils vereitelt worden, die doch darinn beſtehet, das ſchwediſche Publikum von den erſten Entwickelungen der Fähigkeiten und Denkungsart ſeines jetzigen Monarchen zu unterrichten.

Vm.

Nachrichten.

Die Königlich Preußiſche Akademie der Wiſſenſchaften, deren aſtronomiſche Calender ehemals ſo beliebt geweſen, hat nun die Anſtalten getroffen, wodurch dieſe Arbeit wieder vor ſich gehen, und viel vollſtändiger und brauchbarer gemacht wer-

den

den soll. Es werden nemlich unter ihrer Aufsicht statt bemeldter Calender förmliche und sehr vollständige Ephemeriden in deutscher Sprache berechnet, und so eingerichtet, daß sie sehr leicht auf den Horizont eines jeden Ortes angewandt werden können. Jeder Band soll zwey volle Jahre voraus bey der Haude und Spenerschen Buchhandlung zu Berlin im Drucke erscheinen, und auf Michaelis dieses Jahres der Anfang mit dem für 1776. berechneten Jahrgange gemacht werden; so daß man diese Ephemeriden zeitig genug wird haben können, wodurch besonders den Calenderrechnern ein beträchtlicher Dienst erwiesen wird. Damit aber auch anderen Liebhabern der astronomischen und damit verwandten Wissenschaften diese Ephemeriden gleich bey der Herausgabe brauchbar werden können, so wird man nicht nur in den zween ersten Bänden die merkwürdigsten Himmelsbegebenheiten der Jahre 1774. und 1775. mit nehmen, sondern es soll die zweyte Hälfte eines jeden Bandes ein ordentliches astronomisches Magazin oder Sammlung von Beobachtungen, Nachrichten, Aufgaben ꝛc. enthalten, die theils unmittelbar in die Sternkunde, theils in die mathematische Geographie, Hydrographie, Zeitrechnung, Sonnenuhrenkunst, optische Wissenschaften ꝛc. einschlagen, und wobey auch die von auswärtigen Mitgliedern und Correspondenten der Akademie eingeschickte Beobachtungen, Nachrichten ꝛc. nach Maaßgabe des dazu gewiedmeten Raumes werden genutzt werden. Jeder Band beträgt ein Alphabet Text, nebst den zur Vorstellung der Sonnen- Erd- und Mondsfinsternissen, und andern merkwürdigen Himmelsbegebenheiten, Aufgaben, Beobachtungen, Nachrichten ꝛc. erforderlichen Kupferplatten und Figuren. Diese Größe jeden Bandes ist besonders auch deswegen, als hinlänglich erachtet worden, weil von allem, was in Absicht auf den Gebrauch der Ephemeriden gesagt werden kann, nur das nothwendigste in jedem Bande beybehalten, alles übrige aber in einer ausführlichen Anleitung zu den astronomischen Rechnungen nebst den dazu nöthigen Tafeln besonders herausgegeben werden soll.

Ankündigung der von dem Königl. Preußl. General-Ober-Finanz-Krieges- und Domainen-Directorio auf die Jahre 1773. und 1774. ausgesetzten Preiß-Aufgaben.

I. Preise auf das Jahr 1773.

Der erste Preiß von 150 Thl. wird demjenigen zuerkannt werden, welcher bis auf den 30ten Septembr. 1773. für Dachstühle

stühle einiger zum Theil ansehnlicher, zum Theil auch gemeiner Gebäude, Modelle oder Zeichnungen, nebst deren Beschreibung einliefern, und dabey die möglichst größeste Ersparung des Holzes zeigen, auch erweißlich machen wird, daß bey seinem Vorschlage wenigstens eine gleiche, wo nicht eine größere Dauerhaftigkeit und Festigkeit, als bey den bisher üblichen Dachstühlen zu erhalten stehe. Den zweyten Preiß von 200 Thlr. wird derjenige erhalten, welcher bis auf den 30. Septembr. 1773. die leichtesten und sichersten Mittel, das Wachsthum der Bäume in den Forsten zu verbessern und zu beschleunigen wird angeben, und dabey verificiren können, daß nach der von ihm vorgeschlagenen Art das Holz an Festigkeit und Stärke nichts verliere, sondern vielmehr gewinne. Den dritten Preiß, welcher sich nach Befinden der Umstände bis auf 250 Thlr. erstrecken wird, bekommt derjenige, der bis auf den letzten Septembr. 1773. ohne Ziegel, Bleche oder Schieferblatten zu gebrauchen, ein leichtes und sowol dem Regen als dem Feuer gut widerstehendes Dach, oder auch besonders einen Regen und Feuer haltenden, und dabey sowol leichten als nicht allzutheuern Kleister für Stroh oder Schindeldächer, oder auch für Dächer, die auf andere Arten z. E. mit Reisern, Abfallholze der Zimmerleute, Geflechte von Weiden, oder andern Reisern gemacht werden können, angeben wird.

II. Preise auf das Jahr 1774.

Der erste dieser Preise ist von 200 Thlr. und wird demjenigen zuerkannt werden, welcher bis auf den 30. Septembr. 1774. die gründlichste und vollständigste Beantwortung über die besondere Art und Dauerhaftigkeit, theils Gothischer, theils auch Römischer alter Gebäude und Mauerwerke wird eingereichet, und darinnen vorzüglich erörtert haben: in wiefern die bemeldete Dauerhaftigkeit, theils von der Zeit, und theils von den besondern Umständen des Orts, theils von den gebrauchten Steinen und Mörtel, theils von der Art die Mauerwerke anzulegen, aufzuführen, und zu behandeln, abhängt, und wie demnach, wenn neue Mauerwerke von gleicher Dauerhaftigkeit verlangt werden, dabey zu verfahren ist. Den zweeten dieser Preise von 250. Thlr. wird derjenige erhalten, welcher bis auf den 30. Septembr. 1774. einen zumahl nicht allzutheuern Kütt, Kleister, Firniß, oder überhaupt das dienliche Mittel wird angeben können, die in die Erde zu legende oder einzuschlagende Holzpfähle, Rammwerk, Roste, Zäune ꝛc. für Fäulniß zu bewahren, auch das Anfressen von Würmern zu hindern. Der dritte Preiß von

200

200 Thlr. wird für denjenigen ausgesetzt, welcher bis zu Ende des Septempers 1774. die Frage am gründlichsten erörtern wird: ob und in wie fern sich aus rohem Sande, Kies, Kalkſteinſtücken u. ſ. w. eine Compoſition von Bauſteinen, und zwar im Großen und auf eine nicht allzutheuere Art machen laſſe, es mag nun vermittelſt künſtlich anzulegender Steingruben oder auf andere Weiſe, jedoch wo immer möglich, mit Erſparung des Feuers geſchehen. Der vierte Preiß von 1000 Thlr. iſt zwar bereits ſchon für das Jahr 1772. ausgeſetzt worden, und betrift die Verbeſſerung des aus Wieſenerz geblaſenen Eiſens, und die Mittel, demſelben ſeine Sprödigkeit zu benehmen. Da aber keine hinlängliche Beantwortung dieſer Fragen eingegangen; ſo wird dieſelbe nebſt dem darauf geſetzten Preiſe der 1000. Thlr. hiermit nochmals für den 30. Septembr. 1774. aufgegeben, und zu deſto genauerer Erörterung derſelben folgende Erklärungen und Bedingungen hinzugeſetzet: das Eiſen auf deſſen Verbeſſerung es eigentlich abgeſehen iſt, wird aus Eiſenſteinen gezogen, welche durchgehends theils Raſen, theils Moraſtſteine ſind, die zwar keine halbmetalliſche, arſenikaliſche oder ſchwefelichte Theile, dagegen aber viel unmetalliſche Erde, Kieſel, Sand, Brand und Säure haben. Es wird demnach verlangt, daß in Beantwortung der vorgelegten Fragen, die Mittel, wie dieſer übeln Beſchaffenheit, des aus ſolchem Erzte gezogenen Landeiſens, da es nemlich zu kurz, ſpröde und kalkbrüchig iſt, am beſten abzuhelfen, angezeigt, und daher gründlich gewieſen werde: wie dergleichen Erze zum Schmelzen zuzubereiten? ob zu deren Verſchmelzung, die hohen oder die Blauöfen am dienlichſten ſind? wie ſtark die Gichten ſeyn müſſen? wie das Geſtelle einzurichten und der Wind zu führen? welches die beſten Zuſchläge ſind? wie der Bau der Friſchfeuer anzuſtellen, und ob die geſchloſſenen, oder die großen Feuer die beſten? wie dabey das Gebläſe zu führen? wie groß der Druck ſeyn müſſe? welches bey dieſen Friſchen die beſten Zuſchläge? welches die beſten Hämmer ſind, entweder die leichten zu 2, bis $2\frac{1}{2}$, oder die ſchweren zu 3, bis 4 Centner, und endlich ob es rathſam iſt Anlaufeiſen zu machen? Zu dieſen zu erörternden Fragen kommen noch die unumgänglich nöthigen Bedingungen, daß die vorzufindenden Mittel den Preis des Eiſens nicht vertheuern, und beſonders, daß aus 8 Centner rohem Eiſen, 5 Centner Stabeiſen mit einem Kohlenverbrand von 110 Scheffel oder $192\frac{1}{2}$ Cubicfuß Rheinl. geſchmiedet, und in einer Woche 18, bis 20 Centner geliefert werden. Da es endlich

mit dem ſo anſehnlichen Preiſe der 1000 Thlr. nicht auf bloße Projekte, ſondern auf die wirklich nach obigen Bedingungen zu erhaltende Verbeſſerung des bemeldeten Eiſens abgezwecket iſt: ſo werden diejenigen, die ſich in der That getrauen, allen Punkten Genüge zu leiſten ſich gefallen laſſen, ihre Vorſchläge auf einem der Königl. Hüttenwerke ſelbſt zu realiſiren und auf eigene Koſten aus bemeldeten Ertzen, wenigſtens 20 Centner Stabeiſen zu verfertigen, welches ohne alle Sprödigkeit und Kaltbrüchigkeit ſeyn, und auch in Abſicht auf den Preiß vorerwehnten Bedingungen ein völliges Genüge leiſten muß, ſo daß ſie widrigenfalls weder auf den Preiß der 1000 Thlr. noch auf die geringſte Erſtattung einiger Koſten, Anſpruch machen können. Um aber auch beſonders ſolche, die ſich ohne genugſame Ueberlegung zu den oben feſtgeſetzten Bedingungen anbieten dürfen, ſo viel möglich für eigenem Schaden und Nachreue zu hüten: ſo wird jedem freygeſtellet ſeine in Vorſchlag zu bringenden Mittel ſchriftlich einzugeben, nach deren Beurtheilung es ſich zeigen wird, ob und in wie fern die auf eigene Koſten vorzunehmende Proben ihm unter Hofnung eines glücklichen Erfolgs wird verſtattet werden können. Diejenigen nun, die ſich um einen oder mehrere dieſer Preiſe bewerben wollen, es mögen Ausländer oder Einheimiſche ſeyn, müſſen ſich nicht nennen, ſondern ihren Namen, Addreſſe und den Ort ihres Aufenthalts, in einem verſiegelten Zettel ſchreiben, auf demſelben eine ſelbſt beliebige Deviſe ſetzen, und ſolchen auch der Abhandlung und den etwa mit einzuſendenden Proben oder Modellen beyfügen, und alles vor dem für jeden der Preiſe beſonders angeſetzten Termine an das Königlich Preußiſche General- Ober- Finanz- Krieges- und Domainen Direktorium einſenden. Berlin, den 18 May 1773.

Herr Kapellmeiſter Wolf in Weimar will auf Pränumeration heraus geben ſechs Sonaten für das Klavier oder Fortepiano. Sie werden bereits gedruckt und auf künftiger Michael-Meſſe in Leipzig zu haben ſeyn.

Amtsveränderung.

Göttingen: Nach des ſel. Hambergers Tode, iſt Herr Dieze zum Profeſſore Hiſtoriae Litterariae P. O. auf daſiger Univerſität und zum erſten Cuſtos der akademiſchen Biblio-

thek

thek unter dem Charakter eines Sub-Bibliothekars: Herr Eyring aber zum Professore Philosophiae Extraordinario und zweyten Custos der Universitäts-Bibliothek bestellet worden.

Todesfall.

Den 22 Dec. 1772. starb zu Wien Sim. Ambr. Edler von Stock, S. Theol. D. Bischof zu Rosson in partibus, Ihro K. K. Maj. Rath, der theologischen Fakultät, und des Studii theolog. Praeses und Director im 63 Jahr seines Alters. Alle Verordnungen zu Einschränkung der Geistlichkeit, besonders der Ordensgeistlichen, die seit einigen Jahren daselbst erschienen; alle Anstalten in dem Bezirk der Theologie ꝛc. die als das erste schwache Licht einer Morgendämmerung — anzusehen sind, rühren allein von ihm her. Ihm allein haben es auch die dasige Protestanten zu danken, daß ihnen alle Bücher ihrer Religion, und andre, sonst nicht daselbst gangbare, verabfolgt werden. Die ansehnliche Bibliothek, die er zurück läßt, und welcher er sein ganzes Vermögen beynahe aufgeopfert, soll, seinem letzten Willen zufolge, verkauft, aus dem Betrag ein Kapital angelegt, und dessen Zinsen dazu angewendet werden, armen Studierenden Bücher davon zu verschaffen.

Druckfehler.

In des XVII. Bandes I. Stücke.

S. 95. Zeile 10. sel. bleibt weg, denn der V. lebt noch. S. 241. Z. 11. von unten für Ist lies In. S. 290. Z. 5. Büchlichen l. Büchelchen.

In des XVII. Bandes II. Stück.

S. 328. Z. 22. den Ausdruck l. des Ausdrucks. S. 361. Al. für Ra. S. 382. Z. 8. von unten der l. des. S. 392. Z. 19. muß nach wird kein (.) sondern ein (,) stehen und in eines fortgelesen werden. S. 484. Z. 6. von unten ihr l. ihro.

In des XVIII. Bandes I. Stück.

S. 241. Z. 33. ſtatt Pigui l. Pingvi. S. 248. Z. 29. ſtatt Luftmaterie l. Lichtmaterie. S. 250. Z. 13. ſtatt Geſtirn l. Geſtein.

In des XVIII. Bandes II. Stücke.

S. 438. Z. 10. endlicher l. unendlicher. Z. 8. von unten gerne l. Gründe.

In des XXIX. Bandes II. Stücke.

S. 344. Z. 6. von unten pf. für ff. S. 347. Z. 17. pf. für ff. S. 348. Z. 10. lies הנה S. 350. Z. 1. ל לעולם S. 359. Z. 24. שָׁלוֹ

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 03343 5671